

Nr. 251

Lese-Institut

der

J. G. Wölfle'schen Buchhandlung, Freising.

Lesebedingungen:

1. Das Abonnement, welches im Voraus zu entrichten ist, beträgt bei Entnahme von 3 Bänden, welche täglich getauscht werden können, für 1 Monat . . . . Mark 1.20
Lesegebühr pro Band und Tag . . . . . . „ —.05

2. Auswärtige Abonnenten erhalten pro Woche 6 Bände und zahlen Mark 1.50 pro Monat, Sendung anf deren Kosten und Gefahr.

3. Länger als 14 Tage darf kein Buch schon im Interesse der Leser znrückbehalten werden.

4. Jeder unbekannte Leser hat den Wert der Bücher einzusetzen; beschmutzte und verlorene Bücher sind dem Wert nach zu ersetzen.

5. Solange der Leser ein Buch in Händen hat, läuft das Abonnement bezw. die tägliche Lesegebühr fort.

6. Um größte Schonung der Bücher wird dringend gebeten.

7. Es wird höflich ersucht, nur nach den im Kataloge beigedruckten Nummern zn verlangen.

Jeder Leser unterwirft sich stillschweigend diesen Bedingungen, worauf wir uns event. berufen.



Geschichte

der

Revolutionszeit

von

1789 bis 1800.

Von

Heinrich von Sybel.

Vierter Band.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Verlagshandlung von Julius Buddeus.

1878.

Geschichte

der

Revolutionszeit

von

1795 bis 1800.

Von

Heinrich von Sybel.

Erster Band.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Verlagshandlung von Julius Buddeus.

1878.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Ich lege hier den ersten Band einer Fortsetzung meiner Geschichte der Revolutionszeit (des ganzen Werkes vierten Band) vor, welcher die Erzählung bis zum Frieden von Campo Formio hinabführt; ein folgender letzter Band wird dann die Ereignisse bis zum Schlusse des Jahrhunderts darstellen. Den so oft geschilderten Stoff noch einmal zu behandeln, dazu hat mich vor Allem das neue urkundliche Material veranlaßt, welches mir aus den Archiven von London, Neapel und, im reichsten Maße, von Wien zu entnehmen vergönnt war. Auch das sonst so streng gehütete Pariser Archiv der auswärtigen Angelegenheiten wurde mir nach mehr als einem vergeblichen Versuche endlich in den Jahren 1866 und 1867 durch die persönliche Intervention des Kaisers Napoleon zugänglich. Ich freue mich dabei, es dankbar constatiren zu können, daß in Wien wie in Paris die Autorisation ohne Bedingung noch Einschränkung gegeben wurde, aus voller wissenschaftlicher Liberalität, oder, wenn man lieber will, nach der wahren politischen Einsicht, daß für den geschichtlichen Nachruhm der Staaten die ganze Kenntniß immer vortheilhafter ist als die halbe. Die vielumstrittene Thugut'sche Politik liegt jetzt aus ihren eigenen Urkunden der historischen Betrachtung offen. So weit ich zu sehen vermag, habe ich aus den österreichischen Acten vielfache Belehrung und Berichtigung im

Einzelnen erhalten, meine Auffassung aber der Gesammtrichtung überall nur bewährt und verstärkt gefunden. Was die Gegner „kleindeutsche Geschichtbauerei" genannt hatten, ist für die Vergangenheit durch die Eröffnung der authentischen Quellen ebenso wie durch die großen praktischen Erfolge der heutigen Fortentwicklung bestätigt worden.

Darf ich etwas Aehnliches von dem zweiten Punkte sagen, der meinem Buche zahlreiche Freunde und Widersacher verschafft hat, von meiner Darstellung der französischen Revolution und des aus derselben entspringenden Imperialismus? Wenigstens in Frankreich mehren sich zur Zeit die Stimmen, welche bei aller Hingebung an das Ideal von 1789 die Verkehrtheit der Richtung anerkennen, in welcher man damals die Verwirklichung desselben erstrebt hat. Lange Zeit war sonst die Anschauung aller Liberalen in Europa von dem Gedanken beherrscht, daß die französische Revolution der Ausgangspunkt eines neuen Weltalters, und ihr Programm die maßgebende Richtschnur für alle künftige Freiheitsschöpfungen sei. In der That aber ging seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts durch unsern ganzen Welttheil eine Reformbewegung, in welcher die französische Litteratur nur als ein einzelnes Moment erscheinen kann, als eines der glänzendsten ohne Zweifel, jedoch schwerlich, nach der radicalen Wendung, die sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genommen, als eines für praktische Politik ergiebigen. Dies trat gleich 1789 an das Licht; die Revolution zeigte sich mächtig im Zerstören, aber nicht vermögend, auch nur für einen Tag ein geordnetes Staatswesen herzustellen. Sie erklärte die Freiheit für die Befugniß jedes Volkshaufens, sich gegen das bestehende Gesetz aufzulehnen; sie rief die Gleichheit Aller aus, ohne die zahllosen Verschiedenheiten in der Fähigkeit und der Gesinnung unter den Menschen zu beachten. Sie that dies in einem Lande, wo die bestehende Centralisation jeder kecken Minderheit verstattete, durch einen Handstreich in Paris sich zum Herrn des ganzen Staats zu machen, unter einem Volke, wo die Ungleichheiten der Bildung und des Besitzes tiefer und klaffender als irgend sonst in Europa waren. Es konnte nicht fehlen: vom Anbeginn an warf eine solche Revolution das Land in eine allgemeine Auflösung und Verwirrung,

bei der keine andere Berufung als die an die materielle Stärke, an die durchgreifende Gewalt mehr übrig blieb. Zuerst kam dann die Gewalt des Wohlfahrtsausschusses, das heißt der Clubs und der von ihnen geschulten Pöbelmassen; bald genug aber zeigte sich, daß, wo die Gewalt das entscheidende Maß gibt, der Degen stärker ist als die Barrikade, und der Heerführer stärker als der Volksredner. Das Empire hatte mit Robespierre die Unterdrückung der Freiheit und die Verherrlichung der Gleichheit gemein; dennoch wurde es im ersten Augenblick von dem besitzenden und gebildeten Theile der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, weil es in seiner militärischen Ordnung die Straßentumulte beseitigte und das Privatrecht zwar einengte aber nicht in seinem ganzen Bestande vernichtete. Auf die Dauer aber wurde der Druck des soldatischen Despotismus unerträglich; die zurückgedrängten Freiheitstriebe rührten sich von Neuem, fanden aber auch jetzt keine andere als die alte revolutionäre Form, und in etwas langsamerer Entwicklung begann der verhängnißvolle Kreislauf zum zweiten Male. Er wird in Frankreich auch zum dritten und vierten Male nicht ausbleiben, wenn das Land nicht die Anschauungen der revolutionären und egalitären Demokratie von 1789 gründlich berichtigt, wenn es nicht das heilige Insurrectionsrecht ein für alle Male ächtet, anstatt des Rufes: gleiches Recht für Alle, die Forderung gleicher Gerechtigkeit für Alle setzt, und zunächst sich begnügt, die ersehnte Gleichheit in der Beschaffenheit der Menschen und der Dinge vorzubereiten.

Es ist erfreulich zu sehen, daß, namentlich durch das neue Decentralisationsgesetz, durch die Forderung allgemeiner Wehr- und Schulpflicht, durch die Anträge auf Laienunterricht und Einkommensteuer erhebliche Schritte auf dem richtigen Wege geschehn. Aber auch die Schwierigkeiten und Widerstände treten drohend hervor; niemand fühlt sich sicher vor neuen Ausbrüchen der Revolution, und mit der Revolution bleibt auch das Empire in der Reihe der Möglichkeiten, verhalte es sich mit den persönlichen Aussichten der Bonaparte's wie es wolle. Schwerlich wird man, glaube ich, heute schon die Geschichte des ersten Napoleon mit der objectiven Ruhe lesen können, mit der man zertrümmerte Alterthümer sonst zu betrachten pflegt.

Allerdings, wir Deutsche sehen seit 1870 mit gelassenerem Muthe den Wechselfällen der französischen Politik entgegen, als zu der Zeit unserer nationalen Zersplitterung. Die Kriegsgefahr, welche früher bei dem Namen Napoleon uns vor die Seele trat, ist durch die Stärkung unserer Wehrkraft beseitigt. Aber auch die andere Sorge vor der inneren Ueberfluthung durch französische Ideen, wie sie 1789, 1830, 1848 vorkam, ist verringert. Unser neues Staatswesen ist durch seinen Ausgangspunkt auf eine gründlich andere Entwicklung gewiesen, als es Frankreich war auf den Wegen von 1789. Das neue deutsche Reich ist aus dem Nationalitätsprincip erwachsen, und dieses ist unverträglich mit dem verfälschten Gleichheitsbegriffe der französischen Revolution. Der letztere spricht der individuellen Eigenartigkeit jede Berechtigung ab, sowohl für die einzelnen Menschen als für die Völker; die angebliche Weltbefreiung der Girondisten, die Welteroberung Napoleon's waren nichts als folgerichtige Anwendung desselben Grundgedankens, welcher in Frankreich selbst die freie Entwicklung der einzelnen Bürger bereits erdrückt hatte. Im geraden Gegensatze dazu ruht das Nationalitätsprincip auf der Anerkennung, daß die persönliche Freiheit nur unter dem Schutze einer Staatsgewalt bestehn kann, deren Häupter die Sprache ihres Volkes reden, seine Stimmungen theilen, den Pulsschlag seines Geistes mitfühlen, und umgekehrt, daß die Macht einer solchen Staatsgewalt von dem Einzelnen nicht mehr als peinliche Beschränkung, sondern als läuternde Förderung seines eignen Wesens empfunden wird. Die Achtung vor der persönlichen Selbständigkeit ist der Grund, die Versöhnung von Macht und Freiheit ist die Folge des Nationalitätsprincips.

Sollte die Hoffnung zu kühn sein, daß es Deutschland gelingen werde, aus seinen Zuständen die falsche Gleichheit und die individuelle Ungebundenheit, und damit die tyrannischen Auswüchse zu beseitigen, welche in Frankreich die Verwirklichung eines freien Staatswesens bisher verhindert haben?

Dieselbe Auffassung, zu der uns die bestimmende Grundlage unseres eigenen Reiches berechtigt, erwächst uns aus der Betrachtung unserer Gegner.

Sie bestürmen uns, wie man weiß, von entgegengesetzten Seiten her, Verfechter des mittelalterlichen Zustandes, wo die Gewalten aller Staaten unter der päpstlichen Oberhoheit standen, und Vorkämpfer einer demokratischen Zukunft, die überhaupt das Wort Nation und Staat nicht hören wollen. Gemeinsam ist Beiden, daß sie als stolze Weltbürger unsere nationale Beschränktheit verdammen; sie klagen uns an, daß wir der erhabenen Gemeinschaft der Menschheit vergessen, und prophezeien uns Unfreiheit und Säbelregiment, weil Deutschland sich eine nationale Monarchie und ein nationales Heerwesen gegeben hat. Man darf zurückfragen, was die Menschheit betrifft, ob die päpstliche Weltherrschaft des Mittelalters jemals auch nur ein Jahr völligen Friedens über Europa gebracht, oder ob das Menschenalter nach 1789 etwa eine Zeit der harmlosen Eintracht und Bruderliebe gewesen ist. Sicher ist es, daß gerade diese kosmopolitischen Parteien zu jeder Zeit die höchste Meisterschaft in der Vernichtung der individuellen Freiheit bewiesen haben; kein anderes Herrschersystem hat die geistige Mündigkeit der Menschen gründlicher zu brechen gewußt als das jesuitische, und bei der Erstrebung desselben Zweckes hat sich die Pariser Commune von 1871 ihren Mustern von 1793 vollkommen ebenbürtig gezeigt. Auch das Stück Weltgeschichte, welches der vorliegende Band behandelt, gibt dazu eindringliche Belege; in diesem Sinne habe ich geglaubt, auf die hier einschlagenden Erscheinungen, die Verschwörung Babeuf's und den Zustand des Kirchenstaats in jener Zeit, etwas ausführlicher eingehn zu sollen, als es sonst durch die allgemeinen Verhältnisse der Darstellung vielleicht erforderlich gewesen wäre. Je vielfacher und klarer die freiheitmörderische Tendenz jener weltbürgerlichen Bestrebungen geschichtlich erhärtet wird, desto entschiedener können die nationalen Parteien, die auf völlig entgegengesetztem Boden stehen, des Vertrauens leben, daß sie des rechten Weges zur Erlangung geordneter Freiheit sicher sind. Oder wäre es nicht ein offener Widerspruch in sich selbst, wenn der nationale Gemeinsinn die höchsten Güter seiner Genossen schädigen sollte? und kann man sich eine gesunde Eintracht unter den Völkern denken, so lange nicht jedes derselben die seinem nationalen Wesen entsprechenden Einrich-

tungen gefunden hat? Das deutsche Reich würde von dem tiefsten Princip seines Daseins abfallen, wenn sein Bestehen nicht dem Frieden und der Freiheit förderlich würde.

Bonn, 2. December 1871.

Der hier vorliegenden zweiten Auflage dieses Bandes habe ich nur wenige Worte vorauszuschicken.

Sie hat keine so erhebliche Umarbeitung nach neuen archivalischen Materialien erfahren, wie die vierte Auflage der drei ersten Bände, ist jedoch überall im Einzelnen revidirt und mehrfach ergänzt und verbessert. Erst nach Vollendung des Druckes habe ich bemerkt, daß Bernhardi in den Beilagen zu seiner russischen Geschichte seit 1815 Aufzeichnungen der Kaiserin Catharina über die mißlungene Verlobung ihrer Enkelin Alexandra mit König Gustav IV. von Schweden (Seite 336 und 337 dieses Bandes) mitgetheilt hat, wonach die Frage des Religionswechsels schon vor dem Verlobungstage zwischen Catharina und Gustav ohne bestimmtes Ergebniß besprochen, trotzdem aber die Katastrophe in der hier erzählten Weise erfolgt, und Gustav dann nach Verlauf einiger Tage aus Petersburg abgereist ist.

Berlin, 1. Mai 1878.

Heinrich von Sybel.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Regierung des Directoriums.

Seite

Erstes Capitel. **Innerer Zustand Frankreichs** 3

Charakter der Parteien. — Gesetze gegen die Emigranten. — Umwälzung des Familienrechts. — Freiheit der Ehescheidung. — Rechte der natürlichen Kinder. — Aeltere Gesetze über das Erbrecht. — Umgestaltung des Erbrechts. — Gesetz vom 17. Nivose II. — Lage der Grundbesitzer. — Unsicherheit der Pachtverträge. — Zerrüttung des Bodencredits. — Entwerthung des Papiergeldes. — Fortdauer der kirchlichen Wirren. — Kirchliche Streitigkeiten. — Zerrüttung des Unterrichts. — Mißlingen der neuen Schulen. — Traurige Lage der Communen. — Einziehung der Gemeindegüter. — Verfall der Rechtspflege. — Absichten der Machthaber.

Zweites Capitel. **Anfänge des Directoriums** 47

Die Directoren. — Die Minister. — Niedere Behörden. — Absetzung mißliebiger Beamten. — Manifest der Regierung. — Kriegerische Politik. — Finanznoth. — Zwangsanleihe — Mißlingen des Zwangsanlehens. — Wachsendes Deficit. — Angriffe der Presse. — Club des Pantheon. — Gracchus Babeuf. — Verhandlungen über die Emigranten. — Streichung aus der Emigrantenliste.

Drittes Capitel. **Neues Papiergeld** 79

Hoffnungen des Finanzministers. — Fehlschlagen des Bankprojects. — Betrag der Assignaten. — Schließung der Clubs. — Krieg in der Vendee. — General Hoche. — Tod Stofflet's und Charette's. — Revolutionäre Finanzpolitik. — Territorialmandate. — Verhandlung über Lyon. — Niederlage der Mandate.

Seite

Viertes Capitel. **Babeuf's Verschwörung** 103

Jacobinische Umtriebe. — Amar und seine Freunde. — Babeuf's Empörungsausschuß. — System der Verschwörer. — Urtheil über Babeuf's Pläne. — Schlachtplan der Verschwörung. — Cochon Lapparent wird Polizeiminister. — Grisel's Anzeige. — Parteiung unter den Verschworenen. — Verhaftung der Verschwörer. — Der Staatsgerichtshof. — Jacobinische Tumulte im Süden. — Finanzielle Maßregeln. — Allgemeine Discreditirung der Mandate. — Babeuf's Ende.

Zweites Buch.

Mailand und Mantua.

Erstes Capitel. **Absichten der Coalition** 137

Allgemeine Stimmung der Mächte. — Thugut's Eröffnungen an Rußland. — Rußlands Antwort. — Englands Vorschläge. — Verhandlung mit Sardinien. — Italien bleibt ohne Verstärkung. — Thugut's Mißtrauen gegen Sardinien. — Stärke des austrosardischen Heeres. — Englische Friedensnote. — Zaudern Oesterreichs.

Zweites Capitel. **Erste Siege Bonaparte's** 158

Bonaparte's Jugend. — Bonaparte's Stellung in Corsica. — Bonaparte's Vertreibung aus Corsica. — Bonaparte wird Führer des Heers von Italien. — Sein Aufruf an die Armee. — Stärke der Armee. — Angriff der Oesterreicher. — Montenotte, Millesimo, Dego. — Angriff auf die Sardinier. — Sardinien begehrt Waffenstillstand. — Waffenstillstand mit Sardinien. — Das Directorium und Bonaparte. — Treffen bei Lodi. — Bonaparte's Selbständigkeit. — Leiden Italiens. — Kämpfe am Mincio.

Drittes Capitel. **Venedig. Rom. Spanien** 190

Friede mit Sardinien. Venetianische Politik. — Venedigs Neutralität. — Venedig von beiden Seiten bedrängt. — Bonaparte besetzt Verona. — Neapolitanische Unterhandlung. — Bonaparte's italienische Pläne. — Lage der römischen Curie. — Friedenspräliminarien mit Rom. — Besetzung Livorno's. — Spaniens Annäherung an Frankreich. — General Perignon. — Gefahren des Friedensfürsten. — Entwurf des Bündnisses. — Weitere französische Forderungen.

Viertes Capitel. **Krieg in Süddeutschland** 219

Stellung der Heere am Rhein. — Muthlosigkeit des Erzherzogs Carl. — Wurmser wird nach Italien berufen. — Kämpfe an der Lahn. — Mo-

Seite

reau's Rheinübergang. — Schlacht bei Malsch. — Rückzug des Erzherzogs an die Donau. — Verkehrte Befehle des Directoriums. — Mißhandlung des Landes. — Friedensschlüsse Würtembergs und Badens. — Preußische Politik. — Französische Vorschläge. — Einwirkung des Prinzen Heinrich. — Preußisch-französischer Vertrag. — Preußens Annexionen in Franken.

Fünftes Capitel. **Castiglione und Bassano** 250

Bonaparte's Persönlichkeit. — Wurmser's Angriff. — Bonaparte's Vorkehrungen. — Bonaparte und Augereau. — Aufhebung der Belagerung von Mantua. — Augereau's Festigkeit. — Wurmser's Zaudern. — Rückzug des Generals Quosdanowitsch. — Schlacht bei Castiglione. — Pläne des Directoriums. — Neuer Angriffsplan Wurmser's. — Davidowitsch's Niederlage. — Wurmser's Niederlage. — Wurmser's Flucht nach Mantua.

Sechstes Capitel. **Siege des Erzherzogs Carl** 278

Wartensleben's verkehrter Marsch. — Schlacht bei Neresheim. — Jourdan gegen die böhmische Grenze. — Carl gegen Jourdan. — Jourdan's Rückzug an den Main. — Schlacht bei Würzburg. — Jourdan's Rückzug an die Lahn. — Moreau's Unschlüssigkeit. — Kampf am Lech. — Moreau's Rückzug. — Moreau's bedenkliche Lage. — Gefechte bei Biberach und Schliengen. — Ergebniß des deutschen Feldzugs.

Siebentes Capitel. **Lockerung der Coalition** 304

Rußland will ein Heer an den Rhein senden. — Thugut's neue Hoffnungen. — Englische Parteien. — Gährung im niedern Volke. — Irische Zustände. — Reformen in Irland. — Fitzwilliam in Dublin. — Revolutionäre Bewegung in Irland. — Vereinte Iren und Orangemänner. — Pitt wünscht Frieden. — Sendung Malmesbury's nach Paris. — Malmesbury's Aussichten. — Verhandlung zwischen Oesterreich und England. — Thugut's Friedensbedingungen. — Thugut's Zorn auf England. — Letzte Hoffnung Thugut's auf Rußland. — Tod der Kaiserin Catharina.

Achtes Capitel. **Arcole und Rivoli** 339

Bonaparte's italienische Pläne. — Päpstlich-französische Unterhandlung. — Ansichten des Directoriums über Italien. — Allvintzy's Rüstung. — Erste Erfolge der Oesterreicher. — Bonaparte's neuer Plan. — Beginn der Schlacht von Arcole. — Zweiter Schlachttag. — Dritter Tag. Rückzug Allvintzy's. — Sendung des Generals Clarke. — Ende der englischen Unterhandlung. — Der Angriff auf Irland scheitert. — Clarke's Unterhandlung schlägt fehl. — Bonaparte's Pläne gegen Venedig. — Allvintzy's letzter Versuch. — Schlacht bei Rivoli. — Niederlage der Oesterreicher.

Drittes Buch.

Leoben.

Seite

Erstes Capitel. **Der Kirchenstaat** 377

Seine Bedeutung für die Kirche. — Eindruck Roms auf Fremde. — Willkür der Regierung. — Justiz und Unterricht. — Polizei. Monopole. — Ackerbau und Gewerbe. — Erhebung Pius' VI. — Persönlichkeit Pius' VI. — Angriff Bonaparte's. — Einnahme Ancona's. — Neapolitanische Vermittlung. — Friedensgesuch der Curie. — Friede von Tolentino.

Zweites Capitel. **Der Feldzug in Oesterreich** 406

Thugut's Stellung. — Unzulänglichkeit des Erzherzogs Carl. — Aufstellung des österreichischen Heeres. — Bonaparte's Streitkräfte. — Bonaparte's Pläne gegen Venedig. — Bonaparte's Feldzugsplan. — Beginn der Operationen. — Kampf am Tagliamento. — Einnahme von Gradisca. — Entscheidende Kämpfe bei Tarvis. — Joubert siegt in Tyrol. — Französische Umtriebe in Venetien. — Empörung von Bergamo und Brescia. — Schwäche der venetianischen Regierung. — Bonaparte und die Venetianer. — Bonaparte bietet Frieden an.

Drittes Capitel. **Neuwahlen in Frankreich** 439

Communistische und bourbonistische Complote. — Vereitelung der Complote. — Innere Zustände. — Sinken der Moral. Verfall der Schulen. — Schließlicher Bankerott der Mandate. — Verhandlungen über die Privatverträge. — Reduction der Privatschulden. — Zerrüttung des Staatshaushaltes. — Verfolgung der Priester und Emigranten. — Das Gesetz vom 3. Brumaire. — Verhandlung über die Preßfreiheit. — Bedrohung der Preßfreiheit. — Verfälschte Polizeiberichte. — Niederlage der Regierung bei den Wahlen. — Bonaparte's Stellung zu den Parteien.

Viertes Capitel. **Die Friedenspräliminarien** 470

Thugut's Händel mit England. — Thugut's Zorn gegen Preußen. — Thugut gegen Entschädigung in Deutschland. — Thugut tritt in die französische Unterhandlung ein. — Bonaparte's Vormarsch auf Leoben. — Oesterreichische Rüstungen. — Beginn der Friedensverhandlung. — Ausdehnung der Kämpfe in Venetien. — Bonaparte's Auftreten gegen Venedig. — Bonaparte's Gespräch mit Verninac. — Bonaparte bietet den Oesterreichern Venetien. — Die Rheinlande und Modena. — Fortschritte der Unterhandlung. — Bonaparte weigert Modena. — Abschluß. — Bonaparte's Aeußerungen darüber. — Thugut's Aeußerungen gegen England. — Thugut's Berichte nach Petersburg.

Viertes Buch.

Campo Formio.

Seite

Erstes Capitel. **Fall von Venedig** 509

Weisungen des Directoriums für den Frieden. — Kämpfe in Venetien. — Aufstand in Verona. — Kampf im Hafen von Vendig. — Bonaparte's Drohungen. — Kriegserklärung gegen Venedig. — Bonaparte in Mailand. — Unterhandlung mit Venedig. — Villetard's Umtriebe in Venedig. — Auflösung der venetianischen Regierung. — Vertrag mit Venedig. — Verhandlung mit Gallo. — Thugut's Instruction für Gallo. — Bonaparte's Gegenforderungen. — Gallo's Nachgiebigkeit.

Zweites Capitel. **Montebello** 540

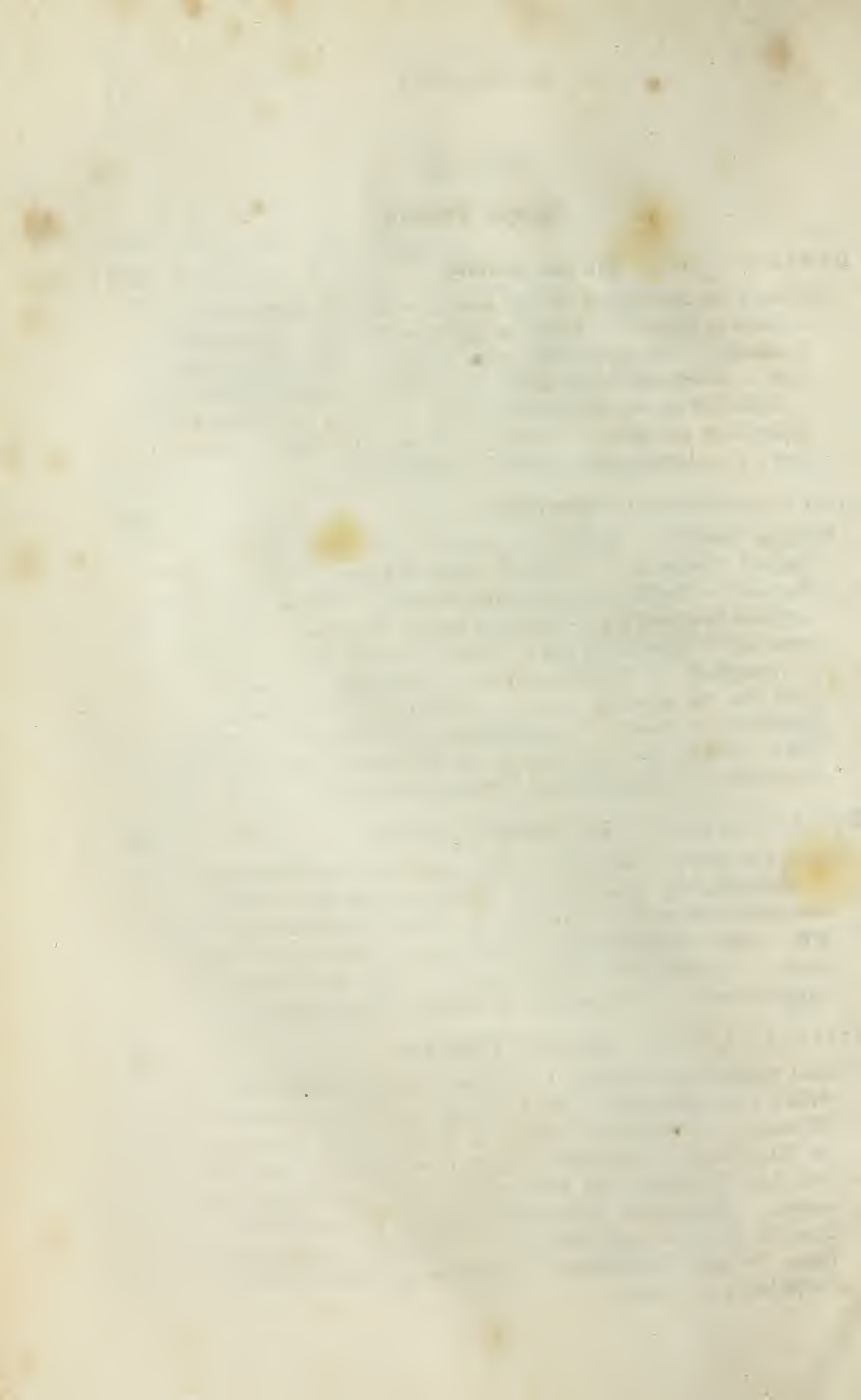
Besetzung Corfu's. — Unruhen in Genua. — Ligurische Republik. — Thugut's Entrüstung. — Thugut's falsche Schritte. — Innere Lage Englands. — Englisch-französische Unterhandlung. — Stocken der österreichischen Unterhandlung. — Spaltung zwischen Directorium und Volksvertretung. — Verhandlung über die Priester. — Streit über die Colonien. — Finanznoth. — Verschleuderungen. — Wachsende Spannung. — Zwist über die auswärtige Politik. — Verhältniß zu Nordamerika. — Parteikampf in Amerika. — Gewaltschritte des Directoriums. — Dumolard's Interpellation über Venedig. — Bonaparte's Zorn gegen die Fünfhundert. — Bonaparte sinnt auf einen Staatsstreich.

Drittes Capitel. **Der achtzehnte Fructidor** 582

Barras und Hoche. — Intriguen der Frau von Stael. — Ministerwechsel. — Truppenmärsche gegen Paris. — Muthlosigkeit des Directoriums. — Bonaparte's Eingreifen. — Augereau in Paris. — Unterhandlung in Lille. — Frankreichs übertriebene Forderungen. — Haltung der Royalisten. — Haltung der Constitutionellen. — Der Staatsstreich. — Proscriptionen. — Verfolgung der Zeitungen. — Deportationen.

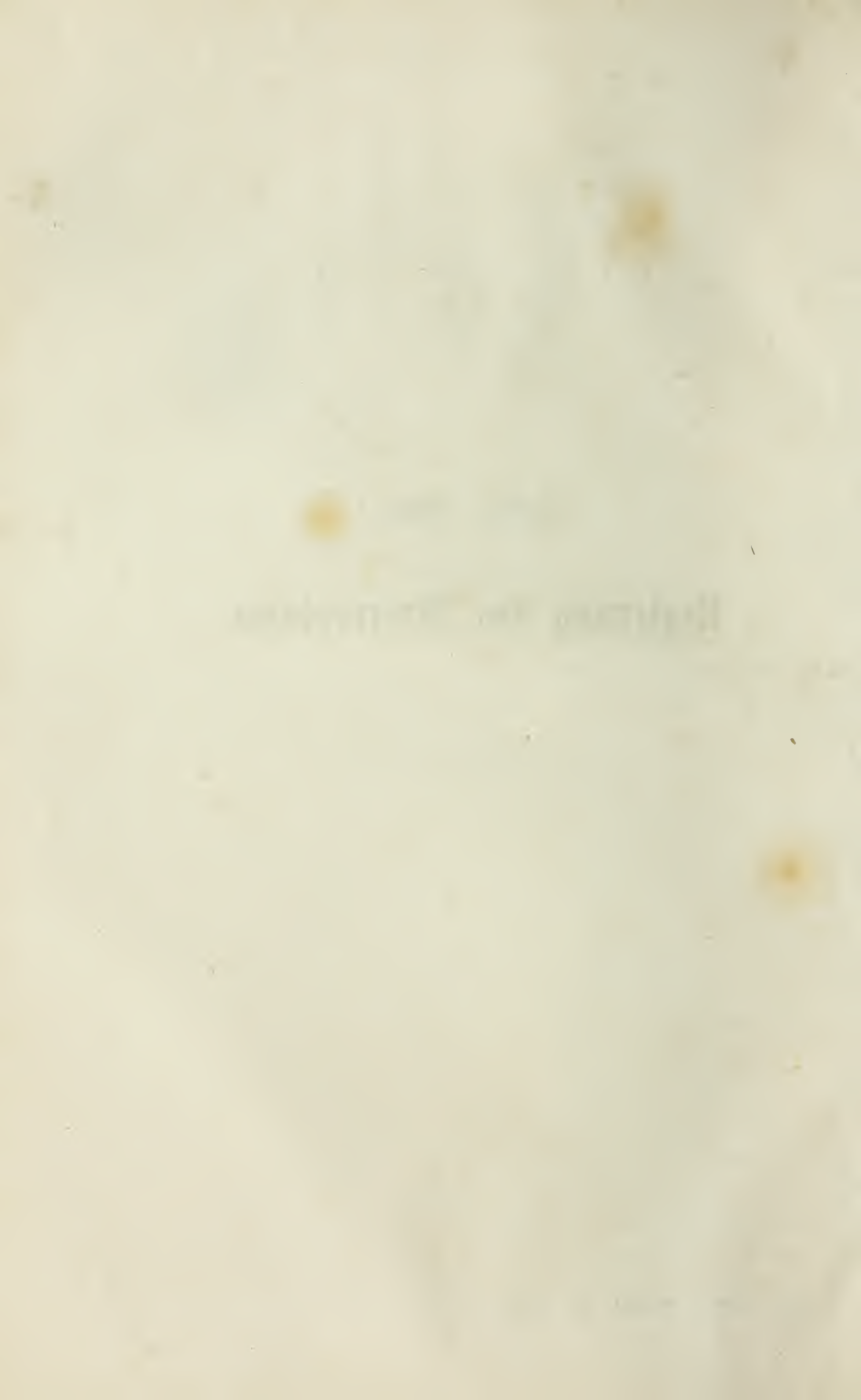
Viertes Capitel. **Friede mit Oesterreich** 613

Thugut verhandelt mit England. — Oesterreich beschließt nachzugeben. — Gallo's neue Instruction. — Verhandlungen in Udine. — Bonaparte's Ultimatum. — Bonaparte's orientalische Pläne. — Neue Forderungen des Directoriums. — Bonaparte's Festigkeit. — Das Directorium unterwirft sich. — Cobenzl's erste Eröffnungen. — Die Reichsintegrität aufgegeben. — Feindseligkeit Bonaparte's gegen Rom und Graubünden. — Thugut's Argwohn gegen Preußen. — Vorläufige Vereinbarung in Udine. — Letzte Verhandlungen. — Vertrag von Campo Formio. — Aussichten in die Zukunft.



Erstes Buch.

Regierung des Directoriums.



Erstes Capitel.

Innerer Zustand Frankreichs.

Ehe wir die Thätigkeit der neuen Regierung, die auf Grund der Verfassung von 1795 Frankreich verwalten sollte, darzustellen versuchen, rufen wir uns den Zustand in das Gedächtniß zurück, in welchem die Revolution das Land den constitutionellen Behörden hinterlassen hatte. Es gibt kein anderes Mittel, die Aufgabe der damaligen Staatsgewalt in klarer Bestimmtheit zu erkennen, und die Bestrebungen der Parteien nach gerechtem Maaße zu würdigen.

Da die Revolution mit der Bekämpfung einer feudalen Monarchie und unter dem Rufe der Freiheit und Gleichheit begonnen hat, so hat man sich lange Zeit daran gewöhnt, revolutionäre und liberale Bewegung für gleich bedeutend zu nehmen, und unter dem Vorbehalte, etwaige Ueberstürzung und Uebertreibung zu tadeln, die Gesinnung der damaligen Parteien um so mehr als eine liberale anzuerkennen, je weiter und entschiedener sie auf den revolutionären Bahnen vorwärts geschritten sind. Der damaligen Rechten haben unsere Conservativen, der damaligen Linken unsere Liberalen ihre Sympathien zuwenden zu müssen geglaubt, ganz so, als hätte es sich auch damals wie heute um den Gegensatz starker Regierung als Ziel der Rechten und weiter Volksfreiheit als Programm der Linken gehandelt.

In den früheren Abschnitten unserer Erzählung haben wir gesehen, in wie weit eine solche Vorstellung für die ersten sechs Jahre der Revolution berechtigt ist. An dieser Stelle ist zu betonen, daß sie für die Zeit des Directoriums das gerade Gegentheil der Wahrheit enthalten würde. Wie wir wissen, hatte die linke Seite des Conventes durch die Wahlgesetze des

Fructidor und den Straßenkampf des Vendemiaire Besitz von der neuen Regierung ergriffen, während die Rechte von der öffentlichen Meinung fast der gesammten Nation die lebhafteste Begünstigung erfuhr. Diesem Verhältniß entsprechend nahmen die beiden Parteien ihre Stellung in dem Staatsleben der neuen Verfassung. Die ehemalige Linke focht für die Machtinteressen der Regierung, für straffe Zucht der Behörden und möglichste Einschränkung der Volksfreiheit, die ehemalige Rechte begehrte Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Selbständigkeit der Gemeinden und der Gerichte, Abhängigkeit der Regierung von der Volksvertretung. Wenn man die Parteien nach ihrem Verhalten zur Kräftigung der bestehenden Staatsgewalt sondert, so war ohne allen Zweifel damals die frühere Linke die conservative oder gouvernementale, die frühere Rechte die liberale oder populäre Partei. Die erstere wollte die republikanische Regierung um jeden Preis behalten, erklärte deshalb bei jedem Anlasse ihren Abscheu gegen die Erhebung eines gekrönten Despoten, suchte aber die eignen Führer mit möglichst unbeschränkter Machtvollkommenheit auszustatten: die große Masse der letztern war dagegen im Stillen der Meinung, daß die Republik die schlimmste aller Tyranneien geschaffen habe und die Freiheit nur von der Herstellung der Monarchie zu hoffen sei.

In der That aber — und dies ist das Entscheidende für die geschichtliche Auffassung des Zustandes — war damals die Frage der Staatsform für die Volksmassen eine völlig untergeordnete und höchstens mittelbar bedeutende. Die Schreckenszeit hatte mit so furchtbarem Wüthen alle Fundamente des menschlichen und bürgerlichen Daseins zertrümmert, daß der Wiederaufbau der gesellschaftlichen Ordnung von den ersten Anfängen beginnen mußte. Sie hatte die Familien zersprengt, das Eigenthum entwurzelt, den Handel und Credit vernichtet; sie hatte ein Drittel des Bodens confiscirt, Hunderttausende erschlagen, eingekerkert, verbannt; sie hatte die Kirchen geschlossen, die Schulen aufgelöst, die Gemeinden beraubt; sie hatte an die Stelle von Verwaltung und Rechtspflege die schrankenlose Willkür einer allgegenwärtigen Pöbeltyrannei gesetzt. Seit Robespierre's Sturz, seit dem 9. Thermidor, war, wie wir gesehen, eine Wendung zum Bessern eingetreten; einige der schlimmsten Gewaltthaten waren beseitigt, einige der tiefsten Wunden geschlossen worden. Das eiserne Netz der Clubs war zerrissen, die Revolutionsausschüsse aufgelöst, das Maximum abgeschafft, die Freiheit der Gottesverehrung im Princip erklärt worden. Aber wie wenig war der Convent, verabscheut von der Nation, gelähmt durch innere Spaltung,

gefesselt durch seine Vergangenheit, wie wenig war er zu einer vollen Heilung und Herstellung im Stande gewesen. Das unübersehbare Chaos der revolutionären Gesetze bestand fort; die Sündfluth des Papiergeldes bedeckte mit immer wachsenden, immer trüberen Wogen das Land; die Masse der terroristischen Frevel hatte die Bevölkerung hier mit unsittlicher Stumpfheit geschlagen, dort mit glühendem Rachedurste erfüllt. Noch gab es kein Lebensverhältniß für irgend einen Bürger, welches festen Bestand und rechtliche Gewähr gezeigt hätte. Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, Heiligkeit der Ehe und Sicherheit des Geschäftsverkehrs, Erreichbarkeit der Bildungsmittel und Ungestörtheit des Gottesdienstes, alle diese ersten und elementarsten Forderungen eines menschenwürdigen Lebens waren in dem Frankreich von 1795 nicht vorhanden. Wie man diese Güter wieder erlange, war die Frage, um die sich die Wünsche und Sorgen von Millionen bewegten: nur insoweit es hiefür werthvoll erscheinen mochte, regte sich noch ein Interesse für Verfassung und Regierungsform. Es war die Stimmung der ermüdeten Abspannung, der hoffnungslosen Ernüchterung, wie sie stets den großen Convulsionen politischer Aufregung zu folgen pflegt. Wohl wünschte man auch jetzt noch, in Freiheit zu leben, aber vor Allem wünschte man zu leben, und war bereit, auch den unbeschränkten Despotismus auf sich zu nehmen, wenn er nur dem einzelnen Bürger die Sicherheit von Gut und Blut, die Möglichkeit von Erwerb und Bildung zurückgab. Ein solcher Fanatismus der Ruhe ist nicht schön, nicht erhebend; aus den verödeten Herzen ist Begeisterung und Idealität verschwunden, und niedrige Selbstsucht scheint die Menschen ganz ausschließlich zu beherrschen. Es ist der Zustand einer tiefen politischen Krankheit, den man nicht lebhaft genug beklagen kann. Aber die Unglücklichen, die von ihm ergriffen sind, wird man bedauern, und nicht verurtheilen. Die ganze Lage ist die Folge der revolutionären Gewaltthat: für ihren Schaden kann man nicht ihre Opfer, sondern nur ihre Urheber verantwortlich machen. Wo eine große Revolution im Namen eines neuen Staatsideals den ganzen Bestand des Privatrechts zertrümmert, soll sie sich nicht wundern, wenn die Bürger ihrerseits dann keinen anderen Trieb als die Errettung und Herstellung ihrer privaten Existenz bethätigen, möge aus den idealen Fragen des Staatsrechts werden was da wolle. Ein Extrem ruft stets das andere hervor. Wenn der politische Fortschritt den Bürger von Haus und Hof verjagt, so wird der Bürger der Politik und dem Fortschritt den Rücken kehren. Ehe er an Freiheit denkt, will der Mensch des Lebens sicher sein.

Wer also auf den Namen eines liberalen Staatsmannes Anspruch macht, wird die Sicherung der Privatrechte in die erste Linie seiner Obliegenheiten stellen. Er wird nie vergessen, daß die Blüthe der politischen Freiheit zur unerläßlichen Voraussetzung die sociale und bürgerliche Sicherheit hat. Ende 1795 war es die rechte Seite des Conventes, welche diesen Gedanken recht eigentlich zum Inhalt ihres gesammten Wirkens machte, und also auch von dieser Seite her die Bezeichnung der liberalen Partei verdiente. Aus der Dictatur des Conventes heraus sollte damals Frankreich in eine neue Zeit gesetzlichen und verfassungsmäßigen Daseins treten. Unter dem Aushängeschilde einer ganz neuen Freiheit hatte bisher die demokratische Tyrannei den Massen des Volkes Alles entrissen, was den Menschen die Freiheit erwünscht macht: Alles hing jetzt davon ab, ob die neue Verfassung die zahllosen Schäden herstellen, die unabsehbare Verwirrung wieder ordnen würde.

Versuchen wir es, uns den Umfang dieses Nothstandes etwas näher, als es unsere bisherige Erzählung gethan, zu veranschaulichen.

Eine jede der drei Verfassungen, welche Frankreich seit 1789 erlebte, hatte die Sicherheit der Personen auf das Bestimmteste gewährleistet: auch die Constitution des Jahres III. blieb darin hinter ihren Vorgängern nicht zurück. Niemand, hieß es, soll ohne gesetzlichen Grund verfolgt, bestraft, in seiner Freiheit verletzt, niemand soll seinem natürlichen Richter entzogen, niemandem soll ohne Entschädigung sein Eigenthum entzogen werden. Wie stand es thatsächlich mit der Erfüllung dieser Versprechen?

Wir kennen die furchtbare Gesetzgebung gegen die Emigranten. Die Liste derselben zählte damals nach den zahllosen Hinrichtungen der Schreckenszeit noch ungefähr 170,000 Namen. Wer in dieses Verzeichniß eingetragen war, galt für bürgerlich todt; seine Ehe bestand nicht mehr vor den Augen des Gesetzes; seine Erb- und Erwerbsfähigkeit waren erloschen; sein Vermögen wurde von dem Staate confiscirt; er selbst war auf ewig aus Frankreich verbannt und ohne weiteres Verfahren der Hinrichtung verfallen, sobald er sich auf französischem Boden betreffen ließ und zwei Zeugen die Identität seiner Person erklärten. Aber hiermit nicht genug. Während das Gesetz dem bürgerlich Todten die Erbfähigkeit versagte, erklärte es zugleich, daß dieselbe in seinem Verhältniß zur Republik fortdauere, d. h. er selbst konnte freilich eine ihm zufallende Erbschaft nicht ergreifen, wohl aber nahm sie die Republik, die vermöge der Confiscation seines Vermögens als seine Rechtsnachfolgerin auftrat, für sich selbst in

Anspruch. Sie ging weiter. Sie verhing, um sich die ihm künftig vielleicht zufallenden Erbportionen zu sichern, das Sequester über das gesammte Vermögen seiner Eltern, und begann seit dem letzten Sommer diese vermuthlichen Erbportionen auszusondern und sich anzueignen. Sie erklärte jeden auf einem solchen Vermögen haftenden Nießbrauch für erloschen, ja sie verkündete die Nichtigkeit eines jeden vermögensrechtlichen Vertrages, den die Eltern oder die Kinder eines Emigranten abgeschlossen hatten, und störte damit die Besitzverhältnisse von zahllosen weitern Personen. Und immer mehr. Da die mit solcher Härte behandelten Familien schwerlich von heißer Anhänglichkeit an die Republik erfüllt waren, so entzog das neueste Gesetz vom 3. Brumaire allen Verwandten eines Ausgewanderten bis zum dritten Grade die Fähigkeit, ein durch Volkswahl verliehenes Amt zu bekleiden.

Nun war nichts gewisser, als die folgenden beiden Thatsachen. Einmal hatten zwar von jenen 170,000 vielleicht 10,000 die Waffen gegen Frankreich getragen und damit strafgesetzliche Ahndung verdient, alle andern aber, so weit sie wirklich zur Emigration gehörten, waren vor den Dolchen der Septembermörder, vor der Brutalität der Conventscommissare und der Verfolgung der Revolutionsausschüsse, lediglich um das Leben vor rechtloser Gewalt zu erretten, über die Grenze geflohen. Sodann war in zahllosen Fällen die Eintragung in die verhängnißvolle Liste mit unerhörtem Leichtsinn oder empörender Bosheit geschehen. Wer sich vor Fouquier's Mordbefehlen versteckte, galt als emigrirt. Wer einen Feind im Revolutionsausschusse seines Wohnorts hatte, und auf acht Tage im Inland reiste, fand sich bei der Rückkehr auf der Liste. Beamte, die in einem Departement ihr Amt verwalteten und ihr Haus oder Landgut in einem andern hatten, wurden in diesem für ausgewandert erklärt. Officiere und Soldaten, die ihr Blut vor dem Feinde verspritzten, wurden unterdessen zu Hause in die Liste gesetzt, und ihre Angehörigen mit allen Schrecken jener barbarischen Gesetzgebung heimgesucht. Diese Abscheulichkeiten gingen ihren Gang, nach wie vor dem Erlasse der neuen Verfassung. Noch im Sommer 1796 zeigte ein Mitglied des Rathes der Fünfhundert der Versammlung an, er erfahre so eben, daß man ihn in seiner Heimath auf die Emigrantenliste gesetzt habe, und ließ unter großer Heiterkeit des Hauses seine Streichung bewirken. Um dieselbe Zeit [1]) kam eine Bittschrift aus dem Departement des Aveyron zur Sprache,

---

[1]) 17. August 1796.

welche feststellte, daß dieser Bezirk, der verhältnißmäßig sehr wenige Auswanderer gehabt, 1005 Namen auf der Liste zähle, von deren Trägern in Wahrheit nur sechs das französische Gebiet verlassen hätten. Aus dem Elsaß waren zu den Zeiten St. Just's und Lacoste's, Schneider's und Monnet's über 30,000 Menschen, meistens Bauern und Arbeiter, über den Rhein entflohen, um Leben und Gut vor der blutgierigen Willkür zu retten. Der Convent hatte ihnen nach dem 9. Thermidor die Rückkehr verstattet, wenn sie binnen einer knapp bemessenen Frist sich in ihrem Heimathsorte anmeldeten. Ein großer Theil, durch das österreichische Heer von der Grenze abgeschnitten, erfuhr nichts von dem Beschlusse; viele Tausende erschienen, wurden aber durch die französischen Vorposten mit Flintenschüssen von der Ueberfahrt abgehalten, und die Frist verlief, ehe höhere Weisung an die Truppen gelangte. Die Unglücklichen waren und blieben Emigranten.

Nun bestimmte das Gesetz, daß die Eintragung in die Emigrantenliste als einfache Verwaltungssache von der betreffenden Orts- oder Bezirksbehörde bewirkt werde, daß sofort alle rechtlichen Folgen derselben eintreten, daß wer gegen die Richtigkeit derselben Widerspruch einlege, eine vorläufige Streichung bei der vorgesetzten Verwaltungsbehörde des Departements erlangen könne, daß dann sein Vermögen nur einstweiliger Beschlagnahme verfalle und nicht sogleich zum öffentlichen Verkauf gelange, schließlich daß die endgültige Streichung und Befreiung nur durch Beschluß des Gesetzgebungsausschusses des Conventes erfolgen könne. Mithin war eine Verfügung über Gut und Blut jedes französischen Bürgers, eine Verfügung, welche Aechtung, Verbannung, Hinrichtung und Vermögensverlust in sich schloß, in das Belieben jeder niedern Verwaltungsbehörde gelegt; jedes richterliche Verfahren war bei diesen Angelegenheiten ausgeschlossen; die Herstellung aber eines Unschuldigen war für ganz Frankreich einer einzigen, mit einer ungeheuren anderweitigen Arbeitslast überhäuften Centralbehörde vorbehalten. Dazu kam, daß bei der allgemeinen Gewöhnung an gesetzlose Willkür auch bei rechtzeitig erhobenem Widerspruche die Güter häufig genug nicht bloß in Beschlag gelegt, sondern eingezogen und verkauft wurden, und daß ein einmal verkauftes Nationalgut auch nach erlangter Streichung niemals in Natur zurückgegeben, sondern stets nur eine Entschädigung in immer werthloseren Assignaten bezahlt wurde. Erinnert man sich weiter, daß in jedem solchen Falle nicht bloß der angebliche Emigrant selbst, sondern auch seine Eltern und Verwandten bis in das dritte Glied zu leiden hatten, so erkennt man, daß für unübersehbare Kreise

der Bevölkerung in Folge dieser Gesetzgebung das bürgerliche Dasein bedroht war, ja daß im Grunde jeder Franzose die Gefahr der Aechtung tagtäglich über seinem Haupte schweben sah. Dieses Verhältniß allein macht den Eifer erklärlich, mit dem in ganz Frankreich damals die Bürger bei allen Beamtenwahlen jeden Candidaten von irgend wie jacobinischer oder terroristischer Farbe zurückwiesen, so daß die Anhänger der Bergpartei unaufhörlich über die angeblich royalistischen Wahlen fluchten und jammerten, und Alles aufboten, die Ernennung der Beamten in der Hand der jacobinisch gesinnten Regierung festzuhalten.

So war die Sicherheit der Personen in dem constitutionellen Frankreich beschaffen. Gegenüber der Willkür der nächsten Verwaltungsbehörde hatte kein Bürger gesetzlichen Schutz für Leben, Besitz und Rechtsfähigkeit.

Wie die Anerkennung der persönlichen Freiheit, war auch die Achtung des Familienlebens der revolutionären Gesetzgebung verloren gegangen.

Das achtzehnte Jahrhunder hatte den großen Grundsatz festgestellt, daß der Mensch allem künstlich gemachtem Zwange zu entheben, daß er nur nach den Forderungen seiner Natur zu behandeln sei. Nichts war richtiger, nichts war gerechter als dieser Grundsatz. Aber als man daran ging, die einzelnen Anwendungen desselben auf dem Wege der praktischen Gesetzgebung auszuprägen, zeigte sich nur zu häufig, daß man die sittliche Natur des Menschen in einseitiger und unvollständiger Weise begriffen hatte. Im Eifer des Streites gegen die alten Vorstellungen ging man weit über das richtige Ziel hinaus. Früher hatte man die individuelle Freiheit in willkürliche Bande eingeschnürt: in der Verwerfung solcher Fesseln kam man jetzt dahin, die völlige Ablösung des Menschen aus jeder natürlichen Gemeinschaft zu proclamiren. Man vergaß, daß der Mensch nach dem Grunde seines Wesens ebenso zur Gemeinschaft wie zur Freiheit berufen ist; man vergaß das alte Wort: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Um das volle Ideal seiner Freiheit zu verwirklichen, sprach man ihn von allen Pflichten gegen seine Nächsten los: die Folge war, daß sich die elementarsten, von der Natur gewollten Verbindungen zersetzten, daß die Gesellschaft in gährende und kraftlose Atome zerfiel, und nicht der Freiheit, sondern der Tyrannei die Bahn der Herrschaft eröffnet wurde.

Bis zur Revolution hatte die katholische, mithin die unermeßliche Mehrheit der französischen Bevölkerung für das persönliche Recht der Ehegatten keine andern Satzungen als die der Kirche gehabt. Die Ehe war nicht zugleich Sacrament und Vertrag; sie wurde nur als Sacrament und gar

nicht mehr als Vertrag behandelt. Die geistliche Behörde entschied über die Zulässigkeit der Eingehung der Ehe, führte die Civilstandsregister, vollzog die Trauung, und gestattete im Nothfall höchstens die äußere Trennung von Tisch und Bett. Diese völlige Gebundenheit der Ehe, und vor Allem ihr streng durchgeführter kirchlicher Charakter wurde durch die Revolution von Anfang an mit lebhafter Ungeduld angegriffen: man sah darin eine unerträgliche Einengung der persönlichen Freiheit, und bereits die Verfassung von 1791 enthielt die Erklärung, daß das Gesetz die Ehe nur als einen bürgerlichen Vertrag betrachte. Die Anwendung dieses Grundsatzes verzögerte sich dann noch ein Jahr durch die innern Kämpfe, welche zum Sturze des Königthums erforderlich waren; dieses Ziel aber erreicht, beeilte sich die gesetzgebende Versammlung, in der bei diesem Gegenstande Gironde und Bergpartei vollkommen einig waren, noch in ihrer letzten Sitzung die entscheidende Verfügung zu treffen. Das Gesetz vom 20. September 1792 übertrug sämmtliche auf den Civilstand bezüglichen Acte den Ortsbehörden. Der Abschluß der Ehe wurde auf den Antrag der Betheiligten durch einen Gemeindebeamten erklärt; zur Eingehung der Ehe wurde jeder Jüngling von fünfzehn, jedes Mädchen von dreizehn Jahren befähigt; gefordert wurde allein die Zustimmung des Vaters, und nur wenn dieser todt oder wahnsinnig war, die der Mutter; lebten beide Eltern nicht mehr, so genügte die Einwilligung von drei Verwandten, welche allein wegen stadtkundiger Unsittlichkeit des einen Theils verweigert werden durfte; waren die Brautleute großjährig, d. h. 21 Jahre alt, so konnten sie völlig selbständig verfahren. Wenn somit die Eingehung einer Ehe im höchsten Grade erleichtert war, so eröffnete das Gesetz nicht geringere Bequemlichkeit für die Auflösung des einmal geschlossenen Bandes: denn, sagte die Einleitung desselben, die Unauflöslichkeit der Ehe wäre der Verlust der persönlichen Freiheit. Die Scheidung erfolgte durch beiderseitige Zustimmung der Ehegatten; sie erfolgte aber auch auf die Erklärung eines derselben, daß ihre Gemüthsart und ihr Charakter unverträglich seien; sie erfolgte ebenso auf den Nachweis, daß einer der Ehegatten geisteskrank, oder wegen eines Verbrechens bestraft, oder seit fünf Jahren abwesend oder Emigrant sei. Ein oder zwei Sühneversuche mußten dem Scheidungsacte vorausgehen; in keinem Falle dauerte das Verfahren länger als sechs Monate. Die Geschiedenen durften sich wieder verheirathen: anfangs wurde bestimmt, nach Ablauf eines Jahres, später erschien auch dies als zu drückende Beschränkung, und der geschiedene Mann erhielt die Erlaubniß zu sofortiger

neuer Ehe, während die geschiedene Frau sich noch einer Frist von zehn Monaten unterwerfen mußte.

Wie wir sehen, hatte sich auch dieses Mal die Abneigung gegen das alte Regime aus einem Extrem in das andere gestürzt. Es war nicht möglich, die formelle Ungebundenheit der Willkür zu grellerem Ausdruck zu bringen, als es in den Verfügungen des 20. September geschah. Man verabredet eine Ehe wie einen Spaziergang oder ein Zechgelage: meint man genug gewandelt, genug getrunken zu haben, so geht man in Frieden und Freiheit wieder aus einander. Wer möchte läugnen, daß auch bei der Ehe die Regel eine Ausnahme haben, daß in einzelnen Fällen die Scheidung das einzige Heilmittel einer verrotteten Ehe sein kann: bei dieser Gesetzgebung aber war nicht die Möglichkeit der Ausnahme erklärt, sondern die Regel in ihr Gegentheil verwandelt worden. Ohne Zweifel war es im alten Rechte eine Verkennung des wirklichen Zustandes, wenn es die Ehe ausschließlich als Sacrament betrachtete und behandelte: aber schlimmer war hier die neue Verirrung, das Recht der Ehe allein nach dem Maaße des unbedeutendsten und gleichgültigsten Vertrags zu gestalten. Daß die Ehe allerdings nach der Form ihrer Schließung ein Vertrag, daß sie aber nach dem Kern ihres Wesens eine den ganzen Menschen umfassende Thatsache, daß sie ihrer tiefsten Natur nach eine bleibende und volle Lebensgemeinschaft ist, diese einfache Wahrnehmung war der damals höchstgebildeten Nation unseres Erdtheils verloren gegangen. Sonst liebten es diese Gesetzgeber, sich auf das Muster des heidnischen Rom zu beziehen: hier vergaßen sie gänzlich, mit welcher Strenge und Tiefe das römische Recht die Ehe auffaßte, wie es anfangs, zur Zeit der ältesten Sittenreinheit und Sitteneinfalt, die Scheidung deshalb freigab, weil ihm nur eine vollkommene Ehe als rechte Ehe erschien, wie es dann mit der wachsenden Uebercultur und moralischen Versuchung Schritt auf Schritt die Scheidung erschwerte und den schuldigen Theil bestrafte, wie es gegenüber der gesunkenen Moral der Kaiserzeit in leuchtender Fassung den Grundsatz aussprach, daß die Ehe für Mann und Weib die Gemeinschaft des ganzen Daseins und die Mittheilung aller göttlichen und irdischen Rechte sei. In Frankreich hatte die Gesellschaft auch eine Zeit der Unsitte unter Ludwig XV. durchlebt, welche den Lastern der julischen Kaiser an Schwere und Umfang nicht das Mindeste nachgab, und schlimmer als in Rom, trat jetzt die Gesetzgebung der Republik der Sünde der monarchischen Zeit nicht entgegen, sondern nahm die damals erwachsene Frivolität des Mannes und Ent=

würdigung des Weibes sich selbst zur Grundlage. Die Frau zu einer von Hand zu Hand gehenden Luxuswaare zu machen, das erschien diesen Volksvertretern als nothwendiger Bestandtheil der unveräußerlichen Menschenrechte.

Die Praxis des Lebens zeigte sich glücklicher Weise hier wie so oft in der Revolution gesunder als die officiellen Organe der Regierung. Auch an dieser Stelle ergab es sich, daß die revolutionären Eiferer nur eine Minderheit im Lande waren. Immer aber blieb das Unheil jener Gesetze groß und verderblich genug. In drei Jahren zählte man 27,000 Ehescheidungen wegen Unverträglichkeit, und in nur zu vielen Fällen trat eine bodenlose Verderbtheit der Gesinnung zu Tage. Der Wüstling gewann den Genuß eines schönen Mädchens durch Heirath und entließ nach acht Tagen die Betrogene durch Scheidung. Der Wucherer setzte sich durch Heirath in den Besitz eines großen Vermögens, vollzog die Scheidung und zahlte das Eingebrachte in werthlosen Assignaten heraus. Ein junges Paar wartete auf die Erbschaft einer 82jährigen Großtante; als diese durch das neue Erbrecht unmöglich wurde, veranlaßte der Mann seine Scheidung, heirathete die Tante und kehrte nach deren Tode mit dem halben Vermögen zu der früheren Frau zurück. Ein Bürger heirathete nach einander zwei Schwestern, erklärte nach deren Tode, er könne sich nicht von der Familie trennen und vollzog die Ehe mit seiner Schwiegermutter [1]). Es ist nicht nöthig, weiter in die sumpfige Tiefe dieser Verhältnisse einzudringen. Noch leistete der schlichte Natur- und Rechtssinn der Volksmassen der Verführung Widerstand, aber unmöglich hätte auf die Dauer, wo die Quelle des Rechtes selbst das Gift in den nationalen Körper ergoß, die Erkrankung im weitesten Umfange ausbleiben können: die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern waren einer vernichtenden Gefahr ausgesetzt.

Die radicalen Parteien waren aber hiermit noch nicht zufrieden. Wenige Tage nach dem Sturze der Gironde, am 4. Juni 1793 erörterte Cambacérès dem Convente die Frage: ist es gerecht, die natürlichen Kinder ungünstiger zu behandeln, als die ehelichen? Er meinte, die Frage stellen, heiße, sie bei menschenfreundlichen Gesetzgebern entscheiden, entscheiden zu Gunsten der unbestechlichen Stimme der Natur gegen die Tyrannei einer ungerechten Gewohnheit, so daß man die legitimen Kinder höchstens um ein Weniges besser stellen dürfe, zum Zwecke das Institut der Ehe in

[1]) Rath der Fünfhundert 5. Nivose IV.

etwas zu befördern. Der Convent beschloß in diesem Sinne, daß die unehelichen Kinder fortan die Fähigkeit haben sollten, ihre Eltern zu beerben, in einer demnächst zu bestimmenden Form. Als Robespierre fünf Monate später im Begriffe stand, seine Schreckensherrschaft zu organisiren, folgte ein zweites Gesetz, am 2. November, worin das Erbrecht der natürlichen Kinder jenem der ehelichen in jeder Hinsicht gleichgestellt, und sogar diese Bestimmung rückwirkend auf alle seit der Erstürmung der Bastille eröffneten und vertheilten Erbschaften gemacht wurde. Die Nachkommen verstorbener Kinder erhielten wie jene der ehelichen das Repräsentationsrecht. Um den Erbanspruch zu erwerben, bedurfte es der Vorlage irgend einer schriftlichen Anerkennung durch die Eltern, und wenn die Mutter abwesend oder verstorben war, allein des Vaters, oder endlich auch nur des Umstandes, daß dieser durch stete Pflege des Kindes sein Verhältniß zu demselben thatsächlich bekundet habe. Während also das revolutionäre Gesetz die Nachforschung nach der Vaterschaft untersagte, und damit den ausschweifenden Mann gegen jede Belästigung durch die Folgen seines Thuns sicher stellte, gab es die Ehre des verstorbenen oder abwesenden Weibes schutzlos den Wirkungen einer solchen „väterlichen" Anerkennung Preis. Um diesen Contrast einiger Maaßen zu mildern, wurde weiterhin den unverheiratheten Müttern eine nationale Belohnung ausgesetzt [1]). Ein einziges Opfer brachte der Convent den hergebrachten sittlichen Anschauungen: er beschränkte diese Einrichtung auf die Kinder unverheiratheter Personen, und schloß natürliche Sprößlinge Verheiratheter von der Gleichstellung aus. Da jedoch Cambacérès in seinem Berichte diese Festsetzung, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, als eine traurige Concession beklagte, da er es eine Grausamkeit nannte, die im Ehebruche erzeugten Kinder für das Vergehen ihrer Eltern büßen zu lassen, so wird man zweifeln dürfen, ob der eigentliche Wunsch des Convents bei seiner Bestimmung mehr darauf gerichtet war, von der Ehe, oder von dem Ehebruche abzuschrecken.

Jedes Wort der Kritik über diese Dinge wäre vom Uebel. Wenden wir uns zu den vermögensrechtlichen Beziehungen des damaligen Familienlebens in Frankreich.

Die Grundlage derselben, welche als solche auch für Staat und Politik die durchgreifendste Bedeutung hat, das Erbrecht, war von dem Convente ganz in derselben Gesinnung wie die Ehegesetze umgestaltet worden.

---

[1]) Laferrière histoire du droit français II, 333.

In dem alten Frankreich war durchgängig die Freiheit des Einzelnen, über sein Vermögen für den Todesfall zu verfügen, in enge Schranken eingeschlossen. Im Norden des Reichs herrschte das aus deutschen Anschauungen erwachsene Gewohnheitsrecht, welches die Erbfolge ein für alle Male gesetzlich regulirte, und zwar im Sinne aristokratischer Erhaltung der Familien, unter Bevorzugung der männlichen Nachkommen vor den weiblichen, des ältesten Sohnes vor dem jüngeren, unter scharfer Sonderung des Erbguts vom Erworbenen, und des väterlichen Vermögens vom mütterlichen. Dieses System, am vollständigsten bei dem Adel und den Lehenbesitzern ausgebildet, war in seinen charakteristischen Zügen allmälich gemeines Recht der besitzenden Classe überhaupt geworden. Im Süden regierte allerdings das römische Recht, mit seiner Gleichtheilung des gesammten Vermögens unter die Verwandten des nächsten Grades ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, in allen Fällen, wo keine letztwillige Verfügung des Erblassers vorlag, und mit seiner großen Freiheit der Testamente, Vermächtnisse und Substitutionen: da jedoch die Tendenz auf Erhaltung des Familienbesitzes hier wie im Norden durchgedrungen war, so hatte man in zahllosen Fällen gerade die Testirfreiheit benutzt, um Familienstatute zu errichten, auf mehrere Generationen hinaus Verfügung zu treffen, und dadurch den Nachkommen thatsächlich die Ausübung der Testirfreiheit ihrerseits zu verkümmern. Im Wesentlichen war also unter höchst mannichfaltigen Rechtsformen das praktische Ergebniß ein ganz ähnliches im Norden wie im Süden, die Geschlossenheit des Familienbesitzes zu Gunsten der ältesten männlichen Linie, und die Unmöglichkeit freier Verfügung nach individuellem Belieben.

Diese Verhältnisse kamen bereits in der constituirenden Versammlung wiederholt und mit großem Nachdrucke zur Sprache. Sie beseitigte ohne Zaudern noch Bedenken alle Einrichtungen, welche ihren Ursprung auf das Feudalsystem zurückführten. Dann aber erst traten die für die Masse des Volkes erheblichen Fragen in den Vordergrund.

Man kann sie auf folgende einfache Gesichtspunkte zurückführen. Der bisherige Zustand hatte, stets um den Familienbesitz zu erhalten, die Unfreiheit der Erblasser und die Ungleichheit zwischen den Erben angeordnet. Diese absolute Gebundenheit widersprach den zur Herrschaft gelangten Anschauungen der Revolution von Grund aus. Eine Bewegung, die vom ersten Tage an die Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur Losung genommen, konnte sich nicht bei einem Erbrecht beruhigen, welches

dem Vater die Freiheit des letzten Willens und den Brüdern die Gleichheit der Erbtheile entzog. Aber als die Versammlung sich zu einer positiven Lösung der Aufgabe anschickte, trat sogleich die unermeßliche Wichtigkeit und Schwierigkeit derselben, trat vor Allem ihre höchst verwickelte Natur zu Tage. Man wollte Freiheit und Gleichheit: wie aber, wenn einmal die Freiheit selbst die Gleichheit verhinderte? Auf dem Gebiete des Erbrechts hatte der Süden die praktische Bedeutung dieser Frage dargethan; hier hatte man die Freiheit der Testamente und der Fideicommisse gehabt und sie nur dazu benutzt, um die Gleichheit der Kinder gründlich zu beseitigen; ein solches Ergebniß konnte sich auch in der Zukunft, wenn das Gesetz nicht vorbaute, in größerem Maaße wiederholen. Man mußte also wählen zwischen der Freiheit und der Gleichheit; man mußte sich entscheiden, ob man die Freiheit wollte, auch wenn die Gleichheit dabei zu Grunde ginge, ob die Gleichheit, auch wenn man sie dem souveränen Volke mit eisernem Zwange aufnöthigen mußte. Es war schließlich dieselbe Grundfrage, die an hundert und wieder hundert Punkten die Schwierigkeiten der Revolution bestimmte. Die constituirende Versammlung machte bei dem Erbrechte wie überall den Versuch, den Gegensatz auszugleichen. Im Sinne der Gleichheit schaffte sie alle Vorschriften des Gewohnheitsrechts zum Nachtheil der Töchter und der jüngeren Brüder ab; wo sich kein Testament vorfände, sollten alle Verwandten gleichen Grades zu gleichen Theilen erben [1]). Im Sinne der Freiheit sprach sie die Befugniß des Erblassers, über den größten Theil seiner Habe beliebig zu verfügen, ohne Einschränkung aus, außer der einen, daß er nicht die Freiheit der Religion, der Eheschließung, des Gewerbes, der politischen Thätigkeit seinen Erben schmälern könnte [2]). Ein Jahr später setzte der Nationalconvent noch die weitere Verfügung hinzu, daß alle Substitutionen für die Zukunft aufgehoben seien, mit anderen Worten, daß kein Testator seinen Erben die Freiheit nehmen könne, sich selbst dereinst wieder seinen Erben zu wählen.

Durch die erste dieser Bestimmungen war der alte Zustand in seinen Wurzeln getroffen: der bisherige gesetzliche Zwang zur Ungleichheit war beseitigt. Durch die beiden letzten war dem jedesmaligen Familienhaupte die Befugniß gelassen, nach seinem Ermessen zu verfahren, und wenn er es für angemessen hielte, die Zersplitterung des Familiengutes für die

---

[1]) 8. April 1791.

[2]) 20. September 1791.

nächste Generation zu verhindern. Nur sollte diese Freiheit des heutigen Tages niemals eine Waffe werden, um die gleiche Freiheit der Zukunft zu zerstören: der gegenwärtige Erbe sollte seiner Zeit gleich selbständig darüber Beschluß fassen, ob ihm Bewahrung des Familiengutes oder gleiche Ausstattung aller seiner Kinder heilsamer dünke.

Wenn es bei diesem Zustande sein Bewenden gehabt hätte, so würde die französische Gesellschaft, trotz aller politischen Umwälzungen, trotz Thronsturz und Kirchensturz, einen gewissen Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit behalten, und damit die Möglichkeit des ruhigen, gesetzlichen, organischen Fortschrittes bewahrt haben. Der äußere Bestand und die materielle Grundlage der Familien, nicht bloß des Adels, sondern der ganzen Masse der wohlhabenden Bevölkerung wäre errettet worden. Das alte Familienrecht hätte seine starre Unbeweglichkeit und Härte verloren, ohne daß jeder Todesfall die völlige Zersplitterung des Familiengutes zur nothwendigen Folge gehabt hätte. Die Töchter und jüngeren Söhne hätten nicht mehr den Makel getragen, durch das Gesetz für immer mit Unfähigkeit geschlagen zu sein: die Frage aber, ob ein Einzelner unter ihnen und welcher, nach eigner Leistung oder im allgemeinen Interesse, eine Bevorzugung verdiene, wäre nicht ein für alle Male durch die gleichgültige Macht des Gesetzes entschieden, sie wäre in jeder Generation auf's Neue gestellt, und zur Entscheidung durch die ihnen Allen gleich nahe Fürsorge der Eltern gestellt worden. Die Möglichkeit wäre vorhanden gewesen, durch mannichfache Abstufung der Erbtheile auf den Wechsel der Verhältnisse und der Personen gerechte Rücksicht zu nehmen, ohne deshalb bei jedem Besitzwechsel die äußere Fortdauer jeder Familie in Frage gestellt zu sehen. Die Freiheit des Eigenthums hätte ihre letzte und höchste Sanction, die Befugniß zur letztwilligen Verfügung, wieder gewonnen, ohne welche demselben der fruchtbarste Antrieb, die Sorge für eine weite Zukunft, fehlt.

Aber wenn der Convent sich noch im October 1792 von solchen Gesinnungen leiten ließ, so führte ihn die Entwickelung seiner Parteien rasch genug auf einen völlig entgegengesetzten Standpunkt hinüber. Hatte man bisher Freiheit und Gleichheit zu verbinden gesucht, so machte sich mit jedem neuen Siege der Bergpartei immer deutlicher ihr ausschließlicher Fanatismus für die Gleichheit und ihre tiefe Abneigung gegen die Freiheit geltend. Man möchte noch so bereit sein, die Dictatur der Schreckenszeit als vorübergehende Nothwehr, als Anspannung der Kräfte gerade zum

Schutze der Freiheit zu entschuldigen: bei der Behandlung des Erbrechtes ist jede Möglichkeit einer solchen Erklärung durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen. Denn offenbar haben die Gesetze über das Erbrecht mit den Gefahren des Augenblickes gerade gar nichts zu thun, sondern regeln durchaus nur die fernere hoffentlich ruhige Zukunft des Landes: hier also treten nicht die Erwägungen der Tagespolitik, sondern ganz eigentlich die Grundsätze und Gesinnungen des Gesetzgebers an das Tageslicht. Hier, wenn irgendwo, kann man lernen, was die Worte Familie, Eigenthum und Freiheit für diese revolutionäre Demokratie bedeutet haben.

In den Tagen, wo unter dem Dröhnen communistischen Straßenlärms der erste Wohlfahrtsausschuß eingesetzt wurde, legte der Convent auch an die erbrechtlichen Fragen die Axt. Er verfügte am 7. März 1793, daß es ferner keinem Vater verstattet sei, einem seiner Kinder ein Geschenk unter Lebenden oder auf den Todesfall zu machen, da alle Kinder ein gleiches Anrecht auf die Theilung des elterlichen Vermögens besäßen. Merkwürdig genug, man ließ einstweilen dem Vater noch die Fähigkeit, seine Habe an Fremde wegzugeben, und damit seine gesammte Familie auf das Schwerste zu beschädigen: das war ja keine Störung der Gleichheit, wenn alle Kinder gleichen Verlust erlitten. Nur bei dem innigsten Verhältniß, welches die Erde kennt, in dem Verhältniß zwischen Eltern und Kindern sollte keine Freigebigkeit, keine Wohlthat, keine Ausgleichung stattfinden dürfen. Es war, als sei, wenn der Convent nicht rettend eintrete, das natürliche Gefühl der Eltern zu ihren Kindern die Parteilichkeit, und jenes der Geschwister unter einander der Neid und die Habgier. Nun wird es Niemand tadeln, daß der Gesetzgeber den Sohn gegen die Grausamkeit eines unnatürlichen Vaters, die Schwester gegen die Umtriebe eines verbrecherischen Bruders zu schützen sucht: aber es heißt doch die Wirklichkeit der sittlichen Welt auf den Kopf stellen, wenn man die allgemeinen Grundsätze des Rechts einrichtet, als wäre die Unnatur und das Verbrechen nicht die Ausnahme, sondern die Regel des französischen Familienlebens. Weil hier und da ein Mißbrauch der Freiheit vorgekommen ist, rottet man die Freiheit aus: weil hier und da die väterliche Gewalt die Kinder mißhandelt hat, schafft man dieselbe in Bezug auf das Vermögen völlig ab. Man schließt die Augen vor der offenliegenden Thatsache, daß in zahlreichen Fällen die materielle Gleichheit der Erbtheilung die härteste Ungerechtigkeit ist; man zieht das mechanische Eingreifen des Gesetzes dem einsichtigen Walten der Elternliebe vor.

Gerade in diesem Sinne die Sache anzufassen, dazu hatte vor Jahren Mirabeau den Anstoß gegeben, er, der sein Leben durch die herrischen Launen seines Vaters verbittert und in der väterlichen Gewalt niemals etwas Anderes als schnöden Despotismus gesehen hatte: wenn es etwas auf der Welt gab, worüber der gewaltige Staatsmann kein Urtheil besaß, so waren es die Voraussetzungen und die Folgen eines gesunden Familienlebens. Ausdrücklich, um den väterlichen Despotismus zu brechen, hatte er einst den Zwang der gesetzlichen Gleichtheilung gefordert, und wo Kinder existirten, höchstens ein Zehntel des Vermögens für die Verfügung des Vaters und zwar nur zu Gunsten fremder Personen freilassen wollen. Diese Anschauungen also fanden ihren ersten Ausdruck in dem Decrete des 7. März, und erlangten bald genug ihre folgerichtige und umfassende Fortentwicklung. Während des Höhenstandes der Schreckenszeit, damals, als der Convent den unehelichen Kindern volles Familienrecht gewährte, vollendete er auch das System der freiheitlosen Gleichheit im Erbrecht. Die Verfügungen vom 5. Brumaire und 17. Nivose II. (26. October 1793 und 6. Januar 1794) hoben auf dem Gebiete des Erbrechts mit einem Schlage die gesammte bisherige Gesetzgebung der Gewohnheiten und der Pandecten, des alten Regime und der Constituante auf. Wo es Kinder oder Seitenverwandte gebe, sollten die Angehörigen des nächsten Grades zu gleichen Theilen erben, keine ältere Rechtssatzung, kein Vertrag, kein Testament daran etwas ändern können, dem zeitweiligen Inhaber eines Vermögens, wenn er Kinder habe, die Verfügung über ein Zehntel, wenn nur Seitenverwandte, über ein Sechstel des Vermögens freistehn, in beiden Fällen aber Vermächtniß oder Schenkung nur zu Gunsten eines Nichterbberechtigten erfolgen dürfen; endlich möchten Ehegatten sich unter einander schenken, so viel sie wollten, nur daß, wo Kinder vorhanden wären, die Schenkung den Nießbrauch des halben Vermögens nicht überstiege. Mit Grund hat man dies Gesetz vom 6. Januar in Hinsicht seiner Wichtigkeit mit der Nacht des 4. August 1789 verglichen: was diese für das Feudalwesen, war jenes für das Privatrecht des alten Frankreich, die plötzliche, umfassende, gründliche Zerstörung. Aber einander völlig entgegengesetzt war allerdings die eigene Tendenz der beiden gesetzgeberischen Acte. Der 4. August sah eine große Herstellung der persönlichen Freiheit, der 6. Januar schränkte die Freiheit des Eigenthümers in der empfindlichsten Weise ein. Der 4. August emancipirte das Eigenthum von seinen feudalen Banden zu Gunsten der individuellen Selbst=

bestimmung. Der 6. Januar setzte an die Stelle der alten aristokratischen eine neue demokratische Gebundenheit. Früher ging das Vermögen in seiner Hauptmasse an den ältesten Sohn, ohne daß der Wille des Vaters etwas daran hätte ändern können: jetzt zerfiel es zu neun Zehntel in gleiche Theile unter alle Kinder, mochte der Vater das so ungerecht oder unheilvoll erachten wie er wollte. Der alte Staat wollte die Familiengüter unzerreißbar zusammenhalten, der Convent jeden größeren Besitz in kleine Bruchstücke zerfällen [1]: einig waren beide darin, ein jeder zu Gunsten seiner Staatsraison das Verfügungsrecht des Eigenthümers auf den engsten Umfang einzuschränken. Der Zwang zur Ungleichheit in der alten, der Zwang zur Gleichheit für die neue Zeit, die Freiheit auf keiner Seite!

Einzelne Bestimmungen des neuen Gesetzes waren ohne Zweifel wohlthätig und verständig, so z. B. die Erklärung der Einheit jeder Erbschaftsmasse, die Aufhebung des Gegensatzes zwischen erworbenem und ererbtem Gut, zwischen väterlichem und mütterlichem Vermögen. Dies Alles aber kann für die leitende Tendenz desselben nicht entschädigen, die tiefe Abneigung gegen die Familie als eine bleibende, durch die Generationen fortdauernde, vermögensrechtlich wirksame Genossenschaft. Am Schneidendsten verräth sich diese Feindseligkeit in der Bestimmung, welche die Schenkung des verfügbaren Zehntels an Fremde verstattet, aber an Kinder verbietet, während jeder unbefangene Sinn gerade das Gegentheil begreiflich, und ein Verbot großer Schenkungen an Fremde durch die Natur der Familie gerechtfertigt finden würde. Umgekehrt klingt die Versicherung, daß man das Verbot der Schenkung zwischen Ehegatten zur Beförderung der Heirathen aufgehoben, nicht besonders glaubhaft in dem Munde der Gesetzgeber, welche so eben die freie Scheidung und die Gleichberechtigung der unehelichen Kinder ausgerufen haben: in Wahrheit war die neue Maßregel gegen das Motiv des alten Verbots gerichtet, welches den Uebergang einzelner Vermögensstücke aus dem Familiengute des Mannes an die Familie der Frau verhindern wollte. Eben von einem solchen Motive, von einer bleibenden Umgrenzung und Zusammenhaltung der Familie und des Familiengutes wollte der Convent nichts wissen. Vor 1789 hatte die künstlich übertriebene Stabilität der Familie schwer auf der freien Bewegung der Personen gelastet: den hier gesammelten Haß richtete man 1794 nicht

[1]) Cambacerès hat es ausdrücklich versichert: on sait que cette loi fut faite dans un esprit de morcellement.

gegen die Uebertreibung, sondern gegen den natürlichen Bestand der Familie. Man vernichtete nicht nur den Zwang, sondern auch die Möglichkeit, ein Familiengut als solches durch drei Generationen hindurch zu bewahren. So beseitigte man aus den Fundamenten der bürgerlichen Gesellschaft die Stetigkeit; man stellte fortan der Staatsgewalt nicht feste Gruppen, sondern vereinzelte Individuen gegenüber, und beschränkte mit dem wichtigsten Ausfluß des freien Eigenthumsrechts zugleich die stärkste Gewähr der politischen Freiheit. Wie sicher dieser Zusammenhang ist, erhellt aus den größten geschichtlichen Thatsachen: während England und Nordamerika die Testirfreiheit in vollem Umfange anerkennen, hat Napoleon I. das System des Conventes, wenn auch mit einigen Milderungen, aufrecht erhalten, und sehr bestimmt erklärt, daß dadurch die Macht der Regierung den gewaltigsten Zuwachs gewinne. Daß er über eine solche Frage sachverständig gewesen, wird Niemand in Abrede stellen.

Es ist einleuchtend an sich selbst, welch eine Erschütterung aller bisherigen Familienbeziehungen und Vermögensverhältnisse das Gesetz vom 6. Januar hervorrufen mußte. Wäre sein Inhalt in jeder Hinsicht wohlthätig gewesen, so hätte die Plötzlichkeit des Uebergangs vielfache Beschwerden und Rechtsunsicherheit nach sich gezogen. Der Convent aber war damit noch nicht zufrieden. Im Widerspruche mit den ersten Grundsätzen des Rechtes gab er seinem Gesetze rückwirkende Kraft [1]). Er bestimmte, daß alle seit dem 14. Juli 1789 eröffneten Erbschaften nach den neuen Vorschriften behandelt, mithin alle seitdem vollzogenen Erbtheilungen umgestoßen und nach dem jetzigen Systeme neu regulirt werden sollten. Von der am Tage des Bastillensturmes lebenden Bevölkerung war am 6. Januar 1794 gewiß der zehnte, vielleicht der achte Theil gestorben, auf 25 Millionen Einwohner also etwa 3 Millionen Todesfälle erfolgt; man sieht, welch eine kolossale Masse von Besitzwechsel, Verwirrung und Rechtsstreit das verhängnißvolle Wort des Convents in das Land schleuderte.

---

[1]) Nichts kann inhaltleerer sein, als die Sophismen, womit der Convent, 22. Ventose II. und nach ihm Lassalle System der erworbenen Rechte I. 451 die hier erwähnte Bestimmung als in Wahrheit nicht rückwirkend zu rechtfertigen suchen. Der Bastillesturm, heißt es dort, habe für das juristische Nationalbewußtsein die Abschaffung aller Privilegien und folglich auch der testamentarischen Bevorzugungen bedeutet, folglich habe genau genommen kein Testator nach dem 14. Juli noch eine ungleiche Theilung verfügen, kein Hausstatut eine solche bewirken können. Die constituirende Versammlung war anderer Meinung über das juristische Nationalbewußtsein.

Erwägt man die äußerst mannichfaltigen Verzweigungen der hier zur Sprache kommenden Rechtsverhältnisse, so wird man zweifelhaft, ob ein Achtel, ja nur ein Zehntel der französischen Bevölkerung von dieser Umwälzung unberührt blieb. Um rasch aufzuräumen, hatte man ein höchst summarisches Verfahren vorgeschrieben; die neue Vertheilung sollte nach dem Spruche gewählter Schiedsrichter erfolgen, keine Berufung zulässig sein, der neue Erbe die ihm zugetheilten Vermögensstücke in dem Zustande annehmen, in dem er sie fände. Aber so expeditiv sich dies ausnahm, so viele Parteien sich durch übereilte Sprüche verletzt fühlten, so kam man doch bei der verwickelten und vieldeutigen Natur zahlloser Fälle zu keinem schnellen Gesammtergebniß; die Schiedsrichter selbst fanden sich rathlos, und von allen Seiten strömten die juristischen Zweifel zur Entscheidung des Convents. Dieser that, was er konnte; an einem Tage faßte er nicht weniger als sechzig solcher Rechtsbelehrungen in einem Gesetze zusammen: aber alle Mühe war vergeblich; die Fluth der am 6. Januar entfesselten Streitigkeiten kam nicht zum Sinken. Es wurde um so härter empfunden, je stärker auf der einen Seite die Familienbande bereits durch den politischen Hader gelockert waren, und jetzt durch das Eintreten der unehelichen Kinder vollends vergiftet wurden, je mehr auf der andern die Unsicherheit des einzigen Werthzeichens, der Assignaten, jede Auseinandersetzung in Vermögenssachen erschwerte und allen betrügerischen Bestrebungen Thür und Thor öffnete. Genug, nachdem das Unwesen fünfzehn Monate gedauert hatte, erkannte der Convent selbst die factische und sittliche Unmöglichkeit, auf diesem Wege zu beharren. Seit dem 9. Thermidor war das Bestreben erwacht, wieder auf den Boden eines festen Rechtszustandes zurückzukehren; der Convent ließ sich herbei, wenigstens die schreiendste Gewaltthat zu beseitigen, und dem Gesetze des 6. Januar seine rückwirkende Kraft zu nehmen. Am 25. April 1795 verbot er die Fortsetzung aller schwebenden Proceduren dieser Art, und am 26. August gab er die positive Erklärung, daß die Wirkungen des Januargesetzes erst von dem Tage seiner Veröffentlichung an beginnen, mithin alle früher eröffneten Erbschaften den Bestimmungen desselben nicht unterliegen sollten. Eine weitere Verordnung vom 26. September gab über die praktische Anwendung dieses Satzes nähere Vorschriften, und dehnte zugleich das Verbot der Rückwirkung auch auf das Novembergesetz über die unehelichen Kinder aus.

Aber so erfreulich immer ein solcher Entschluß sein mochte, es zeigte sich auch hier, daß es leichter ist zu zerstören als herzustellen. Auch jetzt

noch blieb die Rechtsunsicherheit im höchsten Maße bestehn. Kaum war das Decret vom 26. September erlassen, so daß nun das Erbrecht der unehelichen Kinder nicht vom Juli 1789, sondern erst vom November 1793 an wirksam werden konnte, da wurde im Convente die Frage aufgeworfen, ob denn das Gesetz vom 4. Juni 1793, welches den Anspruch derselben im Princip anerkannt hatte, völlig ohne praktische Folgen bleibe. Der Zweifel wurde für berechtigt erklärt, und in Folge dessen die betreffende Clausel des Septembergesetzes wieder suspendirt. Damit war aufs Neue eine große Anzahl von Erbtheilungen in Frage gestellt. Anderweitige Bedenken traten hinzu. So viel erschien für jetzt wohl sicher, daß eine vor 1794 eröffnete Erbschaft, wenn bisher eine Neutheilung auf Grund des Januargesetzes noch nicht stattgefunden hatte, den Berechtigten des alten Systems verbleiben würde: wie aber stand es, wenn die durch das Januargesetz Berufenen die alten Erben bereits verdrängt hatten? Die Rückwirkung des Januargesetzes war freilich eine Ungerechtigkeit, aber immerhin war sie Gesetz des Landes gewesen: wenn man nun die neuen, unter ihrer Herrschaft eingetretenen Besitzer wieder auswies und die alten Erben herstellte, machte man sich nicht zum zweiten Male einer ungerechten Rückwirkung in entgegengesetzter Richtung schuldig? Aehnliche Fragen erhoben sich in den mannichfachsten Beziehungen, über den freiwilligen Verzicht der Töchter, über das Erbrecht der ehemaligen Ordensleute, über das Vermögen der deportirten, und dem bürgerlichen Tode verfallenen Priester: in allen diesen Fragen hatte die revolutionäre Gesetzgebung geschwankt und gewechselt, und zu einer Fülle von Streitigkeiten zwischen den Parteien, von Bedenken bei den Rechtskundigen und den Gerichten Veranlassung gegeben. Die französischen Bürger, die in Folge dieser Nöthe ihren ganzen Vermögensstand in das Unsichere gestellt sahen, zählten nach Hunderttausenden.

Freilich hätten diese Opfer einer gewaltthätigen Jurisprudenz sehr leicht zu gründlichem Troste gelangen können, wenn der Spruch die Wahrheit sagte, daß Unglücksgefährten zu haben dem Unglücklichen ein Trost sei. Denn wohin sie ihre Blicke wenden mochten, sahen sie ihre Freunde, Nachbarn und Mitbürger in ganz ähnlicher Bedrängniß. Der Grundbesitzer, der im ersten Jahre der Revolution ein Landgut für 100,000 L. gekauft hatte, vermochte jetzt kaum 25,000 dafür wieder zu erlangen. In allen Theilen des Reiches erschien gleichmäßig dasselbe Verhältniß: die Aecker waren auf ein Viertel, die Häuser sogar auf ein

Fünftel des früheren Werthes heruntergegangen [1]). Die Ursache dieses Sinkens war zum Theil das kolossale Angebot von Grundstücken durch die Verkäufe der Nationalgüter; noch entscheidender aber wirkte darauf die allgemeine Vertrauenslosigkeit, die jedes leicht hinweg zu rettende Besitzthum dem unbeweglichen vorzog. Dies ist um so deutlicher, als durch die Verheerungen des Bürgerkriegs und die Vernichtung des auswärtigen Handels die Getreidepreise und damit die Rente des Ackers auf den doppelten Betrag von 1790 gestiegen waren. Es hätte also, scheint es, kein einträglicheres Geschäft als die Landwirthschaft, kein besseres Besitzthum als ein Landgut geben können; leider aber entsprach die Wirklichkeit einer solchen Vorstellung in keiner Weise. Der kleine Bauer, der sein Grundstück selbst bewirthschaftete, hatte nur sehr selten die Mittel gehabt, den Gewaltthätigkeiten der Schreckenszeit Widerstand zu leisten, der Willkür der Conventscommissare, dem Drucke des Maximum, den Requisitionen und Prehensionen; sein Inventar war zerrüttet, seine Vorräthe erschöpft, seine Arbeitslust gebrochen; zu geschweigen der Verheerung des auswärtigen und der schlimmeren des Bürgerkrieges, welche vielleicht ein Viertel des Reiches betroffen und weite Landschaften durch Mord und Brand zur Wüste gemacht hatte. Jetzt hatten allerdings außerhalb der Vendee und einiger bretonischer Bezirke diese großen Beraubungen aufgehört, aber in ihren Nachwehen wirkten sie unaufhörlich fort. Die rechtlose Tyrannei hatte die Ordnung aus dem Staate und den Rechtssinn aus den Menschen vertrieben. Aus allen Departements erschollen die Klagen, daß die Grenzsteine verrückt, die Scheunen bestohlen, die Aecker geplündert würden; das arme Volk zog in Schaaren bei hellem Tage in die Büsche und Gärten, um sich Brennholz nach Belieben zu holen; die Schaf- und Ziegenheerden verwüsteten ohne Beschränkung die Wälder [2]); durchgängig waren die Gemeinden außer Stande, ihren Bürgern einen ausreichenden Feldschutz zu gewähren. Der Convent befahl, daß jede Gemeinde mindestens einen Flurschützen auf ihre Kosten annehmen sollte; es blieb ein todter Buchstabe, weil die Gemeinden bei ihrem tief zerrütteten Haushalt die Kosten scheuten. Im Uebrigen wußte der Convent nicht weiter zu helfen, als daß er jedem Bürger die Annahme eines Feldhüters verstattete, und die

---

[1]) Dies, so wie die Theuerung der Lebensmittel wird unzählige Male in den Verhandlungen der Räthe bezeugt.

[2]) Moniteur 22. Juni 1796. Rath der Fünfhundert 3. August.

Gemeinden bevollmächtigte, an der Grenze ihres Gebietes Tafeln aufzustellen, deren Inschriften die Bürger zur Schonung fremden Eigenthums ermahnten.

Die größeren Besitzer, nach dem Sturze des alten Adels meisten Theiles neue Erwerber, fanden sich durch andere Beschwerden nicht weniger gedrückt. Man kann ihre Nöthe unter folgende Punkte zusammenfassen. Die revolutionäre Gesetzgebung hatte ihre Eigenthumstitel zu großem Theile zweifelhaft gemacht. Sie hatte den Realcredit beinahe ganz vernichtet. Sie hatte ihre Einkünfte in der bedrohlichsten Weise unsicher gestellt.

Seit dem Beginne der Revolution hatte dieselbe alle aus dem Lehnrechte stammenden oder mit denselben zusammenhängenden Einrichtungen zu vertilgen gestrebt. Nun hatten sich aber im Laufe der Jahrhunderte, vornehmlich beim Grundbesitze, mannichfaltige Rechtsgewohnheiten entwickelt, welche an sich mit dem Lehnrechte nicht das Mindeste zu schaffen, im Verlaufe der Zeit aber sich an einzelnen Punkten mit feudalen Anschauungen durchsetzt, oder sich in feudale Formen gekleidet hatten. So wurden in der Bretagne seit unvordenklicher Zeit neun Zehntel der Aecker in der Form der sogenannten domaine congéable benutzt, eines Pachtvertrages auf längere Zeit, bei dem jedoch der Eigenthümer die Befugniß besaß, gegen Erstattung der Meliorationen dem Pächter zu kündigen, und dessen Satzungen dann allmälich einzelne feudale Bestimmungen aufgenommen hatten. Die constituirende Versammlung war demnach zu dem Beschlusse gekommen [1]), daß diese feudalen Elemente abgeschafft, der Pachtvertrag selbst aber auch für die Zukunft berechtigt, die Pächter jedoch befugt seien, durch Ablösung ihrer Leistungen das Eigenthum der von ihnen bebauten Grundstücke zu erwerben. Es zeigte sich jetzt, daß alle Betheiligten bisher mit dem Verhältniß zufrieden gewesen; nur in ganz vereinzelten Fällen machten die Bauern von dem neuen Ablösungsrechte Gebrauch. Trotzdem ging nach dem Sturze des Königthums und unter der Herrschaft des Pariser Gemeinderathes die gesetzgebende Versammlung in der Sache weiter, erklärte am 27. August 1792 die ganze Einrichtung für feudalen Charakters und sprach den Bauern ohne jede Entschädigung der Grundherrn das Eigenthum der Aecker zu. Die alten Besitzer hatten während der Schreckenszeit kein Mittel dagegen; nach dem 9. Thermidor aber traten sie mit ihren Klagen hervor, und da ein ernstlicher Zweifel an ihrem Rechte nicht zu

---

[1]) 7. Juni 1791.

begründen war, erinnerten sich jetzt die Bauern an die von der Constituante ihnen eröffnete Möglichkeit der Ablösung. Die Entwerthung der Assignaten machte es ihnen leicht, mit höchst unbedeutenden Opfern den Nennwerth der Ablösungssumme zusammenzubringen; so trugen sie denn das Papiergeld, das damals in Wirklichkeit etwa den zehnten Theil seines Nennwerths darstellte, zu den alten Besitzern und forderten dafür Verzicht auf das Eigenthum, nach dem Gesetze von 1791 [1]). In anderen Fällen, die nicht bloß auf die Bretagne beschränkt waren, sondern in ganz Frankreich vorkamen, hatte einst ein Eigenthümer sein Gut einem Erbpächter gegen eine ewige Rente überlassen, und auch dies war bald mit, bald ohne Zusammenhang mit feudalen Verhältnissen vorgekommen. Ein Gesetz des Conventes [2]) hatte alle feudalen Renten und Leistungen ohne Entschädigung aufgehoben; es hatte allerdings die nichtfeudalen Grundrenten ausdrücklich von seinem Verbote ausgenommen, aber in der revolutionären Unordnung wurden auch diese von Stund' an in keinem Departement mehr bezahlt, und die bisher Pflichtigen nahmen ohne Weiteres das Eigenthum der betreffenden Aecker in vollem Umfange an sich [3]). Wie weit verbreitet diese Form der Verpachtung gewesen, wie viele Personen also durch die Rechtsverletzung betroffen wurden, zeigt der Umstand, daß der Staat als Eigenthümer der confiscirten Kirchen- und Emigrantengüter durch den Wegfall solcher Grundrenten eine jährliche Einnahme von ungefähr 10 Millionen einbüßte, für die er eine Ablösungssumme von etwa 100 Millionen hätte in Anspruch nehmen können [4]). Man wird also schwerlich irren, wenn man den Werth des noch in Privathänden befindlichen Grundbesitzes, der auf diese Art vollkommen unrechtmäßig den Herrn gewechselt hatte, auf mindestens 300 Millionen anschlägt. So erschreckend eine solche Ziffer ist, bezeichnet sie immer doch nur einen kleinen Theil der in der Schreckenszeit schwankend gewordenen Besitzrechte. Wir haben früher gesehn, welche kolossalen Massen von Grundbesitz in Folge der Todesurtheile der Revolutionsgerichte an den Staat gefallen, und wie diese Ende 1794 nach der Herstellung der Girondisten den Erben der getödteten Eigenthümer zurückgegeben worden

---

[1]) Rath der Fünfhundert, 4. August 1797.

[2]) 17. Juli 1793.

[3]) Rath der Fünfhundert, 2. August 1797.

[4]) Botschaft des Directoriums, verlesen in derselben Sitzung, § 12. Der Abgeordnete Ozun berechnet sie in der vorhergehenden Debatte sogar auf vier- bis sechshundert Millionen.

waren. Allerdings war diese Rückgabe nur dann in Natur erfolgt, wenn die Güter nicht schon, den Gesetzen über den Domänenverkauf entsprechend, zur Versteigerung gelangt waren. War dies geschehn, so blieb der Käufer im Besitze, und die Erben der Hingerichteten empfingen eine Geldentschädigung, welche leider stets in Assignaten geleistet wurde und mithin nur einen kleinen Bruchtheil des ursprünglichen Werthes darstellte. Da nun der Convent verfügt hatte, daß alle auf gesetzliche Art erfolgten Verkäufe respectirt werden sollten, so suchten begreiflicher Weise die Erben einen jeden mit Verletzung der gesetzlichen Formen erfolgten Verkauf anzufechten, und bei dem tumultuarischen Verfahren während der Schreckenszeit fanden sich derartige Fälle in Masse. In Toulon z. B. hatte man nach der Einnahme der Stadt die Bewohner in Schaaren hingewürgt, und ihre Güter an begünstigte Patrioten ohne Protokoll, ohne Kaufcontract, ohne Zulassung sonstiger Angebote für Spottpreise verschleudert. Die Erben der Gemordeten wandten sich an die Gerichte, und diese erkannten die Rechtslage als zweifellos an, darauf aber erklärten nach Ansuchen der Käufer die Verwaltungsbehörden, daß die Gerichte für Angelegenheiten des Domänenverkaufs nicht competent, und nur die Verwaltung zur Beurtheilung ihrer Gesetzmäßigkeit berufen sei. Auch hier handelte es sich um Gütermassen, deren Werth nach Millionen zählte, und deren Eigenthum nach wie vor auf völlig ungewissem Rechtsboden stand [1]). Andere Momente führten zu gleichem Ergebniß in der Vendee und deren Nachbarbezirken. So lange dort die katholische Armee der Royalisten das Land beherrschte, hatten die Notare bei jedem Gutsverkauf die Formen des alten Rechtes anwenden müssen, und um den Stürmen des Bürgerkrieges zu entgehn, oder um die Kosten desselben zu erschwingen, hatten ohne Zweifel eine Menge von Grundbesitzern damals ihr Eigenthum veräußert. Der Convent aber, entrüstet, daß hier die Rechtsformen der Monarchie wieder aufgelebt waren, verfügte ohne Zaudern die Suspension aller auf solche Art geschlossener Kaufverträge, und noch im Sommer 1796 war es zu keiner endgültigen Entscheidung gekommen, wer hier als rechtmäßiger Besitzer anzusehen sei [2]).

Nimmt man zu all diesen Fällen die Güter hinzu, deren Eigenthum durch die Gesetze über die Emigranten und die Rückwirkung der erbrecht=

---

[1]) Rath der Fünfhundert, 29. September 1796.

[2]) Rath der Fünfhundert, 16. Mai 1796.

lichen Bestimmung ungewiß geworden war, so wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß Ende 1795 nur eine Minderheit der französischen Grundbesitzer — ganz abgesehn von der Möglichkeit einer Gegenrevolution und einer Vernichtung der Domänenkäufe — unangefochtene Titel ihres Eigenthums besaß.

Eine weitere, ganz wesentliche Erschwerung für die Lage des Grundbesitzers bildete in dieser drangsalvollen Zeit die tiefe Zerrüttung des hypothekarischen Credits. Auch wo der Rechtstitel eines Besitzes völlig unanfechtbar war, fand sich der Eigenthümer an Capitalaufnahmen durch die gesetzliche Auflösung des Hypothekenwesens gehindert. Vor 1789 waren die Schreiber der Gemeinden [1]) die Verwalter desselben in dem nördlichen Drittel des Reiches, und das Hypothekenrecht selbst auf das Engste mit andern feudalen Einrichtungen verbunden gewesen. Schon im Jahre 1790 wurde deshalb dieses ganze System durch die Constituante abgeschafft, und die Einführung der in den übrigen Reichstheilen herrschenden Formen in Aussicht genommen. Aber dazu gelangte die Gesetzgebung nicht, und da die neue Organisation der Verwaltungsbehörden das Amt der bisherigen Gemeindeschreiber beseitigte, so blieb seitdem der Norden Frankreichs ohne alle Hypothekenbücher. In den übrigen Departements galt nach wie vor für diese Dinge ein königliches Edict vom Jahre 1771, so daß allerdings über die Rechtsformen des Realcredits hier kein Zweifel herrschte. Jedoch auch in diesen Gegenden waren die alten Beamten, welche die Hypothekenbücher führten, verschwunden und für diesen Theil ihrer Wirksamkeit kein Ersatz geschafft worden: wer seitdem eine Hypothek bestellen wollte, fand nur in der Hauptstadt des Departements bei dem Civilgerichte desselben dazu die Möglichkeit, so daß es für die große Mehrzahl der Fälle einer weiten und kostspieligen Reise bedurfte. Erst im Sommer 1795 sah der Convent sich veranlaßt, diesem dringenden Bedürfniß seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er that es dann in seiner Weise, nicht in allmälicher Verbesserung des Bestehenden, hier also durch Errichtung von Hypothekenämtern in allen wichtigern Ortschaften, sondern durch Erlaß eines ganz neuen Hypothekengesetzes in mehr als 200 Artikeln, welche, unglaublich zu sagen, in einer einzigen Sitzung ohne alle Discussion verfügt wurden. Die Folge ließ sich nicht lange erwarten. Ueberall zeigte sich das Gesetz unausführbar, unklar in seinen wichtigsten Bestimmungen, eine neue Quelle unendlicher

[1]) Greffiers des communes.

Händel und Rechtsunsicherheit. Nach wie vor fanden die Grundbesitzer die größte Schwierigkeit, durch Verpfändung ihrer Güter die erforderlichen Capitalien zu beschaffen [1]).

Zu diesem Allen kam dann endlich die Pest des reißend fallenden Papiergeldes, eine Noth, welche freilich keine Classe der Bevölkerung ganz verschonte, aber gerade die Grundbesitzer mit besonders drückendem Gewichte traf. Wohl erzielten ihre Pächter reichen Gewinn durch den hohen Preis des Getreides, den Pachtzins aber bezahlten sie in Assignaten, welche Woche um Woche die Hälfte ihres Werthes verloren. Mit dem Kaufgeld für einen Sack Weizen, so erhoben sich die Klagen, mit dem Erlöse seiner Hühnereier kaufte der Pächter das Papiergeld, mit dem er die Ansprüche des Grundherrn erledigte. Der gesetzlich autorisirte Betrug war so grell, daß der Convent einschritt, und durch ein besonderes Gesetz [2]) die Zahlung der halben Pacht in Getreide nach den Marktpreisen von 1790 anbefahl; nur wenn der Pächter nachwies, daß er so viel Korn nicht mehr besitze, solle er statt dessen Assignaten geben dürfen, dann aber so viele, wie zur Erwerbung jenes Getreides nach dem damaligen Marktpreise erforderlich wären. Es half etwas, aber nicht viel. Bei den überall ungeordneten Zuständen war die Feststellung durchschnittlicher Marktpreise eine schwierige und unsichere Sache; kam es zur Getreidelieferung, so rechnete der Pächter darauf die bezahlten Steuern und sonstigen Auslagen ab; im Allgemeinen gelangte man zu dem Ergebnisse, daß die Eigenthümer zwar nicht mehr um 90 oder 99 Procent ihrer Pacht geprellt wurden, in den meisten Fällen aber nicht mehr als ein Sechstel der ursprünglich verabredeten Werthe erhielten.

Ueberblickt man diese Momente, so erklärt sich das scheinbare Räthsel sehr einfach, wie bei verdoppelten Kornpreisen der Kaufwerth der Aecker auf ein Viertel sinken konnte. In Folge der Unsicherheit aller Verhältnisse, der Verheerung des Bürgerkriegs, der Vernichtung des Credits und des Inventars war der Ertrag der Güter in erschreckendem Maße herunter gegangen. Ein großer Theil der Aecker lag völlig unbebaut; die übrigen erhielten nur die Hälfte des erforderlichen Düngers; man ersparte Arbeit und Arbeitslohn, so viel man konnte; noch ein volles Jahr nach dem Beginn der constitutionellen Regierung wurde öffentlich und ohne Wider=

---

[1]) Verhandlungen der Fünfhundert, 17. December 1795, 29. und 31. December 1796.

[2]) Gesetz vom 2. Thermidor III.

spruch im Rathe der Fünfhundert erklärt, daß der Gesammtertrag des Ackerbaues kaum noch ein Drittel seines frühern Werthes darstellte [1]).

Allerdings beschränkte sich die Verarmung durch Rechtlosigkeit und Assignaten nicht bloß auf die Grundbesitzer. Wie ihnen erging es einem Jeden, der irgendwie in einem auf längere Zeitdauer wirkenden Vertragsverhältnisse stand. Der Hausbesitzer, der seine Quartiere auf weite Fristen vermiethet hatte, der Darleiher, der sein Capital vor Jahren in vollwichtigem Silber hergegeben, der Erbe, der mit einem Testamentsvollstrecker abrechnen sollte, der Mündel, der an den frühern Vormund Ansprüche aus dessen Verwaltung besaß, sie Alle waren unausgesetzt in der Gefahr, daß ihr Schuldner sich von seiner Verpflichtung durch Zahlung des Nennwerthes der stipulirten Summe befreite, in Assignaten, die nicht ein Zehntel, ja vielleicht nicht ein Hundertstel des wirklichen Betrages in die Hand des betrogenen Gläubigers lieferten. Im Sommer des Jahres 1795 wurde das Sinken des Papiergeldes so entsetzlich, daß die kürzesten Vertragstermine zur Plünderung der Berechtigten ausreichten. Der Wechsel, der heute ausgestellt, nach vier Wochen fällig wurde, brachte dann dem Gläubiger vielleicht noch ein Viertel des nominellen Betrags. Der Arbeiter, der auf Wochenlohn gestellt war, empfing in der heute bedungenen Summe nach acht Tagen nicht mehr die Hälfte des wirklichen Werthes. Und was das Schlimmste war, der Staat selbst ging in dieser Uebervortheilung von Rechtswegen allen gewissenlosen Schuldnern mit unbefangenem Beispiele voran. Nicht bloß, daß er während der Schreckenszeit mit offener Gewalt seinen Bürgern ihr Gold- und Silbergeld und ihre ausländischen Werthpapiere gegen Assignaten ausgetauscht, nicht bloß daß er alle alten Staatsobligationen vernichtet und durch neue Renteninscriptionen ersetzt hatte: er blieb dabei, seinen Gläubigern eben diese aufgezwungenen Renten in Assignaten zum Nennwerthe zu bezahlen, und damit etwa 800,000 Personen zu darbenden Bettlern zu machen. Solche Zustände waren unerträglich. Jede Art des Credits ging zu Grunde; wer Geld borgen wollte, mußte ein entsprechendes Faustpfand, und dann drei, fünf, zuweilen zehn Procent monatlicher Zinsen geben [2]). Der Geldverkehr stockte an allen Punkten,

---

[1]) Duprat, 28. Januar 1797.

[2]) Aussage Woussens, Rath der Fünfhundert, 29. December 1796. Vgl. Yvernois französische Finanzadministration 1796, übersetzt von Gentz, S. 350 (dieser Theil des Buchs ist ein Zusatz von Gentz, gleich ausgezeichnet durch gründliche Forschung und geistvolle Erörterung).

und der Gesetzgeber war schließlich der Meinung, die Stockung sei besser als die Prellerei. Die Assignaten hatten, wie man zu sagen liebte, die Revolution ernährt: aber allerdings hatten sie Treu und Glauben bei den Privatverträgen vernichtet. Der Convent, der kein Mittel besaß, die Assignaten zu bessern, beschloß die Verträge bis auf Weiteres still zu stellen. Er bestimmte [1]), daß kein Gläubiger genöthigt sein sollte, eine Zahlung aus einer vor dem 1. Januar 1792 entstandenen Schuld anzunehmen, und überließ damit die brennende Frage der Fürsorge der kommenden constitutionellen Regierung.

So haben wir den ganzen Umkreis des Privatrechts durchmessen, und überall das gleiche Ergebniß getroffen. Die Sicherheit der Personen unbeschützt, das Eigenthum und die wichtigsten dinglichen Rechte gefährdet, das Vertragsrecht unwirksam, das Familienrecht zerrüttet, das Erbrecht umgewälzt; welches Lebensverhältniß blieb noch übrig, in welchem der französische Bürger sich auf festem Boden fühlen konnte? Wenn man sonst wohl gestritten hat, ob eine neue Codification des gesammten Privatrechts heilsam wirke, so war in den geschilderten Verhältnissen ohne Zweifel das Bedürfniß derselben geradezu schreiend. Der Convent hatte einige Ansätze zur Lösung der Aufgabe gemacht; noch im letzten Sommer hatte Cambacérès darüber berichtet, dann aber war der Gegenstand wieder an einen Ausschuß gewiesen und in dessen Papieren einstweilen zur Ruhe gekommen. Rascher dagegen war man auf einem andern Gebiete vorgegangen, wo das Bedürfniß freilich doppelt gebieterisch auftrat: ein neues Strafgesetzbuch, von Merlin von Douay entworfen, hatte der Convent in seinen letzten beiden Sitzungen in einem Zuge decretirt.

Wenn der Mensch sich Haus und Familie gegründet hat, so tritt er mit seinen Gesinnungsgenossen zu gemeinsamem Gottesdienste zusammen; er bedarf verschiedener Anstalten, um seine Kinder zu unterrichten; er findet gemeinsame Bedürfnisse und Interessen, die ihn mit seinen Nachbarn zu einer bürgerlichen Genossenschaft verbinden. In welchem Zustande hinterließ der Convent diese Lebensverhältnisse der constitutionellen Regierung?

Auf dem kirchlichen Gebiete war durch die Gesetze des Februar und Mai 1795 ein großer, möglicher Weise entscheidender Schritt der Versöhnung geschehen. Der Staat hatte auf die Versuche verzichtet, an die Stelle der alten römischen eine neue französische Religion zu setzen. Er hatte

---

[1]) Gesetz vom 25. Messidor III.

die Anschauungen des unbeschränkten Individualismus angenommen, die vollständige Trennung der Kirche von dem Staate erklärt, und jedem Menschen und jeder Menschengruppe, unter Vorbehalt der polizeilichen Ordnung und des Gehorsams der Pfarrer gegen die bürgerlichen Gesetze, die Befugniß zum öffentlichen Gottesdienste gegeben. Er hatte sich das Eigenthum des confiscirten Kirchengutes gewahrt, aber verheißen, im einzelnen Falle auf Bitte der Bürger frühere Kirchen ihnen wieder zu ihrem Cultus zu überlassen. Im Uebrigen hatte jeder Bürger für die Kosten seines Cultus zu sorgen. Die augenblickliche Wirkung war, wie wir gesehen haben, sehr bedeutend. Auf allen Punkten des Landes traten kirchliche Gemeinden in das Leben; eidweigernde und constitutionelle Priester wetteiferten in ihrer Thätigkeit; der andächtige Zudrang zu beiden war groß, und fast nirgend machte es Schwierigkeit, die Kosten durch freiwillige Beiträge zu decken.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob unter sonst günstigen Verhältnissen eine dauernde Befriedigung auf der Grundlage dieses Systems sich hätte erreichen lassen. Die geschichtliche Erfahrung, die allein die sichere Entscheidung über solche Probleme geben kann, soll hier erst gemacht werden, da offenbar das Beispiel Nordamerika's an sich für die so höchst verschiedenen europäischen Verhältnisse nicht maßgebend ist, und das System auch dort in neuerer Zeit bedenkliche Verwicklungen ungelöst läßt. In Europa aber hat bisher jeder Versuch dieser Art sich äußerst schwierig gezeigt; Staat und Kirche haben, wenn nicht sonst, so doch wenigstens auf Ehegesetzgebung und Unterricht ihre streitenden Einflüsse geltend gemacht, und namentlich gegenüber einer so stark organisirten und von einem auswärtigen Oberhaupte gelenkten Hierarchie wie der römisch-katholischen hat der Staat niemals lange Zeit das reine Individualsystem behaupten können. Auf der einen Seite begnügt sich die Kirche nicht lange mit Religions- und Cultusfreiheit, sondern sucht ihren Einfluß auf alle Lebensbeziehungen ihrer Anhänger zu erstrecken, auf der andern empfängt der Staat bei hundert scheinbar ganz profanen Angelegenheiten seine Haltung von dem religiösen Standpunkte seiner Regenten und kommt damit bewußt oder unbewußt in Abhängigkeit von der einen, in Zwiespalt mit der andern Kirchengemeinschaft. Es wird also unter allen Umständen zu den schwierigsten Aufgaben gehören, die reine Trennung der Kirche vom Staate durchzuführen.

Wie viel mehr galt dies nun bei den französischen Zuständen von 1795. Nicht einen Augenblick war der auf jener Grundlage verkündete Friedensschluß ein vollständiger oder bei den streitenden Parteien in Wahr-

heit aufrichtiger gewesen. Die römische Kirche in ihrem herrschenden Organe der päpstlichen Curie, blieb bei der Verurtheilung aller seit 1790 vollzogenen kirchlichen Neuerungen. Die einzelnen Priester ihres Bekenntnisses fügten sich der äußern Nothwendigkeit; eine Menge unter ihnen leistete das geforderte Gelöbniß des Gehorsams gegen die Gesetze der Republik, um die Möglichkeit zu Seelsorge und Gottesdienst zu erhalten; aber auch sie waren weit von innerer Hingebung an den Staat entfernt, der sie fünf Jahre lang mit unmenschlicher Verfolgung getroffen hatte. Sie bekundeten diese Gesinnung, wenn nicht anderwärts, so doch aller Orten durch lebhaften Streit mit ihren constitutionellen Collegen; das gemeinsam erduldete Leiden hatte die Bitterkeit des frühern Hasses gegen die Schismatiker nicht im Geringsten abgestumpft. Eine ansehnliche Zahl entschloß sich nicht einmal zu jenem Versprechen bürgerlichen Gehorsams. Sie erklärte dasselbe für eine mittelbare Anerkennung all der Kirchenschändung und Gottlosigkeit, mit der sich die Republik befleckt habe; sie fragten, ob ein christlicher Priester Gehorsam, z. B. gegen die Ehescheidungsgesetze, verheißen dürfe; sie hielten starr und unbeugsam ihre volle Rechtsverwahrung gegen den neuen Zustand aufrecht. Es war nicht unwahr, wenn die eifrigen Republikaner erklärten, daß bei dem katholischen Geistlichen höchstens leidender Gehorsam, sonst aber feindselige Gesinnung gegen die Republik zu vermuthen sei.

Diese that denn allerdings das ihrige reichlich, um eine solche Abneigung immer in frischem Wachsthum zu erhalten. Nur mit innerem Widerwillen war die Mehrheit des Conventes auf die Gesetze des Februar und Mai eingegangen; sie machten aus ihrem Hasse gegen die Kirche kein Hehl, und sprachen bei jeder Gelegenheit die Hoffnung aus, nachdem die blutige Verfolgung mißlungen, von jetzt an durch allmäliche Belehrung des Volkes und vor Allem durch entsprechende Lenkung der Schule den alten Glauben von Grund aus zu vernichten. Eine Menge der Conventscommissare und Behörden in den Departements war von dieser Gesinnung erfüllt, und verfuhr danach in der Praxis der Verwaltung. Unter verschiedenen Vorwänden wurde die Ueberlassung einer Kirche oder eines andern Locals für den Gottesdienst verweigert oder verschleppt; die Gläubigen wurden verhöhnt und die Priester, auch bei völlig gesetzlichem Verhalten, insultirt [1]). Man richtete es wohl so ein, daß ein Pfarrer oder ein beliebter Prediger

[1]) Beispiele aus den Annales de la Religion bei Pressensé l'église et la révolution 315.

gerade am Sonntage zum Dienste in der Nationalgarde commandirt wurde [1]), und auf das Strengste führte man das Verbot durch, daß kein Priester in geistlicher Tracht sich auf der Straße zeige, daß also auch bei Begräbnissen, was die Bevölkerung besonders schmerzlich empfand, kein kirchlicher Act sich vollziehen durfte [2]). So hielt man, nachdem die großen Gewaltthaten aufgehört hatten, an einem Systeme kleiner Neckereien und Quälereien fest, welches eine volle Beruhigung der Gemüther schlechterdings unmöglich machte. Schlimmer aber war noch, daß wenigstens in einer Richtung die frühere Verfolgung in ihrer ganzen Härte und Grausamkeit unvermindert fortdauerte, in der Behandlung der seit 1792 deportirten oder eingesperrten Priester. Deren Verbrechen war, wie wir uns erinnern, die Verweigerung des Eides auf die Civilconstitution des Clerus gewesen: man hätte denken sollen, daß, als diese durch den Staat selbst abgeschafft worden, damit auch die Bestrafung der Eidweigerer weggefallen sei; wir wissen aber, daß man statt dessen die ganze Strenge aufrecht erhielt, die Deportirten für bürgerlich todt erklärte, ihr Vermögen einzog, ihre Rückkehr mit der Todesstrafe bedrohte. Als dann mit dem 9. Thermidor eine mildere Zeit begann, schöpften auch diese Opfer neue Hoffnung, und nach der Erklärung des Maigesetzes, daß jeder Priester, welcher Gehorsam gegen die Republik gelobe, seinen Cultus ausüben dürfe, kamen sie schaarenweise aus der Verbannung zurück, um durch die Leistung jenes Versprechens ihr Heimathsrecht und ihre amtliche Thätigkeit wieder zu gewinnen. Zu dieser Vorstellung paßte es zwar übel genug, daß im August ihre confiscirten Güter vom Staate wieder herausgegeben, jedoch nicht an sie selbst, sondern an ihre Erben überliefert wurden: immer aber war doch auch diese Maßregel an sich selbst ein Fortschritt auf der Bahn der Herstellung und der Milde. Dazu kam im September ein Gesetz, welches die eidweigernden Priester für unfähig zur Bekleidung eines bürgerlichen Amtes erklärte: es war dies an sich selbst ein Act der Verfolgung und der Härte, aber es setzte doch das Aufhören der sonstigen Strafen, der Verbannung und des bürgerlichen Todes voraus, und man hatte darüber um so weniger einen Zweifel, als einige Tage vorher eine andere Verfügung die Bestimmungen des Mai in ganz umfassender und unbedingter Weise wiederholt hatte. Allein nun

[1]) Aus der Zeitung le Thé angeführt von Granier hist. du Directoire I, 59.

[2]) In der Schreckenszeit war verfügt worden, daß bei den Begräbnissen ein Gemeindebeamter anwesend, und die Bahre nicht mit einem schwarzen, sondern mit einem dreifarbigen Tuche bedeckt sein sollte.

erfolgte die jacobinische Reaction des Vendemiaire, und das unheilvolle Gesetz des 3. Brumaire erklärte, daß die Strafverfügungen gegen die eidweigernden Priester mit vollem Nachdrucke durchzuführen seien. Bei einer solchen Lage der Gesetzgebung war es ganz und gar in die Willkür der einzelnen Verwaltungsbehörde gestellt, wie viele der alten Strafdecrete sie noch als gültig ansehen wollte [1]). Während die Beamten gemäßigter Richtung sich allein an das Septembergesetz hielten, demnach die Wahl eines Eidweigerers zu weltlichen Aemtern hinderten, sonst aber die Zurückgekehrten nicht belästigten und die Eingesperrten losließen: griffen die jacobinisch gesinnten Beamten zu allen Waffen der Verfolgung zurück, welche das Arsenal der Schreckensgesetze ihnen darbot, hielten die verhafteten Greise im Kerker, und stießen die Uebrigen wieder in das Elend der Verbannung hinaus. Wenn man nun bedenkt, daß es sich hier um das Lebensglück von etwa 70,000 Personen handelte, daß der Staat in seiner Geldnoth die Verhafteten in Hunger und Entblößung verkommen ließ [2]), daß eine seit Monaten ungestörte Hoffnung plötzlich in der brutalsten Weise zertreten wurde: so versteht man die Masse des Schmerzes und der Erbitterung, welche durch ein solches Verhalten auf's Neue weite Strecken des Reiches erfüllen mußte.

Es war mithin durch die republikanische Gesetzgebung ein großes Princip des religiösen Friedens verkündet worden, eine Thatsache, welche durch ihr bloßes Dasein von unberechenbarer Bedeutung war. Leider aber wurde ihre heilsame Wirkung durch den unversöhnlichen Haß der streitenden Parteien von allen Seiten her erschwert und eingeschränkt: für jetzt war noch die Sicherheit des Gottesdienstes für den Bürger täglicher Störung ausgesetzt, und für die Zukunft kam Alles auf das praktische Verfahren der constitutionellen Regierung an. Wie es sich im Staate darum handelte, aus dem traurigen Wechsel von Tyrannei und Zügellosigkeit auf den Boden gesetzlicher Freiheit zu gelangen, so hing von den Entschlüssen des Directoriums die Entscheidung auch der Frage ab, ob es in Frankreich ein Drittes außer drückender Hierarchie und irreligiöser Kirchenfeindschaft geben würde.

Eben so unvollkommen wie die kirchlichen Aufgaben hatte der Convent die Bedürfnisse des Unterrichtswesens erledigt [3]).

---

[1]) Botschaft des Directoriums an die Fünfhundert 22. October 1796.

[2]) Verhandlung der Fünfhundert 10. und 17. October 1796 und sonst.

[3]) Vgl. E. Despois, le Vandalisme révolutionnaire. In dem sehr fleißigen und gewissenhaften Buche ist Alles zusammengebracht, was sich Günstiges über die Thätigkeit des Conventes für das Schulwesen sagen läßt.

Die alten Schulen und gelehrten Körperschaften waren im Sturme der Revolution zum größten Theile zu Grunde gegangen. Viele derselben, namentlich sämmtliche Elementarschulen hatten unter kirchlicher Leitung gestanden, und ganz von selbst das Schicksal der Kirche getheilt. Die Güter der Bursen, Collegien und sonstigen Unterrichtsanstalten waren eingezogen und verkauft [1]), die Akademien durch ein Gesetz vom 8. August 1793 geschlossen worden. Die Lehrer der Collegien sollten dann vom Staate besoldet werden; in der stürmischen Zeit aber und der finanziellen Bedrängniß erfolgten die Zahlungen sehr unregelmäßig, und wurden im December 1793 durch Beschluß des Conventes ganz eingestellt [2]), so daß sich nur durch provisorische Staatsunterstützungen eine kleine Zahl der Collegien nothdürftig weiter fristete. Während auf solche Art die revolutionären Gewalten mit größter Eile das Vorhandene zerstörten, wurde vielfach und eifrig über ein neues Unterrichssystem geredet, einstweilen aber das souveräne Volk beinahe vier Jahre lang ohne Schulen gelassen. Erst am 19. December 1793 kam ein Organisationsgesetz über die Elementarschulen zu Stande. Es erklärte zunächst, daß der Staat den gesammten höhern Unterricht der freien Thätigkeit der Einzelnen überlasse, und seinerseits nur für die Kosten der Volksschule sorge; dies hätte bei einer Bevölkerung wie der englischen oder amerikanischen genügen können, bedeutete aber bei den politischen Gewohnheiten der französischen ganz einfach den Verzicht auf die höhern Schulen und die gelehrte Bildung. Eine Volksschule sollte nun in jeder Gemeinde bestehen, der Lehrer vom Staate ein Gehalt von 1200 bis 1500 Franken empfangen, die Schüler kein Schulgeld bezahlen, die Kinder aller Bürger zum Besuch der Gemeindeschule verpflichtet sein. Wie man sieht, trägt das Gesetz durchaus den ultrademokratischen Charakter seiner Entstehungszeit. Von einem Verhältniß zur Kirche konnte keine Rede sein; an die Stelle des Religionsunterrichtes trat eine republikanische Sittenlehre. Sonst sollen außer Lesen, Schreiben und Rechnen eine Menge nützlicher Kenntnisse überliefert werden, etwas Grammatik, etwas Geographie, etwas Naturwissenschaft, etwas Landwirthschaft. Im Laufe des Jahres 1794 wurden dann diese Schulen in der That eingerichtet, die Lehrer angestellt, der Unterricht eröffnet. Aber ein einfacher Umstand hinderte ihre Wirksamkeit. Trotz aller Strafen, womit die allgemeine Schulpflicht

[1]) Gesetz vom 8. März 1793.

[2]) Gesetz vom 19. December 1793.

eingeschärft war, blieben die Schüler aus. Hier und da erschienen sie in den Städten, wenn gleich in unvollständiger Zahl; auf dem platten Lande wollte niemand von den neuen Schulen wissen. Es gab dafür verschiedene Gründe. Zum Theile waren die Beamten, welche die Schule zu verwalten hatten, ungeschickt oder der Bevölkerung widerwärtig; es war die Zeit der Clubs und der Revolutionsausschüsse. Dann fehlte es überall an den einfachsten Unterrichtsmitteln, den elementaren Lesebüchern; die alten waren geächtet, weil sie von Gott und König und Kirche redeten; neue, welche statt dessen die Republik, den Bürgersinn und die Aufklärung empfahlen, waren noch nicht geschrieben. Die Hauptsache war auch hier der Kriegsstand zwischen Staat und Kirche, zwischen der Republik und der Religion. Die Eltern wollten ihre Kinder einer Schule nicht anvertrauen, wo unter dem Namen von Moral und Freiheit denselben Abneigung und Verachtung gegen den überlieferten Glauben gelehrt wurde [1]). Gegen diese Stimmung war die Allmacht des Wohlfahrtsausschusses unwirksam. Nach dem 9. Thermidor war vollends an zwangsweise Verwirklichung der Schulpflicht nicht zu denken; im Gegentheil räumte der Convent das Feld, das Gesetz vom 25. October 1795 stellte den Schulbesuch dem freien Ermessen der Eltern frei, strich dafür aber auch die Staatsbesoldung der Lehrer, und wies sie auf das Schulgeld ihrer Zöglinge an. Die Folge war, daß die Volksschulen, da sonstige Aenderungen nicht eintraten, jetzt so gut wie ganz verödeten.

Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft war der Convent von der bisherigen Abneigung gegen die Einrichtung höherer Schulen zurückgekommen; die öffentliche Meinung, die sich mit Ungestüm auch in dieser Richtung rührte, trieb ihn vorwärts, und einmal die Sache angegriffen, wollte man sie dann auch unter den Händen der republikanischen Freiheit zu einer ganz unerhörten Höhe erheben. Das Gesetz vom 25. Februar 1795 verfügte also für jedes Departement die Einrichtung einer Centralschule, eine jede mit zehn Professoren, einer Bibliothek und naturwissenschaftlichen Lehrmitteln ausgestattet. Die Schüler sollten sechs Jahre dort zubringen, in der Regel vom 12. bis zum 18. Lebensjahre; die Lehrgegenstände waren Lateinisch und Griechisch, Literatur, Zeichnen, Mathematik, Physik, Chemie,

---

[1]) Despois glaubt der Ausrede einiger Mitglieder des Conventes, das Ausbleiben der Bauernkinder sei nur durch die Jahreszeit verursacht worden, und würde mit dem Beginnen des Winters aufhören. Es hat eben nicht aufgehört.

Naturgeschichte, philosophische Grammatik, Logik, Elemente der Staatskunst. Den Raum für alle diese schönen Dinge gewann man durch eine starke Beschränkung der classischen Sprachen, die während des alten Regime fast allein die Schüler beschäftigt hatten, und jetzt auf einen zweijährigen Cursus, im Ganzen mit sechs wöchentlichen Lehrstunden, gesetzt wurden. Es ist einleuchtend, daß hiemit eine fruchtbare Aneignung jener Sprachen unmöglich gemacht war: hier wie bei dem Lehrplane der Volksschulen hatte der Eifer, nützliche Kenntnisse in das Gedächtniß der Schüler zu werfen, die Hauptaufgabe, die Stärkung und die Entfaltung der geistigen Fassungskraft, vollkommen verdunkelt. Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß jede Art des Religionsunterrichtes ausgeschlossen war.

Immer wären hier diese Uebelstände von geringerem Gewichte gewesen als bei den Volksschulen, und ohne Zweifel würde es den Centralschulen an Zöglingen nicht gemangelt haben, wäre bei ihnen nur nicht die entgegengesetzte Schwierigkeit wo möglich noch zerstörender eingetreten. Wenn den Volksschulen an Zöglingen, so fehlte es den Centralschulen an Lehrern, an Gebäuden, an Apparaten, und dem Staate an Geldmitteln für solche Zwecke. Die Centralschulen blieben einstweilen eine Schöpfung auf dem Papier, eine Möglichkeit der Zukunft: für jetzt entbehrten die französischen Bürger jeder Anstalt für den Gymnasialunterricht ihrer Kinder.

Was endlich die Universitätsstudien betrifft, so war selbstredend an theologische Facultäten nicht zu denken; Rechtsschulen existirten ebensowenig, eine doppelt fühlbare Lücke in einer Zeit allgemeiner Rechtsunsicherheit und unzähliger Processe; Schulen der Medicin hatte der Convent für ganz Frankreich drei gegründet, in Paris, Montpellier und Straßburg, von welchen die beiden ersten sich gedeihlich entwickelten, die letzte dagegen nur kümmerlich gefristet wurde: sie Alle waren jedoch entfernt nicht im Stande, auch nur die Bedürfnisse der Armeen zu befriedigen, so daß fort und fort die traurigsten Berichte über die mörderische Pfuscherei der sogenannten Militärärzte eingingen. Endlich für die Fächer, welche in Deutschland zu dem Kreise der philosophischen Facultät gehören, bestand in Paris aus alter Zeit das College de France ohne Unterbrechung fort; dazu kam das neu gegründete Museum für Naturwissenschaften beim Pariser Pflanzengarten, sodann, ebenfalls in der Hauptstadt, die hauptsächlich durch die Bedürfnisse der militärischen Erziehung in das Leben gerufene[1]) polytechnische

[1]) 12. December 1794.

Schule für alle dem Ingenieurwesen nöthigen Wissenschaften, endlich, wieder in Paris, die Hochschule der orientalischen Sprachen, ebenfalls in erster Linie für die praktischen Zwecke der Consularbeamten eingerichtet. Alle diese Pariser Anstalten glänzten durch eine stattliche Reihe bedeutender Lehrkräfte, aber wie man sieht, blieben eine Reihe der wichtigsten Fächer unvertreten, und für die Provinzen war, mit Ausnahme der beiden medicinischen Schulen, gar nichts geschehen.

Zum Schlusse ist noch die sogenannte Normalschule zu erwähnen, welche die Ausbildung der Lehrer für die übrigen Unterrichtsanstalten zum Berufe hatte. Sie war durch ein Gesetz vom 30. October 1794 in das Leben gerufen worden; eine Anzahl der berühmtesten Gelehrten aller Fächer ließ sich herbei, den künftigen Schulmeistern in gediegenen Vorträgen einen Abriß ein Jeder von seiner Wissenschaft zu geben. Es ist unmöglich, eine glänzendere Vereinigung von gelehrten Koryphäen ersten Ranges zu ersinnen, und mit Grund hat man hervorgehoben, daß diese Vorträge keineswegs bloße Leistungen akademischer Schönrednerei, sondern durchgängig ernste und gründliche Auseinandersetzungen gewesen. Nur die eine, entscheidende Frage bleibt zurück, ob solche Vorträge, und seien sie die gelehrtesten und geistreichsten, die Wirksamkeit eines wohlgeordneten Lehrerseminars ersetzen konnten, und diese Frage ist durch die Erfahrung ohne Weiteres verneinend beantwortet worden. Die künftigen Lehrer erhielten hier ohne Zweifel eine Menge geistiger Anregungen. Aber auf der einen Seite empfingen sie vielfache Kenntnisse, die für ihren künftigen Beruf nicht zu verwerthen waren, und auf der andern blieben sie ohne die eigene Uebung in der Anwendung des Gelernten, die für das seminaristische Studium das allein Wesentliche ist.

Also für den Einwohner von Paris gab es, freilich nicht in allen, jedoch in manchen Fächern die Möglichkeit, seinen Söhnen wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Die Millionen aber der Bürger in den Departements hatten Elementarschulen, denen sie ihre Kinder nicht überliefern wollten, Gymnasien, die nur auf dem Papiere, aber nicht in der Wirklichkeit existirten, Universitäts-Anstalten für die Reichen, welche Mittel besaßen, ihre Söhne nach Paris zu senden. Daß die zerstörten Akademien mittlerer Weile unter der Benennung des französischen Instituts in verbesserter Einrichtung zu neuem und glänzendem Dasein berufen worden waren, dies war ohne Zweifel recht ersprießlich für den Nachruhm des Conventes, half aber der Noth der Eltern um geistige Bildung ihrer Kinder natürlich in keiner Beziehung ab.

Nicht viel besser als Kirchen und Schulen vermochten die Gemeindebehörden den Bedürfnissen der Einwohner entgegen zu kommen. Die materielle Verarmung der Gemeinden und die Unsicherheit ihrer Rechtsverhältnisse war ebenso groß wie jene der Individuen. In Paris wußte man es seit dem Beginne der Revolution nicht anders, als daß der Staat die städtische Gemeinde und ihre Armen ernähre; wir haben früher berichtet, wie der Staat zu diesem Behufe Anfangs Vorschüsse, später aber Schenkungen von Millionen machte, so daß die Commune dann im Stande war, den Bürgern das Brod und sonstige Lebensmittel, wenn auch oft in kleinen Quantitäten, immer aber zu billigerem Preise zu liefern, und nebenbei ihre Beamten in ganz unglaublicher Weise zu bereichern. In der Blüthezeit der hebertistischen Partei hatte die Commune für diese Zwecke ungefähr so viel genommen, wie ihr Herz begehrte: Anfang 1796 wurde berechnet, daß die Ernährung der Pariser Bürger etwas mehr als zwei Drittel aller Ausgaben des Ministeriums des Innern in Anspruch nehme [1]). Es war sicher, daß dies nicht lange mehr fortdauern konnte, aber völlig ungewiß, wie ohne Staatszuschüsse Paris seine Einwohner verpflegen würde. Die übrigen Städte, für welche der Staat keine Verpflegung übrig hatte, waren in elendem Verfall. Lyon hatte im Bürgerkriege vier Fünftel seiner Webereien eingebüßt, alle Geschäfte lagen still und todt [2]); ganze Quartiere waren Ruinen; die städtische Casse hatte keine Geldmittel, um Polizeimannschaft zu unterhalten und Straßenbeleuchtung zu bezahlen [3]). Ganz dieselben Klagen vernahm man aus Bordeaux und Toulouse, aus Carcassonne und Bedouin; Arras hatte in der Schreckenszeit so gelitten, daß es jetzt unter 22,000 Einwohnern 10,000 Proletarier zählte [4]). Vollends in der Vendee lagen die kleinen Städte des unglücklichen Landes sämmtlich in Asche, Chollet, Clisson, Chatillon und wie sie weiter heißen [5]); General Danican, der eine Zeitlang dort befehligt hatte, zählte zwanzig verbrannte Ortschaften und 1300 verödete Dörfer [6]). Bei solchen Zuständen war an öffentliche Sicherheit weder in den Städten noch auf dem platten Lande zu denken. Wir haben keine Polizei, rief Doulcet bald nachher der Volks-

[1]) Rath der Alten 26. März 1796.

[2]) Rath der Fünfhundert 6. Juni 1796.

[3]) Rath der Fünfhundert 24. Juli 1797.

[4]) Rath der Fünfhundert 13. März 1796.

[5]) Rath der Fünfhundert 6. Juni 1796.

[6]) In seiner Schrift les brigands démasqués, angeführt bei Granier I, 28.

vertretung zu: hätten wir Polizei, so brauchten wir uns nicht an jedem Morgen zu erkundigen, ob unsere Freunde nicht in der Nacht ermordet worden sind [1]). So war es in Paris, so war es in allen Departements. Ich höre, sagt ein Circular des Polizeiministers, daß alle Departements mit bewaffneten Banden angefüllt sind, die auf den Landstraßen und in den Häusern Raub und Mord begehen. Ebenso erklärte Pastoret dem Rathe der Fünfhundert, daß die Unsicherheit grenzenlos, die Räuberei allgemein sei; einer seiner heftigsten politischen Gegner, Beffroy, bestätigte Alles und klagte, daß es der Verwaltung überall an den Mitteln zur Abwehr fehle, und gerade die ordentlichen Bürger nach größerer Strenge seufzten [2]). Ueberall, wie wir sehen, werden wir auf dasselbe Ergebniß zurückgeführt: wie ist es möglich, daß ein Volk, dessen Bürger sich unausgesetzt an Gut und Blut bedroht finden, Interesse an den idealen Genüssen der politischen Freiheit behält? Es wird für jede Verfassung nur den einen Prüfstein behalten, die Frage, ob unter ihrer Herrschaft Haus und Hof dem Bürger gesichert ist oder nicht.

Die Wucht dieser Frage traf nun damals den Convent um so stärker, als er, im geraden Gegensatze zu seinen Vorgängern, Alles gethan hatte, die Verantwortung für jeden Uebelstand der Localverwaltung auf die Staatsregierung zu laden. Nach der Verfassung von 1791 wurden die Beamten der Gemeinden und Bezirke von den Einwohnern gewählt; unter dem Wohlfahrtsausschusse wurden sie von den Conventscommissaren ernannt. Vor 1792 war es durchgängig die besitzende Classe, welche die Behörden bezeichnete und beeinflußte; unter dem Convente stützte sich die Regierung überall auf die unruhigsten Elemente des Proletariats. Die Folge war, daß die Gemeindeämter jetzt in die Hand von völlig unerfahrenen und ungebildeten Menschen fielen, die sich schaarenweise zu den, wenn auch noch so geringfügigen Gehältern drängten, und in der Behandlung der Geschäfte und der Bürger keinen andern Standpunkt als den ihres Partei-

---

[1]) Fünfhundert 31. December 1795.

[2]) Moniteur 15. Februar und 28. April. Rath der Fünfhundert, 2. April und 15. Juni 1796. Zu der Banditennoth kam damals noch als wahre Landplage die Vermehrung der Wölfe, deren nächste Ursache außer der allgemeinen Unruhe und Zerrüttung die plötzliche Aufhebung der alten Forst- und Jagdbehörden ohne ausreichenden Ersatz gewesen war. Menschen und Heerden wurden beschädigt; die Klagen ertönten in jeder Session der Räthe. 1798 wurden mehr als 5300 Wölfe erlegt, ohne erhebliche Besserung des Zustandes.

fanatismus kannten. Wenn wir bereits bei dem Systeme der Constituante die übermäßige Anzahl der Localbeamten betonen mußten, so war unter dem Convente die Masse der hungrigen Behörden vollends in das Unendliche gewachsen. Eine Bezirksverwaltung, welche früher mit acht Schreibern ausgekommen war, hatte jetzt deren 130 angestellt; ein Regierungscommissar hatte das Bewußtsein strenger Sparsamkeit, wenn er sich mit sieben Sekretären begnügte. Unordnung, Arbeitsscheu und Vergeudung waren die nothwendigen Ergebnisse solcher Einrichtungen [1]).

So waren denn auch die Kosten dieser Verwaltung binnen drei Jahren auf mehr als das Doppelte, von 70 auf 160 Millionen gewachsen, immer abgesehen von den Tagegeldern der Revolutionsausschüsse und dem Solde der Volksversammlungen. Früher wurde ein Theil derselben aus dem Ertrage der Gemeindegüter, das Uebrige durch Localabgaben aufgebracht, welche von dem Departement festgesetzt und von den Communen umgelegt wurden. Man bestritt davon die Ausgaben der Gemeindeverwaltung und Armenpflege, der Gerichte und Gefängnisse, der Straßen und Canäle, endlich der Schulen und Hospitäler, so weit für diese der Ertrag der eigenen Güter nicht ausreichte. Dem Convente aber war, wie jede individuelle Selbständigkeit, so auch die Besonderheit dieses corporativen Haushalts unerträglich. Er erklärte in seiner Großmuth, er wolle den Gemeinden und Bezirken, den Schulen und Hospitälern die Last ihrer Ausgaben abnehmen und Alles aus dem allgemeinen Staatssäckel bezahlen: dafür schien es nur billig, daß er die bisherigen Einnahmen dieser Verbände in die Casse der Nation hinüberführte. Die Güter der Schulen, wie wir schon erwähnten, und jene der Hospitäler wurden ohne Weiteres eingezogen. Was die Güter der Gemeinden betraf, so hatte der Convent am 10. Juni 1793 verfügt, daß jede Gemeinde, wenn ein Drittel ihrer Bevölkerung es begehre, ihre Güter oder deren Verkaufspreis unter die Einwohner zu gleichen Portionen vertheilen dürfe. Bald aber besann man sich anders. Ein Gesetz vom 26. August bestimmte unter Aufhebung des obigen, der Staat werde zur Vereinfachung und Centralisirung der Verwaltung die Schulden aller Gemeinden und bis zu deren Betrag die Güter derselben an sich nehmen. Als diese Neuerung bekannt wurde, beeilten sich, ehe das Gesetz zur praktischen Durchführung gelangte, eine Menge Gemeinden, von dem im Mai geschaffenen Theilungs- und Veräußerungsrechte Gebrauch

---

[1]) Rath der Fünfhundert 26. und 31. Mai 1796.

zu machen, worauf dann der Staat nicht selten gegen Käufer und Verkäufer einschritt, in andern Fällen aber den so geschaffenen Zustand schweigend hingehen ließ. Dafür entschädigte sich die Republik an andern Orten, indem sie, auch wo eine Gemeinde keine oder sehr geringe Schulden hatte, den ganzen Bestand der Güter confiscirte und auf eigne Rechnung veräußerte, und ein für alle Male die etwa der Gemeinde zustehenden Schuldforderungen an den Staat nicht gegen die übernommenen Schulden der Gemeinde aufrechnete, sondern ohne Weiteres niederschlug [1]). So herrschte auch auf diesem Gebiete eine Rechtsverwirrung der schlimmsten Art, und in deren Gefolge eine drückende Unsicherheit des Besitzes für viele Tausende der Bürger.

Das Traurigste aber war, daß der Staat, welcher für einen so zweifelhaften Gewinn die Kosten so erheblicher Verwaltungszweige übernommen hatte, diesen Verpflichtungen an keiner Stelle genug that. Den Straßen und Canälen, den Hospitälern und Gefängnissen erging es nicht besser als den Schulen und der Polizei. Wurden die Postwagen nicht von Räubern aufgehalten, so blieben sie in den bodenlos gewordenen Wegen stecken; es kam dahin, daß die Postverwaltung die Hälfte ihrer Course einzog, und doch nicht zum Ersatze ihrer Kosten gelangte. Schneidende Klagen kamen aus den Hospitälern über die Entblößung der Kranken und den Hunger der Findelkinder [2]), und die Einsperrung der Verbrecher half nichts, weil man kein Geld hatte, sie im Kerker zu ernähren und Wächter zur Verhütung des Ausbrechens zu bezahlen. Das Empfindlichste aber für die große Masse der Bevölkerung war die tiefe, aus gleichen Ursachen eingetretene Entartung der Rechtspflege. Man war in der demokratischen Zeit zu einem so niedrigen Maßstabe der geistigen Erfordernisse gekommen, daß man von den Mitgliedern eines Kriegsgerichtes, Officieren und Soldaten, keine höhern Kenntnisse als die des Lesens und Schreibens begehrte [3]). Man scheute die Kosten einer ausreichenden Organisation in solchem Maße, daß einzelne Tribunale die Anzeige machten, sie hätten aus Mangel an Lebensmitteln ihre Thätigkeit eingestellt. Im Frühling 1796 erließ der Justizminister ein Rundschreiben an seine Commissare bei den Gerichtshöfen, in dem er seinen Schmerz über den Inhalt ihrer Berichte aussprach.

[1]) Rath der Fünfhundert 12. Januar 1797.

[2]) Nicht besser ging es in den Militärspitälern. Die Aerzte schwelgen, die Kranken darben, hieß es einmal in einer Debatte der Fünfhundert.

[3]) Rath der Fünfhundert 7. September 1796.

Es habe sich ergeben, sagt er, daß die Gerichte in der (zehntägigen) Woche nur vier Termine jeden zu zwei Stunden abhielten: den übrigen Theil ihrer Zeit verwenden sie zu freien Schiedssprüchen, für die sie sich von den Parteien ein Honorar von 500 Franken für die Stunde entrichten lassen [1]). Wie man hienach begreift, vernimmt man aller Orten die lebhaftesten Beschwerden, daß die Processe nicht zur Entscheidung gelangen, die Richter mit einlaufenden Klagen überhäuft, die Tribunale zur Bewältigung der anhängigen Streitigkeiten nicht im Stande seien.

Man wird sich nach diesen Angaben ein Bild von der damaligen Lebenslage und Stimmung der französischen Bevölkerung machen können. Die demokratische Gewaltherrschaft hatte es dahin gebracht, daß auch jetzt nach Ertheilung der neuen Verfassung, kein Franzose seiner persönlichen Freiheit und der Rechstitel für sein Vermögen sicher war. Das Familienband hielt nur zusammen, so weit es sich der Berührung mit den Staatsgesetzen zu entziehen vermochte. Für die große Mehrheit der Einwohner gab es keine Schule, der sie ihre Kinder anvertrauen mochten; Gymnasien und Universitätsunterricht waren nur in Paris, und auch dort nur in unzulänglicher Weise zu finden. Das Uebelwollen eines Polizeibeamten reichte aus, um den Gottesdienst der Bürger zu stören, während die Behörde in keinem Departement die Kraft besaß, das Haus oder die Reisen des Bürgers vor räuberischen Anfällen zu schützen. Mit großem Unrechte hat man wohl gesagt, es sei durch den revolutionären Orkan der französische Staat in einen rohen Naturzustand zurückgeschleudert worden: im Gegentheil, gerade in den einfachsten Anfängen menschlichen Gemeinwesens erscheint es als der stärkste und natürlichste Trieb, vor Allem Leben und Eigenthum mit gesetzlichem Schutze sichernd zu umgeben. Hier aber war die ganze Rüstkammer einer tiefgelehrten Rechtswissenschaft und alle Hülfsquellen eines hochgebildeten Staates angewandt worden, um unter gesetzlichen Formen alle persönliche Selbständigkeit zwei Jahre lang einer beispiellosen demokratischen Allmacht zu unterwerfen. Nicht die Rohheit der Uncultur, sondern die Fehltritte und Vergehen der Uebercultur hatten Frankreich mit all diesem Jammer blutiger Tyrannei bedeckt.

Immer und immer wieder wird die geschichtliche Betrachtung auf die Frage zurückgedrängt: wie war es möglich, daß die freiheitdurstige Begeisterung von 1789 nach sechs Jahren bei einem so tödtlichen Ergebniß

---

[1]) Moniteur 7. März 1793.

anlangen mußte. Ohne Zweifel wirkten unzählige Momente in dieser Richtung neben einander, die Unfähigkeit der meisten leitenden Staatsmänner in der ersten Hälfte der Revolution, die Ungeübtheit der Massen in der Praxis politischer Arbeit, die Erhitzung der populären Leidenschaften durch den auswärtigen Krieg, und was sich sonst noch an untergeordneten Umständen anführen ließe. Die Hauptsache aber war das gründliche Mißverstehen, durch welches von Anfang an innerhalb der siegenden Parteien die beiden Grundbegriffe des großen Strebens, das Bild der Freiheit und der Gleichheit, verfälscht wurden. Die ächte Freiheit ist die Befugniß des Menschen, alle sittlichen Anlagen seiner Natur nach eigner Entschließung zu entfalten. Die ächte Gleichheit besteht in der allen Menschen gleichmäßig sichern Gewähr dieser Freiheit, also gleichem Rechtsschutz und gleicher Rechtsfähigkeit. Daraus ergibt sich der wahre, und deshalb ewig berechtigte, demokratische Gedanke, das politische Recht des Einzelnen nicht in feudaler Weise, nach dem blinden Zufall der Geburt, sondern allein nach dem Maße der persönlichen Leistung zu bestimmen, und mithin dem befähigten und gebildeten Patrioten, stamme er auch aus der niedrigsten Hütte, den Vorrang vor einem selbstsüchtigen oder unwissenden Abkömmling des vornehmsten Geschlechtes zu geben. Offene Bahn für jedes Talent und jedes Verdienst, in dieser Forderung sind Freiheit und Gleichheit beschlossen.

Die Revolution aber erhob statt dessen vom ersten Tage an den Ruf auf gleiches Recht für Alle! Die Menschen, hieß es, sind gleich an Rechten geboren; es ist die Aufgabe des Staates, diese Gleichheit zu verwirklichen. Sie begehrte also für Alle gleiches Stimmrecht, gleiches Wahlrecht, gleichen Antheil an der politischen Macht. Die innere Consequenz mußte sie ohne Aufenthalt zu der weiteren Forderung gleichen Besitzes, gleicher Genüsse, gleicher Arbeit für Alle führen, und wir wissen, wie nahe Robespierre und Hebert an die Erfüllung dieses Anspruchs herangetreten waren. Hier liegt die Wurzel alles Mißlingens der Revolution, der Quell aller Gewaltthaten, die Ursache aller Unbeständigkeit ihrer Schöpfungen, im 19. wie im 18. Jahrhundert.

Denn dieses Begehren der materiellen Gleichheit steht im Widerspruche gegen die menschliche Natur, die sich in zahllosen Individuen von unendlicher Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit auseinanderlegt. Es tödtet die Freiheit, die nichts Anderes ist, als die selbständige Ausprägung jeder Persönlichkeit nach ihren besondern Anlagen. Es vernichtet den

demokratischen Satz, daß nicht die Geburt, sondern die Leistung die Bedingung politischen Rechtes sei, indem es auch den Unthätigen und Unfähigen wegen ihrer menschlichen Geburt die Fülle des Rechtes und der Macht zuweist. Ein solches System kann lebensfähig sein in kleinen Bauerngemeinden von einfachen Culturverhältnissen, wo der Gleichheit des Rechtes bei allgemeiner Unbildung die thatsächliche Gleichheit der Menschen entspricht. Es mag wieder lebensfähig werden, wie dort vor dem Anfange, so einst am Schlußpunkte der Civilisation, wenn die Ungleichheit der Personen in der Harmonie idealer Vollkommenheit aufgehoben wird. Bis dahin aber ist es eine Lüge, und folglich das Grab der Freiheit. Niemals werden seine Anhänger der traurigen Ablösung von Anarchie und Dictatur, von populärer und soldatischer Tyrannei entrinnen.

Als in Frankreich die neue Verfassung verkündet wurde, hatte die Dictatur des Wohlfahrtsausschusses ihr Ende erreicht, aber ihre verhängnißvollen Folgen bestanden fort. Diese zu beseitigen, und das französische Volk damit wieder auf die natürlichen Grundlagen des Rechtes, des Wohlstandes und der Freiheit zu stellen: das wäre die höchste, die erste und die letzte Pflicht der neuen Regierung gewesen.

Aber, wie wir wissen, hatte hierüber der 13. Vendemiaire im entgegengesetzten Sinne entschieden. Die Sieger jenes Tages hatten die Mitglieder des Directoriums eingesetzt, nicht um dem Volke die Sicherheit von Person, Eigenthum und Bildung herzustellen, sondern um die Herrschaft der eignen Partei mit allen Mitteln festzuhalten. Diese Partei war am Ende des Jahres 1795 noch ganz dieselbe, wie wir sie zu Anfang desselben kennen gelernt, die alten Jacobiner in all ihren Schattirungen, mit Ausscheidung Robespierre's und Hebert's: an allen Irrthümern und Ausschreitungen der Schreckenszeit hielten sie fest, mit einziger Abweisung ihrer äußersten Consequenzen, der unverhüllt communistischen Gesetze. Vor Allem aber, sie hielten fest an der eignen, bisher behaupteten Macht, obwohl sie eine kleine Minorität im Lande waren, von der unermeßlichen Mehrheit des Volkes gehaßt und verachtet, und deshalb außer Stande, ohne stets neue Anwendung revolutionärer Gewalt das Land zu beherrschen. Da sie in Folge des 9. Thermidor die officielle und unmittelbare Ernährung des Proletariates außerhalb Paris beseitigt hatten, so fehlte ihnen auch dessen Unterstützung; sie hatten kein anderes Fundament für den weitern Besitz der Regierung, als daß sie zur Zeit die Regierung und deren Machtquellen besaßen; oder im kürzesten Ausdrucke, als zeitige Re-

gierung verfügten sie über die Armee, und hofften durch diese das souveräne Volk zu nöthigen, sie ferner als Regierung zu ertragen. Positives und schöpferisches Talent zu fruchtbarer Anwendung der Staatsgewalt besaß kaum Einer unter diesen Machthabern; die einzige politische Fähigkeit, welche die Partei in vollem Maße sich angeeignet hatte, war die Gewohnheit des Befehls, die imponirende Unbefangenheit, den straffen Gehorsam als völlig selbstverständlich auf allen Seiten zu fordern und mit allen Mitteln zu erzwingen. So gelang es ihnen eine Reihe von Jahren hindurch, gegenüber den Rednern, den Schriftstellern, den Bürgern, bis aus ihren eignen Reihen erwachsen ein Stärkerer über sie kam.

Zweites Capitel.

Anfänge des Directoriums.

Das Directorium begann seine Thätigkeit am 4. November 1795, äußerlich in höchst bescheidener Weise. Der Palast des Luxemburg war ihm zur Residenz angewiesen: als die fünf neuen Beherrscher Frankreichs dort anlangten, fanden sie das Gebäude in demselben Zustande, wie alle unter der Staatsverwaltung stehenden Besitzungen, verwahrlost und öde. Der Sitzungssaal der Directoren mußte für ihre erste Conferenz mit den nöthigsten Möbeln dürftig ausgerüstet werden; das erforderliche Brennmaterial lieh in der Eile der Thürsteher her; einige Bediente, die man miethen wollte, zeigten Mißtrauen in die Dauer des neuen Regimentes und versagten ihre Dienste[1]). Es war ein drastischer Ausdruck für den gesammten politischen Zustand: überall mußte man von vorne anfangen, und sich aus völliger Entblößung und Zerrüttung emporarbeiten.

Die Männer, welche sich hier an der Spitze des neuen Frankreich zusammen fanden, waren denn auch darüber einig, daß es mit Nachdruck und Schnelligkeit zu handeln gelte, und einige derselben waren bereit, eine gewaltige Arbeitslast mit Eifer auf sich zu nehmen. Sonst aber gab es unter ihnen wenig inneres Einverständniß. Männer der conventionellen Linken freilich waren sie Alle, und seit Jahren an die Gewaltsamkeit des revolutionären Regimentes gewöhnt. Aber in allen übrigen Beziehungen ging ihre Denk- und Handlungsweise weit auseinander. Sie hatten ein Jeder einer andern Fraction des Conventes angehört, und wir wissen, mit

---

[1]) Alles nach Carnot's Aussage.

welchem Grimme sich diese wechselsweise verfolgten. Larevellière-Lepeaux hatte sich zur Gironde gehalten, den Protest der 73 gegen den 31. Mai unterzeichnet, und deshalb ein volles Jahr hindurch von Carnot's und Barras' Genossen Verhaftung und Hinrichtung befürchten müssen. Nach dem 9. Thermidor war er auf seinen Sitz zurückgekehrt, hatte seinerseits die besiegten Terroristen bedrängen helfen, und im Verfassungsausschusse immer mit den Mitgliedern der Rechten gestimmt, war dann aber im Vendemiaire aus Furcht vor dem Anwachsen der royalistischen Bewegung wie so viele seiner Freunde wieder weit nach Links geworfen worden, und verdankte diesem letzten Wechsel seiner Stellung die Wahl zum Director. Er war vor der Revolution Advocat gewesen, hatte jedoch nicht lange an dem juristischen Berufe Freude gehabt. Nachdem er sein Amt aufgegeben, hatte er mit dilettantischer Unstätigkeit Philosophie und Politik, schöne Wissenschaften und Botanik getrieben, und sich vor Allem mit tiefer Abneigung gegen Kirche und Christenthum erfüllt. Jetzt hatte er im Vereine mit einigen näheren Freunden den Plan gefaßt, eine neue Religion zu gründen und damit den Katholicismus auf seinem eignen Gebiete zu vernichten. Ein kleiner verwachsener Mann, gutmüthig aber rechthaberisch, ohne hervorragendes Talent und zu dauernder Anstrengung völlig ungeschickt, sonst gewissenhaft und uneigennützig, aber erfüllt von gewaltiger Eitelkeit, deren Verletzung ihn zu den schlimmsten Dingen, zu Hinterhaltigkeit und Grausamkeit fortreißen konnte.

Ein größerer Gegensatz war nicht denkbar, als der zwischen Larevellière und seinem Collegen Barras. Dieser stammte aus einer der ältesten Adelsfamilien der Provence, war früher in die Armee getreten, und hatte einige Jahre als Officier in Amerika und den Colonien gedient. Von seinen Waffenthaten ist nicht viel zu melden; auch nahm er bald nach der Rückkehr seinen Abschied, um dann als glänzender Cavalier ein völlig ausgelassenes Leben zu führen. Leidenschaftlich und innerlich haltungslos wurde er von dem revolutionären Strome erfaßt und rasch immer weiter fortgerissen. Im Convente schloß er sich an Danton an, half die Gironde stürzen, und befehligte mit Fréron die Henker von Toulon. Ebenso heftig kehrte er dann, von Robespierre bedroht, seinen Zorn im Thermidor 1794 gegen diesen und dessen Anhänger, um ein Jahr später mit nicht geringerer Hitze im Vendemiaire die Royalisten zu bekämpfen. An den beiden entscheidenden Tagen hatte der Convent ihm, dem alten Officier, dem hochgewachsenen, stattlichen Manne, der stets mit brausenden Worten und

rasselndem Säbel einhertrat, den Oberbefehl über seine Streitkräfte anvertraut: beide Male hatte er es verstanden, die Lorbeeren des Erfolges auf seinen Namen zu häufen, obgleich er, vorsichtig in den Bureaux des Conventes zurückbleibend, die Arbeit und die Gefahren des Tages seinen Stellvertretern überließ. Von solcher Glorie umgeben, kam er in das Directorium, ganz in der Lage, dort eine leitende Thätigkeit zu entfalten, wenn seinem renommistischen Auftreten irgend eine innere Kraft entsprochen hätte. Aber er war ein völlig verbrauchter und verlebter Mensch, habgierig und verschwenderisch, schamlos keck in seiner Genußsucht, sonst aber ohne persönlichen Muth, ohne Arbeitskraft und Ehrgefühl. So oft es auch versichert worden ist, so hat er doch niemals eine vorwiegende Stellung in der Regierung besessen.

Tadelloser aber nicht bedeutender als er zeigte sich der dritte des Collegiums, Letourneur, ein wackerer und fleißiger Ingenieurofficier, im Convente lange Zeit hindurch ein wenig bemerktes Mitglied des Centrums, 1795 wegen seiner militärischen Brauchbarkeit in den Wohlfahrtsausschuß berufen, durch diese Vorstudien bei der Bildung des neuen Regimentes empfohlen. Er war bereit zu jeder Mühwaltung, und nicht weniger bereit zur Unterordnung, wo ihm ein bedeutender Geist und ein achtungswerther Charakter entgegentrat. Selbst der Verwaltung des Directoriums ein eigenes Gepräge aufzudrücken, vermochte er an keiner Stelle.

So lag die entscheidende Kraft der neuen Regierung in den Händen Rewbell's und Carnot's.

Carnot kennen wir bereits. Er war noch immer derselbe, wie wir ihn als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gefunden haben, thätig und entschlossen, eigenwillig und selbstlos, unerbittlich und unempfindlich, wo es auf einen Grundsatz ankam, aber ohne einen Gedanken an den eignen Vortheil oder an eine persönliche Gefahr. Bei diesen Eigenschaften wäre unter Umständen ein gewisses Zusammenwirken mit Rewbell denkbar gewesen, da beide Männer in dem wesentlichsten Punkte übereinstimmten, in dem Wunsche, die Republik gegen jede Rückkehr der gestürzten Zustände und die jacobinische Regierung gegen das Aufkommen jedes feindlichen Elements zu vertheidigen. Aber freilich, Rewbell, ein Elsasser Advocat, war durchaus kein bequemer, wenn auch ein wirksamer College. Vor der Revolution hatte er durch unverwüstliche Arbeitslust und Ausdauer sich einen Namen in der juristischen Welt gemacht, und dabei den Ruf gewonnen, für seine Widersacher gefährlich, für seine Clienten herrisch und

kostspielig zu sein. Während der Schreckenszeit hatte er sich vorsichtig zurückgehalten, und nie einen Widerspruch gegen die Machthaber erhoben; nach dem 9. Thermidor entschädigte er sich dafür wie Barras durch heftige Verfolgung der besiegten Partei, und half jedes Anklagedecret gegen Hebertisten und Robespierristen durchsetzen. Bei seinem Eifer und seiner Begabung für praktisches Wirken stieg sein Einfluß; er gelangte in den Wohlfahrtsausschuß, führte gemeinsam mit Siéyès die Unterhandlung des batavischen Bundesvertrags, und war unbestritten einer der wichtigsten Führer der Independenten. Sein Selbstgefühl wuchs mit seinen Erfolgen; er vertrug keinen Widerspruch mehr, fluchte und wetterte bei jeder abweichenden Meinung und wurde durch die erste Regung einer Opposition zu despotischer Gewaltsamkeit gereizt. Sein Verhältniß zu dem ebenso gebieterischen Carnot blieb demnach mißlich von Anfang an. Einstweilen ging man im Streite gegen den gemeinsamen Widersacher mit einander. Aber eine innere Gemeinschaft stellte sich doch nicht her, theils nach den Erinnerungen der Vergangenheit, da Rewbell durch jeden Gedanken an den großen Wohlfahrtsausschuß, Carnot durch die Verfolgung seiner Freunde nach dem 9. Thermidor erbittert war, theils durch den Umstand, daß Rewbell eine sehr lebhafte Geldgier, und Carnot eine offene Verachtung solcher Neigungen zur Schau trug. So schlossen sich vom ersten Tage an innerhalb des Directoriums Rewbell und Barras auf der einen, Carnot und Letourneur auf der andern Seite sympathisch zusammen, während Lareveillère fast willenlos gehorchte, wo seine beiden starken Collegen einig waren; wenn sie aber auseinandergingen, bei aller eigenen Unbedeutendheit, indem er durch seine Abstimmung die Mehrheit entschied, sich als den eigentlichen Beherrscher Frankreichs fühlte.

Die Vielköpfigkeit der höchsten Regierungsbehörde gab an sich selbst schwache Bürgschaft für die Einheit und Festigkeit der Verwaltung: vollends aber bei dieser Beschaffenheit der Personen war der Zukunft des Systems der stärkste Keim der innern Zwietracht eingepflanzt. Für den Augenblick wurde allerdings davon noch nichts erkennbar: noch hielt die Erinnerung an den 13. Vendemiaire und die revolutionäre Gemeinschaft die Fünf zusammen, und im äußerlichen Einverständniß legten sie an ihr großes Werk die Hand [1]).

[1]) Unter den gedruckten Quellen für die folgende Darstellung ist die wichtigste die histoire du directoire constitutionnel von Carnot-Feulins. Die angeblich von Fabre herrührende histoire secrète du directoire ist eine apokryphe Compilation längst bekannter Materialien, gemischt mit plumpen Erfindungen.

Die erste aller Aufgaben war, wie sich versteht, die Organisation der neuen Regierungsgewalt, die Anstellung der verfassungsmäßigen Behörden. Gleich in der ersten Sitzung schritten die Directoren zu der Ernennung ihrer Minister, und schon hier trat der jacobinische Grund ihrer Stimmung unverkennbar hervor. Zwar an die Spitze der innern Verwaltung und des Krieges wurden Männer von gemäßigter Gesinnung lediglich nach ihrer technischen Befähigung berufen, für jene ein altgeschulter, einsichtiger und wohlwollender Beamter, Benezech, für diesen General Aubert Dubayet, und nach dessen baldigem Rücktritt General Petiet, ein Muster von Besonnenheit, Ordnung und Sachkunde. Dagegen erhielt das Justizministerium Merlin von Douay, allerdings einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten unter den damals lebenden Juristen des Landes, zugleich aber auch einer der berufensten Terroristen, Verfasser des Schreckensgesetzes über die Verdächtigen, und wie sich bald zeigen sollte, stets bereit alle Mittel der Gesetzeskunde in den Dienst der gesetzlosen Willkür zu stellen. Marineminister wurde Admiral Truguet, welcher den Mangel kriegerischer Erfolge nur durch eine heftige demokratische Gesinnung ersetzte, Minister des Auswärtigen ein gewisser Delacroix, ein durchaus unwissender und unfähiger Mensch, der alle Geschäfte im Sinne der Clubisten betrieb, der wie einst Lebrun und Brissot für die Republikanisirung Europa's schwärmte und sich im amtlichen Verkehr überall durch Renommisterei und Unwissenheit lächerlich machte. Für das Fach der Finanzen hatte anfangs die pressende Noth den Blick auf ein großes, technisches Talent, Gaudin, gelenkt, als dieser aber ablehnte, entschied wieder die Rücksicht auf die revolutionäre Gesinnung, welche der einzige Titel für den begünstigten Candidaten, Faypoult war. Da nun die große Mehrzahl dieser Minister wenig berühmte Namen trug, da insbesondere Benezech und Petiet nur in engen Kreisen bekannt waren, so war es begreiflich, daß das öffentliche Urtheil vor Allem durch Merlin's Ernennung bestimmt, und demnach das gesammte Ministerium als ein extrem jacobinisches verurtheilt wurde.

Nach dem Plane der Verfassung sollte es nun keinen Ministerrath, keine ministerielle Verantwortlichkeit und folglich keine selbständige Ueberzeugung eines Ministers geben. Ein jeder derselben galt für sein Fach als der ausführende Diener des Directoriums, und sollte überall nach den Collegialbeschlüssen des letzteren verfahren. Das System wäre bei vollständiger Durchführung schleppend bis zur Unerträglichkeit geworden, und die Directoren machten auch nicht einen Tag den Versuch seiner Hand-

habung. Vielmehr richtete man sich ohne Zaudern in der vom Wohlfahrtsausschusse her gewohnten Weise ein.

Man vertheilte zunächst zur Beaufsichtigung der Minister die einzelnen Fächer unter die einzelnen Directoren, wobei die verschiedene Neigung und Arbeitslust der Personen sehr anschaulich zur Geltung kam. Rewbell belud sich mit nicht weniger als drei Ministerien, Justiz, Finanzen und auswärtigen Angelegenheiten; Carnot fiel ganz von selbst die Leitung des Kriegswesens zu, während Letourneur die Marine und die Colonien übernahm. Dagegen begnügte sich Barras mit der Aufsicht über die Polizei, und Larevellière war zufrieden mit der Verwaltung der Akademien, Schulen und Staatsfabriken. Eine bestimmte Regel, nach welcher eine einzelne Frage allein von dem betreffenden Minister oder von dem das Fach leitenden Director zu entscheiden oder endlich zur Gesammtberathung des Directoriums zu bringen wäre, wurde, so weit ich sehe, nicht aufgestellt: die Protokolle der täglich stattfindenden Gesammtsitzungen zeigen das bunteste Allerlei umfassender Staatsfragen und geringfügiger Kleinigkeiten, und oft genug werden uns die Fälle begegnen, wo Carnot etwa in polizeilichen Fragen ganz auf eigene Hand verfügte, oder umgekehrt Barras in finanzielle, und Rewbell in militärische Angelegenheiten befehlend einredete. Dazu kam, daß bei der Neuheit und Unsicherheit der gesammten Lage weder die Directoren ihren Ministern, noch diese den Directoren irgend wie trauten. Sehr bald richtete sich die Regierung für jedes Ministerialfach noch ein besonderes Directorialbureau ein, und als sich einmal Jemand im vertraulichen Gespräche über eine so unnütze Doppelausgabe beschwerte, empfing er die Antwort: wir wollen es nicht darauf ankommen lassen, daß eines Morgens das Directorium auf Befehl seiner Minister eingesperrt wird. Umgekehrt waren die Minister besorgt, sich vor ähnlichen Ueberraschungen durch eine sorgfältige polizeiliche Beaufsichtigung der Directoren sicher zu stellen, kurz eine nach allen Richtungen mit und gegen einander arbeitende Polizei war wohl die früheste Schöpfung des neuen constitutionellen Regimentes. Das Bedürfniß machte sich so entschieden geltend, daß schon am 26. December das Directorium die Einrichtung eines besonderen Polizeiministeriums zunächst für Paris beantragte, und der Rath der Fünfhundert trotz der nachdrücklichen Einwendungen Thibaudeau's das Gesetz mit der einzigen Aenderung verfügte, die Thätigkeit des Polizeiministers solle nicht bloß Paris, sondern die ganze Republik umfassen. Einstweilen war es wieder Merlin von Douay, welcher die wichtige neue Stellung übernahm,

und dafür im Justizministerium durch einen andern Jacobiner, Genissieux, den letzten Präsidenten des Convents, ersetzt wurde.

Die tumultuarische und regellose Geschäftsbehandlung, die bei einem solchen System unvermeidlich war, wurde noch weiter gesteigert, indem das Directorium für die Ernennung seiner Beamten, Commissare und Agenten eine ganz andere Eintheilung als die oben erwähnte beliebte, nämlich nicht nach Fächern, sondern nach Bezirken. Hier übernahm dann Carnot die Departements des Nordens, Rewbell des Ostens, Barras des Südens, Lareveillère des Westens, Letourneur des Centrums, und mit dem größten Nachdrucke wurde das ebenso eilige wie schwierige Geschäft begonnen. Um die damalige Bedeutung desselben zu würdigen, müssen wir uns an folgende Umstände erinnern. Während der Schreckenszeit hatten die Conventscommissare aller Orten die vom Volke gewählten Behörden abgesetzt, und die Verwaltung ihrerseits den Revolutionsausschüssen und den Vertrauensmännern der Clubs übertragen. Die rohe Gewaltsamkeit, mit welcher diese ihre schrankenlosen Befugnisse ausübten, hatte durchgängig einen wüthenden Haß der Bevölkerung gegen sie und alle ihre Gesinnungsgenossen hervorgerufen, und wie die Mehrheit des Convents selbst, war auch die große Masse ihrer Diener sicher, in neun Zehnteln des Landes bei jeder freien Volkswahl zu unterliegen. Dennoch hatte der Convent nicht geglaubt, in der neuen Verfassung dem Volke die Wahl seiner Justiz- und Verwaltungsbeamten entziehen zu dürfen; man hatte den Grundsatz mit schwerem Herzen verfügt, dann aber sich beeilt, durch verschiedene Neben- und Ausnahmebestimmungen den Einfluß der Centralgewalt so viel wie möglich zu verstärken. Die Wahlversammlungen, die jetzt im Herbste 1795 den gesetzgebenden Körper ernannten, sollten zugleich die übrigen Beamten bezeichnen, alle diese weitläufigen Geschäfte binnen zehn Tagen beendigen, und dann erst im Frühling 1797 wieder zusammentreten. Für die vier größten Städte des Reiches war wegen der drohenden Umtriebe des Royalismus die Beamtenwahl überhaupt auf den Februar 1796 verschoben, und die einstweilige Anstellung dem Directorium vorbehalten. Neben jeder gewählten Behörde stand ein Regierungscommissar zur Ueberwachung ihres gesetzlichen Verhaltens; im Falle einer Ueberschreitung hatte das Directorium das Recht, den straffälligen Beamten abzusetzen, worauf dann die übrigen Mitglieder der Behörde die Lücke selbst ergänzen sollten. Trotz all dieser Einschränkungen aber war die große Mehrheit der Beamtenwahlen im Sinne der Gemäßigten oder der

Royalisten ausgefallen; wir wissen, wie vielfache Interessen von Leib und Leben die Bevölkerung hier bestimmten; von allen Seiten drängten sich die Nachrichten über die Niederlage der Bergpartei. Die Directoren wütheten darüber ebenso wie ihre Freunde in den beiden Räthen, und alle Mittel wurden aufgeboten, die erlittenen Verluste wieder gut zu machen. Eine ansehnliche Zahl von Wahlcollegien war in der gesetzlichen Frist ihres Daseins mit den Ernennungen nicht fertig geworden, und die Frage kam an den gesetzgebenden Körper, wie nun die fehlenden Beamten beschafft werden sollten. Der Gedanke, die betreffenden Versammlungen noch einen Tag länger berathen zu lassen, wurde als völlig verfassungswidrig von der Mehrheit der directorialen Partei hinweggewiesen, und die Regierung trotz des sehr lebhaften und eindringlichen Widerspruchs der Opposition mit der Ernennung der mangelnden Richter, Bürgermeister und Departementalräthe beauftragt. Es war in politischer Beziehung dem Directorium höchst erwünscht, natürlich aber steigerte es die Schwierigkeit der Personenfrage in hohem Maße. Kaum einer der Fünf oder ihrer Minister, die zum größten Theil völlig neu in diese Geschäfte traten, besaß eine irgend ausgedehnte Localkenntniß; wohl oder übel mußte man über die Ernennung der Regierungscommissarien von den bisherigen Ortsbehörden Gutachten begehren, und dann erleben, daß aller Orten Candidaten in Masse vorgeschlagen wurden, die zwar jeden sonstigen Vorzug, nur nicht den einen, hauptsächlich geforderten, die bewährte republikanische Gesinnung besaßen. Wo in dieser Hinsicht irgend leidliche Aussicht erschien, hielt sich die Regierung an die eingelaufenen Vorschläge. Aber in nur zu häufigen Fällen schien es ihr ganz unmöglich, Männer von so wenig revolutionärer Vergangenheit in den Staatsdienst aufzunehmen; sie wandte sich dann an irgend einen warmen Patrioten der betreffenden Gegend und hierauf ließ die so bewirkte Ernennung den jacobinischen „Brüdern und Freunden" nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Aber allerdings, es zürnten dann nicht bloß die Ortsbehörden, die Bürger der Wahlversammlung, und was besonders empfindlich war, die Vertreter des Departements im gesetzgebenden Körper, sondern die neuen Beamten selbst erwiesen sich vielfach in so schreiender Weise unfähig und nichtsnutzig, sie rechtfertigten die öffentlich auf ihnen lastende Verwerfung so gründlich, daß das Directorium mehrmals sich bequemen mußte, seine Schützlinge aufzugeben, und zu neuen Ernennungen zu schreiten. Besonders unangenehm war es, daß dieser Fall gerade in Paris selbst eintrat, und sofort von den Zeitungen der

Opposition mit schneidendem Hohne in das Licht der weitesten Oeffentlichkeit gerückt wurde.

So zahlreich nun auch die Beamten waren, welche auf diese Art von der Regierung ernannt worden waren, immer blieb die große Masse der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden bestehen, hervorgegangen aus der Wahl des Volkes, und der jacobinischen Gesinnung des Directoriums von Grund ihres Herzens abgeneigt. Hier griff dann das Directorium auf jenen Ausspruch der Verfassung zurück, der ihm die Absetzung jedes Beamten unter der einzigen Bedingung, die Gründe derselben anzugeben, verstattete. Die Protokolle seiner Sitzungen[1]) zeigen, in welchem Sinne und Umfange es von dieser Befugniß Gebrauch machte. Die Absetzungen folgen sich in langer Reihe, hier weil eine Behörde die Priester, dort weil sie die Emigranten nicht verfolgt, bald weil eine royalistische Verschwörung ungestraft geblieben, bald weil ein Beamter freiheitsfeindliche Reden geführt oder unverkennbare Beweise von Aberglauben oder Fanatismus gegeben hat. Neun Fälle unter zehn sind solche Bethätigungen der jacobinischen Tendenz. War die Mehrheit eines Collegs verdächtig, so daß sie voraussichtlich dem Abgesetzten einen gleichgesinnten Nachfolger geben würde, so ernannte gelegentlich das Directorium selbst in offener Nichtbeachtung des Gesetzes, oder griff zu dem einfachen Mittel, sämmtliche Mitglieder abzusetzen, in welchem Falle das Gesetz selbst dem Directorium die Ernennung übertrug. Verfügungen dieser Art, erklärte einige Monate später der Berichterstatter der Fünfhundert, sind in unzähligen Bezirken vorgekommen[2]). So gelangte man, nicht in allen, aber doch in den meisten Departements zu dem ersehnten Ziele. Wieder sahen eine Menge von Bezirken und Gemeinden die Männer von 1793, die verabscheuten Werkzeuge der Schreckenszeit an der Spitze ihrer Verwaltung. Die Wirkung war gewaltig. Niedergeschlagenheit, Mißtrauen, Entrüstung verbreitete sich weithin durch die Gemüther; alle Aussichten auf Gesetzlichkeit und Rechtssicherheit, die man etwa an den Eintritt der Verfassung geknüpft hatte, schienen vereitelt. Noch setzte man einige Hoffnung auf die neu begründete Unabhängigkeit der Gerichte, deren Mitglieder durch die Verfassung gegen willkürliche Absetzungen geschützt waren, deren Urtheile in Criminalsachen auf Grund der Wahrsprüche freier Geschwornen erfolgten: leider blieb aber auch hier das Vertrauen nicht lange ungetrübt, da die Regierung nur zu bald die

---

[1]) Im Pariser Reichsarchiv.

[2]) Fünfhundert 18. April 1796.

Künste Merlin'scher Rechtskunde aufbot, um hier in den Gang der Processe einzugreifen und dort die Angeklagten ihrem natürlichen Richter zu entziehen.

Nachdem auf solche Art das Directorium in den Besitz einer gesinnungseifrigen und dienstwilligen Beamtenhierarchie gelangt war, beeilte es sich am 9. December durch ein öffentliches Rundschreiben an seine Commissare dem Lande seine politische Stellung zu bezeichnen. Das Manifest ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Robespierre und St. Just hätten in jeder Zeile desselben ihre Gesinnung gefunden. Wohl werden die schweren Uebelstände und Gefahren der inneren Lage anerkannt; aber es sind nicht die Fehlgriffe der Revolution, es ist allein die Böswilligkeit der feindseligen Parteien, die sie hervorgerufen hat, hier der Freiheitsfeinde, die niemals eine Revolution gewollt haben, dort der Freunde der Anarchie, die in fortdauerndem Revolutionsstande leben wollen, zwischen ihnen aber die große Masse der Bevölkerung, welche leider zur Zeit sich unentschlossen, sorglos oder abgeneigt verhält. In dieser Lage, sagt das Schreiben, muß die Regierung und jeder Beamte derselben die höchste Willenskraft für die Republik einsetzen; die träge Masse gilt es wieder mit der heiligen Freiheitsliebe zu erfüllen, welche einst die Morgenröthe der Revolution verklärte; die feindlichen Parteien aber sind mit allen Waffen des Gesetzes niederzuschlagen. Indem das Directorium an diese allgemeinen Betrachtungen seine näheren Weisungen knüpft, erkennt man sofort, auf welcher Seite es die wirklichen Gegner findet. Nach einer sehr natürlichen Aufforderung an seine Agenten, ungesäumt für die pünktliche Einzahlung der Steuern zu sorgen, richtet es seine ganze Energie gegen die fahnenflüchtigen Soldaten, aus dem besonderen Grunde, weil sich diese Deserteure überall an der Spitze royalistischer Aufstände befinden, in Lyon, Aix und Marseille die Patrioten ermorden, an der oberen Loire eine neue Vendee zu entflammen suchen, in Paris auch nach dem Vendemiaire stete Ruhestörungen veranlassen — dann gegen die schlechten Priester, die geborenen Lügner, Intriganten und Verschwörer, die scheinheiligen und unergründlichen Heuchler, welche das arme Volk mit der Furcht vor der Hölle peinigen, so daß man gegen sie alle Mittel der Gesetze, die polizeiliche Aufsicht, die Einsperrung und die Deportation, mit voller Schärfe anwenden muß — endlich gegen die Emigranten, die gebrandmarkten Brudermörder, die wie Kain umherschweifen und erst im Grabe Ruhe finden sollen, die Hochverräther, welche das Vaterland ausstößt oder vernichtet, die Urheber alles Unheils, deren Verwandte, wenn sie nicht ihre

Mitschuldigen werden wollen, sich freudig dem sichernden Gesetze des 3. Brumaire unterwerfen müssen. So ergoß sich der Grimm des Directoriums in vollem Strome gegen die Widersacher der rechten Seite. Von der Opposition der weiter drängenden Linken war in dem Schreiben weiter keine Rede: zwischen ihr und der jetzigen Regierung stand kein principieller Gegensatz, sondern nur die augenblickliche Thatsache, daß die Einen herrschten, die Andern aber herrschen wollten. Zum Schlusse ermahnte die Urkunde die Beamten, alle Kraft zur Beförderung des Wohlstandes im Lande aufzubieten und mit höchster Begeisterung für die Herstellung der Sittlichkeit beim Volke zu wirken. Seid die Priester der republikanischen Moral, rief das Directorium, verwaltet dieses heilige Amt mit dem Eifer, der Hingebung, dem Fanatismus, welcher Märtyrer und Helden erzeugt.

So hatte die Regierung öffentlich ihre Stellung genommen, und wir erkennen sofort, daß sie das gerade Gegentheil dessen bedeutete, was wir oben als das wirkliche Bedürfniß des Volkes erkannten, das Gegentheil eines Systemes der Gesetzlichkeit, der Rechtssicherheit und des Friedens. Die Directoren waren von der Majorität des Conventes ausgewählt worden, um die Herrschaft des Conventes im Gegensatze zu der Majorität des Landes fortzusetzen: in diesem Sinne faßten sie ihre Aufgabe, bezeichneten feierlich die Gleichgültigkeit des Landes gegen die Republik als ein Zeichen seiner sträflichen Entsittlichung, und kündigten die gewaltsame Erdrückung jeder ihrem Willen entgegenstehenden Regung an. Die Volksvertretung, aus der sie hervorgegangen, war im Wesentlichen mit ihnen gleichen Sinnes. Zwei Drittel derselben, wie wir wissen, bestand aus ehemaligen Convents-Deputirten, und deren Gewicht entschied vornehmlich im Rath der Fünfhundert fast unbedingt bei jeder Frage zu Gunsten des Directoriums. Im Rathe der Alten waren die Gemäßigten in der Mehrheit, wünschten aber aus guten Gründen zur Zeit einen offenen Bruch zu vermeiden, und da die Verfassung ihnen die Befugniß eigner Anträge nahm, war ihr Wirkungskreis überall auf die Kritik der von den Fünfhundert gefaßten Beschlüsse beschränkt. Dazu kam, daß die Partei der innern Einheit und eines festen Planes entbehrte; unter dem neuen Drittel war eine große Anzahl von Männern, die vor 1793 sich als entschlossene Gegner der republikanischen Tendenz gezeigt hatten und deshalb für's Erste von den Gemäßigten des Convents nicht ohne Mißtrauen betrachtet wurden. Ein bestimmtes Programm hatten weder die Einen noch die Andern; sie Alle wünschten dem abgematteten Volke neue Störungen und

Umwälzungen zu ersparen, und waren bereit, auch die Directorialregierung zu unterstützen, wenn sie rechtschaffen und einsichtig für das Wohl des Landes sorgte.

Zunächst erschien freilich die Lage dieser Regierung wenig beneidenswerth. Wohin sie blickte, sah sie Schwierigkeit, Feindschaft, Gefahr, und sehr zweifelhafte Mittel zum Widerstande. Auf allen Seiten dauerte der auswärtige Krieg; die englische Flagge beherrschte siegreich die Meere; die deutschen Reichsstände hatten trotz aller Friedenssehnsucht keinen Abschluß gewagt, vielmehr waren ihre in Basel versammelten Gesandten vor dem Donner von Clerfait's Geschützen auseinandergestoben; Oesterreich war mit Rußland und England so fest wie jemals vereinigt, und in demselben Augenblick, in welchem das Directorium die Niederlagen Pichegru's und Jourdan's erfuhr, empfing es auch die diplomatische Abweisung seiner Friedensvorschläge. Die Hoffnungen, mit welchen einst Carletti die französische Regierung aus dem preußischen in das österreichische Lager hinüberzulocken versucht hatte, waren eitel gewesen; das Directorium war wüthend über den Unterhändler, der sich, unberufen wie es schien, in sein Vertrauen gedrängt hatte, und da er sich dazu noch durch freundschaftlichen Verkehr mit einigen Deputirten der gemäßigten Partei verdächtig machte[1]), so brach man den ersten besten Anlaß zum Hader von dem Zaune, um Carletti mit offener Beschimpfung polizeilich aus dem Lande zu jagen. In der Sache nützte natürlich ein solcher Ausbruch des Aergers nicht viel: das wesentliche Verhältniß blieb bestehn, daß Oesterreich endlich doch seine Rechnung besser im Bunde mit der Zarin, als in der Gemeinschaft mit der Republik zu finden meinte, und Frankreich sah sich damit vor die unangenehme Wahl gestellt, entweder Belgien und Rheinland wieder herauszugeben, oder von dem Kaiser die Abtretung durch weitere Kämpfe zu erzwingen. Aber diesen Fortsetzern des Conventes dünkte der Verzicht auf eine Eroberung desselben unerträglich: also lautete das Ergebniß trotz aller Erschöpfung und Noth des eigenen Landes auf weiteren rastlosen allseitigen Krieg. Und diesen Krieg sollte man führen mit einer beinahe vernichteten Marine, mit tief zerrütteten und entblößten Heeren, mit einem völlig leeren Staatsschatze und einer öffentlichen Schuld von 27 Milliarden

---

[1]) Dies berichtet der preußische Gesandte Sandoz 15. December, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Carletti's Begehren, ihm einen Besuch bei der Tochter Ludwig XVI. zu gestatten, nur der Vorwand für seine Ausweisung gewesen.

Assignaten. Man sollte ihn einem Volke zumuthen, welches ebenso in seinem Wohlstande wie in seiner Begeisterung erschöpft und heruntergekommen war, welches für seine Bedrängnisse kein anderes Rettungsmittel als den Frieden, und für seine Regierung kein anderes Gefühl als Abneigung und Verachtung hatte. Was der Staat noch an kümmerlichen Hilfsquellen besaß, sollte immer wieder in den Schlund einer unersättlichen Eroberungspolitik geworfen werden, während die Regierung aus Mangel an Geld den Bürgern die ersten und unerläßlichsten Leistungen des Gemeinwesens, Rechtsschutz, Unterricht, Armenpflege versagen mußte.

Es ist unnütz zu erwägen, was Alles hätte geschehen können, wären die Menschen und Dinge anders gewesen, als sie in Wirklichkeit waren. Aber hier an der Schwelle einer Entwicklung, welche für Frankreich und Europa beispiellosen Ruhm und unermeßliches Elend hervorbringen sollte, dürfen wir es mit bestimmter Klarheit feststellen, über welche Alternative das Directorium Entschluß zu fassen hatte. Es stand damals noch immer wie 1792. Der Krieg war kein Mittel für verfassungsmäßige Freiheit, sondern eine Waffe für die revolutionäre Dictatur. Deshalb bedurfte das Directorium des Krieges, weil es gegenüber dem Widerwillen der Bevölkerung nur in der Dictatur die Rettung seines Daseins sah. Ohne den Krieg wäre es nicht einen Augenblick sicher gewesen, die in die Heimath zurückgekehrten Regimenter im Nothfall gegen die Bürger oder die gesetzgebende Gewalt verwenden zu können. Ihre eigene Macht aber für gleichbedeutend mit dem Leben der Republik und der Freiheit zu halten, daran waren sie längst gewohnt. Alle ihre Organe verkündeten demnach um die Wette, man dürfe nur einen ehrenvollen Frieden abschließen, d. h. man müsse Eroberungen machen, sonst sei die gedemüthigte Republik dem Untergange, und Frankreich dem Joche der Royalisten preisgegeben. In Wahrheit stand es so, daß die Fortdauer des Krieges das Elend und die Rechtlosigkeit im Innern verewigte, und dadurch immer größere Massen mit der Sehnsucht nach einem rettenden Despotismus erfüllte. Denken wir uns die Führer der gemäßigten Partei, Lanjuinais, Pastoret oder Barbé-Marbois als leitende Mitglieder des Directoriums an die Stelle von Carnot und Rewbell. Nichts ist sicherer was Europa betrifft, als daß sie am ersten Tage aufrichtig den Frieden gesucht, daß sie ihn unter Verzicht auf große Eroberungen sofort erhalten, daß sie Savoyen, die Elsasser Enclaven, einige belgische Grenzstriche ohne Mühe behauptet hätten. Und wieder ist nichts sicherer für das Innere Frankreichs, als daß ein solches

Ergebniß ihre Regierung nach allen Seiten befestigt, ihnen die Möglichkeit geordneter Finanzen und wohlthätiger Verwaltung gegeben, und damit die Grundlage verfassungsmäßiger und volksthümlicher Freiheit geschaffen hätte. Wenn es ein Mittel gab, die Umtriebe der bourbonischen Agenten zu völliger Ohnmacht zu verdammen, so war es eine solche Politik. Die große Masse des Volkes wollte vor Allem Sicherheit und Eigenthum, deshalb wandte sie gegen Carnot und Rewbell ihr Ohr den bourbonischen Agenten zu. Aber sie hatte damals immerhin noch den Wunsch auf politische Freiheit, deshalb wäre sie jeder gemäßigten Regierung gegen die Herstellung des alten Regimes zugefallen. Die republicanische Staatsform hätte auch dann schwerlich längern Bestand in Frankreich gewonnen, als das Directorium ihr zu verschaffen vermocht hat: ist es aber nicht ein kläglicher Widerspruch in sich selbst, dem souveränen Volke eine ihm verhaßte Volkssouveränität aufzwingen zu wollen? Die bourbonischen Royalisten waren damals im Lande eine noch kleinere Minorität als die Jacobiner; das Land im Großen und Ganzen war mit jeder Staatsform und mit jeder Persönlichkeit zufrieden, welche den Bürgern Leib und Leben, Hab und Gut, und Theilnahme am öffentlichen Leben verhieß. In Paris war damals wieder die Erinnerung an den Herzog von Orleans in zahlreichen Kreisen erwacht, und höchst wahrscheinlich hätte ein Obsiegen der gemäßigten Partei dem jungen Ludwig Philippe größere Aussichten als irgend einem andern Candidaten gegeben [1]). Anstatt des Kaiserreiches wäre die Julimonarchie aus der Revolution hervorgegangen. Daß es nicht geschehen, werden heute die übrigen Nationen Europa's, welche dem Joche des Kaiserthums ihre innere Wiedergeburt verdanken, am wenigsten beklagen; um so weniger zweifelhaft aber scheint uns, wie für das Jahr 1796 nach den wahren und bleibenden Interessen Frankreichs das Urtheil einer verständigen und patriotischen Politik ausfallen muß.

Als das Directorium seine Verwaltung begann, war unter vielen drängenden Sorgen der Geldmangel die drängendste. Die Entblößung war so vollständig, daß man zuweilen für die wichtigsten und eiligsten Depeschen an die Heere die Kosten der Couriere nicht aufzutreiben vermochte. Von regelmäßigen Einnahmen war nichts zu entdecken; die Steuerrückstände aus den letzten drei Jahren berechnete Faypoult nach dem Course ihrer Verfallzeit auf 13 Milliarden. Die directen Abgaben wurden nicht

---

[1]) Mallet du Pan mémoires II, 222.

erhoben, da alle Ortsbehörden in der Neubildung begriffen waren, und der größte Theil der Pflichtigen in zerrütteten Vermögenszuständen lebte. Eine Menge der indirecten Steuern hatte die Revolution nach ihren demokratischen Grundsätzen abgeschafft; den Ertrag der noch bestehenden stellte die Entwerthung des Papiergeldes, welches Ende 1796 auf ein halbes Procent hinunterging, in Frage. Die Anfertigung des Stempelpapiers mußte die Regierung in Assignaten nach dem Cours bezahlen, während die Bürger den Stempel der Assignaten zum Nennwerth erlegten; die Folge war, daß die Steuer anstatt eines Ertrags von 4 Millionen ein kolossales Deficit herbeiführte. Den Tarif der Zölle hatte der Convent nach dem Sinken des Papiergeldes erhöht, dabei aber eine entsprechende Erhöhung der Strafgelder beim Schmuggel vergessen, und diesen hiemit so gut wie straffrei und die Zölle unergiebig gemacht. So stockten alle Zweige des öffentlichen Dienstes, und jede Stockung verursachte neue Verluste und neue Anforderungen. Die Lage war eine verzweifelte, und je strenger die Geschichte ihre allgemeine Ursache, das Festhalten an der revolutionären Kriegspolitik, verurtheilen muß, um so weniger wird sie geneigt sein, den Stein zu werfen auf einzelne Fehlgriffe finanzieller Technik in einer Bedrängniß, für die es kein Heilmittel bei aller Börsenkunst der Welt gab. Man wollte leben; man nährte sich wie man konnte. So wird es Niemand dem Directorium verübeln, wenn es, so lange man nichts Anderes als Assignaten besaß, Assignaten weiter drucken ließ, obgleich kein Gesetz ihm dazu die Befugniß gab, und man schon seit lange nicht mehr wagte, die Gesammtziffer des Umlaufs gesetzlich bekannt zu machen. Bei dem niedrigen Course des Papieres bedurfte man für die kleinste Ausgabe ungeheure Nennwerthe, und natürlich drückten solche Emissionen den Cours immer weiter hinab. Die Assignatendruckerei vermochte die nöthigen Beträge damals gar nicht mehr zu liefern, wenn sie kleinere Noten als zu 1000 Franken anfertigte; ja drei Monate später war man dahin gekommen, daß man nur noch Scheine über 10000 Franken drucken ließ. Nun aber gab es von jeher wichtige Ausgaben, bei welchen das Papiergeld auch zu dem niedrigsten Course nicht ausreichte; wo der Staat auf den guten Willen eines Lieferanten angewiesen war, mußte er entweder klingende Münze schaffen oder sich auf Anleihen zu wucherischem Preise einlassen. Das Directorium that auch hier, was es nicht vermeiden konnte. Man verpfändete die Diamanten des ehemaligen Kronschatzes; man schloß drückende Verträge mit einheimischen und fremden Bankiers; man kaufte Waaren auf Borg, um sie gegen

baares Geld in Versatz zu geben; man schloß die Pariser Börse, um die Geldgeschäfte der Opposition zu stören, und eröffnete sie in einem andern Locale, um sich den Dank befreundeter Finanzmänner zu verdienen[1]). So bildete sich vom ersten Tage an neben dem verfassungsmäßigen und öffentlichen Staatshaushalte ein geheimer und ministerieller, der für's erste der einzig wirkliche war. Als man die erste Finanzbotschaft an den gesetzgebenden Körper erließ und um Ermächtigung zur Ausgabe einiger Milliarden Assignaten nachsuchte, erinnerte der Rath der Alten, daß die Botschaft die gesetzliche Vorschrift nicht beachtet habe, nach welcher die Beträge für jedes Ministerium gesondert aufgeführt werden mußten; das Directorium bemerkte darauf, daß bei seiner Neuheit in den Geschäften und der Unsicherheit der Lage eine solche Specification ihre Schwierigkeiten habe, lieferte aber trotzdem umgehend einen Etat von wünschenswerthester Genauigkeit, dessen einzelne Zahlen natürlich mit freier Willkür formirt waren und sich jeder ernstlichen Prüfung entzogen. Der gesetzgebende Körper erwies sich dankbar für eine solche Gefügigkeit, indem er diese Credite, wie alle weiter begehrten ohne Schwierigkeit bewilligte, wobei nur zu beklagen war, daß thatsächlich die schönsten Budgetansätze dem Directorium bei der gänzlichen Leerheit der Staatscasse eben gar nichts halfen. Der einzige Beschluß des gesetzgebenden Körpers, der unter diesen Umständen für die Finanzen wirksame Bedeutung hatte, war ein Gesetz vom 24. November, nach welchem die, sonst von dem Directorium unabhängige, Verwaltung des Staatsschatzes beauftragt wurde, finanzielle Operationen unter Aufsicht der Regierung vorzunehmen, mit andern Worten ein Gesetz, durch welches alle jene Nothhilfen des Directoriums ein für alle Male legale Bestätigung erhielten.

Aber allerdings, solche kleine Mittel schoben vielleicht den Hungertod des Staates für einige Tage hinaus, waren jedoch nicht im Stande, die Bedürfnisse einer großen Verwaltung auf die Dauer zu decken. Mochte man in jeder sonstigen Beziehung es mit den Anforderungen des Gemeinwesens noch so lässig nehmen, zwei Punkte gab es, mit denen sich bei dem damaligen Zustande nicht scherzen ließ, die Ernährung des Pariser Volkes die, wie wir wissen, seit 1790 zum größten Theil auf Staatskosten erfolgte, und die Verpflegung der Heere, von denen nach Clerfait's Siegen sehr ansehnliche Massen auf französischem Boden standen und der Beute aus Feindesland entbehrten. Ihr Sold war rückständig seit Monaten, die

[1]) Protokolle des Directoriums.

Naturallieferungen erfolgten in betrügerischer Unregelmäßigkeit; so zerriß die Noth bei den Soldaten alle Bande der Disciplin, und die Generale schritten endlich zu dem äußersten Mittel, indem sie die französischen Gemeinden wie feindliche behandelten, und die Bedürfnisse der Truppen durch Requisitionen befriedigten [1]). Alles kam darauf an, einem pressenden Nothstande durch die Eröffnung einer außerordentlichen und sofort wirksamen Hilfsquelle abzuhelfen. Fort und fort hatten allerdings die beiden Räthe über die Verbesserung der Finanzen und die Hebung der Assignaten verhandelt; eine Menge von Plänen, Vorschlägen, Hoffnungen war aufgetaucht, aber fertig war kein System geworden, und vor Allem kein neuer Baarbestand der Staatscasse zugeflossen. So nahm denn die Regierung selbst die Initiative. Es bezeichnet ihre politische Stellung, daß sie ganz einfach auf eine der berufensten Maßregeln der Schreckenszeit zurückgriff, und daß Carnot, das frühere Mitglied des blutigen Wohlfahrtsausschusses, der Urheber dieses Gedankens war [2]).

Am 6. December 1795 brachte die Regierung eine Botschaft an den gesetzgebenden Körper, worin sie die Noth des öffentlichen Dienstes in brennenden Farben schilderte. Der Republik, sagte sie, droht die Gefahr einer vernichtenden Katastrophe. Wir stehn auf dem äußersten Punkte. Um uns zu erretten, muß der Genius der Freiheit mit der Schnelligkeit des Blitzes wirken, und dem Schatze auf der Stelle eine gewaltige Masse echter Werthe zuführen. Zur Lösung dieser Aufgabe wurde ein Zwangsanlehn auf die Reichen vorgeschlagen. Der Gesammtbetrag desselben sollte auf 600 Millionen Silberwerth festgestellt, und entweder in Metallgeld oder in Assignaten zum Tagescours in drei monatlichen Terminen eingezahlt werden. Verpflichtet zur Zahlung sollten die Höchstbesteuerten sein, bis zu einem Fünftel aller Steuerzahler, muthmaßlich also eine Million französischer Bürger. Die Einzelnen würden durch die Departementsbehörden eingeschätzt, und nach ihrem Einkommen in zwölf Classen, in der höchsten zu 1200, in der niedrigsten zu 100 Franken besteuert werden; die Maßregel, setzte die Botschaft mit großer Naivität hinzu, wird bei der ungeheuren Mehrheit der Bürger, welche nichts beizutragen hat, lebhaften Beifall finden. Den entsprechenden Einwand bemerkte sie selbst, um ihn mit heroischer

[1]) Auf die Beschwerde, die eine belgische Behörde darüber führte, erfolgte eine Weisung des Directoriums an das Commando der Sambre-Armee: vor Allem müsse der Soldat leben, im Uebrigen der Bürger mit Rücksicht behandelt werden.

[2]) (Carnot Feulins) hist. du Direct. Constitutionnel.

Abfertigung zurückzuweisen; vielleicht würde jemand, hieß es, die Belastung eines kleinen Theils der Bürger für unbillig halten, zumal es bei der Einschätzung nicht ganz ohne Willkür abgehen könnte; indessen einige Willkür sei bei jeder Steuer unvermeidlich, und wer das Glück hätte, zu dem reichen Fünftel zu gehören, würde ruchlos sein, wenn er dem Vaterlande nicht zu Hilfe kommen wollte; jedenfalls sei es Zeit, daß die Reichen etwas von den Lasten der Revolution übernähmen, die bisher ausschließlich von der patriotischen Armuth getragen worden.

Es war, wie man sieht, eine Beweisführung ganz und gar im Sinne von 1793. Ueber den Satz der neuen Verfassung, daß das Gesetz das gleiche sein solle für Alle, daß jeder Bürger nach seinen Kräften zu den öffentlichen Lasten beizutragen habe, erhob sich die Erinnerung an die glorreichen Tage der jacobinischen Demokratie, wo der Reichthum an sich selbst ein Vergehn dargestellt hatte. Es handelt sich, rief der Berichterstatter der Fünfhundert, Ramel, nur um ein Anlehn, nicht um eine Steuer; hier kann die Verfassung dem Staatsbedürfniß nicht entgegen gehalten werden. Er beantragte die Annahme des Gesetzentwurfs mit einigen Verbesserungen im Einzelnen; statt eines Fünftels sollte ein Viertel der steuerfähigen Bürger herangezogen werden, nicht in 12 sondern in 16 Classen, je mit einem Beitrag von 50 bis 6000 Franken; in jedem Departement würde die Behörde zuerst das höchstbesteuerte Viertel ermitteln, und dann von diesen Bürgern jeder Classe eine gleiche Anzahl zuweisen. Als Defermont erklärte, in manchen Departements gebe es nicht so viele Reiche, daß man eine hiernach genügende Zahl für die höchste Classe finden könne, man solle also jeden Darleiher nach einem festen Vermögenssatze einer bestimmten Classe zutheilen: da fuhr Ramel auf, daß hiermit der Werth des Gesetzes völlig zerstört werde, und bewirkte die sofortige Verwerfung des Antrags. Es wurde dann am 9. December weiter bestimmt, daß jeder Pflichtige seinen Beitrag in zwei Monaten einzahlen sollte, entweder in Silber, oder in Getreide zum Marktpreise, oder in Assignaten zum Course von einem Procent. Wer mit seiner Zahlung im Rückstande bliebe, sollte seinen Betrag in Assignaten zum Tagescourse leisten. Da damals etwas über 30 Milliarden Assignaten im Umlaufe waren, und im Handel nur zu einem halben Procente angenommen wurden, so hoffte man durch jene Vorschrift mit ungefähr der Hälfte des Zwangsanlehns alle Assignaten wegzufegen, und dann noch einen sichern Werth von 300 Mill. Silber oder Getreide in der Staatscasse zu behalten.

Kaum war das Gesetz vom Rathe der Alten genehmigt, so gingen die Behörden mit Eifer an die Ausführung. Sie prüften, schätzten, verfügten die Anlehnsquoten. Es gab keine Berufung gegen ihre Beschlüsse, und harte Strafen waren den Saumseligen angedroht. Aber nach wenigen Wochen wiederholte sich auch für sie die alte Erfahrung, daß die Ungerechtigkeit immer unfruchtbar, und der Despotismus im Kampfe mit der Natur der Dinge ohnmächtig ist. Frankreich hatte die Revolution ausbrechen sehn, weil das Volk eine jährliche Steuerlast von 800 Millionen nicht mehr aufzubringen vermochte. Seitdem waren sechs Jahre unermeßlicher Leiden und Zerstörungen gefolgt; der Ertrag der Aecker war auf ein Drittel gesunken, die Industrie war zerrüttet, der auswärtige Handel vernichtet, und in dieser Lage begehrte man 600 Millionen als außerordentliche Zusatzsteuer von einem Viertel der Bevölkerung binnen zwei Monaten! Von allen Seiten her kamen die Klagen wegen Ueberbürdung und Erpressung; in zahlreichen Bezirken gelangte man nicht einmal bis zur ersten Einschätzung, und während nach dem Gesetze die Einzahlung des ersten Drittels mindestens zehn Milliarden Assignaten hätte hereinbringen müssen, vernahm man bald genug das Geständniß, daß man statt dessen nur eine Milliarde Papiergeld, also zehn Millionen Silberwerth erhalten habe [1]). Es war also auch daran nicht zu denken, daß der Cours der noch vorhandenen Assignaten durch das Zwangsanlehn sich gehoben hätte; im Gegentheil beförderte die gewaltthätige Operation aus begreiflichen Gründen die Neigung zum Sinken [2]). Die Hoffnung durch die große Maßregel in geordnete Finanzzustände zu kommen, war demnach ebenso schnell zerronnen, wie aufgetaucht. Man blieb im revolutionären Haushalte fort und fort in der Nothwendigkeit, auf neue revolutionäre Auskunftsmittel zu sinnen. Daß der große Bankerott, die vollständige Entwerthung der Assignaten, nicht lange mehr zu verdecken sei, darüber hatte, als das Jahr 1795 zu Ende ging, kein verständiger Mensch einen Zweifel. Der gesetzgebende Körper hatte am 23. December beschlossen, den umlaufenden

---

[1]) Botschaft des Directoriums 18. Febr. 1796. Früher und später werden in buntester Abwechselung höhere Beträge genannt, 6, 7, 10 Milliarden. Actenmäßig genaue Angaben kommen überhaupt nicht vor; sicher ist schließlich nur das Fiasco der ganzen Maßregel.

[2]) Faypoult meldete zwar 31. Januar dem Directorium, daß in Folge des Zwangsanlehns die Assignaten an einigen Orten wieder auf ein Procent gestiegen seien. Die Freude hatte aber keinen langen Bestand.

Betrag dieses Papiergeldes nicht über 40 Milliarden zu steigern; im Laufe des Januar begann man sich mit raschen Schritten dieser Grenze zu nähern, und das Directorium that das Mögliche, sich auf den Zeitpunkt vorzubereiten, in welchem die bisherige Quelle des revolutionären Ueberflusses versiegen würde. Schon am 26. December beantragte es die Feststellung aller Budgetansätze in sicheren Silberwerthen. Am 11. Januar wies es die Schatzbeamten an, von den vorhandenen Assignaten täglich nicht mehr als 200 Millionen auf die gegenwärtigen Staatsbedürfnisse zu verwenden, mit andern Worten, da damals der Cours der Assignaten auf 1/3 Procent heruntergegangen war, die Staatsausgaben täglich auf 660,000 Franken zu beschränken, mit allen andern Assignaten aber, die man besitze, den Ankauf von Silbergeld für die Zukunft zu betreiben [1]). Natürlich reichte die eben genannte kleine Summe für die laufenden Ausgaben an keiner Stelle hin; Beamte und Lehrer, Soldaten und Matrosen entbehrten ihres Gehaltes; alle öffentlichen Arbeiten und Anstalten geriethen in Verfall. Man suchte Hülfe bei der Ausgabe neuen Papiers, Schuldscheinen des Schatzes, die man binnen drei Monaten in Silber aus dem Ertrage des Zwangsanlehens zu bezahlen und höchstens bis zum Belaufe von 30 Millionen in Umlauf zu setzen versprach. Aber der Credit der Regierung war so gesunken, daß die erste dieser Rescriptionen gleich am Tage ihres Erscheinens fünfzig Procent verlor, und dies Sinken steigerte sich, als die Börse inne wurde, daß die Regierung, durch die Noth gepreßt, die Masse ihrer Rescriptionen von dreißig auf sechzig Millionen erhöht hatte. Gerne oder ungerne, man mußte, da man keine Einnahmen hatte, die Ausgaben weiter beschneiden. Man beschloß, für die gegenwärtigen Staatsbedürfnisse nicht mehr 200, sondern nur 50 Millionen Assignaten und eine Million Rescriptionen täglich hinzugeben, d. h. den Directoren, Ministern, Deputirten, und einigen glücklichen Günstlingen ihre Gehälter fortzubezahlen, sonst aber für's Erste überhaupt keine Zahlungen zu leisten. Man erinnerte sich, welche Massen unnützer Behörden und Beamten die Regierung der Schreckenszeit zur Ernährung ihrer Parteigenossen geschaffen hatte: man verfügte jetzt mit gleich revolutionärer Unbedenklichkeit die sofortige Auflösung dieser Agenturen uud Commissionen, und sprach binnen wenigen Wochen die Absetzung von ungefähr 12,000 solcher Beamten aus. Während man bisher in der regellosen Papierwirthschaft die Ausgaben durch einander

[1]) Protokolle des Directoriums, Pariser Reichsarchiv.

verfügt hatte, gleich viel aus welchem Rechnungsjahre sie stammten, befahl man jetzt eine genaue Scheidung des diesjährigen Budgets von den Rückständen der Vorjahre, und ordnete dann die Suspension jeder Zahlung auf die letzteren an. Der Werth und die Wirkung dieser Schritte läßt sich leicht ermessen. Offenbar ist es keine Sünde, nichts zu zahlen, wenn man weder Geld noch Credit besitzt; und überflüssige Behörden abzuschaffen und die verschiedenen Jahresrechnungen zu sondern, ist an sich eine vortreffliche Sache. Aber diese Fortsetzer des Conventes vermochten auch das Gute und Nützliche nicht ohne Gewaltsamkeit und Parteilichkeit zu thun. In demselben Augenblicke, in dem man aus Geldmangel die Staatsgläubiger darben, die kleinen Beamten hungern, die Schulen und Hospitäler verkommen ließ, ertönten bei jeder Verhandlung des gesetzgebenden Körpers die niemals widerlegten Klagen über die tolle Verschleuderung des Staatsvermögens, die wucherischen Geschäfte der Lieferanten, die straflose Unredlichkeit der Steuereinnehmer und Cassenbeamten. Die einzige Antwort auf solche Beschwerden war der mit Achselzucken gegebene und freilich nicht zu bestreitende Satz, daß alle Rechnungscontrole unmöglich bleibe, so lange man nicht zu einer festen Valuta zurückgelangt sei. So drehte man sich in traurigem Kreise, und kam an keiner Stelle aus den tiefen Schäden des revolutionären Zustandes hinaus. Die Wirkung im Lande war die übelste. Das Directorium herrschte seit drei Monaten, und hatte noch an keines der großen öffentlichen Bedürfnisse die Hand gelegt, geschweige denn dasselbe befriedigt. Es konnte denn nicht anders sein: Unsicherheit, Mißmuth und Abneigung erfüllten die Gemüther in den weitesten Kreisen.

Zur Zeit des Wohlfahrtsausschusses hatte es an grimmiger Unzufriedenheit im Volke wahrlich nicht gefehlt: damals aber hatte die Regierung über Gefühle hinwegsehen mögen, deren leisesten Ausdruck sie auf der Stelle im Blute ihrer Träger ersticken konnte. Jetzt aber hatte die Verfassung dem französischen Volke das Recht der freien Verhandlung zurückgegeben, und vor Allem Paris machte davon einen umfassenden und rückhaltslosen Gebrauch. Die Preßfreiheit war völlig unbeschränkt; die Verfassung verbot jede Art von Präventivcensur; ein besonderes Strafgesetz für Preßvergehen existirte nicht. So schossen die Zeitungen wie die Pilze aus dem Boden empor, Blätter aller Farben in rührigem und rastlosem Gewirre [1]).

[1]) Vgl. Hatin, hist. de la presse en France, vol. IV. und VII.

Die große Mehrzahl gehörte den verschiedenen Schattirungen der gemäßigten Partei an, unter siebenzig Tagesblättern, welche Ende 1795 in Paris erschienen, vielleicht sechzig; die Demokraten klagten zornig, daß, wenn man vier oder fünf opferwillige Patrioten ausnehme, die gesammte übrige Presse royalistisch sei. In Wahrheit stand es bei den Zeitungen, wie bei der Masse der Bevölkerung: was man begehrte, war Ruhe, Rechtlichkeit, Rechtssicherheit, so daß man mit jeder Republik zufrieden gewesen wäre, welche diese Güter gewährleistet hätte; man neigte nur deshalb zu monarchischer Gesinnung, weil die vorhandene republikanische Regierung sich wie ihre Vorgänger revolutionär in ihren Thaten und Neigungen zeigte. So kam es auch in den Zeitungen nur selten zu großen Principienkämpfen, zu tief dringenden Erörterungen über die gesetzlichen Einrichtungen oder die verfassungsmäßigen Grundlagen. Der vorherrschende Zug in dem Treiben der damaligen Presse war vielmehr die persönliche Invective, der Haß und die Verachtung gegen die Menschen, welche das Land mit den Verbrechen der Schreckenszeit heimgesucht hatten, die unermüdliche Verfolgung der jetzigen Machthaber, der Beamten und Volksvertreter, der Minister und Directoren, so weit sie irgendwie jacobinische Beziehungen und Erinnerungen hatten. Der Lebenswandel derselben bot in der That für solche Angriffe nur zu zahlreiche Blößen. Das Directorium war nicht lange in der Aermlichkeit seiner ersten Einrichtung verblieben; das Luxembourg war mit dem Mobiliar der königlichen Schlösser ausgestattet worden; die Vorzimmer der Directoren füllten sich bald genug mit ebenso zahlreichen Bittstellern und Bewerbern wie einst die Räume der Tuilerien, und leider wetteiferten die neuen Herrscher wie in äußerem Prunke so auch in glänzender Sittenlosigkeit mit dem Hofe Ludwig XV. Bei Rewbell sammelten sich die Speculanten und Lieferanten, bei Barras die Lebemänner und die gefälligen Schönheiten des Tages. Die Emporkömmlinge der Revolution genossen ihre unsichere Macht mit brutaler Schamlosigkeit; die Damen erschienen in antikem Costüm, einem Ueberwurfe von durchsichtigem Stoffe ohne jedes Unterkleid; die Männer benutzten die Unsicherheit der Rechtsverhältnisse und die Unordnung im Staatshaushalte zu frecher Bereicherung auf Kosten des Landes. Dieses Treiben gab der Polemik der Presse unerschöpfliche Nahrung. Mit allen Waffen der Verachtung, des Zornes, des Spottes wurde tagtäglich die Privatgeschichte der Machthaber an das Licht der Oeffentlichkeit gerissen, in grellem Contraste daneben das allgemeine Leiden der Schreckenszeit in warmer Erinnerung erhalten, in hundertfachen An=

wendungen die traurigen Folgen der republikanischen Verfassung nachgewiesen. Die herrschende Partei wüthete über diese allgegenwärtige Feindseligkeit, aber fand sich vollkommen ohnmächtig zu ihrer Erdrückung. Mehrmals kam die Gefahr der unbändigen Presse in dem Rathe der Fünfhundert zur Sprache, ohne daß die Regierung ein Ergebniß zu erlangen vermocht hätte. Im Vergleiche zu 1789 hatte sich das Verhältniß der Parteien zu der großen Frage völlig umgekehrt: die ehemalige Linke, die gegen die Minister Ludwig XVI. so häufig die Preßfreiheit oder den Tod begehrt, sie war es, welche jetzt im Besitze der Macht das Treiben der Zeitungen als tödtlich für Sitte und Anstand, für die Ehre der Personen und die Sicherheit des Staates brandmarkte: während die ehemalige Rechte, zur Zeit in der Stellung der Opposition, sich die wirksamste aller Waffen um keinen Preis abstumpfen lassen wollte und unerschütterlich an dem Buchstaben des verfassungsmäßigen Rechtes festhielt. Offenbar hatte sie hier die günstigere Stellung; für die alten Girondisten und Dantonisten ihr gegenüber war es stets eine unbequeme Sache, das einst so feurig gepredigte Evangelium der Preßfreiheit zu verleugnen, und vollends die äußerste Linke, die ächten Jacobiner von altem Schrot und Korne, war in ihrem Hasse gegen die regierende Mittelpartei mit der äußersten Rechten völlig einverstanden. Das Directorium, außer Stande, ein wirksames Preßgesetz zu erlangen, versuchte denn mit polizeilichen Maßregeln sein Heil. Keine Woche verging, ohne daß ein Redacteur verhaftet oder eine Zeitung vor Gericht gestellt wurde; zuweilen ging man mit Massenverfolgungen vor, und faßte ein halbes Dutzend royalistischer nnd ultrademokratischer Schriftsteller in einer ungeheuerlichen Anklage zusammen. So groß die Geldnoth des Schatzes war, erübrigte man doch erhebliche Summen, um einige Blätter zur Unterstützung der Regierung zu erkaufen: denn leider war die Thatsache nur zu gewiß, daß das Directorium nicht eine befreundete Stimme in der unabhängigen Presse besaß, und genau so viel Lob in den Zeitungen fand, wie es baar bezahlte. Aber auch hier war der Erfolg ein äußerst geringer. Nach der allgemeinen Tendenz der Directoren gehörten die bezahlten Blätter stets der jacobinischen Linken an, und mehr als einmal mußte die Regierung erleben, daß eine Zeitung, bei der sie heute auf zehntausend Exemplare abonnirt hatte, nach acht Tagen sie mit einem giftigen Artikel über die fünf Tyrannen des Luxembourg, die Aussauger des armen Volkes, die Henker der französischen Freiheit überraschte. Vollends die Preßprocesse führten sie von einer Niederlage zur andern. Die Richter

ließen der Vertheidigung eine unbeschränkte Freiheit; der Scandal, welchen der verfolgte Artikel erregt hatte, wurde durch die öffentliche Verhandlung verdoppelt, und fast ausnahmslos die Schmach der Regierung durch das freisprechende Urtheil der Geschworenen besiegelt.

Neben den Zeitungen rührten sich die politischen Vereine. Es half nicht viel, daß die Verfassung ihnen die weite Verbindung und feste Gliederung der alten Clubs untersagt hatte; man fand Mittel und Formen genug, dieses Verbot zu umgehen, und im Laufe des Winters bedeckte sich ganz Paris und ein ansehnlicher Theil der Departements mit politischen Gesellschaften aller Farben. Die kräftigste Entwicklung fanden, anfangs von der Regierung offen begünstigt, die Clubs der jacobinischen Partei[1]). Unter ihnen gewann sehr bald die Gesellschaft des Pantheon, so genannt, weil sie in einem Kaffeehause nicht weit von jenem Gebäude ihren Sitz hatte, eine hervorragende Stellung und leitenden Einfluß. Die Zahl ihrer Mitglieder wuchs allmälich auf mehrere Tausende; es kamen dort, wie man sich denken kann, sehr verschiedenartige Elemente zusammen. Da gab es begeisterte Anhänger der reinen Demokratie, die mit Schmerz an die verlorene Theorie von 1793 dachten, daß jedes Gesetz von dem gesammten Volke zu beschließen und die gesetzgebende Gewalt der Abgeordneten eine Usurpation sei, Männer, die bei dem Anblick der weitverbreiteten Armuth in dem selbstsüchtigen Eigenthümer einen Verbrecher und in dem Eigenthume überhaupt eine Beraubung der Gesammtheit sahen. Neben ihnen standen jene alten Mitglieder des Convents, die Reste der Hebertisten und Robespierristen, welche im Germinal und Prairial unterlegen, und von der neuen Regierung ausgestoßen, sich allein als die ächten Erben der Revolution und die allein berechtigten Führer der Volkssache betrachteten. Um sie sammelte sich der wildeste Auswurf der Schreckenszeit, die Reste von Maillard's und Fournier's Banden, die Männer der Revolutionsausschüsse und Revolutionsgerichte, die Empörer des Prairial und die heilige Schaar des Vendemiaire. Diese Menschen waren nicht lange gemeint, ihre Rolle auf gehorsame Unterstützung des Directoriums zu beschränken. Eine Menge von ihnen hatte 1793 aus dem Säckel des Staates oder ihrer Mitbürger in Macht und Ueberfluß gelebt: jetzt waren sie vermögenslos, arbeitsscheu, verachtet; sie erfüllten sich täglich mit immer giftigerem Zorne gegen die besitzende Classe. Ihnen dünkte es fast

[1]) Buonarroti conjuration de Babeuf I, 75.

gleichgültig, daß das Directorium die Emigranten und Priester verfolgte, daß es so viele Aemter wie möglich an jacobinische Genossen brachte, und den Krieg gegen die gekrönten Häupter Europa's unermüdlich fortsetzte: trotz alle dem war ihre goldene Zeit vorüber, in der sie Versammlungssold bezogen, für werthloses Papier jede Waare zu festen Spottpreisen erhalten, jeden Widerstand mit dem Beile niedergeschlagen hatten. Das Directorium machte an ihnen dieselbe Erfahrung, wie Robespierre an den Hebertisten: sie haßten die Regierung, weil sie eine Regierung war, gleichviel ob sie aus Jacobinern bestand und die Jacobiner begünstigte. Sie hatten keinen andern Gedanken als die Erneuerung der rohen Gewalt; sie redeten einstweilen nach dem alten Brauche der Partei von der Verfassung von 1793, in Wahrheit aber handelte es sich bei ihnen um kein anderes Verfassungsrecht als das der freien Plünderung. Anfangs sahen sie mit Kummer, daß die Masse des niedern Volkes in Paris eine tiefe Gleichgültigkeit zeigte, ja wohl selbst die Revolution als die Ursache ihres damaligen Elends beklagte. Aber je bestimmter und nachdrücklicher der Club gerade dieses täglich wachsende Elend zum Gegenstande seiner brausenden Berathungen machte, desto mehr gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Proletariates zu fesseln, die Erinnerung an die goldne Zeit seiner Dictatur in den Herzen desselben zu erwecken und immer größere Haufen von Arbeitern in seine Reihen heranzuziehen. Ihr Vertreter in der Presse war Camille (oder wie er sich neuerlich umgetauft hatte, Gracchus) Babeuf, ein Mensch, der zur Schreckenszeit wegen betrügerischer Urkundenfälschung peinlich verurtheilt worden war [1]), deshalb nach dem 9. Thermidor sich den neuen Machthabern durch heftige Schmähungen gegen Robespierre zu empfehlen suchte, dann aber, als er hier seine Rechnung nicht fand, wieder zur äußersten Linken hinübertrat, und jetzt in seiner Zeitung „Volkstribun" die glorreiche Freiheit von 1793, das Andenken Robespierre's und mehr noch die Verdienste des Volksfreundes Marat feierte. Eben nach dessen Muster fesselte er seine Genossen an sich, indem er unumwundener als ein Anderer ihre Lieblingsgedanken öffentlich verkündete, die Zertrümmerung der bestehenden Gesetze, die Umwälzung aller Besitzverhältnisse, die Vernichtung jedes Widerstandes durch blutige Gewalt. Die Patrioten, schrieb er im December 1795, warten

---

[1]) Die Acten des Prozesses bei Granier hist. du D. E. Vol. II, pièces justificatives.

ungeduldig auf die Erhebung der Männer vom 31. Mai, des Vortrabs des plebejischen Heeres, sie Alle gedenken des Satzes, daß der Republikaner keinen Schritt thun kann, ohne zu wissen, daß er auf eigenem Boden steht. Die Faction der Reichen, rief er im Februar, unterdrückt seit dem 9. Thermidor ganz Frankreich; es gilt das Gebäude des Verbrechens zu unterminiren, und das Fundament für ein gerechtes Staatswesen zu legen. Wenn Robespierre das Recht des Eigenthums in gewissen Schranken noch anerkannt, und sich mit der praktischen Verfügung über allen Besitz durch Papiergeld, Taxen und Zwangsverkauf begnügt hatte, so meinten diese Schüler den Meister zu übertreffen, indem sie den Sturm gegen den Grundsatz, gegen die Existenz des Eigenthums eröffneten. „Das Eigenthum, lehrte Babeuf, ist die Quelle alles Uebels. Die menschliche Gesellschaft ist dadurch eine Räuberhöhle, die Harmonie derselben ein Verbrechen geworden. Das Eigenthum liegt in der Hand von Usurpatoren, die Gesetze sind das Werk der Gewalt. Die Sonne leuchtet für alle Welt, die Erde gehört niemand. Vorwärts also, meine Freunde, stürzt und zerschlagt diese Gesellschaft, die euch nicht behagt. Nehmt was euch gefällt, vernichtet alle Schranken und alle Verfassungen, erwürgt die Tyrannen, die Patricier, die Geldmenschen. Ihr seid das wahre Volk, das einzige Volk, welches alle Güter der Erde zu genießen verdient. Was das Volk thut, ist gesetzlich; was es befiehlt, ist heilige Pflicht." Solche Dinge waren denn doch auch dem Directorium zu stark, zumal Babeuf's Blatt fast in jeder Nummer heftige Angriffe gegen die „ehrlosen Directoren, das abscheuliche Gesindel des Luxembourg, die fünf aufgeputzten Maulesel" richtete: ein Verhaftsbefehl wurde erlassen und ein Preßproceß begonnen, aber die Geschworenen gaben auch hier ein freisprechendes Urtheil, und Babeuf setzte aus sicherem Verstecke seine wilde Polemik fort. Auch war es der Regierung mit der Verfolgung des Volkstribunen wenig Ernst. Polizeiminister war Merlin von Douay, der vor einiger Zeit selbst die Cassation des gegen Babeuf erlassenen Strafurtheils wegen Fälschung bewirkt hatte; das Directorium war freilich äußerst verdrießlich über die unbequeme Opposition von Männern, die es als seine natürlichen Bundesgenossen gegen Monarchisten und Gemäßigte betrachtete, aber es ertrug eben deshalb die Angriffe derselben mit unverwüstlicher Geduld, immer in der Hoffnung, daß die frechen Tollköpfe doch endlich ihre wahren Freunde erkennen würden.

Desto tiefer war der Eindruck, welchen diese Wiederbelebung des wahnsinnigsten Radicalismus und die schonende Nachsicht des Directoriums auf

die gemäßigte Partei vor Allem im gesetzgebenden Körper machte. Bisher waren deren Vertreter in ihrer zuwartenden Stellung verblieben, hatten der Regierung, eben weil sie einmal die Regierung Frankreichs war, keine Verlegenheit bereiten wollen, und nichts gethan, sich selbst eine feste Organisation zu geben. Allmälich aber wuchs ihre Ungeduld. Aus allen Theilen des Landes kamen die Klagen über die Rohheit und Gewaltthätigkeit der neuen Beamten; überall erwachte der Parteihader wieder mit frischer Bitterkeit. Die Regierung that nichts für die großen Bedürfnisse der Nation, desto häufiger hörte man von ihrer Willkür und Ungesetzlichkeit. So machte sich das Bedürfniß einer festen Opposition mit jedem Tage fühlbarer. Zuerst im Rathe der Alten bildete sich eine engere Vereinigung gleichgesinnter Männer aus dem neuen Drittel, der berühmte Nationalökonom Dupont de Nemours, ein Greis von umfassenden Kenntnissen, jugendlicher Lebhaftigkeit, unverwüstlicher Frische, General Mathieu Dumas, 1792 in der gesetzgebenden Versammlung einer der schlagfertigsten Gegner der Republikaner, der treffliche Portalis, halb blind aber durch Stärke des Geistes und des Charakters jeder Anstrengung und jedem Opfer gewachsen. Einige Genossen aus dem Rathe der Fünfhundert traten hinzu; wöchentlich zweimal kamen sie zu regelmäßigen Berathungen zusammen, anfangs im Ganzen nur zwölf an der Zahl, aber sämmtlich bedeutende und zur parlamentarischen Führung geeignete Männer. Sie Alle zogen die monarchische der republikanischen Verfassung vor, aber Keiner war unter ihnen, welcher damals an den Umsturz der bestehenden Staatsform oder auch nur der vorhandenen Regenten gedacht hätte. Nur auf das Eine ging ihr Entschluß, von nun an mit voller Entschiedenheit jeder Maßregel in den Weg zu treten, die nach ihrer Ansicht den Interessen des Landes schädlich wäre. Auf das Weiteste wiesen sie jedes Mittel ungesetzlicher Gewalt hinweg: es schien ihnen doppelt verwerflich auf dem Boden der vorhandenen Verfassung, nach welcher im folgenden Jahre ein zweites Drittel der Conventsdeputirten ausscheiden, die neuen Wahlen ganz sicher ein zweites Drittel gemäßigter Männer in die Räthe senden, und damit ihnen die sichere Mehrheit in dem höchsten Organe des souveränen Volkes, in dem gesetzgebenden Körper geben würden. Bis dahin galt es, in dem parlamentarischen Kampfe auszuhalten, und ohne Hast das Mögliche zu thun, um ferneres Uebel zu verhüten [1]).

[1]) Mathieu Dumas, mémoires III, 72 ff.

Sie hatten bald genug Gelegenheit, ihre Fahne dem Lande zu zeigen.

Wir wissen, wie unendlich weit verzweigt und wie verhängnißvoll für Hunderttausende die Gesetzgebung über die Emigranten war. An den verschiedensten Punkten machte sie sich geltend, es war gewiß, daß ohne eine Umgestaltung derselben im Sinne allgemeiner Gerechtigkeit der öffentliche Zustand nicht zur Ruhe kommen konnte. Anderer Meinung aber war die herrschende Partei. Sie sah eine Frage ihrer persönlichen Existenz in der fortgesetzten Fernhaltung und Unterdrückung der Emigranten; sie hielt die Befestigung der großen Confiscationen für die Grundlage, und die fernere Ausdehnung derselben für die beste Hülfsquelle des Staatshaushalts. Das Gesetz vom 3. Brumaire, welches die Verwandten der Ausgewanderten von jeder politischen Thätigkeit ausschloß, galt, unbestritten bis hieher, für das Palladium republikanischer Wohlfahrt und Freiheit. Wenn einem Abgeordneten nachgewiesen wurde, daß er unter die Bestimmungen dieses Gesetzes falle, so schien es den Machthabern selbstverständlich, daß sein Mandat bis zum Abschlusse des europäischen Friedens ruhen müsse. So war die Ueberraschung und das Befremden groß, als Anfang Januar 1796 bei einem solchen Falle die Gemäßigten lebhaften Widerspruch erhoben. Sie entwickelten, daß die Wahl im September stattgefunden habe, auf Grund der damals verkündeten Verfassung, vollkommen unanfechtbar nach den damals herrschenden Gesetzen: so habe der Abgeordnete durch den Willen des souveränen Volkes seinen Auftrag rechtskräftig empfangen, und nimmermehr könne ein späterer Beschluß des erlöschenden Conventes einen solchen Act des verfassungsmäßigen Nationalwillens in Frage stellen. Die Erörterung machte lebhaftes Aufsehen. Es war das erste Mal, daß die Sieger des Vendemiaire die Berechtigung ihres Triumphs in Frage gestellt sahen. Die Redner der Mehrheit sprachen ihr zorniges Erstaunen aus, daß man ein so heilsames Gesetz wie jenes des 3. Brumaire überhaupt anzuzweifeln wage; sie stimmten festgeschlossen ihre Gegner nieder, und wiesen nach einander zehn ihrer Collegen aus der parlamentarischen Thätigkeit aus. Ihre Zeitungen aber grollten heftig: es scheine, daß im gesetzgebenden Körper selbst der im Vendemiaire besiegte Royalismus das Haupt erhebe.

Unmittelbar darauf kam auch die Confiscation der Emigrantengüter zur Sprache. Wie erwähnt, hatte man im December 1794 das Vermögen der Eltern von Emigranten in Beschlag gelegt, um die einst dem ausgewanderten Sohne anfallende Erbportion der Republik zu sichern. Später

am 28. April 1795 hatte ein weiteres Gesetz die sofortige Aussonderung und Einziehung dieser Erbportionen verfügt; bald nachher aber war auf Betreiben der gemäßigten Partei die Ausführung desselben bis auf Weiteres verschoben worden. Seitdem war es ein Lieblingswunsch der Jacobiner geblieben, sich endlich in den Besitz der lockenden Beute zu setzen, und am 9. Januar 1796 brachte Pons von Verdun einen Commissionsbericht an die Fünfhundert, welcher die Confiscirung jener Erbportionen beantragte. Die Verhandlung wurde auf der Stelle äußerst bewegt, und in voller Einmüthigkeit wirkten die Führer der conventionellen Rechten mit den Männern des neuen Drittels zusammen, um das System in seinen Grundlagen zu bekämpfen. Wie könne man, fragte Boissy d'Anglas, unschuldige Eltern für das Vergehen eines erwachsenen Sohnes bestrafen? eine solche Tyrannei sei bei Persern und Chinesen vorgekommen; ob man kein besseres Muster als dieses für die Freiheit der Revolution kenne? Aus den Reihen des neuen Drittels erhob sich der allezeit redefertige, jedem Eindruck hingegebene Dumolard: er begehrte Achtung vor dem Eigenthume der Eltern, und gelangte in seiner lebhaften Erörterung bis zu dem Ausspruche, daß leider die Revolution bisher die Achtung des Eigenthums nicht gekannt, sondern fortdauernd die Räubereien der Einzelnen durch die Macht des Staates sanctionirt habe. Bei diesen Worten brach die Mehrheit in heftigem Toben los: also die Revolution überhaupt solle in Mißachtung gebracht werden; ein scharfer Ordnungsruf erging gegen den unbedachtsamen Redner, und der Antrag wurde mit starker Mehrheit am 13. genehmigt. Desto unerbittlicher zermalmte ihn Portalis als Berichterstatter im Rathe der Alten, auf das Wirksamste von dem unerschrockenen Märtyrer der Schreckenszeit, Lanjuinais, unterstützt. Ihren geschlossenen Beweisen, daß der Emigrant als bürgerlich Todter gar nicht erbfähig sei, und mithin ein lebender Eigenthümer wegen der rechtlich nicht vorhandenen Erbanwartschaft eines Todten beraubt werden solle, hatte die Regierungspartei keine andere Waffe, als die Berufung auf die revolutionäre Allmacht der Nation entgegenzusetzen. Wie, fragte Poultier (Redacteur einer eifrig jacobinischen, vom Directorium bezahlten[1]) Zeitung), die Republik sollte kein stärkeres Anrecht gegen die Eltern haben, als der Emigrant, dessen Rechtsnachfolgerin sie ist? sie müßte ebenso geduldig wie dieser selbst den Tod des Vaters erwarten, um die Portion des Sohnes zu ergreifen? ist es denn möglich, die souveräne

[1]) Procès-verbal du D. E. 26. niv. IV. Pariser Reichsarchiv.

gesetzgebende Nation mit einem Einzelnen zu vergleichen, der nicht mehr Recht besitzt als das Gesetz der Nation ihm zuweist? Die Erörterung war doppelt empörend in dem Munde einer Partei, welche der ganzen Rüstung der revolutionären Gesetze bedurfte, um ihr politisches Dasein gegen den allbekannten Willen der Nation zu behaupten. Der Rath der Alten trat seinem Berichterstatter bei, und wies mit 101 Stimmen gegen 86 den Beschluß der Fünfhundert zurück.

Es war die erste parlamentarische Niederlage, welche das Directorium in einer revolutionären Principienfrage erlitt. Der Aerger war um so größer, je erwünschter die neue Einziehung bei der immer trostloseren Finanznoth gewesen wäre. Für Rewbell und Barras war von diesem Tage an das Dasein eines großen royalistischen Complottes inmitten der Volksvertretung außer Zweifel; daß im gesetzgebenden Körper bei einer die Auswanderer betreffenden Frage von Recht und Gerechtigkeit anstatt von Verfolgung und Vernichtung geredet worden, erschien ihnen als ein empörender Hochverrath an der Revolution überhaupt. Diese Stimmung trat in der grellsten Weise hervor, als wenige Wochen später die Frage zur Verhandlung kam, welche Behörde die Befugniß haben sollte, die Streichung aus den Emigrantenlisten für einen unschuldig Angeklagten zu verfügen. Wir wissen, mit welcher Willkür diese Listen angefertigt wurden, wie jede Verwaltungsbehörde die verhängnißvolle Eintragung bewirken, wie allein ein Ausschuß des Conventes die Herstellung eines Unschuldigen verfügen konnte. Jetzt existirte der Convent und sein Ausschuß nicht mehr; seit Monaten also war eine Streichung unter keinen Umständen mehr zu erlangen, und das Bedürfniß einer neuen Vorkehrung ganz unabweisbar. Die liberale Opposition nahm auch bei dieser Frage ihre Stellung; sie forderte, daß hier, wo die Eintragung in die Liste die Behauptung eines mit Acht und Tod bedrohten Verbrechens bedeute, die Gerichte die Entscheidung über die Wahrheit der Anklage haben müßten. Aber mit leidenschaftlicher Energie warfen sich ihr die Redner der Directorialpartei in den Weg. Sie beantragten, daß wie bisher für ganz Frankreich nur eine einzige Behörde mit der Streichung beauftragt werde, daß diese Behörde nicht eine gerichtliche, sondern eine administrative sein, daß sie von dem Directorium ernannt und in ihrer Thätigkeit geleitet werden müsse. Unumwunden erklärten sie, daß die Republik nicht leben könne, wenn man die Emigranten auf den Rechtsweg verweise. „Seht auf die Folgen Euerer Bestrebungen, rief Chazal der Opposition zu. In dem Augenblicke, in

dem ihr das bisherige System ändert, erlaubt ihr allen Emigranten die Rückkehr. Wenn ihr die Entscheidung an die Gerichte weist, so wird jeder Ausgewanderte eine Anklagejury, eine Urtheilsjury, ein regelrechtes Proceßverfahren begehren; er, der nicht mehr zum Staate, sondern zu dessen Feinden gehört, wird alle Rechtswohlthaten fordern, welche die Verfassung für die Staatsbürger angeordnet hat. Während er bisher seine Unschuld nachzuweisen hatte, wird er fortan ruhig erwarten, daß man ihm den Beweis seines Vergehens liefere. Und wo, meine Collegen, werden sich dann euere Beweise, euere Zeugen finden? wo wird ein Emigrant angeklagt, wo wird er nicht freigesprochen werden?" Ganz derselben Meinung war Audouin. „Ihr wollt, sagte er, das Tribunal jedes Departements entscheiden lassen. Das heißt, ihr wollt in unserem unglücklichen Lande 83 Mittelpunkte für freiheitsfeindliche Umtriebe erschaffen, und damit den ganzen Gewinn unserer glorreichen Revolution auf das Spiel setzen."

Deutlicher konnte man es nicht aussprechen, daß das bisherige Regiment mit Recht und Gerechtigkeit unverträglich war. Das Lob seiner Vertheidiger war tödtlicher für seinen Ruhm als alle Angriffe seiner Gegner. Die Majorität eilte zur Abstimmung, und übertrug darin das Urtheil über die Streichung dem Directorium. „Empfangt meinen Dank, rief darauf Villetard: ihr habt die quälende Sorge aller Republikaner beseitigt, ihr habt den patriotischen Käufern der Emigrantengüter die Ruhe wiedergegeben." Als im Rathe der Alten wieder Portalis an die Spitze des Widerstandes trat, als wieder seine Erörterung mit unerschütterlicher Beweiskraft die Verderblichkeit der bisherigen Tyrannei nachwies, als wieder jede Beschönigung oder Widerlegung sich unmöglich zeigte: da griff die Directorialpartei auf's Neue zu ihrem einzigen Mittel, durch Wüthen und Toben den Muth ihrer Gegner zu brechen. Man macht der Revolution den Proceß, schrie Cornillau. Man will den Süden des Reiches den Emigranten öffnen, donnerte Legendre. Alle Gerichte, klagte Poultier, hat man zuerst mit Royalisten erfüllt, um ihnen dann die Entscheidung über die Emigranten zu übertragen. Die Gemäßigten sahen, an welchen glühenden Stoff sie ihre Hand gelegt: vor der wilden Heftigkeit ihrer Gegner scheuten sie zurück, und das Gesetz wurde im Sturm genehmigt [1]). Leben und Eigenthum jedes Franzosen war damit auf's Neue der Willkür der Regierung Preis gegeben. Es bedurfte nur der Einsetzung einer eifrig jacobinischen Orts=

[1]) Rath der Alten 11. Februar.

behörde, um jeden mißliebigen Bürger durch Eintragung in die Emigranten=liste auf so lange Zeit in Verbannung und Armuth zu werfen, als die Regierung zur Erledigung seiner Beschwerde verwenden wollte.

Es war ein Erfolg nach dem Herzen des Directoriums. Immer aber hatte man gesehen, wie gering die Zuverlässigkeit der parlamentarischen Abstimmungen, wenigstens im Rathe der Alten, war. Man beschloß also, zunächst mit der eben behandelten Frage, mit den Emigranten, gründlich aufzuräumen, und ihnen, falls etwa eine unerwartete Wendung ihre Rückkehr begünstigen sollte, dieselbe wenigstens so schwierig und so unfruchtbar wie möglich zu machen. Mit andern Worten, man beschloß, die Masse der noch vorhandenen Nationalgüter, deren Verkauf bisher wegen des Sinkens der Assignaten unterbrochen worden war, auf's Neue zur Versteigerung zu bringen, und damit in jedem neuen Erwerber einen neuen Gegner der früheren Besitzer, einen natürlichen Feind der Emigranten zu erschaffen. Man konnte dabei hoffen, wenn die Sache richtig und erfolgreich ange=griffen wurde, daß ein solcher Domänenverkauf leisten würde, was die Zwangsanleihe versagt hatte, die Füllung des Schatzes mit realen und verfügbaren Werthen, die Linderung der Finanznoth, die von Tag zu Tage die Regierung in immer rathlosere Verlegenheit setzte.

Drittes Capitel.

Neues Papiergeld.

Am 29. Januar 1796 berichtete Ramel für die Finanzcommission dem Rathe der Fünfhundert über die Assignaten. Das Gesetz vom 23. December hatte verfügt, es solle, sobald die umlaufende Masse auf 40 Milliarden gestiegen sei, die Fabrikation beendigt, die Druckerplatte zerbrochen werden. Dieser glückliche Augenblick, rief damals Ramel, naht heran: wir schlagen euch vor, mit dem 21. Februar die Ausgabe der Assignaten zu schließen. Die Dringlichkeit des Antrags wurde anerkannt und derselbe mit Einstimmigkeit zum Beschlusse erhoben.

Am folgenden Tage erhielt der bisherige Finanzminister Faypoult von dem Directorium die Entlassung aus seinem bisherigen Amte, um als französischer Gesandter nach Genua zu gehen. Das Finanzministerium übernahm am 2. Februar Ramel, der rüstige Berichterstatter der Fünfhundert, der schon bei dem Zwangsanlehn seine Bereitwilligkeit zu neuen revolutionären Maßregeln so glänzend bethätigt hatte, und bald genug seinen Namen zu noch viel größeren Thaten hergeben sollte.

Er begann seine Verwaltung, wie gewöhnlich in solchen Fällen, mit bedeutenden Plänen und leichtblütigen Hoffnungen. Vor Allem schmeichelte er sich, daß die Vernichtung der Assignatenpresse endlich eine fühlbare Besserung des Courses herbeiführen werde, nachdem das Volk eine so handgreifliche Bürgschaft gegen jede weitere Vermehrung des Papiergeldes erhalten hätte [1]. Die Regierung besaß noch etwas über eine Milliarde Assignaten, die nach dem damaligen Course, 1/3 Procent, einen Silberwerth von nahe

---

[1] Ramel des finances en l'an IX. S. 23.

40 Millionen darstellten, aber mit einem Male zu herrlichem Reichthume anwachsen konnten, wenn die Vernichtung der Presse in der That den gewünschten Einfluß auf die Hebung des Courses hatte. Sodann war auf eine Anregung der Finanzcommission der Fünfhundert das Directorium so eben zu einer bedeutenden Maßregel wirklicher Ersparniß vorgeschritten, deren Durchführung den Schatz von einer äußerst drückenden Last befreien sollte. Wir wissen, welche Summen seit dem Anfange der Revolution der Staat auf die Ernährung von Paris hatte verwenden müssen: nach vielfachem Wechsel in den Formen und Mitteln für die Befriedigung dieses Bedürfnisses hatte sich in den letzten Jahren das Verfahren festgestellt, regelmäßige Vertheilung von Brod und Fleisch zu Spottpreisen in solchem Umfange vorzunehmen, daß die monatlichen Kosten sich auf 6⅓ Millionen Franken Silber, mithin damals auf 1900 Millionen Papier stellten. Am 1. Februar beschloß das Directorium, da der Handel sich wieder erholt habe, die Zufuhr in befriedigender Weise Statt finde, und der Schatz völlig mittellos sei, das Aufhören dieser Staatslieferungen, mit dem Vorbehalt, für die nur in Assignaten bezahlten Beamten und Staatsgläubiger weitere Sorge zu tragen [1]). Bei der damaligen Verarmung des Staates schien der Wegfall einer Jahresausgabe von 76 Millionen eine große Sache. Endlich bot sich dem neuen Minister noch eine ganz neue Aussicht von weitem und bleibendem Belange. Eine Anzahl von Pariser Industriellen und Finanzmännern war unter dem Vorsitz des Abgeordneten Laffond-Ladebat zusammengetreten, um die Gründung einer Nationalbank auf Actien zu berathen, und war zur Verwirklichung des Planes bereit, wenn die Regierung ihnen die Befugniß zur Ausgabe von Banknoten ertheilte. Ramel ging auf den Plan mit Eifer ein. Hier zeigte sich ein Mittel, den zerrütteten Credit des Staates durch Anlehnung an eine geachtete Privatgesellschaft zu kräftigen, und durch deren Vermittelung die immer noch vorhandenen aber völlig stockenden Hülfsquellen der Regierung flüssig zu machen. Ramel erklärte sich bereit, die Ausgabe von Banknoten bei dem gesetzgebenden Körper zu befürworten, und der Gesellschaft mehrere Zweige der Staatseinnahmen und einen großen Theil der Nationalgüter, etwa 880 Millionen zu überweisen, wenn sie dafür dem Schatze monatlich einen Zuschuß von 26 Millionen leisten wollte [2]). Dies war allerdings

---

[1]) Protokoll des D. E. 12 pluv. IV.

[2]) Vgl. Yvernois a. a. O. 67.

eine starke Forderung; Laffond-Ladebat aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, und bot seinen ganzen, bei der gemäßigten Partei bedeutenden Einfluß in dem gesetzgebenden Körper auf, um die Bestätigung der Bank zu erlangen.

Es ergab sich also, wenn diese Möglichkeiten sich verwirklichten, dem neuen Finanzminister ein monatlicher Zuwachs der Einnahmen von 26, die Ersparniß einer monatlichen Ausgabe von 6 Millionen, und schließlich eine allgemeine Steigerung des Werthes der noch vorhandenen Assignaten. Es war, wenn das Alles gelang, nach dem Maßstab der damaligen Verhältnisse eine ungeheure Verbesserung der Lage.

Aber nur zu bald sollte auch Ramel erfahren, wie übel ein geordneter Staatshaushalt und jacobinische Politik zu einander passen. Binnen wenigen Wochen löſten sich alle diese tröstlichen Hoffnungen und Entwürfe in Nichts auf.

Zuerst zeigte sich die Genehmigung der Bank im gesetzgebenden Körper nicht erreichbar. Nachdem das Directorium zu einem günstigen Beschlusse gekommen war, gelangte die Sache bei den Fünfhundert am 20. Februar zu einer Berathung in geheimer Sitzung. Wie es scheint, hielten sich hier die Freunde und Gegner des Entwurfs einigermaßen das Gleichgewicht, ohne daß ein deutliches Ergebniß hervortrat: da jedoch der Widerspruch dieses Mal gerade von den sonst regierungsfreundlichen Abgeordneten kam, so beschloß das Directorium, sich auf einem Umwege wenigstens eine vorläufige Zustimmung des Rathes zu erobern. Am 22. erschien eine Botschaft des Directoriums an die Fünfhundert: da das Gebäude, in dem bisher der Generalstab der Armee des Innern einquartiert war, für die neue Bank bestimmt ist, soll jener in ein anderes Haus verlegt werden und wird für diesen Umzug die Genehmigung des gesetzgebenden Körpers beantragt[1]). Der Abgeordnete Camus formulirte sofort diesen Wunsch der Regierung als Gesetzentwurf dahin: in Erwägung, daß die Gründung einer Bank dem öffentlichen Interesse förderlich ist, wird die nachgesuchte Genehmigung ertheilt. Hier aber brach der Unwille der Majorität durch die sonst gewohnte Folgsamkeit gegen die Regierung hindurch. Bentabolle und

[1]) Am 7. Februar hatte der gesetzgebende Körper verfügt, daß der Umzug einer Behörde nur auf Grund eines Gesetzes erfolgen könne, nachdem mehrere Abgeordnete geklagt hatten, daß solche Umzüge in der letzten Zeit äußerst zahlreich gewesen und bei jedem eine Menge der kostbarsten Möbel und Pretiosen aus der Einrichtung des betreffenden Hotels verschwunden seien.

Villetard erhoben sich um die Wette gegen den Erwägungsgrund. „Man will,“ riefen sie, „unsere Zustimmung zu einer Bank erschleichen. Die Gründung einer Privatbank bedarf unserer Erlaubniß nicht; eine Regierungsbank aber wird dieselbe nimmermehr erlangen. Wir wollen kein neues Papiergeld, welches dem Gelde der Nation eine gefährliche Concurrenz machen könnte: das einzige was wir bedürfen, sind Gesetze, wirksam genug, um den Cours der Assignaten zu heben.“ Die Verhandlung wurde höchst bewegt: sachliche Gründe und verdeckte Angriffe flogen hin und her; der Entschluß der Mehrheit war lange zweifelhaft, und bei einer ersten Abstimmung siegte der diesesmal vereinigte Einfluß der Regierung und der gemäßigten Partei. Aber die jacobinischen Gegner gaben den Streit nicht auf. Wenn das Directorium die revolutionäre Finanzpolitik verließ, so zerrissen sie die Freundschaft mit dem Directorium. Unerträglich war ihnen der Gedanke, den Staatshaushalt auf ein Institut zu stützen, dessen ganzes Dasein auf den Grundsätzen des Eigenthums und der Ordnung beruhen, und damit die revolutionäre Dictatur aus den Finanzen verbannen mußte. Wir wollen uns nicht unter die Vormundschaft einer Bank begeben, sagten sie. Wir werden niemals einem Entwurfe zustimmen, der keinen andern Zweck hat, als dem gesetzgebenden Körper einen Zaum anzulegen. Sie erklärten die stattgehabte Abstimmung für zweifelhaft; sie setzten eine nochmalige Fragestellung durch, und dieses Mal wurde der Erwägungsgrund mit geringer Mehrheit verworfen.

In diesen Männern waren die Anschauungen von 1793 unverwüstlich. Nothgedrungen hatten sie seit dem 9. Thermidor einige der schlimmsten Erfindungen der Schreckenszeit fallen lassen, nothgedrungen mit der neuen Verfassung den Schein einer gewissen Gesetzlichkeit auf sich genommen. Aber bei jedem Anlasse zerriß der gewaltthätige Sinn, der das Wesen des demokratischen Radicalismus ist, die aufgenöthigten Hüllen. War es schon einmal gelungen, den französischen Bürgern Geld und Gut gegen werthlose Assignaten aus der Hand zu nehmen, warum sollte es nicht heute und morgen wieder gelingen? War doch auch heute noch die Nation souverän, und jeder Widerspruch gegen den Willen ihrer Vertreter ein Majestätsverbrechen so gut wie 1793. Wenn man nach Villetard's Worten mit einem kräftigen Gesetze den Cours der Assignaten auf 50 oder 100 Procent gesetzlich feststellte, so war ein Rebell, wer das Assignat nicht zum vollen Nennwerth annahm, und mit Rebellen wußte die Republik seit 1793 vernichtend fertig zu werden. „Die Regierung erklärt uns, sagte am

23. Februar Dubois Crancé, daß sie für die kommende Campagne[1]) 1500 Millionen Silberwerth bedarf; diese Summe ist ungeheuer; aus der Unmöglichkeit, sie in baarem Gelde aufzutreiben, erhellt die Nothwendigkeit, sie in Assignaten zusammenzubringen. Es ist eine Thorheit, zu glauben, daß wir unsere Ausgaben in Silber bestreiten können: die Franzosen müssen wissen, daß es für sie nur Eine Wahl gibt, die Assignaten oder den Tod."

Bei den sonstigen Gesinnungen des Directoriums war es im Grunde eine Folgewidrigkeit, wenn es seinen hitzigen Genossen nicht ohne Weiteres zustimmte. Aber die in Aussicht stehenden 26 Millionen monatlicher Zuschüsse lockten unwiderstehlich, und so wurde noch ein Versuch gemacht, welcher so bezeichnend für die Art und Weise dieser Machthaber ist, daß er wenigstens eine kurze Erwähnung verdient. Als am folgenden Tage der Sekretär das Protokoll der letzten Sitzung vortrug, las er ganz gelassen als Beschluß des Hauses: in Erwägung, daß eine Bank nützlich ist, wird der beantragte Umzug genehmigt. Aber sofort wurde doch die Einschmuggelung bemerkt und heftig gerügt. Für den Augenblick beschwichtigte Camus den Argwohn der Mehrheit durch die Erklärung des Bedauerns, daß ein bei der doppelten Abstimmung entschuldbarer Irrthum vorgefallen sei. Dann aber kam nach einigen Stunden eine Botschaft vom Rathe der Alten, daß dieser den ihm gestern zugesandten Gesetzentwurf genehmigt habe, und zwar, wie die Verlesung zeigte, den Gesetzentwurf mit dem Erwägungsgrund. Jetzt erhob sich ein Sturm des lautesten Unwillens, und ohne Aufhalten wurde eine Botschaft an den Rath der Alten verfügt, daß der Erwägungsgrund durch die Fünfhundert nicht beschlossen, sondern verworfen worden sei. Die Aufregung bei dem Rathe der Alten war nicht gering, als den 24. Februar diese Botschaft anlangte. Noch einmal vertheidigte hier Laffond-Ladebat die Vorzüge seines Bankplanes, der sich freilich ohne Mithülfe der Regierung gar nicht verwirklichen lasse, unter deren Schutze aber die beste Wirkung für den Staatscredit haben würde. Der Rath stimmte seinen Ausführungen zu, und blieb, unter Ablehnung der letzten Botschaft, bei seinem früheren Beschlusse stehn; eine praktische Wirkung aber konnte dies Verfahren gegen über der Wahrheit der Thatsache natürlich in keiner Weise haben. Das Bankproject war begraben.

---

[1]) Meint er Jahresbudget oder Feldzug?

Mit verdoppeltem Eifer schritten unterdessen die Fünfhundert an das Werk, den Cours der Assignaten zu heben.

Die feierliche Verbrennung der Presse und der Platten hatte am 21. Februar auf dem Vendomeplatz unter großem Jubel des zahlreich herbeigeströmten Volkes stattgefunden. Man versprach sich Großes von dem Eindruck dieser Festlichkeit und begann am 23. gehobenen Muthes die wichtige Verhandlung, welche der bisherigen Entwerthung des republikanischen Papiergeldes ein Ende machen sollte. Ein Mitglied beantragte geheime Sitzung. Aber Dubois-Crancé rief: jede geheime Sitzung treibt den Preis des Goldes in die Höhe; unsere Verhältnisse haben das Licht nicht zu scheuen, die Oeffentlichkeit kann den Credit der Republik nur steigern. Keine weitere Einwendung folgte, und Camus bestieg als Berichterstatter die Rednerbühne.

Seine Erklärung über die Masse der vorhandenen Assignaten war freilich nicht eben geeignet, die von Dubois-Crancé gehoffte Wirkung hervorzubringen. Er berichtete, daß etwas über 45 Milliarden ausgegeben worden, und davon vor drei Tagen 39 in Umlauf gewesen seien. Der Finanzminister hoffe, daß 10 durch das Zwangsanlehen hereingebracht worden — (wir wissen, wie unsicher es mit dieser Angabe stand) — noch Einiges werde folgen: so habe man auf einen Bestand von 20 bis 25 Milliarden zu rechnen.

Dies war bei Weitem mehr, als irgend Jemand vermuthet hatte. Die letzte officielle Aeußerung am 29. Januar hatte gelautet, daß man sich der Grenze von 40 Milliarden nähere; jetzt erfuhr man, daß dieselbe ohne irgend eine der gesetzlichen Formalitäten um 5000 Millionen überschritten worden war.

Camus erörterte weiter, welch eine Menge von Nationalgütern man besitze, als sichere Hypothek für die Assignaten, einzig an Forsten 2800 Millionen, die mithin für sich allein zur Deckung hinreichten, wenn es gelänge, den Cours der Assignaten (jetzt ⅓ Procent) auf 10 Procent zu steigern. Wie man sieht, betrachtete er bereits einen Bankerott von nur 90 Procent als einen besonders glücklichen und schwierigen Erfolg. Um ihn zu erreichen, galt es der ungeheuren Papiermasse möglichsten Abfluß zu verschaffen; Camus gab also anheim, den Verkauf der Nationalgüter wieder aufzunehmen, die Zinsen der Staatsschulden nur in Assignaten zu zahlen, den Schuldnern aus Privatverträgen wieder die Tilgung ihrer Darlehne in Assignaten zu verstatten, mit andern Worten, die Plünderung der Gläubiger durch das Gesetz und durch das Beispiel des Staates

zu legalisiren und die Nationalgüter für lächerliche Scheinwerthe hinauszuwerfen.

Die erste Folge dieses Berichtes war, daß der Cours der Assignaten in den nächsten Tagen auf 1/4 Procent herunterging[1]). Um so eifriger folgten sich bei den Fünfhundert die Klagen, Gegenklagen und untrüglichen Vorschläge. Die gemäßigte Partei erklärte, es gebe kein anderes Heilmittel für den Credit als Ordnung, Rechtlichkeit und Sparsamkeit in der Staatsverwaltung, und von allen Seiten her gewann sie Zustimmung, als ihre Redner aufs Neue die unermeßliche Vergeudung des Staatsvermögens, den riesenhaften Umfang der Betrügereien und Unterschleife, den gänzlichen Mangel an Aufsicht und Verantwortlichkeit schilderten. Aber die Linke blieb trotz alledem auf ihrem Wege. Sie forderte unerbittliche Durchführung des Zwangsanlehns, zwangsweise Einziehung des Papiergeldes, allgemeine Wiedereröffnung des Domänenverkaufs. Wenn es einst den Spartanern gelungen, meinte Dubois-Crancé, ihr eisernes Geld Jahrhunderte lang im Verkehre zu behaupten, warum sollte es der französischen Republik unmöglich sein, ihre nationale Papiermünze aufrecht zu erhalten?

So viel war jetzt schon gewiß, daß, was Ramel gemeint, ein natürliches Steigen der Assignaten durch Besserung ihres Credits außerhalb aller Möglichkeit lag. Um so deutlicher trat der Wunsch der Mehrheit hervor, durch jedes Mittel einen möglichst großen Betrag derselben aus dem Umlauf zu entfernen, und dann mit neuen Papieremissionen den alten Kreislauf von vorne zu beginnen. Man fühlte auf allen Seiten, daß man auf der Schwelle eines tief einschneidenden Entschlusses stand, und wies noch einmal die ganze Angelegenheit in die Commissionsberathung zurück. Zu gut kannte man die tiefe Abneigung der Nation gegen die revolutionäre Finanzpolitik: Alles kam darauf an, ob man sich stark genug fühlte, trotz des Unwillens, trotz des Elendes der Bevölkerung ihr die Annahme neuen Papiergeldes aufzuzwingen.

Nun kam in den letzten Tagen des Februar Mehreres zusammen, um sowohl den Muth der herrschenden Partei als die Bedürfnisse der Regierung zu steigern. Die Freude über die Ersparniß der Pariser Brodvertheilungen hatte kurzen Bestand gehabt. Von zwei gleich empfindlichen Seiten her fand sich die Regierung deshalb angegriffen. Einmal erhoben sich die verzweifelten Klagen der Staatsgläubiger und Staatsbeamten. Jene erhielten

---

[1]) Erklärung Augers, Rath der Fünfhundert, 24. Februar.

ihre Renten, diese ihre Gehälter in Assignaten zum Nennwerthe; ein Bürger, der ein Vermögen von 100,000 Franken in Renten angelegt hatte, der vielleicht durch die Gesetze der Schreckenszeit zu dieser Anlage bei Todesstrafe gezwungen worden war, empfing an Zinsen 5000 Franken Papier, also nach damaligen Course 12½ Franken Silber: wenig besser stand es mit den Gehältern einer großen Zahl von Beamten, so daß bald nachher über einen Pariser Tribunalsrath bekannt wurde, er habe Wochen lang von Abfällen aller Art gelebt und sei endlich Hungers gestorben. Für diese zahlreiche und wichtige Classe war also das Aufhören der Brodvertheilung ein vernichtendes Unglück; in dichten Schaaren bestürmten sie die Directoren, Minister und Volksvertreter mit ihrem Jammer und erfüllten mit ihren nur zu gerechten Klagen ganz Paris. Der gesetzgebende Körper verfügte den 14. Februar zu ihrer Erleichterung, daß den kleinen Leuten unter den Rentnern, die weniger als 1000 Franken Rente zu fordern hätten, die Zinsen zum sechs- bis zehnfachen Betrage des Nennwerthes bezahlt werden sollten; ganz richtig aber wurde die Maßregel sogleich als eine völlig eitle bezeichnet, da man für eine Forderung von 100 Franken jetzt 1000, d. h. in Wahrheit 2½ Franken gab, ein Almosen, das dem Empfänger als Verhöhnung seines Rechtes und seiner Armuth erscheinen mußte. Zu den Seufzern der Rentner gesellte sich aber noch ein anderer, tiefer dröhnender Groll. Die demokratischen Clubs waren entrüstet, daß dieser letzte Rest der herrlichen Tage von 1793 verschwinden sollte, die letzte Erinnerung an die ächte Freiheit, wo das wirkliche Volk seine Ernährung auf Kosten des Staates und der Besitzenden mit todesdrohendem Gebote hatte befehlen können. Auch in diesen Kreisen gab es Hunger und Entbehrung genug; mit grimmiger Befriedigung hörten sie im Club des Pantheon die schnöde Selbstsucht der Eigenthümer brandmarken, die feines Brod ihren Hunden hinwärfen und in vergoldeten Kutschen übermüthig dahin rasselten, während die Helden des Bastillesturmes mit Weib und Kind verschmachteten, und die Männer der Septembermorde jetzt sogar peinlicher Verfolgung unterlägen [1]). Diese wilden Klänge schlugen so vernehmlich an das Ohr der Regierung, daß das Directorium sich beeilte, am 16. Februar die Wiederaufnahme der Brod- und Fleischvertheilung an sämmtliche Einwohner von Paris, mit einziger Ausnahme der Höchstbe-

[1]) Ein Proceß gegen Fournier und Genossen war im Departement Seine-Oise anhängig. Vgl. Mortimer Ternaux hist. de la terreur Vol. III. p. 611 ss.

steuerten und Höchstbesoldeten, zu verfügen. Es war eine erhebliche Belastung des Staatsschatzes, ein weiterer Antrieb zu neuen Papieremissionen. Für den Augenblick beruhigte es die Gährung der Volksmassen, und schwächte damit die Kraft der radicalen Häupter. Als Babeuf in seiner Zeitung, und dessen Genosse Darthé im Club fortfuhren, die Regierung mit schmähendem Hasse zu begeifern, als jener den Septembermördern eine begeisterte Lobschrift widmete [1]) und darin beklagte, daß bisher ein erweiterter 2. September noch nicht die ganze Masse der Aushungerer und Volksmörder vertilgt habe, da kam endlich das Directorium zu einem kräftigeren Entschlusse. Von allen Seiten wurde ihm seine unbegreifliche Nachsicht gegen diese Feinde aller Bildung und alles Rechtes vorgeworfen; wie es heißt, erklärte zuerst Carnot die Unmöglichkeit längeren Zuwartens, während Barras und Rewbell gegen einen offenen Bruch mit den verirrten Parteigenossen sich sträubten. Unter diesen Umständen entschied das ruhig entschlossene Eintreten des jungen Befehlshabers der Armee des Innern, des Generals Bonaparte. Seit dem Vendemiaire hatte er dieses Amt mit stets gleicher Sicherheit verwaltet, gebieterisch und rauh in seinen Formen, ruhig und gemäßigt in der Sache, ohne große Rücksicht auf die besondern Weisungen der Directoren, aber seiner Aufgabe, der Erhaltung des Gehorsams und der Sicherheit zu Paris, in jedem Augenblick gewachsen. Er hatte sich so eben, mit großen Entwürfen erfüllt, über seine Sendung zum italienischen Heere mit dem Directorium verständigt; er wollte seine bevorstehende kriegerische Laufbahn nicht in Gefahr sehen, durch einen Aufstand der wüstesten Demokratie besudelt zu werden, und warf sein gewichtiges Wort zu Carnot's Gunsten in die Wagschaale. So verfügte das Directorium am 27. Februar einstimmig die Schließung einer ganzen Reihe politischer Gesellschaften, neben dem Club des Pantheon, auf den allein es ernstlich ankam, noch mehrerer sehr ungefährlicher Vereine der guten Gesellschaft, auf Grund einer bei Babeuf geradezu abenteuerlichen Erwägung, wegen des Verdachtes royalistischer Umtriebe. Denn so weit ging die Entschlossenheit des Directoriums nicht, mit der Sache zugleich den Namen auszusprechen, und den thatsächlichen Bruch mit der rothen Demokratie auch offen zu bekennen. Bonaparte überließ ihnen die Wahl der Worte und handelte noch an demselben Abend. Mit ausreichender Waffenmacht im Rückhalt vollzog er persönlich die Schließung ohne jeden Widerstand. Am 28. Februar beantragte das

---

[1]) Tribun du peuple N. 40.

Directorium bei den Räthen ein strenges Gesetz gegen staatsgefährliche Vereine; am 1. März wurde eine durchgreifende Verordnung über die Fremdenpolizei in Paris erlassen. Die Stadt blieb in tiefer Ruhe, eine Menge sorgenvoller Geister athmete erleichtert auf, die Regierung hatte mit vollem Erfolge die Zügel der Macht fester angezogen.

In denselben Tagen, in welchen man so leichten Kaufes mit den Communisten fertig wurde, empfing das Directorium die Nachricht, daß eine Gefahr entgegengesetzten Charakters, die größte, die seit 1793 auf der Republik gelastet, vollständig beseitigt sei. Der Krieg der Vendee war beendigt.

Wie wir gesehn haben, hatte das Unheil von Quiberon, und fast in noch höherem Grade die Charakterlosigkeit des Grafen von Artois der royalistischen Sache in der Vendée den Todesstoß gegeben. Schon seit Ende 1793 hatte dort der Krieg seinen Charakter verwandelt; die entsetzliche Verheerung des Landes und die furchtbaren Niederlagen auf dem rechten Loireufer hatten die unglücklichen und heldenmüthigen Bauerschaften mit hoffnungsloser Erschöpfung getroffen, so daß nur die rohe Grausamkeit des General Turreau im Frühling 1794 neue verzweifelte Massen unter das royalistische Banner trieb, und den noch vorhandenen Führern die Fortsetzung des Kampfes im Süden der Loire ermöglichte. Es war jetzt kein Streiten mehr im großen Style; es war der kleine Bandenkrieg auf allen Punkten des schwer zu passirenden, tief verödeten Landes. Für die Republikaner lag die Schwierigkeit nicht mehr, wie während der Tage Bonchamp's und d'Elbee's in der Ueberwältigung zahlreicher und mächtiger Heereskörper, sondern in der Allgegenwart und Ungreifbarkeit der feindlichen Schwärme, so wie in der unsäglichen Noth der eigenen Verpflegung. General Hoche schildert die Lage in einer oft angeführten Depesche höchst anschaulich. „Ein ganzes Volk ist im Aufstand, Männer, Weiber und Kinder. Die Einwohner haben Alles verloren, das Land ist furchtbar verwüstet, weglos, waldig, hügelig. Wenn wir in das Innere eindringen, so flieht Alles in die Büsche und Haiden. Plötzlich wird die in den Hohlwegen langgestreckte Colonne von allen Seiten beschossen; kommt sie zum Angriff, so stäuben die Bauern auseinander, der schwerbepackte, ortsunkundige Soldat kann sie nicht erreichen; die Einen sammeln sich dann binnen einer Nacht zehn Stunden hinter unserer Linie zur Plünderung unserer Magazine, die Andern treffen wir einzeln auf ihren Aeckern, ohne Gewehre, am Pfluge, die friedfertigsten Leute, die euch die lebhaftesten

Klagen über die Grausamkeit der Banditen vorbringen [1])." Indessen wurden für die Royalisten die Opfer immer tödtlicher, die Hoffnungen stets geringer; mit der feindlichen Uebermacht wuchs die eigene Ermattung; so kam es zu den Friedensschlüssen von La Jaunais und La Mabilais, bis dann das gegenseitige Mißtrauen und die Umtriebe der Emigranten eine neue Schilderhebung, der Chouans in der Bretagne, und des Generals Charette in der Vendee, bewirkten. Für die Vendee war es die Anstrengung der letzten Kraft; sie erreichte ihren Höhenpunkt bei dem Erscheinen Monsieurs auf der Insel d'Yeu, und fiel todesmatt zu Boden bei dem thatenlosen Verschwinden des Prinzen. Mit vollem Grunde rief damals Charette: mir bleibt nichts übrig, als zu fliehen oder zu sterben, ich werde sterben. Die große Masse der Bauern verfluchte den Krieg, der ihre Hütten verbrannt, ihre Aecker verwüstet, ihre Genossen gemordet hatte, das Alles ohne Erfolg, ohne Aussicht, ohne Hülfe. Sie waren bereit zu Frieden und Unterwerfung, wenn man ihnen ihr Leben, ihr Eigenthum und ihre Kirche lasse; mit Erstaunen sahen jetzt die republikanischen Colonnen bei ihrem Einrücken in die Dörfer nicht selten die Bewohner sie grüßend umgeben, willig zu freundlicher Aufnahme, nur um Schutz gegen die Rache der bewaffneten Banden flehend. Diese aber schmolzen mit jeder Woche zusammen; Charette konnte nur mit Mühe einige Hundert zuverlässiger Leute unter der Fahne halten, und sein ehemaliger Genosse Stofflet pries sich glücklich, trotz Quiberon den Frieden von La Jaunais gehalten und damit eine Art von fürstlicher Stellung unter seinen Genossen in Anjou bewahrt zu haben. Wenn die Republik mit Kraft und Einsicht diese Verhältnisse behandelte, so war das Erlöschen des verhängnißvollen Krieges in nächster Nähe. Zu ihrem Glücke besaß sie damals in diesen Gegenden einen in jeder Hinsicht befähigten Vertreter, den General Hoche.

Seit September 1795 hatte dieser den Oberbefehl in der Vendee übernommen. Seine kriegerische Tüchtigkeit, sein offenes Auge und das Ungestüm seines stets vorwärts drängenden Geistes haben wir bereits kennen gelernt. Die Oesterreicher bei Landau, die Emigranten bei Quiberon hatten die Wucht und die Fülle dieses militärischen Talentes empfunden. Jetzt trat er an eine Frage, wo die Begabung des Soldaten nur in zweiter Stelle zur Sprache kam. Hier war die erste Forderung der staatsmännische Tact, das Talent die Gesinnungen zu unterwerfen und zu ver-

---

[1]) 15. October 1795. Rousselin, Vie de Hoche, II, 222.

söhnen, die Fähigkeit, zugleich die Keime des Anschlusses zu entwickeln und jeden Versuch weiterer Auflehnung unbarmherzig zu brechen. Diese Aufgabe übernahm Hoche, der Sohn eines Sergeanten, entblößt von jeder Bildung, die er nicht in der Kaserne oder im Lager sich anzueignen vermocht, ohne alle politische Schule, als die ihm einst Hebert und Ronsin zu geben gesucht hatten, unter einer Regierung, die seine bisherigen Siege achtete, hier aber nach ihres Herzens Wünschen das Gegentheil des Richtigen geliebt hätte, inmitten einer Verwaltung, deren liederliche Unordnung den Soldaten die dürftigsten Lebensmittel, dem Feldherrn die ersten Voraussetzungen des Gelingens entzog. Mehr als einmal mußten wichtige Operationen verschoben werden, weil es den Truppen an Schuhen, Brod, Transportmitteln völlig fehlte; man besaß bei Weitem nicht die ausreichende Zahl von Generalen, Officieren, Aerzten, und die vorhandenen mußten Hunger leiden oder plündern, und damit die Noth und Erbitterung des Landes steigern. Die Festigkeit und Mäßigung des Feldherrn reizte hier den Haß der unterworfenen Royalisten und that dort den Forderungen der rachgierigen Patrioten nicht genug. Wechselnd kamen die Klagen an das Directorium, heute, daß der General die Gräuel Turreau's erneuere, morgen, daß er mit Gemäßigten, Fanatikern und Emigranten unter einer Decke spiele. Das Eine war ebenso unwahr wie das Andere in Bezug auf die Gesammtrichtung seiner Thätigkeit. Aber allerdings, bei der heißen Erregbarkeit seines Wesens und der unvollständigen Durchbildung seiner Ansichten war sein politisches Thun im Einzelnen nicht frei von Unsicherheit und im Gefühle derselben seine Stimmung leicht verletzlich, und dann zu Ausschreitungen bald nach rechts bald nach links geneigt. Er war erfüllt von republikanischem Enthusiasmus, uneigennützig und gewissenhaft, glühend von Ehrgeiz, aber völlig frei von Herrschsucht: so vermochte er es nicht zu fassen, daß jemand mit seiner Gesinnung nicht einverstanden sein konnte, und empfand deshalb den Widerspruch und die abweichende Meinung bald als persönliche Kränkung, bald als Verrath an der heiligen Sache der Freiheit. An der Spitze der größten Armee der Republik, fast mit unbeschränkter Vollmacht versehen, von Erfolg zu Erfolg weiter schreitend, finden wir ihn Tag für Tag in gereizte, müde, tief unglückliche Stimmung versunken: und schwerlich wird man irren, wenn man als letzten Grund derselben den innern halb unbewußten Zwiespalt betrachtet, in dem er sich zwischen dem radicalen Enthusiasmus seiner Jugend und den Bedingungen der von ihm geforderten realen Staatskunst rathlos

aufrieb. Sein Herz hing an den Grundsätzen der jacobinischen Demokratie, deren entsetzliche Folgen jetzt seine Hand zu beseitigen und zu heilen berufen war. In diesem Widerspruche eine feste Stellung zu finden, dazu reichte seine politische Befähigung nicht aus. Wer die lange Reihe seiner Briefe gelesen hat, kann nicht im Zweifel über die völlige Grundlosigkeit der oft wiederholten Ansicht bleiben, daß Hoche bei längerem Leben die politische Bahn des Generals Bonaparte hätte kreuzen können. Weder seine Fähigkeiten noch seine Fehler lagen in dieser Richtung. Er wäre niemals der Usurpator und Soldatenkaiser, aber auch niemals der Hersteller und Retter Frankreichs geworden.

Sein Feldzugsplan zur Unterwerfung der Vendee stand vom ersten Augenblicke deutlich vor seiner Seele. November 1795 hatte er ungefähr ein Fünftel des Landes besetzt. Von hier aus legte er ein Netz befestigter und wohlverproviantirter Posten zuerst um den ganzen Umfang der feindlichen Bezirke, und dann allmälich vorrückend über das Innere. Ein jeder derselben hatte die strenge Weisung, den Bauern seiner Nachbarschaft Person und Eigenthum zu schützen, den Gottesdienst ungestört zu lassen, mit den Priestern in freundliches Vernehmen zu treten, den jungen Männern Befreiung vom Militärdienste zu verheißen. Zugleich wurde eine allgemeine Ablieferung der Waffen angeordnet, und als die Bauern hiegegen Schwierigkeit erhoben, ein äußerst einfaches und wirksames Mittel verfügt: jeder widerstrebenden Gemeinde legte man ihr Vieh in Beschlag und gab es pünktlich zurück, sobald eine hinreichende Masse von Gewehren und Schießbedarf eingeliefert war. Diese Maßregel nahm den Gemeinden die Kraft, die gewährte Rechtssicherheit und Religionsfreiheit erstickte die Neigung zum Aufstande. Dabei durchzogen unaufhörlich fliegende Colonnen das Land in allen Richtungen, in stetem Kampfe mit den Banden, die noch das Feld zu behaupten versuchten. Hier war die Losung rastlose Thätigkeit, unausgesetzte Verfolgung, vernichtende Strenge. Wer mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, verfiel auf der Stelle dem Tode; jeder Führer, jeder Aufwiegler, jeder Emigrant wurde ohne Aufenthalt erschossen, wenn ihn die nachsetzenden Colonnen ergriffen, aber trotz aller Schreckensgesetze unversehrt aus dem Lande entlassen, wenn er sich freiwillig zur Unterwerfung stellte. Durch diese Verbindung von Energie und Großmuth wurde auf immer weiteren Strecken die Ruhe hergestellt. Oft genug war es leider die Ruhe des Kirchhofs.

Charette sah sich mit jeder Woche des Winters enger umschlossen.

Mehrmals versuchte er die eisernen Schranken, die ihm erdrückend näher rückten, zu durchbrechen und den Kampf auf frische Gebiete zu verlegen: aber stets wurde seine kleine Schaar durch die Uebermacht und militärische Festigkeit der Gegner zurückgeworfen. Hoche's Colonnen und Garnisonen schoben sich hier zwischen ihn und Stofflet's Bezirke, schnitten ihn dort von der Meeresküste und den englischen Unterstützungen ab, ließen ihn und seine Begleiter weder bei Tag noch bei Nacht zu Athem kommen. Eine Aenderung der Lage war auf keiner Seite abzusehen. Die republikanischen Streitkräfte in der Vendee waren bis auf 45,000 Mann vermehrt, und als im December der Kriegsminister von dieser Masse 7000 zur Verstärkung des Heeres der Bretagne verlangte, nahm Hoche, unter kräftigem Proteste gegen diese Schwächung, davon Anlaß, dem Directorium die Nothwendigkeit eines großen, in sich geschlossenen Systemes so eindringlich darzulegen, daß man ihm außer der Vendee auch noch den Oberbefehl über die Heere der Bretagne und der Normandie übertrug, und damit die Verfügung über mehr als 100,000 Mann in seiner Hand zusammenfaßte. Er erhielt zugleich die Befugniß, die Städte der drei Provinzen in Belagerungszustand zu erklären, und so ein Fünftel Frankreichs seiner militärischen Verwaltung unbedingt zu unterwerfen.

Gegenüber dieser Machtanhäufung der siegreich vorwärts dringenden Republik brach unter den sinkenden royalistischen Führern innere Zwietracht an allen Enden aus. Bei Charette haderten die einheimischen Officiere mit den vornehmen Herren der Emigration, die aus England zu dem berühmten Führer herübergekommen waren. In Bretagne kündigte Georges Cadoudal, mit den Chouans des Morbihan, dem Herrn von Puisaye den Gehorsam auf, und versuchte sogar mit einem nächtlichen Handstreich ihn zu verhaften. Stofflet und dessen geistlicher Rathgeber Bernier waren schon Anfang December mit Hoche in Verhandlung getreten, und hatten erneute Unterwerfung unter die Republik geboten, wenn man sie unter deren Gesetzen an der Spitze der Verwaltung und Truppen in Anjou beließe. Hoche beantragte bei dem Directorium die Annahme dieses Vorschlags, jedoch mit der wesentlichen Modification, daß Stofflet zwar Beamter der Republik, aber in niederer Stellung unter dem Befehle eines republikanischen Commissars und Generals würde. Darauf wollte wieder Stofflet nicht eingehen, und erklärte in der Hoffnung, jetzt noch Charette erleichtern und mit ihm vereinigt die Fortschritte des Gegners hindern zu können, am 26. Januar den Krieg. Aber Hoche war längst auf die

Wendung vorbereitet. Von allen Seiten brachen seine Abtheilungen mit überwältigender Schnelligkeit in Stofflet's Bezirke ein; wenige scharfe Gefechte sprengten die royalistischen Schaaren auseinander; seitdem galt es nur noch die unermüdliche Jagd auf die Person des Führers, der am 24. Februar gefangen und nach beschleunigter Verhandlung erschossen wurde. Das gleiche Geschick war dicht hinter Charette's Fersen. Schon am 2. Januar wurde das letzte kleine Heer, das er noch einmal zusammengebracht, 5000 Mann, bei Montaigu fast gänzlich aufgerieben oder zerstreut; seitdem war die Mehrzahl seiner Officiere hoffnungslos und begehrte die Unterwerfung. Als Charette unerschütterlich blieb und neue Aufrufe in das Land warf, hielten die Officiere selbst die Bauern zurück; noch etwa 160 Personen harrten in todesmuthiger Treue bei ihrem Führer aus, aber auch sie wurden am 21. Februar durch den Generaladjutanten Travot in einem hitzigen Reitergefecht geschlagen und theils getödtet, theils gefangen.

Charette entrann mit knapper Noth, raffte nochmals eine Hand voll Freiwilliger zusammen, aber ehe er sie vollständig bewaffnet hatte, kam Travot, am 25., auf's Neue über ihn, und vernichtete auch diese Schaar. „Ich melde, schrieb Hoche dem Directorium, nochmals eine Niederlage Charette's, es wird ohne Zweifel die letzte sein; wie Travot berichtet, ist Charette in der Lage, verkleidet umher zu irren, um den Nachforschungen unserer Patrouillen zu entgehen." Der Krieg war im Süden der Loire so vollständig beendet, daß Hoche noch im Februar 12,000 Mann zur Verstärkung des bretonischen Heeres entsenden konnte, um dort den Chouans den gleichen Ausgang zu bereiten. Er selbst aber, der glorreiche Sieger, war in diesem Augenblicke der Vollendung außer sich in Schmerz und Zorn. Von allen Seiten her war er bei dem Directorium hier wegen seiner Härte, dort wegen seiner Milde verklagt worden; man verübelte ihm auf der einen Seite, daß er ohne Rücksicht auf die Civilbehörden ganze Gemeinden für die Vergehen Einzelner in Anspruch nahm; man zürnte auf der andern, daß er den Priestern gesetzwidrige Freundlichkeit und Schonung angedeihen lasse: kam dann aus Paris an ihn eine Anfrage über solche Beschwerden, so stürmte sein ganzes Wesen; er antwortete mit den heftigsten Anklagen über die Verwaltung, die in einem so reichen Lande die Soldaten verhungern lasse, statt aber von seinen Vollmachten Gebrauch zu machen, und herrisch durchgreifend Ordnung zu schaffen, erklärte er so schnell wie irgend möglich die Aufhebung des Belagerungszustandes, denn, rief er, der Himmel bewahre uns, daß in der Republik

ein einziger Mann über Hunderttausende seiner Mitbürger herrsche. Seit Quiberon war es stets sein Lieblingsplan gewesen, nach Ueberwältigung der Royalisten durch eine Landung in England an den stolzen Insulanern empfindliche Rache zu nehmen; in seiner jetzigen Stimmung war auch dieser Wunsch vergessen; er hatte keinen andern Gedanken, als rascheste Entfernung von diesem widerwärtigen Kriegsschauplatze; er drängte die Regierung um seine Abberufung, um Urlaub, um Versetzung zum Rheinheere.

Während er klagte und zürnte, vollendeten seine Officiere Charette's unausbleibliches Geschick. Drei Wochen nach jenem letzten Gefechte, am 24. März, entdeckte die Colonne des Obersten Valentin seinen Zufluchtsort, und jagte ihn in fünfstündiger Verfolgung den Truppen Travot's entgegen. Hier wurde er ereilt, nach hartem Widerstande, mit Wunden überdeckt, gefangen genommen, und am 26. zu Angers nach kriegsrechtlichem Spruche zum Tode geführt. Er starb in gelassener Ruhe, ohne einen Augenblick den kaltblütigen Soldatenmuth und die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner Sache verleugnet zu haben.

Ende Februar also war aller Widerstand in der Vendee gebrochen, und damit, wie es schien, die royalistische Partei noch stärker getroffen, als die Communisten durch die Schließung der Pariser Clubs. Das Directorium sah sich auf allen Seiten siegreich, die gefährlichsten und thätigsten Gegner in stumme Ohnmacht zurückgeworfen. In dieser Lage trug man nicht länger Bedenken, in die altgewohnten Bahnen der revolutionären Finanzkunst zurückzukehren, und trotz der Verbrennung der Assignatenpresse die Nation mit neuem Papiergelde zu beglücken. Mochten die Bürger von Paris darüber zürnen, mochten die Bauern der Departements sich dagegen sperren: eine thatkräftige und bewaffnete Erhebung war von diesen Kreisen nicht zu besorgen, und obgleich man selbst durchaus nicht bezweifelte, daß die neuen Scheine nicht lange Zeit sich behaupten würden, so war man im Voraus ganz zufrieden, wenn sie nur einige Monate ihren Dienst thaten und für den Augenblick die drängenden Bedürfnisse erledigen halfen. Denn man hatte den Beginn des Frühlings, und damit die Eröffnung des Feldzugs in naher Aussicht: gelang es, bis dahin sich zu fristen, so würde dann die Thätigkeit der Armeen dafür sorgen, dem französischen Schatze neue Hülfsquellen aus den eroberten Nachbarlanden zuzuführen.

Am 5. März empfing der Rath der Fünfhundert dicht nach einander die Berichte von zwei Commissionen über die Hebung der finanziellen Bedrängniß. Die eine — Berichterstatter Eschassériaux — fand eigentlich die

Lage gar nicht so übel. Man habe noch den größten Theil des Zwangsanlehens und 13 Milliarden Steuerrückstände beizutreiben; wenn man damit kräftig vorgehe, könne man solche Massen von Papiergeld einziehen, daß ganz von selbst der Rest wieder einen brauchbaren Cours erhalte; demnach sei es unbedenklich, vom nächsten Monat an die Steuern in Assignaten zum Tagescourse zu begehren und den Verkauf der Nationalgüter wieder aufzunehmen. Wie man sieht, beruhte diese Erörterung in allen ihren Theilen auf einer Hoffnung, die sich längst als trügerisch erwiesen hatte, der Möglichkeit, das Zwangsanlehen und die Steuerrückstände einzutreiben. Der Berichterstatter der andern Commission, Defermont, machte sich denn auch hierüber keine Täuschung. Auch er begehrte, daß man in Zukunft die Assignaten in allen Geschäften zum Tagescourse annehme; da er sich aber mit keiner raschen Besserung desselben schmeichelte, kam er nochmals auf das frühere Begehren Ramel's und Laffond-Ladebat's, auf die Gründung einer Bank zurück, ohne deren Vermittelung der Staat nicht in der Lage sein würde, bei dem Domänenverkauf reale Werthe für seine Güter zu erlangen. Aber auf's Neue brauste dagegen der Unwillen der Linken auf; auf's Neue erklärte Dubois-Crancé, man müsse nicht die Assignaten zu beseitigen, sondern umgekehrt die Metallmünze abzuschaffen suchen, und deshalb zunächst die alten Strafgesetze gegen Geldhandel und Börsenschwindel erneuern. Die Verhandlung rückte nicht vorwärts. Camus meinte sehr verständig, daß man doch unmöglich ein neues Finanzsystem gründen könne, ohne den Bestand des vorhandenen Staatsvermögens zu übersehen; es sei also vor Allem eine genaue Feststellung des Werthes der vorhandenen Domänen erforderlich, welcher jetzt von den Einen auf zwei, von den Andern auf fünf Milliarden geschätzt werde. Hiegegen aber erhob sich lebhafter Widerspruch. Die niedrigste Schätzung, rief Bourdon, geht auf fünf, die höchste auf acht Milliarden; was will man mehr? Mathieu erklärte, daß die Forderung seines Collegen Camus unerfüllbar sei; die gesetzlich vorgeschriebene Inventarisirung der Güter sei bisher nicht gemacht worden und würde mehrere Monate zu ihrer Anfertigung gebrauchen, so lange aber könne die Regierung nicht warten.

In der That meldete das Directorium am 7. März, daß seine Hülfsmittel zu Ende seien. Man hatte ihm vor einiger Zeit eine Anzahl Nationalgüter im Taxwerth von 800 Millionen zur Verfügung gestellt. Seine Botschaft erklärte jetzt, daß es damit nichts anfangen könne, wenn man es nicht von allen gesetzlichen Formalitäten des Domänenverkaufs

entbinde, und ihm Vollmacht gebe, sich Geld auf alle Weise dafür zu verschaffen. Nach einer längern Besprechung mit dem Directorium berichtete darüber den Fünfhundert die Finanzcommission am 9. März. Sie war nicht der Meinung, dem Directorium die begehrte Vollmacht zu ertheilen, sondern stellte statt dessen den Antrag, die demselben überwiesenen Güter wieder zurückzuziehen, und sodann Domänen für 1800 Millionen Taxwerth in der früher regulirten Weise zum öffentlichen Verkaufe zu bringen. Da die Regierung aber flüssiger Hülfsquellen dringend bedürfe, so möge man eine neue Art von Papiergeld im Belaufe von 600 Millionen ausgeben, sogenannte Territorialmandate, deren Inhaber das Vorrecht haben sollten, jedes beliebige Nationalgut, ohne Versteigerung, gegen Erlegung des Taxwerthes in Mandaten zu ergreifen.

So war das der Regierung wesentliche Wort: neue Papieremission, ausgesprochen, und nachdem man sich dazu einmal entschlossen, kam man schnell genug vorwärts. Ueber die Hauptfrage, ob das neue Papier nicht sogleich die Entwerthung des alten theilen würde, zeigte man wenig Sorge. Die Erfindung, mit dem Mandate ohne die Weitläufigkeit einer Versteigerung jedes beliebige Nationalgut gegen billige Taxe zu erwerben, schien den Gesetzgebern eine sichere Bürgschaft für die Festigkeit seines Courses; die Mandate, meinte man, bilden hienach eine wahre und solide Territorialbank, und erretten uns für immer aus der Gefahr jener leidigen Entwürfe einer herrschsüchtigen Privatbank. Die Regierung freilich gab sich nicht so schmeichlerischen Hoffnungen hin, sondern beantragte schon am 13. März gesetzlichen Zwangscours für die Mandate, unter den schwersten Strafandrohungen gegen die Uebertreter, sonst, sagte sie, würden die Mandate unaufhaltsam fallen; vielleicht, setzte sie noch hinzu, sei eine Erklärung zweckmäßig, daß man die Assignaten zu einem Procent des Nennwerthes gegen Mandate eintauschen wolle. Dieser Gedanke zündete bei den Fünfhundert. Sie hatten sich bereits mit der Frage beschäftigt, in welchem Verhältniß die beiden Arten des Papiergeldes zu einander stehen und auf einander wirken würden, und darüber wenig erfreuliche Erwägungen gehabt. Alle solche Nöthe aber waren beseitigt, sobald man nach dem Vorschlage des Directoriums die Assignaten gegen Mandate eintauschte, und damit den gesammten Papierumlauf auf die eine neue Sorte beschränkte. Hienach wurde dann der definitive Beschluß am 16. März gefaßt. Wollte man die Mandate zur Unterdrückung der Assignaten verwenden, so verstand sich eine erhebliche Vermehrung ihrer Masse von selbst: man verfügte also die

Anfertigung nicht von 600, sondern von 2400 Millionen. Dieselben sollten als baares Geld bei allen Geschäften gelten, und bei allen Staatscassen zum Nennwerthe angenommen werden. Mit ihnen konnte der Inhaber jedes Nationalgut erwerben, Aecker zum 22-, Häuser zum 18fachen Betrage des Pachtwerths von 1790. Die Regierung erhielt davon für's Erste 600 Millionen; der Rest wurde im Schatze gesondert niedergelegt, um binnen drei Monaten zur Zurückziehung der Assignaten verwandt zu werden, so zwar, daß ein Franc Mandate nicht für hundert, wie das Directorium gerathen, sondern für dreißig Franken Assignaten gegeben würde. Man war so durchdrungen von der Festigkeit der Mandate, daß man einfach hoffte, durch diese Maßregel den Cours der Assignaten, so lange es deren noch gebe, auf mindestens drei Procent zu heben. Man verfügte außerdem das Verbot des Handels mit Gold- und Silbergeld, und strenge Bestrafung aller Bürger, welche sich unterstehen würden, die Mandate zu verleumden.

Jetzt war der Jubel groß unter den revolutionären Staatsmännern. Alle denkenden Menschen, rief Treilhard, sind darüber einig, daß die Mandate ebenso sicher stehen wie Silbergeld. Die Mandate, erklärte Lecoulteux, haben eine viel bessere und deutlichere Hypothek als die Assignaten. Defermont legte eine Tabelle der für diese Hypothek ausgeschiedenen Nationalgüter im Werthe von 3500 Millionen vor, außer welchen die Republik noch die Forsten, Salinen, Canäle und belgischen Domänen, zusammen einen Werth von 8410 Millionen, besitze: in dieser Stellung, schloß er, tritt Frankreich vor seine Freunde und seine Feinde. In acht Tagen waren hier die zwei Milliarden, von welchen Camus geredet, auf mehr als elf gewachsen, und die Zusammenstellung, für welche Mathieu damals mehrere Monate gefordert hatte, im Handumdrehen fertig geworden.

Die Mandate, die auf eine so kolossale Hypothek gegründet waren, die jedes Landgut derselben ihren Besitzern zur augenblicklichen Verfügung stellten, deren Verlästerung noch dazu durch die souveräne Nation mit schwerer Kerkerhaft bedroht war, sie waren ohne allen Zweifel volle, wahre, bleibende Werthe. Endlich schien die so oft vergebens behandelte Aufgabe gelöst, unerschöpfliche Reichthümer allein durch den herrschenden Staatswillen aus dem Nichts hervorzuzaubern.

Auch beeilte man sich mit hohem Eifer, die Consequenzen dieser erfreulichen Thatsache auf allen Seiten zu ziehn. Da die Mandate so gut wie Silbergeld sein sollten, so schien kein Grund mehr vorzuliegen, die bisher

durch die Assignaten verursachte Stockung des bürgerlichen Verkehrs noch weiter gesetzlich anzuerkennen. Also wurde die seit December bestehende Suspension der Schuldzahlungen beseitigt: kein Gläubiger sollte fortan die Annahme seines Guthabens in Mandaten zum Nennwerthe weigern, vorausgesetzt, daß das Darlehn in Silber abgeschlossen worden war. Hatte man es seit 1792 in Assignaten contrahirt, so sollte eine Verminderung des Betrages eintreten, die nach dem Cours der Assignaten zur Zeit des Vertragsschlusses abgemessen war. Miethen und Pachtgelder sollten künftig in Mandaten entrichtet werden, so weit sie nicht in Getreide bezahlt wurden. Von Bedrängniß und Klagen der Beamten und Rentner sollte keine Rede mehr sein, denn sie würden ja ihre Bezüge nicht mehr in verrotteten Assignaten, sondern in vollwichtigen Mandatenscheinen erhalten. Mit einem Worte, noch einmal erging an das französische Volk die Forderung, die Schuldscheine der Regierung aller Orten als gleichwerthig mit Gold und Silber, mit Aeckern und Nahrungsmitteln anzuerkennen.

Ueberhaupt zeigte das Directorium, durch die neueröffneten Schätze gekräftigt, Nerv und Rüstigkeit nach jeder Seite. Nachdem man die Männer des Pantheon mundtodt gemacht, empfand man doppelt stark den Trieb, durch schärfere Verfolgung der Gemäßigten und der Royalisten sich als Träger ächt republikanischer Gesinnung auszuweisen. Aufs Neue berieth seit dem 13. März der Rath der Fünfhundert über ein Preßgesetz, um der Böswilligkeit und den Verläumdungen der royalistischen Blätter ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Am 22. untersagte ein Gesetz, damit der religiöse Fanatismus wenigstens nicht öffentlich hervortreten dürfe, den Gebrauch des Glockengeläutes zur Berufung gottesdienstlicher Versammlungen. Den folgenden Tag erließ das Directorium an die Verwaltungsbehörden ein scharfes Rundschreiben, welches dieselben zu strenger Ueberwachung und Fahndung der zurückgekehrten Emigranten anwies. Es war vergebens, daß Jourdan (von der Rhonemündung) und Isnard, um diesen radicalen Eifer zu brechen, am 20. die jammervolle Lage von Lyon, Marseille und des ganzen Süden bei den Fünfhundert zur Sprache brachten. Sie schilderten die Spaltung der dortigen Einwohnerschaft durch den glühenden Parteienhaß; sie wiesen nach, daß die von dem Directorium eingesetzten Beamten fast ausschließlich zur Hefe des alten Jakobinerthums, zu den verabscheuten Mordbanden der Schreckenszeit gehörten, daß sie fort und fort die Bürger mit roher Gewaltthätigkeit mißhandelten, daß darauf der unterdrückte Grimm sich in blutiger Ungesetzlichkeit Luft mache, und poli=

tische Morde von beiden Seiten dort an der Tagesordnung seien. Die Aufregung, welche im Rathe durch ihre Rede hervorgerufen wurde, war ungeheuer; die Mehrheit tobte in so rasender Erbitterung, daß es eines Tages zu einem wüsten Faustkampfe am Fuße der Rednerbühne kam, und die Sprecher der Linken Jourdan's Auslassung als ehrlose Reden bezeichneten, welche die Fackel des Bürgerkrieges in das Land zu schleudern bestimmt seien. Die Angelegenheit wurde an eine Commission verwiesen und dann am 12. April auf Treilhards Antrag beschlossen, daß sie überall nicht zu dem Wirkungskreise des gesetzgebenden Körpers, sondern lediglich zu jenem des Directoriums gehöre. Es war ein Ergebniß derselben Strömung, wenn bereits am 5. April die Fünfhundert auf jene gehässige und klägliche Frage, die Güter der Eltern der Emigranten zurückkamen, und jetzt endlich die so vielfach angestrebte Einziehung der Erbportion verfügten: denn hierauf ging der Sinn und die Wirkung der Maßregel, obgleich man die Form dahin gemildert hatte, daß man den Eltern die Aufhebung der Beschlagnahme des Ganzen durch Auslieferung des Theiles ermöglichen wolle. Auch der Rath der Alten wagte dieses Mal seinen Widerstand gegen die Beraubung nicht aufrecht zu erhalten, sondern bestätigte nach heißer Verhandlung und dreimal zweifelhafter Abstimmung, endlich durch Namensaufruf den Beschluß mit 100 gegen 94 Stimmen. Zum siegreichen Abschluß aller dieser Dinge, zur kräftigen Besiegelung des herrschenden Systems erschien dann am 16. April ein Gesetz, welches mit Todesstrafe einen Jeden bedrohte, welcher durch Reden oder Schriften zur Auflösung des gesetzgebenden Körpers oder des Directoriums, zum Umsturze der Verfassung oder zum Erlaß eines Ackergesetzes auffordere. Royalisten und Pantheonisten mochten gleich sehr es sich gesagt sein lassen.

Ein so hitziges Vordringen der Regierung hatte im gesetzgebenden Körper zunächst eine dem Directorium sehr unerwünschte Wirkung. Die liberale Opposition, weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, schloß ihre Reihen nur um so fester zusammen. In den letzten Tagen des März kam es zu einer gründlichen Verständigung zwischen den gemäßigten Männern des Conventes, 130 bis 150 an der Zahl, und den Abgeordneten des neuen Drittels [1]), durch welche sich die Mehrheit des Raths der Alten mit einer ansehnlichen Minderheit der Fünfhundert zu selbständigem, planmäßigem, geeinigtem Verfahren verband. Man wollte, ganz wie Portalis

[1]) Mallet du Pan mémoires II, 224.

und Dumas es schon früher beschlossen hatten, nicht jeden Vorschlag der Regierung bekämpfen, nicht um jeden Preis auf plötzlichen Umschwung arbeiten, wohl aber jeder jacobinischen Ausschreitung des Directoriums oder der Fünfhundert mit voller Kraft entgegentreten, auf Beseitigung des Gesetzes vom 3. Brumaire wirken, den günstigen Ausfall der nächsten Wahlen vorbereiten.

Die Regierung mußte sich bald überzeugen, daß sie mit dieser Opposition zu rechnen hatte. Denn erstaunlich schnell folgte den stolzen Hoffnungen auf das neue Papiergeld, welche den ersten Anstoß zu dem neuen Aufwallen der revolutionären Stimmung gegeben, eine bittere Ernüchterung. Wir sahen, wie man gemeint hatte, daß, wenn die Mandate den Cours von 100 behaupteten, die Assignaten, die man auf 1/30 des Mandatenwerthes gesetzt, wieder auf etwa 3 Procent steigen würden. Leider aber machte, noch ehe die Mandate selbst gedruckt waren, während erst sogenannte Mandatenpromessen in Umlauf kamen, das Publikum sehr einfach den umgekehrten Schluß: da die Mandate den dreißigfachen Werth von Assignaten haben, diese aber auf 1/3 Procent stehen, so gilt ein Mandat gerade 10 Procent seines Nennwerths. Der Unterschied wurde den Parisern auf der Stelle in handgreiflicher Weise klar gemacht, indem die Soldaten der Directorialgarde, welchen man ihre Löhnung in Mandaten als vollwerthiger Münze ausbezahlt hatte, sich bei allen Kaufleuten damit abgewiesen sahen; darüber zürnten sie heftig, und entrissen in gutem Glauben die begehrten Waaren den Krämern und Höferinnen mit Gewalt. Das Aufsehn, welches diese Plünderung im Style von 1793 bei der gesammten Bevölkerung machte, war so gewaltig, daß die Regierung dagegen einzuschreiten verzichtete und statt dessen ihre Soldaten zur Nachgiebigkeit anwies. Das Schicksal der Mandate war von diesem Augenblicke an entschieden. Die Regierung war dabei in der Lage, die Strafgesetze gegen den Handel mit Metallgeld täglich selbst zu übertreten; da sie für ihre Kriegsausgaben und Lieferanten das Silber nicht entbehren konnte, mußte sie es kaufen, und folglich Bürger aufsuchen, die es ihr trotz aller Strafgesetze verkauften. So sanken die Mandate unaufhaltsam weiter, binnen wenigen Wochen bis auf fünf Procent ihres Nennwerthes [1]). Von Neuem erschienen wieder die kläglichen Folgen des Assignatenschwindels, die Noth der Beamten, die Bereicherung der Pächter auf Kosten der Gutsherren, die Plünderung der

[1]) Camus, Fünfhundert 1. Mai.

Gläubiger durch gewissenlose Schuldner. Die empfindlichste Folge aber des Verhältnisses für den Staat zeigte sich natürlich bei dem Domänenverkauf. Da ein Inhaber von Mandaten oder Mandatenpromessen jedes Gut für den 22fachen Betrag seines früheren Pachtgeldes erwerben konnte, die zur Zahlung erforderlichen Mandate aber für ein Zwanzigstel ihres Nennwerths zu haben waren, so erschien das Ergebniß, daß eine gewaltige Gütermasse gerade für den Silberwerth ihres früheren Pachtgeldes verkauft, und so die Nation für einen Spottpreis der großen Beute ihrer Revolution beraubt wurde. Die Machthaber aber ließen sich diese neue Niederlage ihrer Finanzpolitik wenig anfechten. Eine beträchtliche Anzahl derselben, Abgeordnete, hohe Beamte, Officiere, Lieferanten, wer immer einiges Geld besaß oder es sich zu verschaffen vermochte, warf sich mit Jubel in die auf Kosten der Republik abrollende Güterspeculation, und tröstete sich im Genusse prachtvoller Grundherrschaften über die permanente Noth des Staatshaushaltes. Die Regierung aber blieb bei dem früheren System, alle Ausgaben zu unterlassen, welche nicht unmittelbar die Erhaltung ihrer Macht bezweckten: sie bezahlte, so weit die Mittel reichten, die Diäten der Abgeordneten, die Gehalte der Minister und Officiere, die Forderungen der Lieferanten, und ließ aus den Gerichten und Schulen, den Straßen und Canälen, den Gefängnissen und Hospitälern werden was Gott gefiel. Für die Zukunft strebte sie sich vorzusehn, indem sie neue Steuerentwürfe an die Volksvertretung gelangen ließ, die Einführung von Wegegeldern, deren Ertrag zur Herstellung der überall unfahrbar gewordenen Straßen verwandt werden sollte, die Einrichtung einer Nationallotterie, da sich die Spielwuth der Franzosen unverbesserlich zeige, und in Ermangelung eines einheimischen Lotto den Betrag der Einsätze nicht erspare, sondern über die Grenze trage. Für's Erste blieben diese Anträge bei den Räthen ohne Erfolg; auch drängte die Regierung nicht allzu ungeduldig, da sie ganz daran gewöhnt war, aus der Hand in den Mund zu leben, und 600 Millionen Mandate oder Mandatenpromessen auch bei dem raschen Sinken des Courses immerhin den unverächtlichen Betrag von etwa 50 Millionen Silberwerth ihr in die Hand lieferten.

Aber allerdings lange Zeit hindurch hätte sich ein solches Treiben nicht fortführen lassen. Jeder Tag der wachsenden Armuth führte den Zustand einer principiellen Entscheidung näher. Entweder hätte man nach dem Sinne der Rechten den radicalen Grundsätzen überhaupt den Rücken kehren und den gesammten Staatshaushalt auf die Grundlage des Rechtes, der

Ordnung und des Friedens stellen müssen, oder das Directorium wäre gezwungen worden, zu der sonstigen Erbschaft der Schreckenszeit auch deren communistische Tendenz in den Kauf zu nehmen, und zur Befestigung des Papiergeldes die Taxen und Zwangsverkäufe, die Revolutionsausschüsse und das Revolutionstribunal wieder zu erneuern. Die Schöpfung der Mandate war an sich selbst ein Schritt auf diesem Wege, und wir haben gesehen, wie die radicale Tendenz seitdem nach allen Richtungen emporkam. Mehrere Mitglieder des Directoriums hatten darüber das klarste Bewußtsein. An Robespierre, sagt Rewbell, ist eigentlich doch nichts, als seine übergroße Milde zu tadeln. Barras beklagte nachdrücklich, daß man im Vendemiaire den Pariser Bürgern so übertriebene Schonung gewährt hatte.

Allein zwei Umstände trafen in diesem Augenblick zusammen, um eine vollständige Entwicklung dieser Tendenz zu verhüten. Einmal wurde im Augenblicke der höchsten Bedrängniß die finanzielle Noth erleichtert, indem damals, Ende April, eine ganz neue Quelle mit unverhoffter Reichhaltigkeit zu fließen begann: wenigstens eine der französischen Armeen hatte in Italien eine reißende Siegeslaufbahn eröffnet, und das Directorium durfte von nun an hoffen, auch ohne Schreckensherrschaft im Innern, alle Lücken des eigenen Haushaltes durch die Tribute Europa's glänzend auszufüllen. Sodann kam es in derselben Zeit zu einem entschiedenen Bruche zwischen der Regierung und der äußersten demokratischen Linken: das Directorium mußte erleben, daß die alten Freunde, die einstigen Genossen des Jacobinerthums, nicht bloß seine Herrschaft, sondern Leib und Leben seiner Mitglieder mit einem vernichtenden Angriffe bedrohten; da lag es denn in der Natur der Dinge, daß bei einem solchen Verhalten der Männer von 1793 die Regierung den Tendenzen von 1793 entfremdet wurde.

Viertes Capitel.

Babeuf's Verschwörung.

Unter der Masse der Clubisten vom Pantheon gab es eine Gruppe von Männern, welche bis dahin so gut wie namenlos und höchstens in untergeordneter Stellung thätig, durch fanatische Entschlossenheit die Kraft zu einer einflußreichen Wirksamkeit gewannen. Ihre persönliche Verbindung war in dem Pariser Gefängnisse du Plessis geschlossen worden, wo seit dem Frühling 1795 und besonders seit dem Aufstand des Prairial fast zweitausend Demokraten und Terroristen sich zusammenfanden. Dort saßen die Mitglieder der blutigen Commission von Orange, der Pariser und Nanteser Revolutionsausschüsse, der Revolutionsgerichte von Cambray, Angers, Rennes, Brest, der jacobinische Maire von Lyon, Bertrand, der 1793 seine Stadt durch die Verzweiflung zu dem verhängnißvollen Aufstande getrieben, der frühere Secretär Joseph Lebon's, Darthé, der einst in dieser Stellung die Bürger von Boulogne nach dem Muster seines Herrn terrorisirt, eine Menge Menschen auf die Guillotine und in die Gefängnisse geschickt und damit die wohlwollende Aufmerksamkeit Robespierre's auf sich gezogen hatte. Ein Pisaner, Buonarroti, der sich in seiner Jugend mit Rousseau's Lehren erfüllt hatte, war bei dem Ausbruche der Revolution nach Corsica geeilt, um an den Segnungen der Freiheit Theil zu nehmen: er wurde dort Beamter, veranlaßte die Bewohner der sardinischen Insel S. Pietro zu einem Gesuche um Einverleibung in die Republik, und arbeitete dann in Lyon unter vielfachen Gefahren für die Sache der Jacobiner; darauf finden wir ihn in Paris, wo er als Lehrer sein Brot verdiente, bald aber als Agenten des Wohl=

fahrtsausschusses in Corsica und im Jahre 1795 als Civilcommissar bei dem Heere von Italien, wo er als eifriger Demokrat sich gegen die Edelleute der Riviera solche Gewaltthätigkeiten erlaubte, daß er im März unter peinlicher Anklage verhaftet und nach Paris geschickt wurde [1]). Im September 1795 wurde auch Babeuf in dasselbe Gefängniß abgeliefert, nachdem er acht Monate früher wegen revolutionärer Umtriebe und wilder Angriffe auf die Thermidorianer verhaftet worden war. Den Gefangenen in Plessis war freier Verkehr unter einander gestattet; sie konnten ihre Klagen über das eigne Unglück und das des Vaterlandes vereinigen; sie erwogen die Ursachen ihrer letzten Niederlagen und die Mittel zu künftigen Siegen, und steigerten gegenseitig ihren Grimm gegen die Reaction und den Entschluß zu neuen Umwälzungen. Nachdem der 13. Vendemiaire oder die Amnestie des November sie befreit hatte, begann unter ihnen ohne Aufenthalt das Treiben der Verschwörung. Noch im October machten Babeuf, Darthé und Buonarroti mit einigen Gesinnungsgenossen den Versuch, sich über einen Angriff auf die Directorial-Regierung zu verständigen, ohne jedoch ein bestimmtes Ergebniß zu gewinnen. Bald folgten neue Zusammenkünfte in etwas erweitertem Kreise, aber auch dieses Mal hatten sich die Aussichten nicht gebessert. Die Masse der Bevölkerung war den demokratischen Gesinnungen feindselig im höchsten Grade. Die Arbeiter der Vorstädte waren des politischen Treibens müde und erwarteten keine Besserung ihrer Lage von einer neuen Revolution. Die eifrigen Patrioten aber waren so uneinig wie jemals, da eine große Anzahl derselben die Regierung des Directoriums für's Erste gar nicht so übel fand und sich der Hoffnung überließ, durch deren Unterstützung sich selbst und den demokratischen Tendenzen Einfluß zu verschaffen, während andrerseits Babeuf und seine Freunde nur von strenger Befolgung der terroristischen Grundsätze das Heil erwarteten, und der neuen Verfassung ein für alle Mal einen Krieg auf Leben und Tod angekündigt hatten. Die letztern schlossen sich nur um so fester zusammen, unter der Bezeichnung der Freunde der Gleichheit, der Gleichen, und faßten den festen Entschluß, so klein ihre Zahl und so geringfügig ihre Mittel waren, die Herstellung der wahren Freiheit auf eigne Hand zu versuchen.

In einem Locale des frühern Genovefa-Klosters pflogen sie in möglichster Heimlichkeit ihre Berathungen, anfangs bei einem dort wohnenden

---

[1]) Moniteur table alphabétique s. v.

Kaffeewirth, später, zu größerer Sicherheit gegen die Polizei, in einem abgelegenen, mit einigen Fackeln beleuchteten Kellerraume des Klosters. Sie erwogen, daß vor Allem die Pariser Arbeiterbevölkerung aus ihrem politischen Schlafe zu erwecken und bis dahin jeder Versuch einer Schilderhebung aufzuschieben sei. Die ersten Maßregeln zu diesem Behufe waren die Gründung des Clubs vom Pantheon, die Unterstützung des Babeuf'schen Zeitungsblattes, die Veröffentlichung sonstiger Pamphlete und Maueranschläge, welche mit fester Consequenz sich an das stärkste Gefühl der Massen, den Hunger, richteten, und ganz im Style von 1793 die Ausrottung der selbstsüchtigen Geldbesitzer als die sichere Bahn zur Freiheit anpriesen. Da die Regierung, wie wir wissen, anfangs die Jacobiner schonte und selbst begünstigte, so beobachteten auch diese eine Zeitlang eine sehr vorsichtige Haltung gegen die Directoren und Minister, zumal bei dem raschen Anwachsen des Clubs die polizeiliche Aufsicht über seine Verhandlungen gar nicht zu vermeiden war. Umgekehrt hatten die „Gleichen" die Genugthuung, daß die Art und Weise, in welcher das Directorium sein Beamtenpersonal bildete, eine Menge wichtiger Stellen in die Hände eifriger Gesinnungsgenossen lieferte; eine Anzahl der Pariser Friedensrichter und selbst mehrere Ministerialräthe Merlin's gehörten ihrem Bunde an, so daß der letztere ebenso den Polizeiminister, wie dieser den Club zu überwachen vermochte. Es war für die Verschwörer um so glücklicher, je tumultuarischer trotz aller Vorsicht der Führer die Verhandlungen des Clubs sich gestalteten, je hitziger Babeuf's Volkstribun bald durch alle Schranken hindurchbrach und durch seine wilden Ergüsse gegen die Regierung und das Eigenthum in weiten Kreisen Aufsehn und Erbitterung erregte.

Unterdessen bildete sich ein neuer Mittelpunkt für die Bewegung um einen der berufensten Machthaber des Conventes, Amar, den Vorsitzenden des Sicherheitsausschusses von 1793, der einst der Ankläger der Girondisten und neun Monate später der eifrige Verfolger Robespierre's gewesen war. So bitter ihn bis dahin Darthé und Buonarroti wegen des letzten Umstandes gehaßt hatten, so überwanden sie jetzt doch den Hader der Vergangenheit in der Aussicht auf den bevorstehenden gemeinsamen Kampf. Zu ihnen gesellten sich einige alte Cordeliers von reinem Wasser, ein paar wegen jacobinischer Gesinnung verabschiedete Officiere, Germain und Massard, zwei politische Litteraten, Debon und Felix Lepelletier. Man hatte zur Zeit noch keine Mittel zum bewaffneten Kampfe;

man beschäftigte sich also in Ermanglung eines Besseren mit politischer Theorie, da, wie Buonarroti sehr richtig bemerkte, der Aufstand ein bestimmtes und umfassendes Programm haben müsse, um sein Ziel zu erreichen, und nicht lediglich die jetzige mit einer andern ebenso widerwärtigen Herrschaft zu vertauschen. Amar hatte anfangs keinen andern Gedanken, als die Herstellung der communistischen Gesetze von 1793, Papiergeld und Preistaxen, Zwangskauf und Requisitionen, Einführung einer unbegrenzt ansteigenden Einkommensteuer. Indeß ergab die Verhandlung dieser Dinge sehr leicht die grenzenlose Willkür, die von der Anwendung solcher Gesetze unzertrennlich war, so daß endlich Debon mit der Erklärung hervortrat, auf halbe Maßregeln lasse sich keine feste Ordnung gründen, vielmehr werde ein allgemeines System im Sinne der Gleichheit erst dann möglich werden, wenn man den letzten Schritt thue, und sich zur ausdrücklichen Abschaffung alles Privateigenthums erhebe, um dann auf völlig neuer Grundlage allen Bürgern stets gleiche Genüsse und gleiche Thätigkeit von Staatswegen zu sichern. Wie Buonarroti erzählte, war dieses Wort für Amar eine plötzliche Erleuchtung. Er ergriff den Gedanken mit größter Lebhaftigkeit, und die Abschaffung des Privateigenthums wurde seitdem der leitende Grundsatz der Genossenschaft. In der Gemeinschaft der Güter und der Arbeiten, in der gleichen Vertheilung der Lasten und der Genüsse meinten sie den höchsten Zweck der politischen Gesellschaft, das einzige Mittel zur Verhütung jeder Unterdrückung zu finden. Der Staat, sagten sie, habe die Aufgabe, die natürlichen Ungleichheiten zu beseitigen, jedem Mitglied die Verwirklichung gleichen Rechtes zu sichern, und dadurch für Alle die höchste Stufe gemeinsamen Glückes zu erreichen. Sie malten sich in den schönsten Farben einen Zustand der Gesellschaft, bei dem es keinen Armen, keinen Hungrigen, keinen Gedrückten gäbe, wo ein Jeder aus dem Gesammtvermögen alle Lebensbedürfnisse in Liebe und Eintracht empfinge und dafür in dankbarer Begeisterung alle Kraft zur Förderung des gemeinen Wesens einsetzte. Bei einer solchen Trefflichkeit des Systems erschien ihnen schwierig nur der erste Schritt. Wer erst unter dem neuen Systeme aufgewachsen wäre, würde nimmermehr seiner Süßigkeit entsagen wollen: aber allerdings die jetzige Generation, verdorben durch das Vorurtheil des Eigenthums, sei schwerlich mehr der Besserung fähig; hier gelte es mithin klug und vorsichtig sein, um nicht durch plötzliche Enthüllung des ganzen Planes die Menschen zu heftig abzustoßen. Man blieb also zunächst bei dem Rufe

des ersten Prairial stehen, und wollte durch die Proclamation der Verfassung von 1793 einen ersten Uebergangszustand schaffen, dessen Machthaber dann die Nation in die neue Zeit glückseliger Eigenthumslosigkeit hinüberzuleiten hätten. Freilich gab es hier eine Schwierigkeit. Die Verfassung von 1793 verfügte die Wahl der Regierung durch das gesammte Volk; wenn dieses nun aber nach der Voraussetzung des Clubs verdorben war, so würde es reactionäre Regenten wählen, und seine Freiheit nur anwenden, um in der alten Verderbniß zu beharren. Es war derselbe Widerspruch, der vom ersten Tage an auf den Bestrebungen der Jacobiner gelastet hatte, sich in der Theorie zur Herrschaft der Mehrheit zu bekennen, in der Praxis aber das Volk zum Gegentheile seines Willens zu zwingen. Amar's Freunde wußten zur Ueberwindung dieses Widerspruchs kein besseres Mittel, als es die Terroristen von 1793 erfunden hatten, die Unterscheidung nämlich zwischen dem Zustande der vollendeten und jenem der erst zu erringenden Freiheit; jener sei ein Stand des Friedens, dieser des Krieges; im Kriege schulde ein Jeder den Führern blinden Gehorsam, und müsse, um das Ziel der Freiheit zu erreichen, während des Kampfes auf die Freiheit verzichten; somit trete für die Zeit des Uebergangs an die Stelle der verfassungsmäßigen eine revolutionäre Regierung mit unbedingter Gewalt. Das Alles war seit 1793 einem jeden französischen Demokraten, also auch der Gesellschaft Amar's, geläufig, aber bei der eigentlich praktischen Frage, welche Personen die revolutionäre Regierung bilden sollten, gingen die Meinungen und Ansprüche weit auseinander. Amar dünkte es selbstverständlich, daß die Linke des Conventes die frühere Herrscherstellung wieder übernehme; Debon aber hielt sich an die letzten Worte St. Just's und forderte die Dictatur eines einzigen Mannes; die Uebrigen jedoch verwarfen das Eine wie das Andere, und wollten im Augenblicke des Aufstandes die neue Behörde durch das kämpfende Volk von Paris ausrufen lassen, wobei sie natürlich sich selbst, die Schöpfer der Bewegung, auch als die Beherrscher derselben dachten. Diese Streitigkeiten sprengten die Genossenschaft. Man erinnerte sich auf's Neue an Amar's frühere Todsünde, die Verfolgung Robespierre's, und machte plötzlich den gemeinsamen Besprechungen ein Ende.

Eine Weile trieben nun Buonarroti und seine Freunde ihr Wesen ein jeder auf eigne Hand auf verschiedenen Punkten der großen Hauptstadt weiter. Sie gründeten in einzelnen Quartieren besondere kleine Clubs, warfen aufrührerische Druckschriften in die Kasernen der Linientruppen, machten

sich Freunde unter der Legion der Polizeisoldaten. Im großen Club des Pantheon wurden indessen Anträge über Preßfreiheit, Papiergeld, Aufhebung des Census für die Geschworenen gestellt, Resolutionen gegen die damals eintretende Verfolgung Babeuf's gefaßt, öffentliche Feste im Sinne der Partei beantragt. Man bemerkte mit Freude, daß die alten Banden der streitenden Demagogie von 1793, so weit sie noch existirten, sich wieder zusammenfanden, daß weite Kreise der Arbeiterbevölkerung durch die Lehren des Clubs aus der bisherigen Abspannung emporgerissen wurden, daß der größte Theil der Polizeilegion zum Anschlusse an die Bewegung bereit war. Indessen blieb auch der Regierung dieses Treiben nicht völlig verborgen, und führte am 28. Februar zu der Schließung des Clubs vom Pantheon. Die demokratischen Führer wurden inne, daß es Zeit sei, entweder sich zu unterwerfen oder loszuschlagen. Dieses Mal war es Babeuf, welcher den entscheidenden Schritt bewirkte, und damit die Führung der Partei bis zu ihrer Katastrophe an sich riß. Er hatte in den letzten Wochen viel verkehrt mit Felix Lepelletier und zwei andern revolutionären Schriftstellern, Marechal und Antonelle, zunächst um sich über Inhalt und Ton ihrer Arbeiten zu verständigen: er hatte bei diesen Gesprächen immer heftiger die drängende Wucht der Lage, die Nothwendigkeit baldigen Handelns, und vor Allem das Bedürfniß kräftiger Führung und geschlossener Einheit hervorgehoben. Auf sein Betreiben kamen, um den 20. März, die Vier zu dem Beschlusse, sich als geheimen Ausschuß der Empörung aufzustellen und nach dem Auftrag ihres Gewissens die Einrichtung und Lenkung der bevorstehenden Revolution in die Hand zu nehmen. Sofort ernannten sie für jeden der hauptstädtischen Bezirke einen Agenten als Werber und Berichterstatter; zu besserer Sicherheit wurde übrigens die Vorkehrung getroffen, daß selbst diese Agenten die Mitglieder des leitenden Ausschusses nicht kannten, sondern mit demselben nur durch Mittelspersonen verkehrten. Diese letztere Rolle übernahm zur Zeit ein gewisser Didier, ein junger Gesinnungsgenosse von großem Eifer und unermüdlicher Rührigkeit. Didier empfahl hierauf dem Ausschusse die Heranziehung von Buonarroti und Darthé, welche dann ihrerseits noch ihren Freund Debon einführten, so daß Ende März die höchste Revolutionsbehörde von sieben Mitgliedern und einem Generalagenten ihre bleibende Zusammensetzung gewonnen hatte. Sie nahm ihre Residenz in dem bescheidenen Locale eines Kaffewirthes Clerex, welcher damals dem polizeilich verfolgten Babeuf in seinem Hause ein Versteck gewährt hatte.

Zu allen andern Zeiten wäre, was hier unternommen werden sollte,

nicht bloß Verbrechen, sondern Wahnsinn gewesen. Sieben unbedeutende und unbekannte Menschen, von denen der einzige Babeuf sich einen gewissen Namen als Zeitungsschreiber gemacht hatte, traten zusammen, nicht bloß um die Regierung und Verfassung Frankreichs zu stürzen, sondern, dies vollbracht, dann für sich despotische Vollmacht zur Einziehung alles Eigenthums aller Franzosen zu begehren. Was ihnen dazu in dem damaligen Frankreich den Muth und die Hoffnung des Gelingens gab, war nicht bloß die Kraft der eignen Ueberzeugung; es war vor Allem der Umstand, daß sie in der Hauptsache gar keine neue Forderung erhoben, sondern nur die Herstellung eines Zustandes verlangten, der ein volles Jahr lang in der ganzen Republik verwirklicht worden war. Der Communismus ist vorhanden, wo der Staat über die innerhalb seiner Grenzen befindlichen Güter ohne Rücksicht auf individuelles Recht verfügen darf, und diese Befugniß hatten Robespierre und die Seinen im vollsten Maße, wenn auch in verdeckten und tumultuarischen Formen ausgeübt. Ob man, dieses höchste Princip einmal festgestellt, dann aus dem Gesammtvermögen den einzelnen Bürgern, wie St. Just es beantragte, kleine Ackerparzellen, oder wie Babeuf es zweckmäßig erachtete, tägliche Brod- und Fleischportionen überwies, oder ob man nach der Praxis des Wohlfahrtsausschusses dasselbe Ergebniß auf dem Umwege der Assignaten und Progressivsteuern erreichte: das war eine Frage nicht des entscheidenden Grundsatzes, sondern allein der augenblicklichen Zweckmäßigkeit. Nachdem die Revolution gleich 1789 mit Lafayette's Menschenrechten die Forderung der thatsächlichen Gleichheit in eine Welt voll von thatsächlicher Ungleichheit hineingeworfen hatte, — anfangs ohne zu wissen, was sie that —, bedurfte sie einer Reihe streiterfüllter Jahre, bis die Wirksamkeit eines solchen Grundsatzes sich bis in alle Folgerungen klar stellte. Zuerst vernichtete man 1789 die Privilegien der großen Eigenthümer, damit ein Jeder Eigenthümer werden könne. Dann erklärte der Convent das große Eigenthum neben dem kleinen an sich selbst als gehässiges Privileg, und verkündete die Befugniß, den Reichen zu nehmen, um den Armen zu geben. Dies war der wesentliche Schritt, der thatsächlich das Privateigenthum zerstörte und den Staat zum Herrn aller Güter machte. Nachdem die Terroristen des Wohlfahrtsausschusses dies geleistet, bedurften die Epigonen von 1796 nur einer mäßigen Erfindungsgabe, um nachträglich zur Sache den Namen, zur Praxis die Theorie zu verkünden, und die Vernichtung des Privateigenthums, welche Robespierre schweigend vollzogen, mit großen Buchstaben auf ihre Fahne zu malen.

Der geheime Ausschuß, einmal zusammengetreten, entwickelte eine erstaunliche Thätigkeit im Werben und Wühlen, vor Allem aber im Verhandeln und Schreiben. Tag für Tag waren die Sieben bemüht, die Einrichtungen des künftigen Frankreich im Einzelnen festzustellen. Sie hatten keinen Zweifel, daß sie durch einen unvermutheten Aufstand des Pariser Proletariates die kleine Armee des Innern überwältigen oder vielleicht sie mit sich fortreißen, in beiden Fällen aber in der Hauptstadt die Herrschaft erlangen würden. Daß dann in den Departements von erfolgreichem Widerstande keine Rede wäre, verstand sich ihnen nach allen Erfahrungen des 14. Juli, des 10. August, des 2. Juni von selbst. Ihre wesentliche Sorge war also, für diesen Augenblick alle Gesetze und Verordnungen für das neue Reich der eigenthumslosen Gleichheit in Bereitschaft zu haben: glücklicherweise hatten für diesen Zweck die Zusammenkünfte bei Amar trefflich vorgearbeitet, so daß man bei den wichtigsten Fragen den fertigen Stoff nur in Gesetzesform zu bringen hatte. Ein großer Theil dieser Erwägungen und Entwürfe ist später veröffentlicht worden, und reicht vollständig aus, den Gedankengang ihrer Urheber zu vergegenwärtigen. Sie streben zu ähnlichem Ziele, wie die Institutionen St. Just's: was sie begehren, ist eine Gesellschaft von Bauern und Handwerkern, die in völlig gleichen Nahrungsverhältnissen, in bescheidener und auskömmlicher Mittelmäßigkeit dahinleben. Wie erwähnt, bemerken sie sehr weislich, daß die Masse der Bevölkerung bei ihren zurückgebliebenen Begriffen nicht durch allzugroße Plötzlichkeit des Ueberganges erschreckt werden dürfe: das Manifest, welches im Augenblick der Schilderhebung in Paris verkündet werden sollte, überweist allerdings den Proletariern gesunde und bequeme Wohnungen und die Besitzungen der bisherigen Volks- und Freiheitsfeinde, stellt aber im Uebrigen öffentliches und privates Eigenthum noch unter den Schutz des Volkes. Hätte jedoch die revolutionäre Regierung das Heft erst in der Hand, so würde sie raschen Schrittes an die Aufgabe herantreten, binnen einem Menschenalter alles Privateigenthum in die Hand der Gesammtheit zu bringen. Zu diesem Behufe wird eine „große Nationalgemeinschaft" gegründet, und diese zunächst mit einer Masse augenblicklich verfügbarer Güter ausgestattet, mit den noch unverkauften oder erst nach dem 9. Thermidor verkauften Domänen, den alten Gemeindegütern, den Besitzungen der Hospitäler und Schulen, den Gütern der Feinde der Revolution und der gerichtlich Verurtheilten. Zu dieser Masse kommt dann weiter hinzu alles dem Staate freiwillig überlassene Besitzthum, sowie die

Äcker, deren Herren den Anbau vernachlässigen. Endlich wird sie vervollständigt durch den Tod der zur Zeit vorhandenen Eigenthümer, da das Erbrecht jeder Art in der neuen Republik aufgehoben wird. Mitglied der großen Nationalgemeinschaft ist ein Jeder, der seine Güter und seine Arbeitskraft dem Vaterlande zur Verfügung stellt, sodann alle Greise und mittellosen Kranken, endlich die heranwachsende Generation, die in den neu zu errichtenden Nationalschulen ihre Erziehung empfängt, so daß nach etwa einem halben Jahrhundert alle Menschen und Güter im Lande der großen Gemeinschaft angehören werden. Diese fordert dann alle ihre Mitglieder zu gemeinsamer Arbeit auf dem Acker, im Handwerk, in den Fabriken auf, in jeder Gemeinde bilden die Genossen desselben Gewerbes eine Classe, deren Arbeiten durch gewählte Beamte beaufsichtigt, deren Arbeitserzeugnisse in öffentlichen Magazinen niedergelegt werden. Jeder Bürger ist verpflichtet, in irgend eine Classe nützlicher Arbeit einzutreten; als nützlich gilt der Ackerbau, das Handwerk, das Fuhrwerk, der Kriegsdienst, in keinem Falle aber die schöne Kunst, und die Wissenschaft nur dann, wenn ein Gelehrter von den Behörden eine Bescheinigung seiner guten Gesinnung erhält. Das Durchschnittsmaß der täglichen Arbeit wird zwei Stunden kaum übersteigen. Wer sich widerwillig, träg und üppig zeigt, wird von der Regierung zu Zwangsarbeiten verurtheilt. Die Nationalgemeinschaft liefert jedem Bürger Wohnung und Möbel, Kleider nach vorgeschriebener Form und Farbe, Wäsche, Beleuchtung, Heizung, ausreichende Lebensmittel, Getränke und Arzneien, Alles in gleichem Maße anständiger Frugalität für Alle, Bürger, Soldaten, Beamte ohne Unterschied. Jeder kann seine Ration nur an seinem Wohnort empfangen, es sei denn, daß er von der Regierung als Arbeiter oder Fuhrmann anderwärts verwendet werde. Alle großen Städte werden aufgelöst und die Bevölkerung in sauber eingerichtete Dörfer vertheilt. Zur Führung der gemeinschaftlichen Wirthschaft gibt es Orts-, Bezirks- und Regionsbehörden, auf deren Bericht die höchste Regierung die Vertheilung der Güter unter die Regionen, Kreise und Ortsgemeinden anordnet. Im Innern ist der Gebrauch des Geldes bei Todesstrafe verboten; der auswärtige Handel wird allein von der Regierung betrieben. Alle Schulden im Inlande sind erloschen; die Regierung übernimmt die Schulden des Staates oder einzelner Bürger an Ausländer; jede unrichtige Angabe über diese Dinge wird mit der Strafe ewiger Sclaverei bedroht. Damit künftig alle Welt diese Einrichtungen aus vollem Herzen liebe, wird jedes Kind vom fünften Lebensjahre an

durch die Eltern den öffentlichen Erziehungsanstalten überliefert. Oeffentliche Versammlungen und Festlichkeiten setzen die in diesen Schulen gewonnene Belehrung auch für die Erwachsenen fort. Die Republik bekennt sich zu dem Glauben an ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele; jede Verkündigung aber einer geoffenbarten Religion und jeder andere Cultus als jener der Gleichheit wird verboten. Die Preßfreiheit wird dahin festgestellt, daß sie das bestehende System der Freiheit unterstützen aber nicht gefährden darf; es steht mithin einem Jeden frei, Bücher herauszugeben, deren Veröffentlichung von der Regierung erlaubt worden ist.

Die politische Verfassung wurde durch die Verschworenen mit wenigen Abänderungen ganz nach dem Grundgesetze von 1793 entworfen. Die gesetzgebende Gewalt soll von dem souveränen Volke selbst geübt werden, indem es in seinen Urversammlungen die von den gewählten Volksvertretern ausgearbeiteten Gesetzentwürfe annimmt oder ablehnt. Die Versammlung der Volksvertreter beschließt endgültig nur über die Verordnungen zur Ausführung der Gesetze. Die Regierung wird von einem durch die Urwähler ernannten Collegium geführt, dessen Mitglieder für jede Gesetzwidrigkeit gerichtlicher Verantwortung unterliegen. Bei der ungeheuren Aufgabe der Regierung, den Haushalt aller Bürger zu führen, ist auch die Zahl ihrer Beamten eine ungeheuere: im Grunde, bemerkte einmal Buonarroti, ist bei diesem Systeme der ächten Gleichheit und Brüderlichkeit jeder Bürger ein Staatsdiener.

Wenn man diese Entwürfe historisch würdigen will, so muß man sie mit der Praxis der Schreckenszeit vergleichen, aus welcher sie in allen Einzelheiten abgeleitet sind. Die individuelle Freiheit ist völlig ausgetilgt; was hier Freiheit genannt wird, hat keine andere Bedeutung, als die Befugniß, jährlich in der Urversammlung seine Stimme abzugeben. Dem Namen nach übt die Mehrheit aller Bürger, in Wahrheit das Proletariat der Hauptstadt, eine völlig schrankenlose Herrschaft über das Dasein jedes Einzelnen. Sie bestimmt über seine Wohnung und Kleidung, über seine Ernährung und Bildung. Sie regulirt den Handel und Wandel, sie erzieht die Kinder, sie verwaltet die Litteratur und die Religion. Das Alles war vom September 1793 bis zum 9. Thermidor in voller Uebung gewesen, und das Directorium selbst mit seinen Zwangsanlehen und Mandaten, war auf dem besten Wege, es wieder herzustellen. Was Babeuf von Robespierre und Barras unterschied, waren zwei Forderungen, deren jede den Vorzug der formalen Folgerichtigkeit besaß, allerdings aber nichts-

destoweniger die bodenlose Unfähigkeit der neuen Verschwörer bezeugte. Die eine war der Antrag auf ausdrückliche Aufhebung des Privateigenthums, während Wohlfahrtsausschuß und Directorium die große Confiscation in ihren Worten stets zu verhüllen und zu verleugnen suchten. Hierüber ist Alles gesagt mit der einen Bemerkung, daß wenn Robespierre 1793 auf dem Höhenstande der demokratischen Bewegung die offene Abschaffung des Eigenthums gegenüber der Stimmung der Nation als unmöglich erkannte, zwei Jahre später, nach den Katastrophen des Thermidor und Prairial, nur halb blödsinnige Menschen an die Ausführung des Planes glauben konnten. Die Meisten unter ihnen waren Zeitungsschreiber und politische Schriftsteller: um so auffallender erscheint gerade bei ihnen die tiefe Unwissenheit über die stete Macht und den damaligen Stand der öffentlichen Meinung. Der zweite Unterschied zwischen den alten Terroristen und ihren jungen Nacheifrern bestand darin, daß jene die communistische Beute in der mannichfaltigsten Weise unter ihre Genossen vertheilt hatten, diese aber, in gesteigerter Consequenz des höchsten Grundsatzes, eine stete und allgemeine Gleichheit der Portionen verlangten: es fiel ihnen nicht auf, daß sie damit den letzten Antrieb zu gesteigertem und schöpferischem Fleiße aus der Gesellschaft verbannt, die niedrigste Art der Handarbeit vor der höchsten Thätigkeit des Geistes privilegirt, jede Fortentwicklung der Bildung verhindert hätten [1]. Sie waren dabei so völlig ununterrichtet über die Wirklichkeit der ökonomischen Verhältnisse, daß sie sich überzeugt hielten, wenn die bisher müßig gehenden Capitalisten zur Handarbeit genöthigt würden, ließe sich ohne Ausfall in der Production die allgemeine Arbeitszeit auf etwa zwei Stunden täglich herabsetzen. Nichts ist einleuchtender, als daß eine Gesellschaft solcher Faullenzer, vom Staate täglich gefüttert, aber der Kunst und der Wissenschaft, der Religion und des Familienlebens beraubt, in kurzer Frist in die tiefste Verarmung und Barbarei versunken wäre.

Die Erfahrungen der Schreckenszeit hatten darüber der unendlichen Mehrheit des französischen Volkes keinen Zweifel gelassen. Babeuf aber und seine Genossen hatten über die wirklichen Bedürfnisse der Gesellschaft noch nicht die geringste Aufklärung gewonnen; sie hatten damals nur Eines, das Handwerk des Meuterers, dieses freilich gründlich genug gelernt. Wie sie von Anfang an bei dem Pariser Proletariate den einzig wirksamen

[1]) Nur aus taktischer Klugheit wollten sie ein von Maréchal verfaßtes Manifest nicht veröffentlichen, worin dies ausdrücklich erklärt war.

Hebel, die Erinnerung an das augenblickliche Elend und die Aussicht auf rasche Bereicherung ansetzten, so betrieben sie mit gleichem Geschicke die schwierige Aufgabe, die Masse dieser Leidenschaften zu sammeln, zu reifen und zu discipliniren. Einst im Frühling 1792 und 1793 hatte ein solches Treiben wenig Gefahr gehabt, in jener Zeit, als die Pariser Polizeibehörde selbst an der Spitze desselben stand: jetzt aber galt es, jeden Schritt in tiefes Dunkel zu hüllen, und für die Empörung ein Heer von vielen Tausenden fertig aufzustellen, ohne an irgend einem Punkte das Geheimniß zu verletzen. Das Verfahren, welches sie zur Lösung dieser beinahe unmöglichen Aufgabe einschlugen, war äußerst sinnreich. Zunächst verzichteten sie darauf, nach unbedingter Verhüllung ihres Daseins und ihrer Zwecke zu streben. Im Gegentheil brachte jeder Tag neue Maueranschläge, Flugschriften und Zeitungsblätter, worin die communistische Revolution verkündet, die Regierung und die besitzende Classe geschmäht, und vor Allem die Arbeiter und die Soldaten zur Empörung aufgefordert wurden. Dies hatte den dreifachen Vortheil, das Proletariat der Vorstädte weiter zu erhitzen, die Werbung neuer Anhänger zu erleichtern, und die Regierung gegen den stets angekündigten und stets ausbleibenden Aufstand gleichgiltig zu machen. Das Wesentliche war, die Organisation der Verschwörung, ihre Führer und Agenten, den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, und dieser Zweck wurde mehrere Wochen lang durch das einfache Mittel erreicht, daß die Agenten sich weder unter einander noch die Namen ihrer Vorgesetzten kannten, und nur schriftliche, nicht unterzeichnete, sondern durch ein verabredetes Zeichen beglaubigte Weisungen empfingen. Ende April war man durch dies Verfahren so weit gekommen, daß der Empörungsausschuß auf etwa 17,000 Mann rechnen zu können glaubte, welche auf sein Signal sich zum Aufstande erheben würden. Einige seiner Schätzungen mochten etwas übertrieben sein, im Wesentlichen aber zeigt sich der Anschlag als zuverlässig, also bei der Geringfügigkeit der Pariser Garnison die Streitmacht der Empörung als unverächtliche Masse. Ihre Hauptschwäche war der Waffenmangel, da nur ein kleiner Theil der Genossen selbst mit Gewehren versehen war; hier hoffte man, durch überraschenden Anfall einige Waffenmagazine wegzunehmen, und dann durch den Uebertritt der Truppen verstärkt zu werden. Denn unaufhörlich war man bemüht, sowohl bei der Polizeilegion als den Linienbataillonen die Bande der Disciplin zu lockern, und erfuhr namentlich über die letzteren das Günstigste durch einen Hauptmann Grisel, welchen Darthé zufällig kennen

gelernt, und mit Freude als begeisterten Patrioten erfunden hatte. Die Sieben entwarfen nun in einer Reihe von Berathungen den Schlachtplan für den Tag des Aufstandes. Auf das Signal des Empörungsausschusses sollten in den zwölf Bezirken der Stadt die Agenten mit allen Genossen in hellen Haufen auf den Straßen erscheinen, unter Trompetenschall und Fahnenschwenken, mit dem Schlachtruf: Freiheit, Gleichheit, gemeinsames Glück; sie würden die Sturmglocken ziehen, die nächsten Waffenvorräthe plündern, sich durch zuströmende Volksmassen verstärken; ohne Aufenthalt würden sie die Directoren, die Minister und den General des Innern in plötzlichem Ueberfall tödten, die Mitglieder der beiden Räthe verhaften und vor ein Volksgericht nach der Art des 2. September stellen; andere Abtheilungen würden die Barrièren und die Seinebrücken, das Arsenal und das Stadthaus besetzen; alle bisherigen Beamten würden entfernt und jeder Widerstrebende umgebracht; an ihre Stelle sollten die alten Revolutionsausschüsse der Schreckenszeit treten. Das gesammte Volk sei zur Insurrection und zur persönlichen Rache an seinen Feinden aufzurufen; die Masse des Proletariats sei durch reichliche Verpflegung, freie Wohnung und allgemeine Plünderung in den Häusern der reichen Volksverräther zum Losbruch zu bestimmen. Allen Führern und Agenten wurde die höchste Schnelligkeit und Energie zur Pflicht gemacht, und immer und immer wieder die Grundregel eingeschärft, jeden Widerstand, jeden Ungehorsam, jede abweichende Regung auf der Stelle im Blute der Urheber zu ersticken. Sobald der Sieg erfochten sei, würde dann das souveräne Volk die provisorische Regierung ausrufen und ihr den Auftrag geben, das neue Reich der Gleichheit einzurichten [1]).

Wohl die wichtigste Hülfe für die Verschworenen war die bittere Noth, welche damals am Ausgange des Winters die Bevölkerung von Paris drückte. Wir haben im Einzelnen nachgewiesen, daß sie keine andere Ursache als die tiefe Erschütterung von Recht und Eigenthum seit 1792 hatte: die Pariser Proletarier aber wußten nur, daß sie während der Schreckenszeit Geld und Nahrung vom Staate empfangen hatten, und dieser Pflege seit einem Jahre bis auf einen kleinen Rest entbehrten; es war kein Wunder, daß sie bei dem Hunger und Jammer der ihrigen den 9. Thermidor und die neue Verfassung verfluchten, und auf Tod und Leben sich dem bevorstehenden Aufstande zur Verfügung stellten. Daß

[1]) Die Actenstücke im Moniteur 14. Mai 1796 und bei Buonarroti II, 244.

ein solcher in der Luft liege, war niemand mehr verborgen; die Banden des ehemaligen Revolutionsheeres, eine Anzahl der Septembermörder boten sich den Agenten an; einer der letztern meldete dem Ausschusse, daß eine Menge Lyoner Patrioten, die in der Revolution schwere Arbeit gethan, herbeiströmten, um dem Directorium den Garaus machen zu helfen. So rührte es sich lebhaft in den untersten und düstersten Schichten der großen Stadt; auch Amar, obwohl mit Buonarroti und Babeuf nicht mehr in Verkehr, hatte keinen Zweifel darüber, und da er noch immer die Herstellung der alten Bergpartei als den natürlichen Ausgangspunkt der Bewegung ansah, trat er jetzt mit einigen Genossen des Prairial, den frühern Conventsdeputirten Ricord, Laignelot, Choudieu, Huguet und Javogues ebenfalls zu einem Empörungsausschusse zusammen, um bei einem Ausbruche die Leitung zu ergreifen. Diese Nachricht gab Babeuf und den Seinen viel zu denken. Sie hatten bereits unter einander erwogen, wie viel gegen eine Wiederberufung des Conventes zu erinnern sei, wie jene Abgeordneten sich am 9. Thermidor, und der Abschaffung des Maximum, an der Schließung der Jacobiner betheiligt, wie viele derselben sich durch Herrschsucht und Habgier einen schlechten Namen gemacht. Sie hatten nicht die mindeste Neigung, mit diesen Männern die Früchte ihres Unternehmens zu theilen; ihr Wunsch war, durch das siegende Volk eine neue Versammlung demokratischer Vertreter, einen Abgeordneten für jedes Departement, berufen zu lassen, diese Männer dem Volke vorzuschlagen, und bis zu deren Eintreffen die revolutionäre Regierung selbst zu führen. Andrerseits ließ sich nicht verkennen, daß es im Augenblicke des Straßenkampfes sehr fraglich war, ob die Volkshaufen nicht den wohlbekannten Männern des Conventes folgen, und den namenlosen Mitgliedern des Babeuf'schen Clubs den Rücken kehren würden. Man beschloß also für's Erste eine zuwartende Haltung; man suchte sich die Conventsdeputirten zu verpflichten, indem man sie von gewissen polizeilichen Maßregeln unterrichtete, wie man dieselben von den geheimen Freunden im Polizeiministerium erfuhr; zugleich aber erging ein Rundschreiben an die Agenten, welches das Volk gegen den Einfluß der Conventsmänner als verbrauchter und verdächtiger Führer zu warnen mahnte.

Aber nicht bloß die ausgestoßenen Männer des Berges, auch die bestehende Regierung war der steigenden Gährung inne geworden, und begann demnach zu handeln. Während früher, wie wir sahen, das Directorium bei der Auswahl seiner Beamten und Commissare vor allen Dingen

auf erprobte jacobinische Gesinnung gesehen hatte, fand es sich Ende März durch die drohende Haltung der äußersten Demokratie zu einer plötzlichen Wendung veranlaßt. Ein öffentliches Ausschreiben der Regierung klagte über die vielfachen Täuschungen, welche ihrem patriotischen Eifer bei der Auswahl der Beamten bereitet worden seien. Sie forderte demnach die guten Bürger, und vor Allem die Gemeinde- und Departementsräthe auf, ihr über die Führung der Regierungsbeamten in ihrem Bezirke ehrlichen Bericht zu erstatten. Man ermißt leicht, welch' eine Fülle der Anschuldigungen auf dieses Signal in Paris zusammenströmten; das Directorium konnte nicht umhin, eine Anzahl seiner früheren Vertrauensmänner als gemeine Verbrecher und Diebe zu beseitigen, und ihre Stellen nach den Vorschlägen der — vielfach gemäßigten — Orts- und Bezirksbehörden neu zu besetzen. War dies schon empfindlich genug für die revolutionäre Partei, so wurde geradezu verderblich für sie, daß Anfang April Merlin von Douay, wie wir wissen ihr eifriger Gesinnungsgenosse, das Polizeiministerium aufgab, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, wahrscheinlich aber, weil er wenig Lust hatte, bei dem herandrohenden Zusammenstoß zwischen der Regierung und seinen alten Freunden auf der ausgesetztesten und verantwortlichsten Stelle zu stehen. Sein Nachfolger wurde am 3. April ein ehemaliges Mitglied des Conventes, Cochon Lapparent, ein Mann von gemäßigter Gesinnung, großer Geschäftsgewandtheit und entschlossener Feindseligkeit gegen die Umsturzpartei. Seine Nachforschungen stellten ihm sehr schnell die Existenz der Gefahr außer Zweifel, doch vermied er, einzelne Personen zu verfolgen, so lange ihm die Führer noch unbekannt waren. Immer schritt die Regierung schon jetzt zu einer allgemeinen Vorkehrung: am 16. April wurde das Gesetz erlassen, welches jeden Angriff auf die bestehende Verfassung und Regierung mit Todesstrafe bedrohte. Der Eindruck auf die Revolutionäre war gewaltig: eine Menge Stimmen riefen, jetzt sei die Unterdrückung vollständig und der Aufstand heilige Pflicht geworden. Babeuf aber und der Empörungsausschuß meinten, die nöthigen Vorbereitungen noch nicht vollendet zu haben, und beschwichtigten den Eifer ihrer Anhänger; gerade jetzt erhielten sie die günstigsten Nachrichten von ihren militärischen Agenten, die in kurzer Frist den größten Theil der Polizeilegion und der Armee des Innern zur Meuterei zu bringen verhießen. Diese Meldungen waren wenig übertrieben; auch die Regierung sah die Sache in keinem andern Lichte, und ein sehr besonderer Vorgang zeigte den Verschworenen, wie schwer die

Sorgen des Directoriums waren. Auf Cochon's Listen stand als besonders unruhiger Kopf, wir wissen mit wie viel Grund, jener ehemalige Lieutenant Germain. Ihn ließ am 19. April der Director Barras zu sich bescheiden, um ihn mit militärischer Biederkeit über die wahre Stellung des Directoriums aufzuklären. „Ich höre, mein Kamerad, sagte er ihm, daß du ein wackerer Soldat bist, zur Zeit etwas erbittert über deine Absetzung, verbündet mit entschiedenen Demokraten, die an eine aufständische Bewegung denken. Diese guten Leute sind verblendet durch ihren Eifer. Wir wissen noch besser als ihr, daß der jetzige Zustand nicht der rechte ist, daß wir einer Aenderung bedürfen, daß diese näher bevorsteht als ihr denkt: und in dem Augenblicke, wo wir zu diesem Zwecke der Unterstützung der Patrioten am dringendsten bedürfen, wollen diese uns stürzen und umbringen. Hätte ich nicht, rief er, im Vendemiaire bedenkliche Folgen besorgen müssen, wie gern hätte ich drei Tage lang das Bürgerpack bearbeitet, um die Patrioten zufrieden zu stellen. Wenn die Gelegenheit wieder erscheint, so wird man sehen, ob ich den Haß der Patrioten verdiene. Mein Dasein hängt an dem des Volkes und der Republik. Nur muß die Bewegung allgemein, und gegen die Royalisten gerichtet sein. Glaubt mir, daß ich nichts unterlassen werde, was der patriotischen Sache zum Siege verhelfen kann."

Germain beeilte sich, von diesen Eröffnungen seinen Freunden Kunde zu geben. Es war deutlich, daß Barras auf alle Fälle sich sicher zu stellen wünschte, weiter trauten sie ihm nicht und sahen in seinen Eröffnungen nur eine heimtückische Falle. In der That aber war Barras ihnen viel freundlicher gesinnt als sie glaubten; er leitete im Directorium, wie wir gesehen haben, die Angelegenheiten der Polizei, und verhielt sich jetzt, trotz Cochon's wiederholtem Andringen, völlig unthätig. Allerdings ging dann seine Neigung für die Empörer nicht so weit, daß er im Directorium offen ihre Partei ergriffen, und auf eigne Gefahr Cochon's Maßregeln gehindert hätte. Schon in den nächsten Tagen führte dieser, von Carnot kräftig unterstützt, einen höchst empfindlichen Streich gegen die Anarchisten, indem er am 23. April einen Directorialbeschluß erwirkte, welcher die Polizeilegion zu den kämpfenden Heeren an die Grenze schickte; als zwei Bataillone darauf in offener Meuterei sich dem Befehle widersetzten, wurden sie plötzlich von überlegenen Streitkräften umringt, entwaffnet und auseinander gejagt. So fanden sich die Verschwörer dem entscheidenden Schritte immer näher gedrängt; sie sahen, daß sie losschlagen mußten, wenn sie nicht von der Thätigkeit der Regierung erdrückt werden wollten. Der

leitende Ausschuß beschloß also den Kampf zu beginnen und zog zu diesem Zwecke die für seine Pläne gewonnenen Officiere zu seiner Sitzung am 30. April hinzu, um hier den militärischen Theil der Aufgabe einer letzten Prüfung zu unterwerfen. Es waren außer Germain, Massard und Grisel der abgesetzte General Fyon und Robespierre's alter Schützling Rossignol. Die Zusammenkunft sollte allerdings für den Ausgang des Unternehmens entscheidend werden, jedoch in anderem Sinne als es der Ausschuß vermuthete.

Unter den Genossen nämlich, welche damals in den Ausschuß eingeführt wurden, befand sich Einer, der von Anfang an den Bestrebungen der Verschworenen von Grund seines Herzens feindlich war, und nur deshalb sich mit den Werbern derselben eingelassen hatte, um ihre Pläne in ganzem Umfange kennen zu lernen und dann durch Anzeige an die Regierung zu vereiteln. Dies war der Hauptmann Grisel. Er war ohne sein Zuthun durch einen Bekannten früherer Jahre in eine Gesellschaft eifriger Demokraten eingeführt und als zuverlässiger Genosse empfohlen worden; er hatte ihren Reden und Gesängen ohne Widerspruch und ohne Theilnahme zugehört, bis ihm einer der Anwesenden in einem längern Gespräche die baldige Erhebung des armen Volkes und die stattgehabte Bildung eines Empörungsausschusses erwähnte. Hier wurde er aufmerksam, erklärte mit raschem Entschlusse seine lebhafte Zustimmung, und erweckte das ganze Interesse des Andern, indem er seine Bereitwilligkeit, die im Lager von Grenelle zusammengezogenen Linienbataillone zur Meuterei zu bestimmen, erkennen ließ. Als er vollends einige Tage nachher ein an die Soldaten gerichtetes Flugblatt im saftigsten Style des Pere Duchesne seinem neuen Freunde Darthé einhändigte, war dieser völlig gewonnen, und bewirkte bei dem Ausschusse die Ernennung Grisel's zum militärischen Agenten der Verschwörung. Grisel empfing seitdem große Stöße aufrührerischer Druckschriften zur Vertheilung an die Soldaten, und lieferte seinerseits dem Ausschusse Berichte, kleine Geldsummen, weitere Stylübungen. Er führte diese wenig beneidenswerthe Rolle mit großer Standhaftigkeit durch, da er nicht eher der Regierung eine Enthüllung machen wollte, bis dieselbe vollständig sein könnte, und bisher war ihm, nach den Regeln des Empörungsausschusses, die Zusammensetzung dieser höchsten Behörde des Complottes völlig unbekannt geblieben. Endlich am 30. April wurde er durch eine kurze Zuschrift zu Didier beschieden, und von hier durch Buonarroti in Babeuf's Wohnung geführt, in einer engen Straße der Altstadt, einem Hinterzimmer des dritten Stockwerks, wo ihm die Anwesenden als

die Mitglieder des Empörungsausschusses vorgestellt wurden und eine allgemeine Umarmung stattfand. Bald nachher erschienen auch Massard, Fyon und Rossignol; Babeuf eröffnete die Verhandlung durch die Vorlesung des oben mitgetheilten Aufstandplans, und forderte die Officiere auf, über die Ausführung desselben ihre Meinung zu sagen. Diese ergingen sich in begeisterter Zustimmung; nur Fyon und Rossignol beklagten, daß keine Vertreter des Convents an der Gesellschaft Theil nähmen; es wurde dann beschlossen, daß die Officiere als militärischer Ausschuß in den nächsten drei Tagen die einzelnen Maßregeln des Losbruchs feststellen sollten. Sie erstatteten darauf den Häuptern am 4. Mai Bericht, aus dem sich ergab, daß der Mangel an Geld und an Schießpulver noch immer Schwierigkeiten mache; in der That besaß die geheime Behörde, welche das Vermögen aller Franzosen einzuziehen gedachte, damals in ihrer Casse den Betrag von 240 Franken, und mehrere ihrer Mitglieder wußten nicht, woher am folgenden Tage Kleidung und Nahrung nehmen, eine Bedrängniß in der ihnen der Wunsch auf gründliche Aenderung des Zustandes freilich nahe lag.

Andere Sorgen kamen in diesen letzten drängenden Stunden hinzu. Nach einer Sitzung des Militärausschusses theilte Germain in höchster Aufregung seinen Freunden mit, daß Fyon und Rossignol immer nachdrücklicher die Zuziehung der alten Conventsdeputirten verlangten, daß deren Ausschuß fortbestehe und noch durch Robert Lindet verstärkt worden, daß im Augenblicke des Losbruchs also eine tödtliche Spaltung zu erwarten sei. Die Sieben erwogen. Sie selbst hatten kürzlich ein Mitglied des Conventes, den Postmeister Drouet, der sich einst durch die Verhaftung Ludwig XVI. einen Namen gemacht und jetzt Eintritt in den Rath der Fünfhundert erlangt hatte, in ihren Bund aufgenommen; aber wie früher sträubten sie sich gegen die Zulassung jener Hebertisten und Verfolger Robespierre's, bei denen sie nichts als persönliche Herrschsucht und Widerstand gegen die Abschaffung des Eigenthums voraussetzten. Aber zu gefährlich erschien doch für das Gelingen ein völliger Bruch zwischen beiden Parteien, und man entschloß sich, den Männern des Berges Vereinigung anzubieten, und nach ihrem Begehren die Linke des Convents auf's Neue zu berufen, wenn dazu aus der Liste der jüngern Partei ein Demokrat aus jedem Departement hinzuträte, wenn nach dem diesseitigen Programme die Proletarier freie Wohnung erhielten, und wenn der Convent im Voraus die Vollziehung der von dem Pariser Volke zu erlassenden Decrete verhieße.

Diese Punkte wurden darauf am 6. Mai von dem Unterhändler der Bergpartei, Ricord, angenommen, am 7. aber von der Gesammtheit der letzteren abgelehnt, worauf dann Babeuf die Erklärung abgab, lieber wolle man sterben, als die heilige Sache der Gleichheit ohne feste Bürgschaft den Henkern des 9. Thermidor anvertrauen. Diese Festigkeit erreichte endlich am 7. ihren Zweck. Amar und Robert Lindet sprachen sich entschieden für das Programm der Communisten aus; die Partei ließ durch Darthé ihre Zustimmung zu Babeuf's Forderungen erklären, und der Empörungsausschuß, endlich aufathmend, beraumte auf den 8. Mai Abends eine gemeinsame Verhandlung beider Parteien in Drouet's Wohnung an.

Aber bereits hing das Verderben dicht über ihren Häuptern. Gleich nach jener Sitzung des 30. April hatte Grisel an Carnot, als den damaligen Präsidenten des Directoriums, geschrieben, und ihm in einer Audienz am 4. Mai den ganzen Bestand der Verschwörung enthüllt. Ein wie eifriger Demokrat und Republikaner Carnot auch gewesen, hier gab es bei dem drohenden Meuchelmord keinen Zweifel. Grisel war in der Lage, jedes Bedenken über die Wahrheit seiner Aussagen zu beseitigen; Carnot empfahl ihm, seine Thätigkeit fortzusetzen, und kam mit Cochon überein, erst dann weiter vorzugehen, wenn man mit einem Schlage sich zugleich der Personen und der Papiere des Empörungsausschusses bemächtigen könne. Am 8. Morgens empfing Grisel von Darthé die Einladung zu der großen Zusammenkunft bei Drouet, und beeilte sich, Carnot davon in Kenntniß zu setzen, mit der Aufforderung, um halb zehn Uhr das Haus zu umringen und die Anwesenden gefangen zu nehmen. Das Directorium war der Meinung, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen sei, und Carnot stellte eigenhändig eine Reihe von Verhaftsbefehlen aus. Um acht Uhr eröffnete denn bei Drouet der Ausschuß die Verhandlung: die Männer des Berges wiederholten ihre Zustimmung, Grisel machte sich stark für den Abfall der Truppen in Grenelle, Massard aber erklärte im Namen des militärischen Ausschusses, daß derselbe noch einige weitere Aufklärung über die schlagfertige Mannschaft und deren Führer bedürfte. Inmitten dieser Verhandlungen erklang von der Straße herauf gegen halb zehn Uhr das Geräusch einer reitenden Patrouille, welche, vor dem Hause angelangt, plötzlich Halt machte. Grisel erwartete jeden Augenblick ihren Einbruch; der Schrecken der Verschworenen war groß; Jeder fragte den Andern, ob er gefährliche Papiere bei sich habe, Jeder versicherte,

daß es nicht der Fall sei. Unter diesen Umständen, wo die Verhaftung der Personen nicht auch zugleich die Beweismittel ergriffen hätte, fiel Grisel ein Stein vom Herzen, als die Patrouille nach kurzem Stillstand weiter zog; sie hatte eben mit Verfolgung der Verschwörer nichts zu thun, da Carnot Grisel's Worte mißverstanden, und den Angriff erst auf halb zwölf Uhr festgestellt hatte. So ging die Sitzung bald ihren Gang weiter, und endigte gleich nach eilf Uhr mit dem Beschlusse, nach Erhebung der vom Militärausschusse begehrten Thatsachen am 10. zur Schlußberathung und zur Feststellung des Schlachttages zu schreiten. Eine Viertelstunde später erschien Cochon selbst mit Gensd'armen, Fußvolk und Reiterei, drang in Drouet's Wohnung ein, fand aber niemand als den Abgeordneten und Darthé, und mußte auf einen scharfen Protest gegen die verfassungswidrige nächtliche Haussuchung mit leeren Händen das Feld räumen.

Dieser nutzlose Versuch der Behörde setzte für einen Augenblick die Verschworenen in nicht geringen Alarm. Indessen gelang es Grisel, sie zu beruhigen, und im Laufe des 9. Mai sowohl die Hausnummer Babeuf's (die er am 30. April nicht hatte erkennen können) als auch den Ort der auf den 10. Morgens anberaumten Zusammenkunft zu ermitteln. Wie schwer besorgt das Directorium über den Ausgang war, zeigte sich noch in diesem letzten Augenblicke, indem Carnot selbst sich zu Cochon begab, um ihm Grisel's Mittheilungen über die Localitäten in Babeuf's Wohnung zu wiederholen und danach den Agenten die genauesten Weisungen zu ertheilen, Barras aber durch Rossignol dem Empörungsausschusse noch einmal eine Versicherung zugehen ließ, daß er dessen Gesinnungen theile und bereit sei, sich in der Antonsvorstadt als Geißel zu stellen. Der Ausschuß würdigte ihn gar keiner Antwort, und nun setzte sich am folgenden Morgen, dem 10. Mai, der Generalinspector der Polizei, Ossonville, gegen Babeuf in Bewegung. Er ließ das Haus durch Reiterposten bewachen, und durch diese bei dem gaffenden Volke ausstreuen, daß es sich um die Ergreifung einer Diebesbande handele; er selbst verbrachte dann zwei sorgenvolle Stunden mit der Aufsuchung eines für die Verhaftung nöthigen Friedensrichters: drei dieser Beamten nach einander erklärten ihm gerade heraus, daß sie nicht gesonnen seien, irgend eine Expedition im Auftrage des Directoriums mitzumachen [1]). Endlich

[1]) Bericht Ossonville's, Pariser Reichsarchiv.

fand sich ein dienstwilliger Commissar, und eiligst führte jetzt Ossonville seine Mannschaft in das Haus. Es gelang ihm, ohne daß Lärmen entstand, in Babeuf's Hinterzimmer einzudringen, und diesen nebst Buonarroti und einem Abschreiber vollständig zu überraschen. Sie hatten Säbel und Pistolen im Zimmer, waren aber so bestürzt, daß sie sich nicht zur Wehre setzten. „Die Tyrannei siegt," rief Babeuf, „wir sind verloren." Der größte Theil der Papiere des Complottes wurde aufgefunden und in Beschlag gelegt. Zu derselben Zeit hob eine andere Abtheilung die vereinigten Ausschüsse bei der verabredeten Zusammenkunft auf; Drouet, Darthé, Germain, Didier nebst einer Anzahl Genossen wurden verhaftet; Felix Lepelletier war schon seit zwei Tagen in den Händen der Polizei; bis zum 13. folgten sich dann in langer Reihe weitere Einsperrungen, zum Theil nach bestimmten Anzeigen, zum Theil Massenverhaftungen auf gut Glück.

Der Schlag war vollständig. Kaum Einer der Häupter und Lenker war der Regierung entronnen, für den Augenblick war die Umsturzpartei zerschmettert. Das Directorium beeilte sich, feierliche Anzeige seiner Entdeckung an den gesetzgebenden Körper gelangen zu lassen, und durch Zeitungen und Maueranschläge die verbrecherischen Pläne der Verschworenen zur weitesten Oeffentlichkeit zu bringen. Der Eindruck war im ersten Augenblicke, wie es nicht anders sein konnte, allgemein und tief; die Abschaffung des Eigenthums als Zweck, der Mord der Directoren, Minister und Abgeordneten als Mittel, die Plünderung der Volksfeinde als Eröffnung des Aufstandes, das Alles erregte weit und breit im Lande ein Gefühl des Abscheues und der Erbitterung, welches seine dunkeln Schatten nothwendig auf die ganze Vergangenheit und auf sämmtliche Fractionen der reinen Demokratie zurückwarf. Bei den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers wurde die Wirkung des Complottes auf der Stelle bemerklich. Gleich am 10. Mai beantragte das Directorium die Ausweisung aller nicht wieder gewählten Conventsmitglieder, aller abgesetzten Beamten und Officiere, aller Emigranten und Fremden aus Paris. Es war vergebens, daß die Linke sich ihrer Freunde annahm. Einen unmittelbaren Widerspruch gegen die Resolution durfte sie gar nicht wagen; sie versuchte ihr die gegen den Convent gerichtete Spitze durch den Zusatz abzubrechen, daß auch die Mitglieder der constituirenden und gesetzgebenden Versammlung der Ausweisung unterliegen sollten, erfuhr aber sofort die bitterste Abweisung durch Larivière, der es jetzt unverhüllt

aussprach, es handle sich bei der Maßregel um die Blutmenschen von 1793 und um niemand anders. Der Beschluß wurde auf der Stelle gefaßt und noch an demselben Tage von dem Rathe der Alten zum Gesetze erhoben. Die Ungnade der Linken zeigte sich am 12., als Lemerer bei weiteren Mittheilungen über die Verschwörer die Erklärung beantragte, daß das Directorium sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Das Directorium, wurde mit zürnendem Hohne entgegengerufen, trägt den besten Lohn in seinem Herzen, und bedarf unserer Anerkennung nicht. Um einen offenen Scandal zu vermeiden, erklärte Camus, daß es, genau betrachtet, dem gesetzgebenden Körper verfassungsmäßig nicht zustehe, das Directorium zu loben oder zu tadeln. Es trat mit vollkommener Deutlichkeit hervor, daß die Mehrheit sich erheblich nach rechts verschoben hatte, daß die Regierung, die sich bisher auf das Zusammenhalten aller Schattirungen der Linken gestützt hatte, jetzt auf eine Verbindung der gemäßigten Männer beider Parteien angewiesen war.

Die Räthe hatten sich noch manchen Tag mit den durch die Verschwörung angeregten Fragen zu beschäftigen. Einer der Gefangenen, Drouet, war Mitglied des Rathes der Fünfhundert, und zwar ein bei der Linken sehr beliebtes und angesehenes Mitglied; er war wegen der Verhaftung Ludwig XVI. drei Jahre lang von den Oesterreichern, die ihn zum Kriegsgefangenen gemacht, in schwerer Kerkerhaft gehalten worden, und gleich nach seiner Befreiung wieder mit frischem radicalem Ungestüm aufgetreten; erst wenige Tage vor Babeuf's Katastrophe hatte er bei den Fünfhundert so hitzig die Deportation der altgläubigen Priester gefordert, daß eine Stimme dazwischen gerufen hatte: dieser Mensch glaubt noch immer im Convente zu sitzen. Nun bedurfte es zu seiner gerichtlichen Verfolgung eines außerordentlichen, durch die Verfassung genau geregelten Verfahrens, Antrag einer parlamentarischen Commission, daß Grund zur Untersuchung vorliege, Beschluß der beiden Räthe, die Anklage zu erheben, Findung des Urtheils durch einen besondern Staatsgerichtshof, zu welchem jedes Departement einen Geschworenen und der Cassationshof fünf Richter abzuordnen hatte. Am 17. Mai ernannten die Fünfhundert ihre Commission für die vorläufige Prüfung der Frage, auf deren Bericht am 20. Juni nach geheimer Verhandlung mit 320 gegen 72 Stimmen der Beschluß auf Erhebung der Anklage gefaßt wurde. Der Rath der Alten genehmigte denselben drei Wochen später mit 141 gegen 58 Stimmen. Am 9. Juli wurde darauf eine Commission der Fünfhundert mit einem

Berichte über die weiteren Fragen beauftragt, ob über ein Urtheil des Staatsgerichtshofs ein Cassationsverfahren stattfinden könne, und ob Drouet's Mitschuldige ihm vor den Staatsgerichtshof zu folgen hätten. Die zweite dieser Fragen wurde schon am 11. Juli fast ohne Widerspruch bejaht, zu großem Kummer Babeuf's und seiner Genossen, da der Staatsgerichtshof nicht in Paris sitzen durfte, und sie sich damit die Aussicht abgeschnitten sahen, durch eine leidenschaftliche Verhandlung das Proletariat der Vorstädte in neue Aufregung zu versetzen. Die Linke der Fünfhundert hatte sich zur Bethätigung ihrer Sympathien die erste jener Fragen ausersehen, wo sie sich allerdings auf einem günstigeren Rechtsboden befand, und jedenfalls durch Erlangung eines Cassationsverfahrens ihren Freunden die Möglichkeit großen Zeitgewinns verschafft hätte. Die Verfassung hatte keine ausdrückliche Vorschrift über die Frage. Wohl aber hatte sie den allgemeinen Satz, daß das Urtheil eines jeden Gerichtes durch ein Cassationsverfahren angefochten werden könne, und die Linke erklärte, daß hierdurch selbstredend auch dem Angeklagten des Staatsgerichtshofs die Wohlthat des Cassationsgesuchs eröffnet sei. Gegen die Bündigkeit dieses Schlusses machte die Rechte geltend, daß der Staatsgerichtshof selbst aus Mitgliedern des Cassationshofs bestehe, diese Mitglieder also an dem ihr Verfahren cassirenden Beschlusse nicht Antheil nehmen, und ebenso wenig nach erfolgter Cassation in den neu zu bildenden Staatsgerichtshof berufen werden könnten; hierzu seien aber die übrigen Mitglieder des Hofes, nachdem sie über die Form des früheren Verfahrens einmal geurtheilt, ebenso unfähig, da gesetzlich kein Richter zugleich über die Form und die Sache erkennen könne; es sei also hier durch die Verfassung selbst jedes Cassationsverfahren unmöglich gemacht. Die Verhandlung, die sich durch mehrere Tage fortsetzte, war äußerst leidenschaftlich. Die Linke war mit einem Male erfüllt mit gewissenhafter Sorge für strenge Gesetzlichkeit und allseitigen Schutz jedes Angeklagten; sie erklärte, daß ein Staatsgerichtshof ohne Cassationsverfahren über alle Gesetze emporgehoben und ein wahres Revolutionstribunal sei; sie warnte ihre Gegner, Frankreich nicht auf's Neue mit dem blutigen Schrecken solcher Justizmorde zu besudeln. Man begreift, daß aus solchem Munde solche Erörterungen nur schwachen Eindruck machten; nach tobenden Zankscenen und wechselseitigen Ordnungsrufen endigte die Verhandlung am 29. Juli mit einem vollständigen Siege der Regierung und der Rechten. Die Cassation wurde ausgeschlossen, und sofort ein umfassendes Regulativ über das Verfahren

des Staatsgerichtshofs erlassen. Am folgenden Tage nahm der Abgeordnete Delleville Anlaß, die Bedeutung dieses Beschlusses zu erläutern. Man hat, sagte er, bisher in Paris fast allgemein die Directorialregierung als ein Provisorium betrachtet; man hat hundert Mal versichert, der gesetzgebende Körper selbst werde das Königthum wieder herstellen: jetzt endlich wird man einsehen, daß es allen Theilen Ernst mit der Bewahrung der jetzigen Verfassung ist.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Stellung der Parteien nach allen Seiten hin den wesentlichsten Einfluß auf die Haltung des gesetzgebenden Körpers und mittelbar auch der Regierung ausübte. Trotz alles Zornes der Linken wurde die Einrichtung der Pariser Polizei erheblich verstärkt, die Zahl ihrer Bureaux vermehrt, die Befugnisse ihrer Behörden erweitert. Als bald nachher einige ihrer Beamten einmal außer den verfolgten Conventsmitgliedern irrthümlich auch einige Abgeordnete des Rathes der Fünfhundert vorluden, erhob sich Tallien in tugendhafter Entrüstung über einen solchen der Volksvertretung bereiteten Schimpf, und klagte, wie die royalistische Reaction die letzte Verschwörung mißbrauche, um die besten Patrioten mit Verfolgung heimzusuchen. Allein wieder trat ihm sein alter Gegner Thibaudeau mit unerbittlicher Schärfe in den Weg und rief ihm unter lebhafter Bewegung des Rathes die drohenden Worte zu, die wirkliche Reaction sei nichts Anderes, als das verbrecherische Streben der Männer des 2. September und des 31. Mai. Und als dann Rouyer berichtete, wie immer noch in den Schlupfwinkeln der großen Stadt die Anarchisten ihr Unwesen forttrieben, erklärte Lariviere: da seht ihr Tallien's Reaction — und auf eine achtungsvolle Bitte um Entschuldigung wurden jene Polizeibeamten ohne Weiteres entlastet.

In denselben Tagen kamen die traurigen Zustände des Südens zu neuer Verhandlung, und auch bei ihnen zeigte sich der durchgreifende Wechsel der Stimmung. Einst hatte der Convent alle in Lyon begangenen Mordthaten, Beraubungen, Unterdrückungen, Amtsmißbräuche vor den Gerichtshof von Grenoble verwiesen, angeblich weil bei dem tiefen Parteihader in Lyon keine unbefangenen Geschworenen anzutreffen seien, in Wahrheit, weil man bei der bekannten Gesinnung der Lyoner Bürgerschaft die Freisprechung der Jesus- und Sonnenbanden durch die Geschworenen befürchtete. Nach dem Erlasse der neuen Verfassung hatte das Gericht von Grenoble sich für unbefugt zu weiterer Thätigkeit dieser Art erklärt, und die ihm zugewiesenen Angeklagten in Freiheit gesetzt. Der Commissar des Direc-

toriums schritt dagegen ein, und ließ die Angeklagten auf's Neue verhaften; als dann aber das Gericht sich an den gesetzgebenden Körper wandte, forderte das Directorium den Cassationshof auf, seinerseits alle Processe der angegebenen Art nach Grenoble zu verweisen. Allein dieser durfte und wollte nur über einzelne bestimmte Proceßsachen entscheiden, und fand hinsichtlich der allgemeinen Regel einzig den Gesetzgeber competent. Zwei Monate früher würde ohne Zweifel die Mehrheit der Fünfhundert sich beeilt haben, dem Wunsche des Directoriums zu entsprechen: jetzt aber wurde nach eingehender Verhandlung auf Dumolard's Antrag die Regel anerkannt, daß Niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden dürfe, und über das Begehren des Directoriums am 18. Juni zur Tagesordnung geschritten. Bald nachher fiel mitten in die Verhandlung über den Staatsgerichtshof die Nachricht von kläglichen Vorgängen in der Provence. In Marseille hatte die Neuwahl der Gemeindebehörde stattgefunden, welche bisher durch das Directorium mit eifrigen Terroristen besetzt worden war. Die große Mehrheit der Bevölkerung hatte mit Sehnsucht auf diesen Augenblick gewartet; als sie aber am Wahltag in den Sectionen zusammentrat, fielen an sechs oder sieben Stellen bewaffnete Banden unter dem Geschrei: es lebe der Berg, nieder mit der Jesuscompagnie, über die Wähler her und trieb sie unter Mißhandlungen aller Art auseinander, um dann ihrerseits die Wiederwahl der bisherigen Beamten zu verkünden. Drei Bürger blieben todt auf dem Platze, die Behörde versagte jedes Einschreiten. Darauf gelangte eine Beschwerde mit mehr als 2000 Unterschriften an den gesetzgebenden Körper, wo Simeon im Rath der Fünfhundert sofort den Antrag auf Vernichtung der Wahlen stellte, zwei andere Mitglieder der gemäßigten Partei jedoch zunächst eine Botschaft an das Directorium durchsetzten. Die Linke, zu directem Widerspruche nicht im Stande, suchte den Schlag durch Klage über royalistische Wahltumulte in Lyon abzuwehren, wurde aber nachdrücklich durch Dumolard zurückgewiesen, der in längerer Rede die Bedeutungslosigkeit einer in Lyon vorgefallenen Prügelei darlegte, und dann, seinerseits zum Angriff übergehend, die Jacobiner von Aix der Ermordung eines ihnen mißliebigen Regierungscommissars anklagte. Als das Directorium auf die Botschaft nur in unbestimmten, beschönigenden Redewendungen antwortete, erfolgte die Niedersetzung einer Commission, welche dann am 3. August durch Thibaudeau ihren Bericht erstattete. Die Untersuchung hatte die Richtigkeit der Anklage in ihrem ganzen Umfang und dazu noch die Mitschuld fast aller Behörden der unglücklichen

Stadt festgestellt. Zugleich ergab sich, daß das ganze Departement unter der gleichen Unterdrückung lag; in Aix hatte endlich die Militärgewalt einige Ordnung hergestellt, zu diesem Zwecke aber die vollständige Entwaffnung aller Bürger verfügen müssen, und der ganzen männlichen Bevölkerung einstweilen Hausarrest auferlegt, so daß Geschäft und Verkehr nur noch von den Frauen besorgt wurde. Hierauf wurde die Cassation der Marseiller Wahlen ohne Widerspruch beschlossen, und das Directorium zur provisorischen Besetzung der Stellen durch geeignete Persönlichkeiten aufgefordert. Daß dieses Mal die Ernennung nicht wieder auf Terroristen von 1793 fallen würde, verstand sich bereits von selbst.

So ging dies nun weiter auf allen Gebieten des Staatswesens. Drei Tage vor der Verhaftung Babeuf's hatte der damals noch vereinigte Einfluß des Directoriums und der Linken ein Gesetz gegen die Priester bei den Fünfhundert durchgebracht, welches alle Milderungen von 1795 aufheben und gegen die früheren Eidweigerer die ganze jammervolle Verfolgung der Schreckenszeit erneuern sollte. Jetzt wurde dasselbe im Rathe der Alten ohne eine einzige widersprechende Stimme abgeworfen, und an keiner Stelle ein Versuch zu seiner Erneuerung gemacht. Ein anderer Gesetzentwurf, welcher die Einrichtung der Friedhöfe und der Begräbnisse im jacobinischen Sinne regeln, und insbesondere die Theilnahme der Geistlichkeit bei der Beerdigung verbieten sollte, hatte kein besseres Schicksal. Nach langer Verhandlung rief Talot: laßt doch jedem Bürger unserer freien Republik die Freiheit, seine Todten zu begraben wie es ihm gefällt, und mit großer Mehrheit gingen die Fünfhundert über den Entwurf zur Tagesordnung über.

Endlich, und nicht in der wenigst schlagenden Weise, machte sich die neue Richtung auch in der Finanzpolitik der Regierung fühlbar. Im April sahen wir, hatte man sein ganzes Heil auf das neue Papiergeld setzen und einen Jeden, der an dem Vollwerth der Mandate zweifelte, als Verbrecher behandeln wollen. Seitdem hatte man durch den Courszettel eine Lehre über die sachliche Unmöglichkeit, und durch Babeuf schneidende Aufschlüsse über die Consequenzen des Systems erhalten, und auf jene schimmernden Hoffnungen des Frühlings schnell genug Verzicht geleistet. Von irgend einem Versuche, den Mandaten ihren Nennwerth durch Zwangsmittel zu erhalten, durfte an keiner Stelle mehr die Rede sein; im Gegentheil, in mehreren Beschlüssen wurde ganz unverkennbar die Ueberzeugung der Staatsgewalt bekundet, daß es mit dem Reiche des Papiergeldes zu

Ende gehe. Zunächst richtete man sein Augenmerk auf die erste Grundlage jedes geordneten Staatshaushalts, auf die Steuern, und kam zu dem Beschlusse, daß künftig die Grundsteuer nicht mehr in Mandaten zum Nennwerth entrichtet, sondern für jeden Franc der Steuer entweder zehn Pfund Weizen oder deren jeweiliger Marktpreis gegeben werden sollte [1]). Ein Franc für zehn Pfund Weizen war der Durchschnittspreis von 1790; das Gesetz kündigte also die Absicht an, auf die realen Werthe aus der Zeit vor der Papierwirthschaft zurückzukommen. Die Linke klagte mit großem Rechte, daß darin die Mandate, das wahre republikanische Geld, officiell herabgewürdigt wurden; Defermont aber antwortete ihr mit dem Wunsche, den neuen Grundsatz möglichst bald durch alle Theile des Budgets durchzuführen, und Barbé-Marbois mit der Erörterung, daß das Gesetz nur nicht vollständig und umfassend genug die Anschauungen der Schreckenszeit beseitige und deshalb eine Menge neuer Härten und Unbilligkeiten in sich schließe. Ohne Zweifel entsprach es der Gerechtigkeit nicht, daß der Staat von seinen Pflichtigen von jetzt an werthvolle Güter als Steuer einzog, und seine Gläubiger mit werthlosen Zetteln zu bezahlen fortfuhr. Aber es war immer ein erster Schritt zum Bessern, und Niemand konnte die Ausführung Creuzé-Latouche's widerlegen, daß man zuerst einnehmen müsse, um dann ausgeben zu können, daß trotz aller Bedenken Barbé-Marbois' die Noth des Staates im Augenblick keine bessere Auskunft zulasse. Forderte man aber auf diese Weise von dem Grundbesitzer statt des republikanischen Papiers reale Werthe, so mußte man auch dafür sorgen, daß er zur Erfüllung seiner Steuerpflicht solche Werthe erhielt; daraus ergab sich ein Gesetz, welches den Pächtern befahl, ein Viertel ihrer Pachtsumme in Getreide, die andern drei Viertel in Mandaten, für jeden Franc der Pacht den Marktpreis von zehn Pfund Weizen, zu entrichten. Es war und blieb eine halbe Maßregel, aber wie gesagt, es war immer ein Schritt in der verständigen Richtung, ein Schritt zu dem normalen Ziele, in allen Geschäften das Papier zum freien Courswerth zu geben und zu nehmen. Einmal hierauf eingetreten führte die Consequenz der Thatsachen nothwendig weiter. Die Fünfhundert legten jetzt die Hand an die verwickeltste und peinlichste aller ökonomischen Fragen, welche die Schreckenszeit hinterlassen hatte, die Frage nach der Ausführung der vor und während

[1]) Rath der Fünfhundert 27. Mai, Rath der Alten 26. Juni.

der Herrschaft der Assignaten eingegangenen Privatverträge. Die bloße Aufwerfung derselben war eine neue Niederlage für die Jacobiner, eine Verleugnung der terroristischen Grundlehre, daß das Gesetz keine Schwankungen im Werthe des republikanischen Geldes dulden, und noch viel weniger selbst anerkennen dürfe. Die Mehrheit ließ sich jetzt nicht mehr durch solche Erwägungen bestimmen. Es wurde für die Behandlung der Sache eine Commission niedergesetzt, welche dann freilich noch lange Monate gebrauchen sollte, ehe sie sich auch nur über die leitenden Grundsätze ihres Verfahrens zu verständigen vermochte.

Es lenkte also allmälich, Dank dem Schrecken vor Babeuf's Bestrebungen, die Directorialregierung auf die Bahnen einer geordneten und rechtlichen Politik hinüber. Unbedingt kann man es aussprechen: dadurch, und dadurch allein gewann sie die Möglichkeit fortdauernden Bestandes. Allerdings würde man irren, wenn man nun sofort die Besserung für eine gründliche und allseitige halten wollte. Männer wie Barras, Rewbell, Ramel blieben in ihrem Herzen, was sie gewesen, revolutionäre Politiker, welche als Opposition kein lieberes Mittel als den Straßenkampf, und als Regierung kein schöneres Ideal als den Staatsstreich kannten, welche die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllten, so weit sie mußten, und auch als Vertreter der Ordnung am Liebsten mit den Mitteln der Willkür wirthschafteten. Damals, im Sommer 1796, bekam ihr Staatshaushalt weitere Luft, indem außer dem italienischen auch das Rhein- und das Sambreheer auf Feindeskosten zu leben und reiche Brandschatzungen nach Paris zu senden begannen. Immer aber blieb die finanzielle Lage eine gepreßte, vor Allem, weil in allen Ministerien fort und fort die gewissenlose Verschleuderung das Ruder führte. In jedem Monat hatten die Räthe zu klagen, daß keiner der Minister geordnete Etats und gesetzliche Belege beibringe, und wenn einmal die Fünfhundert einem derselben, wie z. B. im Juli dem Kriegsminister, in dieser Hinsicht ein besseres Zeugniß gaben, so war es sicher, daß die eingehendere Prüfung des Rathes der Alten das Lob auf der Stelle in sein Gegentheil verkehrte. So war man nach einer constitutionellen Verwaltung von neun Monaten noch gar nicht zur Aufstellung des Jahresbudgets, und was schlimmer war, in den meisten Departements noch nicht zur Anlage der Steuerrollen gediehen. Obgleich in der stillen Ueberzeugung eines Jeden die Mandate so gut wie die Assignaten als rettungslos aufgegeben waren, glaubte man doch für den Augenblick sie noch nicht entbehren zu können, und unaufhörlich sann der

gesetzgebende Körper auf Maßregeln, welche mittelbar eine größere Nachfrage und eine Steigerung des Courses bewirken könnten. Auch hier zeigte sich, wie tief die revolutionäre Gewohnheit den Rechtssinn bei diesen Machthabern zerrüttet hatte. Einst hatten sie gehofft, die Mandate durch Erleichterung der Domänenverkäufe auf dem vollen Nennwerth halten zu können, und nach dieser Erwägung niedrige Kaufpreise und weite Zahlungstermine bewilligt. Als ihre Rechnung sich als großer Fehlschluß enthüllte, schritten sie unbedenklich zu einer Aenderung der eben erlassenen Vorschriften, nicht bloß für die künftig einzugehenden, sondern auch für die bisher rechtskräftig abgeschlossenen Verträge, indem sie zunächst die Zahlungstermine erheblich abkürzten, unter Strafe der Nichtigkeit des Kaufes und Verfall der bereits gezahlten Summen. Mit diesem Wortbruch erzielten sie für einen Augenblick die gewünschte Wirkung; die Domänenkäufer mußten schneller als sie geglaubt hatten, Mandate anschaffen, und der Cours derselben stieg in Paris von fünf auf sieben Procent. Aber die Besserung dauerte kaum einen Tag lang, und zwar dieses Mal weil das Directorium selbst seinem Papiergeld den Krieg machte. Einige große Lieferanten der Regierung hatten ihren Verkäufern erhebliche Summen zu zahlen; sie konnten natürlich ihre Verbindlichkeiten um so leichter erfüllen, je wohlfeiler ihr Zahlungsmittel, die Mandate, zu haben waren; so erhielten sie von dem Finanzminister selbst die Summen, die erforderlich waren, um zuerst im Stillen eine Anzahl Mandate für sieben Procent zu kaufen, und dann mit großem Lärmen zu fünf an der Börse zu verkaufen. Dies reichte aus, den Cours wieder auf lange zu drücken, und damit den Speculanten ihren schmutzigen Gewinn zu ermöglichen; bei den Fünfhundert wurde der Vorgang bemerkt und beklagt, hauptsächlich aber darüber ein Tadel ausgesprochen, daß jene Börsenmänner ihren Papierhandel öffentlich als Agenten der Regierung betrieben hatten, was immer, wie ein Redner bemerkte, eine große Ungeschicklichkeit sei, da eine Regierung, falls sie Börsengeschäfte mache, dies nur im tiefsten Geheimniß thun dürfe. Der elende Stand der öffentlichen Moral drückte sich, wie man sieht, in jedem Zuge dieser traurigen Vorgänge aus.

Wir wollen an dieser Stelle noch kurz über das persönliche Schicksal Babeuf's und seiner Genossen berichten, um später dadurch nicht die Erzählung wichtigerer Ereignisse unterbrechen zu müssen.

Im ersten Augenblicke nach seiner Verhaftung behauptete Babeuf eine äußerst trotzige Haltung. Da er die Beschlagnahme seiner Papiere gesehn,

schien ihm weiteres Leugnen hoffnungslos; er schrieb also einen stolzen Brief an das Directorium, worin er demselben vorschlug, mit ihm als Macht gegen Macht zu unterhandeln. In diesem Sinne schilderte er die Streitkräfte der Verschwörung mit den glühendsten Farben, gab dann den Directoren die allerdings lügenhafte Versicherung, daß der Zorn der Patrioten nur dem Systeme und nicht den Personen des Directoriums gegolten, und führte schließlich mit großem Nachdrucke aus, wie die Regierung, bei gründlichem Bruche mit den ächten Demokraten, freundlos und waffenlos den Reactionären und Royalisten gegenüber stehn und ohne Rettung zu Grunde gehn würde. Er gab also anheim, ob nicht in beiderseitigem Interesse das Directorium von weiterer Verfolgung Abstand nehmen wollte. Wir wissen, in wie ferne seine Erörterung richtig war, das Directorium aber fand sich dadurch nicht veranlaßt, die Männer, welche mit solcher Ausführlichkeit den Plan zu seiner Ermordung entworfen, noch als nützliche Bundesgenossen zu betrachten, ließ den Brief veröffentlichen und gab Babeuf keine Antwort. Besseres Glück hatte Drouet, der aus seinem Gefängnisse entsprang, sei es, wie Einige angeben, durch Bestechung des Kerkermeisters, sei es, wie Andere vermuthen, durch geheime Beihülfe der Regierung, besonders des Directors Barras, welcher dem alten Freunde die Rettung erleichtert hätte. Der Mann also, um dessentwillen der Staatsgerichtshof errichtet worden, und der seine Genossen vor dessen Schranken nach sich gezogen hatte, wurde dort nur durch ein Contumacialverfahren verurtheilt. Die Uebrigen wurden im September nach Vendome übergeführt, wo der Gerichtshof seinen Sitz haben sollte. Unterwegs erwogen sie, daß bei fortgesetztem offenem Bekenntniß zu ihrem Unternehmen sie zwar ihre Sache als heldenmüthige Märtyrer verherrlichen, ihre Personen aber der härtesten Bestrafung aussetzen würden, und kamen so zu dem Beschlusse, den Proceß durch Ausnutzung aller Rechtsformen möglichst hinauszuziehen, die Angaben Grisel's als Lügen zu verwerfen, und ihre Protokolle und Manifeste als harmlose theoretische Ausarbeitungen ohne jeden Gedanken an thatsächliche Verwirklichung zu bezeichnen. Bei der großen Zahl der Angeklagten bedurfte das Gericht mehrerer Monate zu seiner Voruntersuchung, so daß die Verhandlung vor den Geschworenen erst am 20. Februar 1797 beginnen konnte. Der Verlauf des Processes war dann nach dem von den Angeklagten beschlossenen Vertheidigungsplane ein äußerst trübseliger. Sie protestirten gegen die Vernehmung Grisel's und verschiedener Polizeiagenten als Zeugen, stellten ihre Handschrift bei den schriftlichen

Beweisstücken in Abrede, forderten Entfernung der Zeitungsschreiber, begehrten die Vorladung von Entlastungszeugen aus Constantinopel und Amerika. Jede Erörterung über solche Punkte wurde äußerst stürmisch; Germain nannte Grisel einen Barbaren und Menschenfresser, den Richtern wurde der Titel royalistischer Schurken entgegengeschleudert, am Schlusse jeder Sitzung die Marseillaise angestimmt. Zur Sache blieb Babeuf dabei, daß alle seine Entwürfe menschenfreundliche Träume gewesen seien; die Liste der künftigen communistischen Volksvertreter habe er zum Zeitvertreib in seiner frühern Haft in Plessis entworfen. Buonarroti führte aus, daß die Insurrectionsacte kein Datum habe, und mithin aus der Zeit vor Annahme der jetzigen Verfassung stammen könne. Germain sagte, wenn er an Babeuf über die Nothwendigkeit baldigen Angriffs geschrieben, so habe er dabei nur einen moralischen Angriff gemeint; die zwölf Pariser Agenten seien nur Beobachter der öffentlichen Meinung gewesen, um Babeuf für seine Zeitung Material zu liefern. Antonelle erhob sich sogar zu der Versicherung, daß er die Angeklagten stets aufgefordert habe, die Regierung und die Verfassung zu lieben. Es war nicht möglich, die Ehre des Parteibanners kleinlicher zu verleugnen, auf die Glorie des Martyriums gründlicher zu verzichten. Das Urtheil wurde endlich am 26. Mai früh Morgens gesprochen. Die Geschworenen gaben die Erklärung, daß eine Verschwörung zum Sturze des Directoriums und des gesetzgebenden Körpers nicht erwiesen sei; dagegen erklärten sie unter Verneinung mildernder Umstände Babeuf und Darthé schuldig, an der Herstellung der Verfassung von 1793 gearbeitet zu haben, stellten dasselbe Verbrechen unter mildernden Umständen bei Germain, Buonarroti und fünf andern Angeklagten fest, und erkannten bei den Uebrigen auf Freisprechung. Das Gericht verurtheilte darauf Babeuf und Darthé zum Tode, die sieben Andern zur Deportation. Nach der Verkündigung dieses Spruches suchten Babeuf und Darthé sich zu entleiben, brachten sich aber nur leichte Wunden bei, und wurden gleich nachher hingerichtet.

Zwanzig Jahre später schrieb dann Buonarroti die Geschichte der Verschwörung, um darin die einstige Ableugnung zu widerrufen, und ein Unternehmen der Nachwelt zu empfehlen, dessen Anstrengungen, wie er sagte, man einige Tugend nicht absprechen werde. Durch dieses mit litterarischem Geschick geschriebene Buch ist Babeuf's Verschwörung der Ausgangspunkt für zahlreiche spätere communistische Bestrebungen geworden; sie hat somit eine gewisse Bedeutung für die Folgezeit gewonnen, nachdem sie in der

Epoche ihres Erscheinens nur dazu gedient hatte, die Erbitterung des französischen Volkes gegen die Bestrebungen der Schreckenszeit zu steigern, und hiedurch den Einfluß der gemäßigten Partei im gesetzgebenden Körper in bedeutendem Maße zu erhöhen.

Wir wenden uns jetzt zu den auswärtigen Beziehungen der französischen Republik, und der Entwicklung ihres Kampfes gegen die Mächte der Coalition.

Zweites Buch.

Mailand und Mantua.



Erstes Capitel.

Absichten der Coalition.

Das französische Directorium stand nach den preußischen, norddeutschen und spanischen Friedensverträgen von 1795 der großen Triple-Allianz gegenüber, in welche Oesterreich, Rußland und England ihre besonderen Bündnisse am 28. September 1795 zusammengefaßt hatten, und an die sich die Mitwirkung der Mehrzahl der deutschen Reichsstände, Sardiniens, Neapels, Portugals anlehnte.

Die Urkunde des 28. September hatte leider für die innere Befestigung und die äußere Wirksamkeit der Coalition wenig ausgetragen [1]. Wie immer bei solchen Verhältnissen deckten sich die Interessen der drei verbündeten Mächte keineswegs, sondern berührten sich in einigen Punkten, und gingen in anderen auseinander: wie immer band sich jeder Theilnehmer an die Vertragspflichten, genau soweit er sein besonderes Interesse dadurch gefördert sah, und warf den Genossen, wenn sie in dem gleichen Sinne verfuhren, Selbstsucht und Unzuverlässigkeit vor. In allen drei Reichen war das Land erfüllt von dem Geräusche der Kriegsrüstungen, aber die allgemeine Auffassung der Aufgabe war bei den drei Höfen eine grundverschiedene. Am Eifrigsten predigte Kaiserin Katharina den rastlosen unversöhnlichen Krieg gegen die Pariser Jacobiner, nur mit dem stillen Vorbehalte, daß er allein von ihren Bundesgenossen geführt werde, und ihr damit die Hand zur Ausführung ihrer großen orientalischen Entwürfe frei

---

[1] Für die folgenden Erörterungen ist die Correspondenz Thugut's mit Graf Cobenzl in Petersburg, sowie jene Lord Grenville's mit Sir Morton Eden in Wien als Quelle benutzt.

mache. Umgekehrt hatte das englische Ministerium aus hundert Gründen die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden, den es für sich allein vielleicht auf vortheilhafte Bedingungen hätte erlangen können, war aber fest entschlossen, in dem Kampfe auszuhalten, so lange sich eine Möglichkeit zeige, ein befriedigendes Gleichgewicht der Macht für ganz Europa herzustellen. In Wien endlich empfand Thugut die Lasten und Gefahren des Krieges täglich schwerer, war zum Frieden höchst bereit, sobald derselbe einen anständigen Gewinn für Oesterreich liefern würde, hielt es aber einstweilen noch für aussichtreicher, durch fernere Anstrengungen die Hülfe Londons und Petersburgs zu sichern als es sofort auf eine Friedensunterhandlung mit Paris zu wagen.

Im Spätherbst 1795, wie wir wissen, hatte sich das Waffenglück auf dem deutschen und dem italienischen Kriegstheater ungefähr die Wage gehalten. In Deutschland hatten Clerfait und Wurmser nach schweren Bedrängnissen bei Frankfurt, Mainz und Mannheim gesiegt, und einen großen Theil der Pfalz auf dem linken Rheinufer wieder besetzt. In Italien waren die Austrosarden bei Loano geschlagen worden und in Folge dessen ein Theil des Apennin, entlang der genuesischen Riviera, in die Hände der Franzosen gefallen. Hier im Süden war nach dem Schlachttage in Folge der beiderseitigen Erschöpfung thatsächliche Waffenruhe eingetreten; dort am Rhein setzten sich zwischen Clerfait und Jourdan, zwischen Wurmser und Pichegru eine Reihe kleiner Kämpfe während des November und December fort. Unter solchen Verhältnissen hatten die Mächte die Aufgabe des nächsten Feldzugs und die Mittel zu deren Verwirklichung zu berathen.

Es war die englische Regierung, welche, allerdings sehr verdrießlichen Muthes, diese Verhandlung begann. Schon seit dem Abzuge der Oesterreicher aus Belgien hatte sie Zweifel an dem ernsten Kriegseifer Thugut's gehabt, sich dann auf dessen eifrige Zusicherungen noch einmal zu reichen Subsidien entschlossen, jetzt aber nach der völligen Unthätigkeit der österreichischen Heere während des Sommers 1795 im Grunde jede Hoffnung aufgegeben. Als Ende September die Franzosen den Rhein überschritten und Clerfait anfangs hastig vor ihnen zurückwich, schrieb Lord Grenville an den englischen Gesandten in Wien, es sei jetzt deutlich, daß alle Versprechungen Oesterreichs auf kräftiges militärisches Handeln trügerisch gewesen. Sir Morton Eden empfing also den Befehl, gemeinsam mit einem ihm zur Unterstützung geschickten Diplomaten, Herrn Jackson, die Frage zur

Entscheidung zu bringen. Oesterreich solle sagen, was es in Wahrheit wolle, dann aber auch mit Ernst und Aufrichtigkeit danach handeln. Möge es erklären, welche Friedensbedingungen ihm wünschenswerth erscheinen, England werde offen und unparteiisch dafür wirken und selbst für diesen Zweck eigne Opfer nicht scheuen. Wir haben, sagte Lord Grenville, die Ueberzeugung, daß von Oesterreich eine ernstliche Anstrengung nicht mehr zu erwarten ist, jedoch liegt Alles daran, dies noch dem Feinde verborgen zu halten, und also die künftigen Operationen eifrigst vorzubereiten. Und, schloß er, möge Thugut uns nicht weiter mit Geldforderungen behelligen; dergleichen ist nach Oesterreichs Verhalten in diesem Feldzuge völlig außer Frage.

Ganz so schlimm, wie es Grenville hier vermuthete, stand es nun damals in Wien freilich nicht. Thugut hatte dem Rheinheere keine große Bewegung verstattet, so lange Preußen den polnischen Theilungsvertrag nicht angenommen hatte: eben jetzt aber, am 19. October 1795, wurde die Vereinbarung darüber in Petersburg geschlossen, und nur noch eine specielle Grenzberichtigung durch eine gemischte Commission vorbehalten. So für den Augenblick über Preußen beruhigt, war Thugut wieder zu kriegerischem Vorgehen gegen Frankreich bereit. Aber sobald Sir Morton Eden auf die Specialverhandlung eintrat, erschienen die Schwierigkeiten. Thugut erklärte, daß der Kaiser vor dem Empfange englischer Geldhülfe seine Truppen nicht in Bewegung setzen könne; Eden mußte erwidern, daß nach den bisherigen Erfahrungen England erst nach dem Beginne der Operationen Geld geben würde. Auf die Erkundigung, welche Bedingungen Oesterreich zum Friedensschlusse begehre, lehnte Thugut jede Antwort ab, weil dies von dem Ausgang des nächsten Feldzugs abhängen müßte. Eden hatte nun ganz besonders die alte belgische Frage vorzulegen, die Frage, ob Oesterreich nach Englands Wunsche die Wiedererlangung Belgiens anstreben, oder anderwärts eine Entschädigung für die unliebsamen Provinzen fordern wollte: und die Auskunft hielt sich auch hier ziemlich unbestimmt, indem Thugut erörterte, daß der Kaiser höchstens in dem Falle sich mit Belgien wieder belasten würde, wenn man ihm den Besitz durch eine Reihe französischer Festungen im Süden, sowie durch die Annexion von Lüttich und Nordbrabant stärke. Ueberhaupt aber, sagte der Minister, ist es müßig, die Frage zu besprechen: Dank den preußischen Umtrieben werden wir den Friedensschluß des deutschen Reiches nicht lange mehr verhindern können; dann ist es vorbei mit jedem Angriff auf Belgien, und der Kaiser wird

seine Hauptmacht nach Italien werfen, um von dort aus den französischen Süden zu bedrohen [1]).

Gleich nachher folgten indessen Clerfait's und Wurmser's glänzende Siege, und von einem ohne Oesterreichs Zustimmung abzuschließenden Reichsfrieden war seitdem keine Rede mehr. Thugut räumte dies den Engländern bereitwillig ein, blieb aber dabei, daß weitere Kämpfe auf der deutschen Seite aussichtslos seien; höchstens lasse sich vom Breisgau her ein Stoß auf den Elsaß führen; aber das Hauptgewicht des Krieges müsse auf Italien gelegt werden, und für dies Alles wolle der Kaiser 200,000 Mann aufstellen, wenn England sich zu erheblicher Geldhülfe verpflichte. Als Eden dies gemäß seinen Weisungen ablehnte, rief Thugut: damit beginnt eine neue Ordnung der Dinge, dann bleibt uns nichts übrig, als eine beschränkte Kriegführung lediglich zum Zwecke eines raschen und ehrenvollen Friedens. Welche Bedingung er als ehrenvoll erachte, vermochten die Engländer dieses Mal so wenig wie früher zu erfahren. Er könnte, äußerte Thugut, darüber nichts sagen, bis man sich mit dem russischen Hofe verständigt habe; Belgien werde der Kaiser nicht an Frankreich abtreten, aber auch nicht ohne jene Vergrößerung wiedernehmen [2]).

So viel war aus diesen Aeußerungen zu schließen, daß England starke Zahlungen machen mußte, wenn Thugut sich dem Reichsfrieden, d. h. unter den damaligen Umständen der Abtretung des linken Rheinufers, noch länger widersetzen sollte, daß jetzt wie früher Belgiens Verlust den österreichischen Minister sehr gleichgültig ließ, und daß in jedem Falle die Neigung seines Herzens auf Verwendung seiner Hauptmacht in Italien ging. Für uns ist diese Tendenz begreiflich genug. Der russische Vertrag vom 3. Januar eröffnete Thugut die Aussicht auf die Erwerbung Venetiens, freilich nur als Ergebniß eines türkischen Krieges, den Thugut erst nach dem Abschluß des französischen zu führen dachte: es ist aber deutlich, wie wünschenswerth bei einer solchen Aussicht es für Oesterreich war, im Augenblick des Friedens mit Frankreich auf italienischem Boden möglichst stark gerüstet dazustehen.

Die Frage war nur, ob sich die Verpflanzung der österreichischen Hauptmacht vom Rheine nach Italien bei England durchsetzen ließ. Blieb nach dessen Meinung die große Armee am Rheine, so begehrte Thugut

---

[1]) Eden an Grenville 10. October.

[2]) Eden's und Jackson's Depeschen 1. Nov. 10. Nov.

ein für alle Male bessere Entschädigung, als sie Lord Grenville in dem vergrößerten Belgien anbot. Ehe er also weiter sich mit England einließ, wandte er sich aufs Neue an die vertrauteste Bundesgenossin, an die große Monarchin, die seit dem 3. Januar 1795 der Hort und die Erquickung Oesterreichs geworden war. Allerdings war, wie alle menschlichen Dinge, auch dieses schöne Verhältniß nicht völlig frei von kleinen Trübungen. Noch in den letzten Wochen hatte Katharina Thugut's Kummer erregt, durch die erneuerte Aufforderung, Ludwig XVIII. als König anzuerkennen, während Thugut die bourbonischen Prinzen verachtete und um keinen Preis durch einen solchen Schritt den Krieg mit der Republik unversöhnlich machen wollte. Dann hatte die Kaiserin sogar die Absicht angekündigt, außer einem russischen Hülfscorps durch ihren Einfluß in Berlin auch noch ein preußisches an den Rhein zu bringen, worauf Thugut höchst entrüstet ausrief, mit Preußen möge er gar nichts mehr zu schaffen haben, und wenn er die Russen nur in Verbindung mit den Preußen haben könne, wolle er lieber auch auf die Russen ganz verzichten. Jedoch diese kleinen Mißhelligkeiten waren wenig gefährlich, da hinsichtlich Ludwig XVIII. sich England auf Thugut's Seite stellte, und das Unglück preußischer Hülfe durch die Friedensliebe des Berliner Hofes dem Kaiser in jedem Falle erspart blieb. Die Hauptsache wurde also nicht geändert, Rußland war nach wie vor der vertrauteste Bundesgenosse Oesterreichs, und so beauftragte Thugut am 23. November den Grafen Cobenzl, den Ministern in Petersburg des Kaisers Anschauungen über den kommenden Feldzug zu eröffnen.

Das Erste war auch hier die Erklärung, daß die Fortsetzung des Krieges auf der deutschen Seite mit den bisherigen Mitteln nur Unheil erwarten lasse. Wenn England nicht Geld zur Besoldung möglichst vieler Reichstruppen gebe, Rußland nicht Preußens Böswilligkeit kräftig im Zaume halte, beide Mächte nicht den Reichstag zu energischer Kriegführung bestimmten: so bleibe nichts übrig, als den Kampf auf dieser Seite durch Frieden oder Neutralität oder langen Waffenstillstand des deutschen Reiches zu beendigen, und die Masse der österreichischen Streitkräfte nach Italien zu senden.

Jedenfalls aber müsse der Kaiser bei der Fortsetzung des Krieges eine Möglichkeit des Erfolges sehn, und zugleich auch Aussicht auf ansehnlichen Landgewinn haben. Thugut erwähnte dann, was er den Engländern über die etwaige Vergrößerung Belgiens gesagt, machte hier aber kein Geheimniß daraus, daß dem Kaiser die Zeit gekommen scheine, endlich

den alten baierischen Tauschplan zu verwirklichen, daß er also wünsche, Rußland möge denselben in London beantragen, da Oesterreich dort mehrmals seinen Verzicht auf Baiern erklärt habe, sein Zartgefühl also verletzt werde, wenn es den Vorschlag selbst den Engländern mittheilen müsse. Uebrigens würden hiermit seine gerechten Ansprüche keineswegs befriedigt sein. Wenn man Ludwig XVIII. nach Paris zurückbringe, müsse Oesterreich den Elsaß und Lothringen erhalten; wenn der Sieg nicht ganz so gründlich ausfalle, werde man ihm wenigstens den Elsaß nicht verweigern wollen.

Thugut also begehrte für die Fortsetzung des rheinischen Krieges englisches Geld, deutsche Truppen, russische Unterstützung, und sodann die Zusicherung stattlicher Erwerbungen, Baierns, des Elsasses, wenn möglich Lothringens. Würde ihm diese Reihe von Bedingungen nicht gewährleistet, so müßte der Kaiser das deutsche Reich sich selbst überlassen und seine Macht für Kämpfe in Italien verwenden. Er bezeichnete diese Erörterungen als vorläufiges Material für vertrauliche Besprechungen mit den russischen Ministern; sie enthielten ohne Zweifel nicht sein letztes Wort, sondern seine erste Preisforderung, über deren Einzelnheiten weiter zu reden sein würde. Unverkennbar aber ist auch bei dieser Auffassung der Standpunkt, auf welchem Thugut die Verhandlung überhaupt eröffnet. Der Kaiser erscheint dem Reiche, dessen Oberhaupt er dem Namen nach damals noch ist, thatsächlich fremd. Er will sich der Beschützung desselben weiter unterziehen, wenn England und Rußland es wünschen, ihm dabei helfen, ihn dafür belohnen. Das Reich überhaupt wird hier genau so angesehn, wie Belgien seit dem Mai 1794, über welches, wie wir sahen, Thugut fort und fort erklärte, der Besitz desselben sei dem Kaiser eine Last, mit der er sich nur aus Gefälligkeit für die Seemächte und gegen deren Subsidien befassen könne. Es war in beiden Fällen der Standpunkt der souverainen österreichischen Monarchie, welche dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation genau so weit Unterstützung gab, als dies im eigenen Interesse lag, im Uebrigen aber für jedes reichspatriotische Opfer baare Bezahlung forderte.

Es gelang dem Grafen Cobenzl jedoch nicht, von den russischen Ministern eine völlig befriedigende Antwort zu erlangen. Markoff führte ihm aus, daß ein zuverlässiger Frieden mit der revolutionären Regierung nicht möglich sei; das Directorium könne sich ohne Krieg in Frankreich selbst nicht halten, würde also immer Krieg führen; demnach könne Katharina es nur auf das Lebhafteste bedauern, wenn Oesterreich jetzt auf

zweifellos schlimme Bedingungen einen unhaltbaren Frieden versuche. So richtig diese Bemerkung war, so wenig zeigte sich Rußland geneigt, selbst etwas für die Fortsetzung des Krieges zu thun. Markoff stellte natürlich nicht in Abrede, daß Rußland die Sendung eines Hülfscorps verheißen habe, stets aber erst für die Zeit nach vollständiger Vereinigung der polnischen Sache, und diese sei unvollendet, so lange die gemischte Commission mit der Grenzregulirung nicht fertig sei, und demnach ein Bruch, ja ein Krieg mit Preußen noch innerhalb des Kreises der Möglichkeiten liege. Dagegen war nicht viel zu sagen, zumal, wie wir bald sehen werden, Thugut die preußische Grenzregulirung mit gleich besorgtem Argwohn wie Markoff betrachtete. Um so erfreulicher war es, daß Markoff sich mit allen Annexionsgedanken Thugut's völlig einverstanden erklärte; nur warnte er, sie vorzeitig in London zur Sprache zu bringen. „Wir werden entzückt sein, sagte der Minister, wenn ihr Baiern und halb Frankreich euch aneignen könnt. Aber es wäre nicht klug, schon jetzt davon zu reden. Clerfait hat die Franzosen nur abgewiesen, und nicht bezwungen; macht es wie wir: beginnt damit, zu nehmen, was ihr fassen könnt, und sagt dann hinterher, was ihr davon behalten wollt. England wird es euch nicht entreißen; Preußen zwingen wir zur Ruhe. Aber wenn ihr schon jetzt von Baiern redet, so werdet ihr keine andere Wirkung erreichen, als Englands Eifer abzukühlen"[1]).

Rußland blieb ebenso wie England fest in der Forderung, daß Oesterreich den Rheinkrieg weiter fortsetze. Dafür verhieß es freilich keine russische Armee zur Unterstützung der Oesterreicher, wohl aber die Genehmigung und Beschützung jeder Eroberung, welche Oesterreich mit eigener Kraft zu machen im Stande sei. Zugleich zeigte sich die günstigste Rückwirkung von Clerfait's Siegen auf die Stimmung der englischen Minister. Am 22. December gab Lord Grenville dem Ritter Eden die Nachricht, daß England, um seinem Bundesgenossen eine kräftige Waffenhülfe zu verschaffen, den Russen für die Stellung eines Hülfscorps von 55,000 Mann eine jährliche Subsidie von einer Million Pfund angeboten habe; es sei leider wegen des ungünstigen Standes des Londoner Geldmarktes nicht möglich, schon jetzt eine bestimmte Zusage über das von Oesterreich verlangte Anlehen von drei Millionen Pfund zu geben; jedoch hoffe man in sechs oder acht Wochen zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, namentlich, wenn Oester-

---

[1]) Cobenzl an Thugut 16. December.

reich die Anleihe auf irgend einem deutschen Platze unter britischer Garantie vereinbaren wolle; jedoch müsse England jeden Gedanken zurückweisen, nach welchem die Hauptoperationen auf die italienische Seite zu verlegen seien; es müsse im Gegentheil große Offensivbewegungen am Rheine für die unerläßliche Bedingung aller englischen Geldhülfe erklären. Uebrigens halte man es in London, mit Rücksicht auf die Friedenssehnsucht des französischen Volkes für vortheilhaft, im Beginne des Frühlings eine öffentliche Erklärung der verbündeten Mächte zu erlassen, daß sie jeden Tag zum Frieden bereit seien. Sollte das Directorium hierauf eintreten, so würde England mit der Erfüllung von drei Bedingungen zufrieden gestellt sein, Amnestie für die französischen Royalisten, einer angemessenen Entschädigung für die Kriegskosten, Rückgabe Belgiens an Oesterreich unter der von Thugut geforderten Grenzerweiterung.

Wie man sieht, enthielten diese Vorschläge nicht ganz und gar die Dinge, welche Thugut in erster Linie gewünscht hätte. Aber sie enthielten wenigstens ein großes Wort, die Garantie der Anleihe von drei Millionen Pfund, ohne welche, wie Thugut dem Gesandten erklärte, Oesterreich überhaupt seine kriegerische Thätigkeit nicht über den April hinaus fortsetzen könnte. Sie bewiesen ferner die Fülle der englischen Hülfsquellen durch das Anerbieten der russischen Subsidie, also die finanzielle Möglichkeit, für Oesterreich noch mehr als jene Anlehnsgarantie zu erhalten. Und so wenig man zu der Wiedererwerbung Belgiens geneigt war, so war die englische Zusage einer Erweiterung desselben immerhin ganz unverächtlich, da sie Oesterreich einen Titel zu sonstigen Forderungen gab, wenn sie gegen die Franzosen nicht durchgesetzt werden konnte — gelang es aber, die Franzosen bis zu einer solchen Nachgiebigkeit zu demüthigen, so brauchte das siegesstolze Oesterreich dann überhaupt bei seinen baierischen und elsaßer Wünschen auf keinen Widerspruch von keiner Seite Rücksicht zu nehmen.

Unter diesen Umständen war Thugut nicht länger zweifelhaft über seinen Entschluß. Blieb er einstweilen fest im deutschen Kriege, so bot ihm England Geld und belgische Grenzlande, Rußland wollte die Annexion Baierns, des Elsasses, Lothringens unterstützen; im Hintergrunde stand nach erlangtem französischen Frieden die Erwerbung Venetiens und Bosniens mit russischer Hülfe. Was war im entgegengesetzten Falle von Frankreich zu erwarten? Eben jetzt erschien ein geheimer Agent des Namens Poterat in Wien, um die alten Vorschläge zu erneuern, die Bewilligung Baierns an Oesterreich gegen Ueberlassung Belgiens und des linken Rheinufers an

Frankreich. Es war kein Gedanke daran, daß er mit so dürftigem Angebote gehört worden wäre. Auch er redete einmal von türkischen Provinzen; da aber Frankreich damals nicht den geringsten Einfluß im Oriente besaß, so antwortete Thugut höchst unbefangen: wollte ich dergleichen erwerben, so müßte ich mich doppelt eifrig an meine großen Alliirten halten. Poterat wurde ohne Aufenthalt aus Oesterreich hinweg gewiesen.

So trat denn Thugut in die Erörterung der englischen Anträge ein. Er that es mit um so größerer Wärme, als ein widriger Zwischenfall am Rheine so eben wieder das englische Mißtrauen gegen die ernste Kriegsbereitschaft Oesterreichs neu belebte: mitten in ihrem Siegeslaufe hatten die kaiserlichen Generale Ende December durch den Abschluß eines Waffenstillstandes den jämmerlich zerrütteten französischen Heeren die Möglichkeit zu ihrer Herstellung und Verstärkung bewilligt, zuerst ohne höhere Vollmacht für seine Abtheilung General Kray, von Clerfait's Armee, dann auf diese Nachricht Feldmarschall Wurmser für das ganze Heer vom Oberrhein, so daß Clerfait trotz nachdrücklicher Verwahrung nicht umhin gekonnt, sich anzuschließen [1]). Die Sache machte begreiflicher Weise den übelsten Eindruck auf allen Seiten. Eden und Jackson stellten die österreichischen Minister lebhaft zur Rede; in London war die Unruhe groß, ob Oesterreich wieder in die Unthätigkeit des Sommers zurückfallen wolle [2]), und Thugut beeilte sich, durch möglichst bündige Eröffnungen den Argwohn zu zerstreuen, der ihm die unentbehrlichen englischen Goldquellen zu verschließen drohte. Er erklärte den beiden Engländern die völlige Unbetheiligung des Kaisers an dem unglücklichen Stillstande, und den festen Entschluß desselben, den Krieg mit höchster Anstrengung fortzusetzen, wenn man ihm nur die dazu erforderlichen Mittel verschaffe. Einzig im Falle des zwingenden Geldmangels werde der Kaiser die Operationen auf Italien beschränken; seinerseits habe er den lebhaften Wunsch, in der Gegend von Landau und Saarlouis die Offensive gegen die französischen Gebiete selbst zu ergreifen. Leider habe er nur noch schwache Hoffnung auf das Erscheinen eines russischen Hülfscorps, und glaube also, England werde besser thun, das Geld, welches Grenville zu diesem Behufe den Russen angeboten, nach Wien zu senden, wo man damit etwa 17,000 Mann deutscher Reichs-

[1]) Vivenot, Thugut, Clerfait, Wurmser S. 414 ff. Eden an Grenville 4. Januar 1796.

[2]) Noch am 29. Januar schreibt Grenville darüber höchst besorgt an Eden.

truppen in Sold nehmen werde. Geschehe nun aber das Eine oder das Andere, erhalte man russische Hülfstruppen oder deutsche Söldner, in jedem dieser Fälle sei Oesterreich, stets unter Voraussetzung des englischen Anlehns von drei Millionen, fest entschlossen, den Krieg bis auf das Messer (à outrance) zu führen, am Rheine die bisherige Truppenzahl zu unterhalten, seine italienischen Heerestheile auf 50,000 Mann zu verstärken. Sollten die Russen ebenso wie die Geldmittel zur Besoldung jener Reichstruppen ausbleiben, England aber wenigstens die Garantie für das Anlehn bewilligen, so würde der Kaiser zwar dieselbe Truppenzahl wie 1795 stellen, dann aber freilich seine Operationen nicht soweit ausdehnen, wie er selbst es gewünscht hätte. Nur wenn auch die Anleihe nicht verwirklicht würde, müßte der Kaiser seine Armeen hinter den Lech zurückziehn, und in dieser Stellung den Lauf der Ereignisse abwarten. Den englischen Friedensbedingungen stimmte Thugut zu, vermied aber jede Aeußerung über seine eignen Wünsche für den Fall, daß die vorgeschlagene Vergrößerung Belgiens nicht erreichbar sei [1]).

Mit diesen Erklärungen war, wie sich auf der Stelle zeigte, eine Grundlage für die Verständigung gewonnen. Lord Grenville antwortete umgehend, daß man die Besoldung deutscher Reichsvölker ablehne, die Garantie aber einer Anleihe von drei Millionen übernehmen wolle. Daß er die betreffende Bill erst im Mai oder Juni in das Parlament einbringen zu können betheuerte, machte geringe Schwierigkeit, da Thugut bis dahin sich mit einheimischen Hülfsquellen fristen konnte, und England bald nachher sich auch bereit zeigte, bis zur Verwirklichung der Anleihe Vorschüsse auf deren Erträge (150,000 Pfund monatlich) zu leisten. Hiermit also trat, da Rußland die Sendung eines Hülfscorps vor Abschluß der preußischen Grenzregulirung zu weigern fortfuhr, der zweite der oben von Thugut bezeichneten Fälle ein. Auf Grund der englischen Anleihe verzichtete der Kaiser darauf, seine Hauptmacht vom Rheine hinweg nach Italien zu ziehen, verhieß vielmehr, die am Rheine vorhandenen Truppen auf der bisherigen Stärke zu erhalten. Dagegen übernahm er, England gegenüber, keine Verpflichtung, seine italienische Heeresmacht bis auf 50,000 Mann zu vermehren, wie dies Thugut für den Fall des Erscheinens russischer Hülfstruppen angeboten hatte. Es sollte mithin, nach dem Sinne dieser Abreden, wie bisher, so auch in Zukunft der italienische

---

[1]) Eden an Grenville den 22. Januar.

Krieg als der untergeordnete, der rheinische als die große Hauptsache behandelt, und wenigstens vom Rheinheere keine Truppensendung nach Italien gemacht werden.

Eine andere Frage war es natürlich für die österreichische Regierung, ob sie aus sonstigen Beständen ihr italienisches Armeecorps auf eine höhere Stärke bringen wollte, und hierüber wurden in den ersten Wochen des Jahres in Wien Erwägungen mannichfaltiger Art gepflogen. Grund genug war dafür seit dem Vertrage des 3. Januar vorhanden. Freilich redete Thugut in Petersburg jetzt nicht von Venetien, weil er die Theilung der Türkei, welche damit zusammenhing, nicht vor dem Abschlusse des französischen Friedens in Angriff zu nehmen wünschte. Aber, wie gesagt, um so wünschenswerther war es für Oesterreich, für jede Möglichkeit dieser Art im letzten Augenblicke des französischen Krieges gewappnet zu sein. Diese Tendenz wurde Mitte Januar durch einen neuen, höchst empfindlichen Antrieb verstärkt. Wir wissen, wie schwach das Einverständniß zwischen Wien und Turin von jeher gewesen. Jetzt meldete die sardinische Regierung, sie habe nach Clerfait's Vorgang einen Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen, und zugleich eine Friedensunterhandlung begonnen; sollte diese kein Ergebniß haben, so müsse man, behufs besserer Einheit der Bewegungen, den Oberbefehl auch über die in Piemont operirenden Oesterreicher begehren [1]). Thugut war über diese Mittheilung ebenso entrüstet wie besorgt. Piemont, sagte er, stets böswillig, ist bisher nur durch die Furcht zurückgehalten worden; jetzt nach dem Unheil von Loano glaubt es seine ganze Nichtswürdigkeit enthüllen zu dürfen. Man wußte in Wien längst von dem französischen Bestreben, den König Victor zu sich herüberzuziehn, indem man ihm die Aussicht auf die Erwerbung Mailands eröffnete: es schien zweifellos, daß auch bei der eben begonnenen Friedensverhandlung diese Frage den wesentlichen Gegenstand bilden würde; auf das Dringendste also sah sich Oesterreich aufgefordert, durch imposante militärische Aufstellung solchen Absichten einen unüberwindlichen Damm entgegenzusetzen. An bereiten Truppentheilen hätte es für einen solchen Zweck nicht gefehlt, da man im letzten Sommer in Böhmen, Mähren und Galizien für den Fall eines preußischen Krieges eine Heeresmasse von 80,000 Mann angehäuft hatte [2]), wovon mindestens die Hälfte jeden

[1]) Thugut an Cobenzl 20. Januar 1796.
[2]) Thugut an Cobenzl 8. August 1795.

Augenblick nach Italien hätte abrücken können. Denn nachdem Preußen trotz alles Sträubens und Verdrusses endlich doch den polnischen Theilungsvertrag auf sich genommen, und lieber auf Krakau und Sendomir verzichtet hatte, als daß es in die dargebotene Allianz mit den Pariser Jacobinern gegen die Kaiserhöfe eingetreten wäre, seitdem mußte es jedem Unbefangenen klar sein, daß man in Berlin den Krieg für das höchste aller Uebel hielt, und Oesterreich auf dieser Seite frei von jeglicher Gefahr war. Hier aber war das entscheidende Unglück, daß gerade an dieser Stelle Thugut sich durch die Verblendung des Hasses jedes klare Urtheil unmöglich machte. Noch stand im Krakauischen die Grenzregulirung bevor; man wußte, daß hier abweichende Meinungen und streitende Forderungen auftreten würden, und dies reichte für Thugut hin, jeden Gedanken an eine Truppenverminderung in Böhmen und Mähren auszuschließen. Leider, schrieb er den 14. Februar an Cobenzl, hindert uns die Verschleppung der Krakauer Grenzregulirung, Truppen von der preußischen Grenze nach Italien zu senden.

So lastete das Gespenst des polnischen Haders auch jetzt noch, nachdem der Streit in allen Hauptsachen erledigt war, zersetzend und zerstörend auf der österreichischen Kriegführung gegen die Revolution. Wie man 1794 Belgien und 1795 das Rheinland wegen des Argwohns gegen preußische Verrätherei und Streitsucht unvertheidigt gelassen, so entblößte man 1796 aus demselben Grunde Italien, allerdings ohne eine Ahnung, daß gerade auf diesem Wege der gewaltige Verderber über die Monarchie und Europa hereinzubrechen im Begriffe stand. Nicht bloß für Robespierre, Hebert und Carnot sollte der Zank um die polnischen Landesfetzen Rettung und Sieg gebracht haben: die Nachwirkung dieses traurigen Zwiespaltes war jetzt auch dem General Bonaparte die Thore zu öffnen und die Bahnen zu ebnen bestimmt.

Es war vergebens, daß Rußland und England um die Wette günstigere Vorstellungen über die Gesinnung Preußens in Wien anzuregen versuchten. Preußen war einmal in Thugut's Augen die leibhafte Verkörperung politischer Verworfenheit; mochte in Berlin geschehen, was da wollte, er sah darin stets neue Beweise für tödtliche Feindschaft, und die Nothwendigkeit allseitiger Vorsicht. Wir werden noch darauf zurückkommen, welch ein Unbehagen damals in Berlin durch die Fortschritte und die Gewaltthätigkeit der Franzosen erweckt worden war, und wie einer neuen Schilderhebung gegen die Republik nichts Anderes als Trägheit, Sparsamkeit und Muthlosigkeit im

Wege stand. Aber wenn Graf Haugwitz dem russischen Gesandten seinen Verdruß über Frankreich aussprach, so sah Thugut darin nur den Wunsch, Rußlands Gunst auf Oesterreichs Kosten bei der Grenzregulirung zu gewinnen[1]). Und als jener Englands Antrag, mit gemeinsamer Thätigkeit Oraniens Herstellung in Holland zu versuchen, keineswegs zurückwies, sondern in ernste Erwägung zog, ja eine entschiedene Geneigtheit zu erkennen gab, wenn dafür Preußen einige westphälische Bisthümer erhalte, während Oesterreich den belgisch-bairischen Tausch vollziehe[2]): so war Thugut der Ansicht, daß jede Ausdehnung Preußens in Westphalen den Interessen Oesterreichs schädlich sei, und Rußland ein starkes Heer in Polen aufstellen müsse, um den gefährlichen Nachbarn im Zaume zu halten. Preußen, sagte er, will wie immer alle Parteien betrügen, sich zwischen den kriegführenden Mächten halten, deren Erschöpfung benutzen, endlich Allen den Frieden nach seinen Wünschen vorschreiben, und dabei für sich selbst greifbaren Vortheil erndten[3]). Genug, er konnte sich nicht entschließen, einen irgend erheblichen Theil des gegen Preußen aufgestellten Beobachtungsheeres für den französischen Krieg zu verwenden.

Keinen bessern Erfolg hatten einige andere Versuche, den italienischen Armeen sonsther Verstärkung zuzuführen. Am Oberrheine stand das Corps der französischen Emigranten unter dem Prinzen von Condé, etwas über 8000 Mann stark, in Englands Solde, Wurmser's Heerhaufen zugesellt, aber bei Thugut's gründlicher Abneigung gegen die Bourbonen so gut wie gar nicht verwendet. Die englische Regierung, längst, wie wir wissen, ärgerlich über dieses Todtliegen brauchbarer Streitmittel, schlug jetzt vor, das Corps zu einem Stoße gegen Savoyen zu bestimmen, Thugut sprach sogleich sein Einverständniß aus, dann aber scheiterte die Ausführung der Sache sogleich an einem leidenschaftlichen Streite beider Regierungen über die Verpflegung dieser Mannschaften auf italienischem Boden. Ferner hatte König Ferdinand von Neapel sich bereit erklärt, außer seinen trefflichen Reiterschaaren auch noch 8800 Mann Fußvolk und Kanoniere zur Armee zu senden[4]), nach einem schweren Entschlusse, da Neapel erfüllt von Mißvergnügten, oder nach der königlichen Anschauung, von Verschwörern und Aufständischen war, die Sicherheit der Monarchie also eine starke

[1]) Thugut an Cobenzl 14. Februar.
[2]) Grenville an Eden 9. Februar.
[3]) An Cobenzl 14. März.
[4]) Eden an Grenville 9. März.

bewaffnete Macht im Innern zu erfordern schien. Aber auch hier blieb es bei guten Vorsätzen. Die gerade Marschlinie von Neapel nach Piemont führte über Rom durch Toscana, und kaum war die Kunde von dem beabsichtigten Durchzuge nach Florenz gekommen, so beeilte sich der Vertraute des Großherzogs, General Manfredini, auf Grund des kürzlich mit Frankreich geschlossenen Friedens die Straßen Toscana's dem neapolitanischen Heerhaufen zu sperren. Es gab darüber sehr erregte Verhandlungen zwischen Neapel und Wien, Wien und Florenz, Thugut und Eden, Verhandlungen, über welche lange Wochen vergingen, bis der Donner der französischen Kanonen sie unterbrach. Manfredini war österreichischer General, der nie aus dem Dienste geschieden, und nur auf Bitten des Großherzogs nach Florenz beurlaubt war; Sir Morton Eden also bemühte sich eifrig, dies Verhältniß auszubeuten, und die Abberufung Manfredini's zur österreichischen Armee zu bewirken, damit der Großherzog dann einen besser gesinnten Rathgeber erhalte. Aber er kam nicht zum Zwecke. Freilich wurde Manfredini, der im Laufe des April zur Vertretung der toscanischen Neutralität selbst nach Wien reiste, dort mit ungnädiger Kälte empfangen. Weiter aber war Kaiser Franz nicht zu bringen. Er wollte keinen Schritt genehmigen, der seinen Bruder öffentlich bloßgestellt hätte, er wollte auch Manfredini, dem er aus früheren Zeiten ein persönliches Wohlwollen schenkte, nicht schwerer verletzen. Ja die Engländer glaubten wahrzunehmen, bei aller officiellen Ungnade habe der Kaiser die alte Anhänglichkeit an Manfredini so bestimmt durchscheinen lassen, daß Rollin und Colloredo die Zurückberufung des Mannes eher verhindert als unterstützt hätten, um nicht in Wien einen vielleicht unbequemen Nebenbuhler in der kaiserlichen Gunst zu erhalten. Genug, Manfredini blieb allmächtig in Florenz, und der Durchmarsch durch Toscana war ein für alle Male den Neapolitanern verwehrt. Das verbündete Heer in den Apenninen sah ebenso vergeblich nach der Ankunft der neapolitanischen Infanterie, wie nach dem Condéschen Emigrantencorps, und den böhmischen und galizischen Divisionen aus. Es blieb in seiner Schwäche, gespalten in sich selbst durch das Mißtrauen zwischen Wien und Turin, gelähmt in seinen Bewegungen durch die gleich drückende Finanznoth beider Höfe. Es mochte in der bisherigen Weise sich fortfristen, so lange der Kleinmuth des feindlichen Feldherrn die französischen Truppen zu gleicher Unthätigkeit verurtheilte: aber schon im Februar war Scherer's Ersetzung von dem Directorium beschlossen, und der Held eines neuen Zeitalters auf die Schwelle seiner beispiellosen

Laufbahn gestellt. Wir haben gesehn, wie Alles und Jedes für die Erleichterung seiner Aufgabe zusammenwirkte. England hielt die österreichischen Truppen am Rheine, Thugut's Argwohn gegen Preußen die kaiserlichen Regimenter in Böhmen fest; die Schwäche Franz II. für Manfredini schloß den Neapolitanern die Straßen Toscana's, die pecuniären Händel zwischen den Verbündeten verhinderten den Marsch des Condé'schen Corps nach Italien. Wer ließ es sich damals träumen, daß von dem allseitig vernachlässigten Punkte eine neue Umwälzung Europa's beginnen würde?

Anfang März erschienen zwei sardinische Generale, Graf Castel Alfer und Baron Latour, in Wien, zur Vereinbarung über die bevorstehenden Operationen. Der Turiner Hof war mit Frankreich zu einer Verständigung nicht gelangt; das Directorium hatte außer der Abtretung von Savoyen und Nizza auch noch die sardinischen Enclaven auf der genuesischen Riviera, so wie die Insel Sardinien oder statt derselben eine Contribution von 25 Millionen verlangt, und dafür dem Könige die österreichische Lombardei außer Mantua, sobald man sie erobert haben werde, angeboten[1]); es war begreiflich, daß trotz aller Verstimmung gegen Oesterreich Victor Amadeus darauf nicht hatte eingehen mögen. Er erklärte jetzt, daß er niemals ernstlich an Frieden gedacht, und nur um Zeit zu gewinnen, die Unterhandlung eröffnet habe. Jene Officiere sollten also die kräftigste gemeinsame Thätigkeit verabreden, die Verstärkung des österreichischen Heeres auf 45,000 und jene des mit den Sardiniern vereinten Hülfscorps auf 9000 Mann begehren, endlich für den König Victor den Oberbefehl über die beiderseitigen Streitkräfte fordern. Sie baten zugleich um die Entwerfung eines gemeinsamen Feldzugsplanes: für den Fall der bloßen Defensive erklärten sie Sardiniens Bereitwilligkeit, den Apennin westlich vom Tanaroflusse zu vertheidigen, wenn Oesterreich die Deckung des Landstrichs von dort bis zur Bormida übernehme; würde man aber zu einer Offensive gegen Savoyen vorgehen, so baten sie, diese den österreichischen Truppen zu übertragen, welchen dann die Sardinier in Alpen und Apenninen den Rücken decken würden. Thugut gab hierauf die besten Zusicherungen, ohne jedoch den alten mißtrauischen Widerwillen gegen Piemont überwinden zu können. „Wir wissen, schrieb er den 4. März an Cobenzl, daß auf den Turiner Hof, der mit kleinen Listen, kleinen Unredlichkeiten, kleinen Eifer-

---

[1]) Depesche des Ministers Delacroix an den Gesandten Villars in Genua, 27. niv. IV. (Pariser Reichsarchiv.)

suchten erfüllt ist, nicht viel gebaut werden kann.“ Offenbar wäre die richtige Folgerung einer solchen Ansicht die möglichste Verstärkung der eignen Heeresmacht, und dann der so gesteigerten Kraft entsprechend, freundliches Entgegenkommen gegen den schwächern Genossen gewesen. Aber weder an das Eine noch an das Andere war hier zu denken. Die Summe der Streitkräfte, die aus einzelnen erbländischen Garnisonen damals nach Italien abgingen, belief sich auf 10 Bataillone Fußvolk und 10 Schwadronen Reiterei[1]), ungefähr 9000 Mann. Thugut versicherte darauf den sardinischen Officieren, die Stärke der kaiserlichen Armee übersteige bereits die von ihnen geforderte Ziffer von 45,000 Mann, und auch das Hülfscorps werde mehr oder weniger auf die verlangte Höhe gebracht werden. In Wahrheit stand es Ende März so, daß das Hülfscorps etwa 5000, das am Apennin stehende Hauptheer 27,000 Mann zählte, daß dazu ungefähr 7000 Kranke in den Hospitälern und die Besatzungen von Mailand und Mantua kamen, mithin dies Alles zusammengerechnet, Oesterreich zwar im Süden der Alpen ungefähr die angegebene Stärke besaß, zu den activen Operationen gegen den Feind aber höchstens 32,000 statt 54,000 Mann verfügbar blieben. Die Sardinier, die mit ihnen in den ligurischen Apenninen zusammenwirken sollten, zählten 17,000 Mann, und hatten außer diesen etwa 20,000 in den Alpen und den Festungen aufgestellt, so daß also auf der entscheidenden Seite des Kriegstheaters die Coalition nicht ganz 50,000 Mann dem Angriffe der Republikaner entgegenstellte[2]). Nicht besser als mit der Rüstung stand es mit dem Feldzugsplan. Der gemeinsame Oberbefehl des Königs von Sardinien begegnete in Wien einem unübersteiglichen kaiserlichen Widerwillen; er wurde von Thugut unter dem Vorwande abgelehnt, daß er nicht ohne die Zustimmung des Königs von Neapel anerkannt werden könne. An der Stelle des General Wallis, dessen Unzulänglichkeit bei Loano hinreichend deutlich geworden war, übernahm jetzt General Beaulieu die Führung der Oesterreicher, ein Officier von 71 Jahren, aber von großer Frische und Rührigkeit, der 1794 im belgischen Feldzuge, allerdings in untergeordneter Stelle, rühmliche Erfolge gehabt und dann bei den letzten Siegen am Rheine als Generalquartiermeister mitgewirkt hatte. Thugut erklärte den Sardiniern,

---

[1]) Thugut an Cobenzl 14. März.

[2]) Oest. milit. Zeitschrift 1813, Heft 2, S. 37, 1822, Heft 5, S. 156. Vgl. die genaue Erörterung bei Rüstow die ersten Feldzüge Napoleons S. 31 ff.

daß der General zu jeder möglichen Unterstützung der Bundesgenossen angewiesen sei, weigerte aber sich auf nähere Verabredungen einzulassen. Die Vertheidigung des Landes zwischen Tanaro und Bormida werde Beaulieu gerne übernehmen, wenn ihm das militärisch angemessen erscheine; was aber den Feldzugsplan im Allgemeinen betraf, so begnügte sich Thugut, der von einem Vorgehen der Oesterreicher nach Savoyen nichts wissen wollte, mit der allgemeinen Bemerkung, der Zweck des Kampfes müsse die Erzielung eines gerechten und ehrenvollen Friedens sein[1]). Man wird schwerlich bezweifeln, daß ein so negatives Ergebniß bei dem Turiner Hofe den niederschlagendsten Eindruck machen, und der starken Friedenspartei daselbst erhöhten Eifer und Einfluß verschaffen mußte.

Unterdessen hatte man fortgefahren, auf dem großen rheinischen Kriegsschauplatze sich für möglichst erfolgreiche Kämpfe in Verfassung zu setzen. Das Erste war eine neue Regulirung des Oberbefehls. Clerfait, bis zum August 1795 alleiniger Führer beider Heere, hatte die Ernennung Wurmser's zum selbständigen Feldherrn des Oberrheins vom ersten Augenblicke an als persönliche Kränkung aufgefaßt und sofort mit seinem Entlassungsgesuche erwidert. Man hatte ihn beschwichtigt, aber der Stachel war geblieben; zwischen beiden Hauptquartieren bestand fortdauernd ein gespanntes Verhältniß, und der Bruch wurde vollständig durch den Abschluß des Waffenstillstandes im December, dessen Schuld die beiden Feldherrn in einander widersprechenden Berichten sich gegenseitig zuzuschieben suchten. Beide Generale hatten hohe Gönner in Wien, so daß der Streit sich in den Mittelpunkt der Regierung fortsetzte, und selbst im Begriffe war, an den Reichstag von Regensburg verpflanzt zu werden, da Clerfait's Freunde dessen Stellung durch seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall zu erhöhen und zu sichern suchten. Unter diesen Umständen entschied sich der Kaiser, am 6. Februar die Enthebung Clerfait's vom Oberbefehle des niederrheinischen Heeres zu genehmigen, und ihm die militärische Verwaltung Ungarns zu übertragen; an seine Stelle trat der im belgischen Kriege rühmlich hervorgetretene Erzherzog Carl, welchem als militärischer Rathgeber ein eifriger Anhänger Wurmser's, General Bellegarde, beigegeben wurde. Für den Augenblick aber blieb der Erzherzog noch in Wien; es schien passend, daß seine Ankunft das Signal zu glänzender Wiedereröffnung der Operationen werde, und mit dieser stand es aus mehrfachen Gründen noch in weitem Felde.

---

[1]) Thugut an Castel Alfer 24. März.

Fort und fort drückte der Geldmangel. Ein Theil des Soldes war rückständig, es fehlte namentlich der Oberrhein-Armee an Pferdefutter; verschiedene Abtheilungen klagten über Ausfälle in der Bewaffnung und Bekleidung der Truppen: Thugut wurde allmälich sehr verdrießlich über England, welches die Verwirklichung des Anlehens so lange hinschleppte, und sandte einstweilen einen seiner fähigsten Finanzbeamten, Lazinski, hinaus in das Reich, um dort in Frankfurt und anderwärts Geldmittel flüssig zu machen, da die kaiserliche Finanzkammer ihre eignen Mittel für erschöpft erklärte. Daß diese Verhältnisse lästig und hinderlich waren, wird niemand in Abrede stellen; immer aber war die Geldnoth in gleichem Maße auch im October vorhanden gewesen, und hatte die Armeen an ihren schönen Siegen nicht gehindert, und ebenso wenig war den Oesterreichern unbekannt, daß auf der feindlichen Seite die Entblößung und Zerrüttung hundertmal schlimmer und peinlicher als diesseits war. Es ist richtig, daß bis dahin der ganze Revolutionskrieg von der Vorstellung beherrscht wurde, eine Armee dürfe ohne gefüllte Magazine sich nicht in Feindesland hineinwagen, in derselben Art, wie man auch die Eroberung der feindlichen Grenzfestungen für eine unerläßliche Vorbedingung jeder Offensive erklärt hatte: und so wird es niemand dem Erzherzog Carl und dem Wiener Hofkriegsrath zum persönlichen Vorwurfe machen, daß sie in den allgemeinen Anschauungen ihrer Zeit befangen geblieben, und dadurch nicht zu der rechten und kecken Angriffslust gelangt sind. Nur ist damit freilich auch von vorne herein die damalige Ueberlegenheit der französischen Kriegführung über die österreichische ausgesprochen, da Bonaparte, und nach seinem Vorbilde Carnot, in aller Geld- und Verpflegungsnoth immer nur einen verstärkten Antrieb zu rascher und weitgreifender Offensive fanden, und damit ihre zaudernden Gegner unaufhörlich überflügelten, den hungernden Truppen aber im feindlichen Lande verschafften, was die erschöpfte Heimath versagte. Das Entscheidende war hier wie überall in menschlichen Dingen die Kraft des Willens und der Schwung der Seele: diese waren bei Carnot und Bonaparte vorhanden, deren ganzes Herz in der Führung des Krieges aufging, von dem sie Rettung des Daseins, Ausbreitung der Revolution und unerhörten Ruhm erwarteten; in Wien dagegen betrachtete man längst den französischen Krieg mit matter Verdrossenheit, führte ihn fort, um wenn möglich noch irgend ein fettes Beutestück zu erhaschen, war aber jeden Augenblick zum Frieden bereit, wenn das höchste Interesse der Monarchie, die Niederhaltung Preußens, es fordern

sollte. Es hätte wunderlich zugehen müssen, wenn aus einer solchen Grundstimmung eine neue Strategie hervorgewachsen wäre, nach den Forderungen genialer fortreißender Gedanken, ohne Lähmung durch die gewohnheitsmäßige Bedächtigkeit.

Diplomatische Rücksichten verschiedener Art traten als weitere Zögerungsgründe hinzu. England hielt an jenem Gedanken fest, vor dem Beginne der Operationen die französische Regierung durch ein allgemein gehaltenes Friedensmanifest in Verlegenheit zu setzen, und wünschte dringend Oesterreichs Theilnahme an einem solchen Schritte. Thugut bezeigte wenig Lust dazu, weil eine Maßregel dieser Art in Frankreich schwerlich großen Eindruck machen, in Italien aber die Könige von Sardinien und Neapel mit Mißtrauen und Unruhe erfüllen, und in Deutschland die Friedenspartei neu beleben würde, was unter den damaligen Verhältnissen das Allerschlimmste, die Stärkung des preußischen Ansehens, bedeutete. Aber selbst wenn man über diese Schwierigkeiten hinwegkäme, schienen Thugut die Folgen einer solchen Declaration an sich höchst bedenklich. Im Namen der ganzen Coalition erlassen, könnte sie, wenn überhaupt wirksam, nur Eröffnungen über einen allgemeinen Frieden herbeiführen; eine allgemeine Unterhandlung aber würde die Verlegenheiten, die den Annexionsplänen des Kaisers stets im Wege ständen, in das Unabsehbare steigern; Oesterreich müsse also vor Allem darauf bestehen, daß das deutsche Reich seinen Frieden zu einer spätern Zeit und an einem andern Orte als die großen Mächte abschließe, und aus all diesen Gründen den Erlaß der vorgeschlagenen Erklärung widerrathen[1]). Allein die englischen Minister, welche sich zu Hause von der Opposition und einem großen Theile der Bevölkerung um Frieden gedrängt sahen, und welche die Schuld des weiteren Haders öffentlich dem Directorium zuzuschieben wünschten, erklärten Ende Januar, daß sie einen Frieden mit Frankreich niemals ohne Zustimmung ihres Bundesgenossen abschließen würden, sich aber zu einer einleitenden Eröffnung nach Paris auch auf eigne Hand befugt erachteten, und da Thugut nicht gerade einen feierlichen Protest erhob, so überschickte der englische Gesandte in der Schweiz, Wickham, seinem französischen Collegen Barthelemy in Basel am 8. März eine Note, worin Lord Grenville die Bereitschaft der Alürten zu einem ehrenvollen Frieden anmeldete, und sich zugleich erkundigte, auf welchen Grundlagen Frankreich in die Verhandlung eintreten würde.

---

[1]) Eden an Grenville 19. Februar.

So lange diese Anfrage schwebte, konnte natürlich von einem Bruche des Waffenstillstandes keine Rede sein. Es dauerte nun bis zum 26. März, ehe Barthelemy aus Paris die Antwort erhielt, welche dann freilich abweisend, ja beleidigend in höchstem Maße ausfiel. In einem Punkte allerdings wiederholte sie den Engländern, was bereits Thugut dem Ritter Eden im Voraus erklärt hatte: ein allgemeiner Friedenscongreß würde unabsehbar weitläufig sein. Dann aber erklärte sie in hochfahrendem Tone, alle durch die Conventsgesetze mit Frankreich bereits vereinigten Lande könnten in keinem Falle mehr ein Gegenstand der Unterhandlung sein; nur über die sonstigen von französischen Truppen besetzten Landschaften werde die Republick eine Erörterung zulassen. Damit war die kriegerische Gesinnung Frankreichs entschieden, und der Erzherzog Carl erhielt darauf am 3. April den Befehl, zur Armee abzugehen, da jetzt auch von Lazinski günstige Berichte über seine Finanzoperationen im Reiche einliefen. Aber ehe das letzte Wort gesprochen, ehe der Erzherzog zur Kündigung des Waffenstillstandes angewiesen wurde, tauchte am andern Ende Europa's eine neue Sorge auf, welche noch einmal einen Aufschub von mehreren Wochen bewirkte.

Wie wir sahen, hatte Catharina die Sendung eines Hülfscorps verweigert, und Thugut die Ablehnung sich gefallen lassen, aus dem Grunde, weil Rußland vor Abschluß der Krakauer Grenzregulirung alle seine Kräfte zur Zügelung Preußens verfügbar haben müsse. Nun aber erfuhr mit einem Male die österreichische Regierung, daß ein ansehnliches Armeecorps sich am Kaukasus zu einem Feldzuge gegen Persien in Marsch setze, und daß andere Heerestheile am Dniepr und Dniester sich ansammelten, angeblich um jenem zur Reserve zu dienen. Thugut wurde durch diese Nachrichten in hohem Grade beunruhigt. Er sah darin die ersten Schritte zu der Ausführung der alten orientalischen Pläne Catharina's, und so gründlich er sich mit denselben in der Sache einverstanden erklärt hatte, so verderblich schien ihm der jetzige Zeitpunkt für den Beginn gewählt. „Allerdings ist es, schrieb er an Cobenzl den 14. März, eine höchst delicate Sache, einem bereits gefaßten Beschlusse der Kaiserin in den Weg zu treten; hier aber ist es eine Frage von solcher Wichtigkeit, daß wir den Versuch nicht scheuen dürfen; vielleicht sieht sie ein, um wie viel sicherer sie geht, wenn sie zuerst, durch militärische und diplomatische Mittel, uns zu einem ehrenvollen Frieden mit Frankreich verhilft, und dann, während wir Preußen im Zaume halten, ungestört gegen die Türken vorgeht.“ Wenn Rußland schon während des französischen Krieges seine Macht in türkische Händel

verwickelte, so zweifelte Thugut nicht, daß Preußen, hiermit jeder Schranke ledig, sich sofort in Deutschland weiter ausdehnen und das Friedenswerk mit Frankreich an sich reißen würde. „Dies aber, schrieb er, wäre für uns verhängnißvoll: um Preußen Widerstand zu leisten, müßten wir dann um jeden Preis mit Frankreich Frieden schließen."

Um so mehr wurde am Rheine die Waffenruhe aufrecht erhalten: welchen Sinn hätte es gehabt, ein Mitglied des Kaiserhauses den französischen Kugeln preiszugeben, wenn man vielleicht binnen wenigen Wochen in die Lage kam, mit dem Feinde den Frieden um jeden Preis zu schließen? Von Basel bis Düsseldorf blieb der im December verabredete Stillstand ungestört: wie im tiefen Frieden lagen die Widersacher unbeweglich sich gegenüber. Im deutschen Interesse war dies Verhalten im höchsten Grade beklagenswerth. Denn wahrhaft jämmerlich sah es damals bei den französischen Heeren aus, und ein muthiges Vorbrechen der deutschen Colonnen würde höchst wahrscheinlich völlig gelähmte Gegner gefunden haben. Es ist gar nicht abzusehen, wie weit unter solchen Umständen eine entschlossene, mit wuchtiger Masse und treibender Energie unternommene Offensive die Oesterreicher hätte führen können.

Aber Tag für Tag verging, ohne daß der Befehl zum Angriffe erschien. Erst um den 20. April erklärte Thugut dem englischen Gesandten, daß Rußland ihm die bestimmte Versicherung voller Friedensliebe auf der türkischen Seite gegeben habe; und so wenig an sich auf solche Zusagen zu bauen sei, so hoffe er dieses Mal dennoch das Beste, da ja im entgegengesetzten Falle Rußland seine eignen Interessen verletzen, den polnischen Mißvergnügten die Möglichkeit eines Aufstandes eröffnen, und dem preußischen Hofe Gelegenheit zu den schlimmsten Weiterungen bieten würde. Glücklicher Weise, setzte er hinzu, wird diese Ansicht auch thatsächlich durch das Nachlassen der russischen Rüstungen am Dniester bestätigt. Sir Morton Eden war entzückt über diese Mittheilungen, da, wie er seinem Minister schrieb, der Kaiser im Falle eines Türkenkrieges leicht genöthigt werden könnte, den größten Theil seines Rheinheeres von dort abzuberufen, und zur Deckung seiner preußischen und türkischen Grenze zu verwenden. Diese Gefahr war mithin beseitigt, und man konnte in nächster Nähe dem Beginn des Kampfes am Rheine entgegen sehen.

Aber während man hier, den sorgenden Blick auf Türken und Preußen gerichtet, kostbare Wochen zaudernd verlor, war bereits an anderer Stelle das Unheil mit entscheidenden Schlägen über Oesterreich und die Coalition hereingebrochen.

Zweites Capitel.

Erste Siege Bonaparte's.

Wir erinnern uns, mit welch' ausdauerndem Eifer General Bonaparte seit dem Beginne seiner Beschäftigung im Wohlfahrtsausschusse, August 1795, für ein mächtiges Auftreten des französischen Heeres von Italien gewirkt, wie er Vorschlag auf Vorschlag, Denkschrift auf Denkschrift hatte folgen lassen, wie er die Thätigkeit seines rastlosen Geistes immer nachdrücklicher auf diesen Punkt gesammelt hatte. Er hoffte dort nicht bloß die Lombardei zu erreichen, sondern sogleich weiter durch Tyrol hindurch nach Baiern vorzugehen, und damit den ganzen Krieg gegen Oesterreich zur Entscheidung zu bringen. In späterer Zeit, 1805 und 1809, hat er niemals wieder bei seinen österreichischen Kämpfen ein solches Gewicht auf den italienischen Schauplatz gelegt, sondern stets das Donauthal als das Gebiet der entscheidenden Operationen betrachtet, und erst von deren Erfolg die italienischen Vorkehrungen abhängig gemacht. Im Jahre 1796 aber traf bei ihm Alles zusammen, Geburt und Lebensgang, Neigung und Befähigung, um sein ehrgeiziges Herz mit unendlichem Drange nach italischem Lorbeer zu erfüllen. Bonaparte war auf Corsica in demselben Jahre 1769 geboren [1]), in welchem die Franzosen die Insel ihren Waffen unterworfen hatten; er war aufgewachsen in dem bittern Hasse, den seine Landsleute gegen die fremden Herrn im Herzen trugen; der Name, welcher die erste Begeisterung seiner aufstrebenden Seele erweckte, war jener des alten Helden des corsischen Freiheitskampfes gegen Genua und Frankreich, des General Paoli. So war das ganze Bewußtsein des jungen Napoleon italienisch;

---

[1]) Vgl. Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen.

als er 1779 in die Kriegsschule von Brienne eintrat, hatte er die französische Sprache erst zu erlernen, und behielt noch lange den italienischen Accent [1]); unter seinen Mitschülern und später unter seinen Regimentskameraden stand er einsam und verschlossen, ein Fremder unter Fremden, versenkt in Studien aller Art, früh gereift in seinem Innern, ohne Aussicht in seiner Laufbahn, in manchen Augenblicken des Lebens überdrüssig und dem Selbstmorde nahe. Was ihm damals als die ideale Aufgabe seines Daseins erschien, war die Wiederbefreiung Corsica's, der Sturz der Fremdherrschaft, die, sagte er, seinem Vaterlande nicht bloß die Unabhängigkeit, sondern auch die Tugend geraubt hatte. Nachdem er 1785 Unterlieutenant im Artillerieregiment La Fere geworden, ließ er kein Jahr vergehen, ohne in längerem Urlaub die Heimath zu besuchen, die Wahlstätten von 1769 zu durchwandern, die strategischen Stellungen des Gebirges zu studiren. So fand ihn 1789 der Ausbruch der Revolution. Er war kein blinder Schwärmer für Rousseau's Natur- und Menschenrechte; im Gegentheil, trotz seiner jungen Jahre widerlegte er die Theorie des uranfänglichen Naturzustandes mit der überlegenen Klarheit eines geborenen Staatsmannes [2]). Aber er fühlte sich und seine Heimath als Unterdrückte; wie hätte er sich nicht einer Bewegung anschließen sollen, welche die Freiheit für alle Welt verkündete, die alten Gewalten zertrümmerte, jeder Kraft und jedem Talente unabsehbare Wirkungskreise eröffnete? Er dachte auch jetzt vor Allem an Corsica; er eilte sofort hinüber nach Ajaccio und war unermüdlich, die Stadt und Umgegend mit revolutionärer Gährung zu erfüllen. Für eine energische Bewegung im Sinne der Menschenrechte bot allerdings die Insel einen weniger fruchtbaren Boden als der Continent: sowohl die Mißbräuche als die Bildungsmomente, welche der Pariser Erhebung Gluth und Farbe gaben, fehlten bei den einfachen, wenig cultivirten Zuständen Corsica's: die Edelleute der Insel hatten Vorrechte nur insofern sie königliche Beamte wurden, und die Geistlichkeit genoß bei der unendlichen Mehrzahl der Bevölkerung des höchsten Ansehns. Um hier die Volksmassen in stürmische Erregung zu bringen, gab es nur einen Hebel, die Anrufung des corsischen Hasses gegen die französische Herrschaft; und der junge Lieutenant Bonaparte verlor keinen Augenblick, seine Mitbürger gegen die französischen Beamten und Truppen in Bewegung zu setzen. Indessen ein

---

[1]) Libri souvenirs de la jeunesse de Napoléon, p. 12.

[2]) Ein Aufsatz dieses Inhalts bei Libri p. 27.

erster Versuch, sich derselben kurzer Hand durch einen bewaffneten Putsch zu entledigen, mißlang. Dafür zeigte die Wendung der Dinge in Frankreich selbst ungefährlicheren Weg; die radicalen Parteien erstrebten und erlangten dort bald genug die Wahl der Beamten durch das Volk, so daß man in Corsica sich diesen nur anzuschließen brauchte, um mit der demokratischen Freiheit auch wenigstens die factische Entfernung der fremden Machthaber zu erlangen. Am 30. November erwirkte ein Freund Bonaparte's, der Abgeordnete Salicetti, ein Decret der Nationalversammlung, welches Corsica als gleichberechtigtem Theile des Reiches den Mitgenuß aller constitutionellen Freiheiten verbürgte, damit freilich die französische Souveränität in erweitertem Umfange feststellte, zugleich aber den Corsen die Aussicht auf eine fast unbeschränkte Selbstverwaltung eröffnete. General Paoli, damals in London, war der Meinung, daß man hiemit für's Erste zufrieden sein könne; er kam jetzt selbst nach Paris, wurde von dem Könige und der Nationalversammlung in gleich ehrender Weise empfangen, und ging dann nach Corsica hinüber, um seinen mächtigen Einfluß für die Ausbildung friedlicher und gesetzlicher Zustände auf der Heimathinsel zu verwerthen. Von seinen Landsleuten wurde er mit unermeßlichem Jubel aufgenommen, darauf zum Präsidenten des Departements und zum Befehlshaber aller Nationalgarden gewählt, und somit zum Lenker zugleich der bürgerlichen und der militärischen Verwaltung erhoben. Bonaparte's Vater war in früherer Zeit sein naher Freund gewesen, hatte sich aber später der französischen Herrschaft unterworfen: als Paoli jetzt den Sohn kennen lernte, freute er sich der hitzigen Freiheitsliebe desselben, und würdigte auch die hervorragende geistige Begabung in dem unscheinbaren und leidenschaftlichen jungen Officier. So unterstützte er ihn bereitwillig, als Bonaparte sich um die Stelle eines Bataillonschefs in der Nationalgarde von Ajaccio bewarb: es war allerdings ein harter Wahlkampf, da die Gegner den größern örtlichen Einfluß besaßen; als aber die mündliche Verhandlung keine günstige Aussicht zeigte, griff Bonaparte unbedenklich zu einem ersten Staatsstreiche im Kleinen, ließ durch eine Schaar bewaffneter Anhänger einen abgeneigten Commissar verhaften, einen feindseligen Redner von der Tribüne herunter reißen, und erlangte auf diese Art seine fast einstimmige Ernennung. Um so entschiedener widmete er seitdem seine ganze Thätigkeit den corsischen Händeln; bei seinem französischen Regimente ließ er sich nur noch einmal auf kurze Zeit blicken, so daß seine stete Abwesenheit trotz aller damaligen Verwirrung endlich doch befremdlich wurde. Ob es

bis zu seiner förmlichen Streichung aus der Heeresliste kam, ist bestritten; an seiner eignen Gesinnung aber ist um so weniger ein Zweifel möglich. In unsern schwierigen Verhältnissen, schrieb er am 27. Februar 1792 einem Freunde, ist es Ehrensache für jeden guten Corsen, in seiner Heimath zu sein [1]). Erfreulich hatten sich in der That unter der neuen Ordnung die Zustände der Insel nicht gestaltet. Je roher und unbändiger die Mehrzahl der Einwohner war, desto weniger ließ sich bei der demokratischen Freiheit die Leidenschaft der Einzelnen zügeln. Ehrgeiz, Habsucht, Familienfehde waren aller Orten thätig; die Verwaltung sank in völlige Anarchie; ein wilder Parteienkampf der Städter gegen die Bergbewohner, des Ostens gegen den Westen, der Jacobiner gegen die Aristokraten durchtobte die ganze Insel. Vergebens bemühte sich Paoli, durch sein unermeßliches Ansehn die Unordnung zu zähmen und dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Die jungen Größen der neuen Zeit beneideten ihm seine bedeutende Stellung, und Bonaparte mit seinen Brüdern Joseph und Lucien war nicht der Letzte, der in fortgesetzter Steigerung des anarchischen Getümmels den sichern Weg zum eignen Emporkommen sah. Durch Reden und Schreiben wirkte er auf die Erhitzung der Massen, setzte sich durch seinen Club von Ajaccio mit den Jacobinern von Toulon und Marseille in Verbindung, und wußte seine Nationalgarde zwar in militärischen Beziehungen trefflich zu discipliniren, zugleich aber auch mit gründlich jacobinischer Gesinnung zu erfüllen. Es kam denn zu blutigen Händeln mit Aristokraten und Mönchen, mit den städtischen Behörden und den Linientruppen, so daß Bonaparte endlich das Wohlwollen Paoli's gründlich einbüßte, und seiner Stelle als Oberstlieutenant entsetzt wurde. Unter diesen Umständen reiste er im Mai 1792 nach Paris, um seine Schwester Elisa aus der Pension von St. Cyr nach Hause zurückzuholen. Hier sah er die Aufstände des 20. Juni und des 10. August und das Herandrohen des preußischen Angriffs; er fand sich zugleich inmitten der rasendsten Pöbeltumulte und einer das ganze Land bewegenden Kriegsrüstung. Die Stimmung, welche dies Alles in ihm hervorrief, war, wie immer bei diesem durchdringenden Beobachter, von unbarmherziger Klarheit. Schon am 3. Juli schrieb er seinem Bruder Lucien: „Die hiesigen Machthaber sind arme Herren. Man muß es gestehen, wenn man die Dinge in der Nähe sieht: die Völker sind der Mühe nicht werth, daß man sich mit so viel Eifer um ihre

---

[1]) Mortimer Ternaux, terreur VI. 110.

Gunst bewirbt. Du kennst die Geschichte von Ajaccio; jene von Paris ist genau dieselbe; vielleicht sind hier die Menschen noch kleiner, noch boshafter, noch verleumderischer. Man muß die Dinge in der Nähe sehen, um zu fühlen, daß der Enthusiasmus eben nur Enthusiasmus ist, und daß die Franzosen ein altgewordenes Volk ohne Vorurtheile und ohne innere Verbindung sind. Jeder denkt nur an sich und sucht voranzukommen, unter Schrecken und Verleumdung intrigirt man so niederträchtig wie jemals. Der wirkliche Ehrgeiz geht dabei zu Grunde; man beklagt die Unglücklichen, die eine Rolle zu spielen haben; mit 5000 Franken Rente ruhig seiner Familie leben, das ist die höchste Weisheit[1])." Je geringschätziger er sich so von der populären Politik hinwegwandte, desto stärker tönte in seinem Herzen die kriegerische Saite wieder. Mit größter Anstrengung erlangte er durch den Einfluß einiger Girondisten seine Ernennung [2]) zum Hauptmann der Artillerie im Moselheer; sein ganzes Wesen bewegte sich bei dem Gedanken, endlich im großen Kriege seine Kraft zu erproben. Aber noch einmal hielt die alte Heimath ihn fest; seine Schwester Elisa flehte ihn an, sie nicht durch das weite gährende Land allein reisen zu lassen, und mit schwerem Kummer gab er endlich ihren Bitten nach. So blieb er entfernt von Valmy und Jemappes, und stand zum ersten Male im feindlichen Feuer, als im Februar 1793 Admiral Truguet eine schwach gelenkte und elend mißlingende Expedition gegen die Insel Sardinien unternahm. Als er mit bitterer Enttäuschung im Herzen zurückkehrte, fand er in Corsica die Dinge zur Katastrophe gereift. Seit seinem Bruche mit Paoli war ihm das Uebergewicht des einst so hoch verehrten Mannes unerträglich geworden, und er hatte sich entschlossen, alle Mittel gegen ihn aufzubieten: im äußersten Falle die offene Gewalt, am liebsten aber nach corsischer Art den meuchlerischen Ueberfall aus sicherem Hinterhalte heraus. So fuhr im Januar 1793, während Napoleon sich ausschließlich mit der sardinischen Expedition beschäftigt zeigte, sein Bruder Lucien nach Marseille hinüber, und erhob dort im Jacobinerclub die tödtliche Anklage gegen Paoli, daß er die Insel den Engländern überliefern wolle. Da die Abneigung Paoli's gegen Anarchie und Schreckensherrschaft bekannt genug war, nahm der Club die Verläumdung mit Jubel auf, und beeilte sich, sie durch eine feierliche Abordnung an den Convent zu bringen, wo sich dann Salicetti,

---

[1]) Nasica, jeunesse de Napoléon, S. 211.

[2]) Zurückdatirt auf den 2. Februar.

der ebenso wie Napoleon den General als ein Hinderniß auf seinem Wege betrachtete, sich als eifriger Vertreter derselben erhob. Unterdessen war Napoleon von Sardinien zurückgekommen, und hatte mit einer Anzahl von Officieren der corsischen Nationalgarde Abrede über die zu Paoli's Sturze erforderlichen Maßregeln genommen. In Erwartung der Pariser Nachrichten war er in höchster Spannung und Erregung. Je stärker drüben in Frankreich die innere Auflösung um sich griff, je weiter damals der kriegerische Horizont auf allen Seiten sich ausdehnte, desto unbegrenzter wurden für seinen Ehrgeiz die Aussichten, wenn es ihm gelang, sich durch Paoli's Verderben an die Spitze Corsica's emporzuschwingen und von diesem erhöhten Punkte aus in den weiteren Gang der Revolution einzugreifen. Wenn du in mein Inneres blicken und sehen könntest, was meine Seele in Rausch versetzt, sagte er damals zu einem seiner Officiere, du würdest mich für tollkühn oder wahnsinnig halten; ich spreche es dir nicht aus, ich wage kaum, es mir selbst zu gestehn [1]). Am 2. April kam der Convent über Paoli zur Entscheidung, und lud ihn zur Verantwortung vor seine Schranken. Aber mit festem Stolze wies der treffliche Mann die Anklage und die Ladung zurück, und auf der Stelle schlug bei den Corsen die nationale Begeisterung in lichterlohen Flammen auf: neun Zehntel des Volkes sammelte sich in unbedingter Hingebung um den verehrten Führer, mochte Frankreich, mochten die Jacobiner darüber wüthen und toben. Auf der Insel war kein Raum mehr für Paoli's Feinde. Da ließ sich Bonaparte, der, wie wir sahn, bei der Denunciation in voller Verborgenheit geblieben war, um auch jetzt auf alle Fälle sicher zu gehn, zu dem Schritte herbei, in einer schwülstigen Adresse an den Convent als Paoli's Vertheidiger aufzutreten. Aber es war zu spät. Eine inzwischen zusammengetretene corsische Nationalversammlung kündigte den Conventscommissaren den Gehorsam und verhing die Achterklärung über die Verläumder Paoli's, insbesondere über die Familien Arena und Bonaparte. So war der Krieg erklärt: Napoleon trat in den Kampf mit der Unterstützung einiger französischen Truppen, unterlag aber bei jedem Versuche und sah sich nach wenigen Wochen genöthigt, mit den Seinigen, geächtet, beraubt, auf den Tod verfolgt, von der Insel zu entfliehen und in Marseille einen Zufluchtsort zu suchen (Juni 1793).

So kam er nach Frankreich zurück, im vollsten Sinne des Wortes

[1]) Nasica, S. 245.

heimathlos, einsam, nur auf sich selbst und sich allein gestellt. Er war hinweggestoßen von dem Boden, dem allein seine Vaterlandsliebe gehört hatte; er war in die Wirbel der französischen Bewegung geschleudert, deren Träger und Treiber er auf das Gründlichste verachtete; er hatte kein anderes Ziel und keine andere Begeisterung mehr, als die eigne Größe, deren Bild er sich schon damals, vielleicht noch in unbestimmten Umrissen, gewiß aber in kolossalen Maßen entwarf. Die äußern Ereignisse seiner nächsten Jahre haben wir bereits kennen gelernt. Ein halber Zufall führte ihn wenige Monate nach der Flucht aus Corsica in das Lager vor Toulon, wo er sogleich durch die Sicherheit seines Blickes, die Kälte seines Urtheils und die Energie seines Eingreifens allgemeine Bewunderung zu erregen und in kurzer Frist den Sieg zu entscheiden verstand. Darauf rasch zum Brigadegeneral befördert, kam er zum Heere von Italien; zwei Sommer hindurch sah er auf's Neue die blauen Wogen der heimischen See, vernahm die klangvollen Laute des vaterländischen Idioms, lernte alle Pfade und Schluchten und Bäche der nördlichen Apenninen kennen. Von Neuem belebte sich in seiner Brust in vollströmender Frische das Interesse an diesem reichgeschmückten Lande, freilich nicht mehr als dem Gegenstand hingebender Liebe, um so deutlicher aber als dem Ausgangspunkt leuchtender Erfolge und unendlichen Ruhms. Auf Schritt und Tritt erblickte er in jenen Thälern des Apennin die offenen Pforten zu gewaltigen Kriegsthaten, welche mit überraschender Wucht die Gestaltung Europa's verwandeln sollten. Bis in die kleinste Einzelnheit standen diese Pläne gereift und vollendet vor seinem innern Auge; im Feldzuge von 1794 erprobte er ihre Richtigkeit an dem ersten, vorbereitenden Erfolge, der nach seinen Angaben gelungenen Besetzung von Saorgio; dann im folgenden Jahre nach Paris zurückgekehrt, bestürmte er die führenden Abgeordneten des Conventes der Reihe nach, und erfüllte mit seinen Anschauungen in wachsendem Maße zuerst die Männer des Wohlfahrtsausschusses und dann die Mitglieder des Directoriums. Unermüdlich wies er auf die eine Straße, die eine Stellung hin, auf welche alle Kräfte und alle Anstrengungen zu richten seien; dort an dem Berührungspunkte der österreichischen und der sardinischen Aufstellung müsse man den Stoß führen, welcher die Kaiserlichen nach Osten abdränge, und dann dem Sieger die Ueberwältigung der isolirten Piemontesen verstatte, bis nach dem sardinischen Friedensschlusse die Zeit gekommen wäre, zum zweiten Male mit verdoppelter Kraft auf die Oesterreicher zu fallen, Mailand zu nehmen, durch Tyrol in Deutschland einzubrechen.

Weisungen ganz ähnlichen Sinnes gingen bereits im Spätherbst 1795 an General Scherer ab; der Sieg bei Loano wurde erfochten, dann aber die entscheidende Richtung nicht weiter verfolgt, so daß Bonaparte, im höchsten Grade ungeduldig, alle Mittel aufbot, um selbst aus dem Cabinete hinaus in die Leitung der thätigen Operationen einzutreten. Es ist viel darüber gestritten worden, wer im Frühling 1796 ihm, dem jetzt 26jährigen Officier, über eine Anzahl älterer Vormänner hinweg, die Ernennung zum commandirenden General des italienischen Heeres verschafft habe; sicher scheint so viel, daß Rewbell widersprach, aus Zuneigung zu dem bisherigen Feldherrn, seinem Elsasser Landsmann Scherer, und daß Carnot durch seinen Bruder gewarnt wurde, mit der Hinweisung auf Bonaparte's schrankenlosen, der Republik gefährlichen Ehrgeiz; im Uebrigen mag es dahin gestellt bleiben, ob den letzten Antrieb Carnot gegeben, in richtiger Erkenntniß von Bonaparte's seltenem Feldherrntalent, oder Barras, zur Verherrlichung des Verlöbnisses, welches Bonaparte so eben mit einer Freundin des Directors, Josephine Beauharnais, einging. Die Hauptsache war die Unwiderstehlichkeit des Auftretens des jungen Generals selbst. Wenn er den Feldzugsplan erörterte, so gab es niemand, den er nicht überzeugt hätte: nachdem das Directorium den Entwurf angenommen, lag die Ernennung des Urhebers in der Natur der Dinge, und den letzten Widerstand Rewbell's überwand Scherer selbst, indem er auf eine Mittheilung des Planes zurückschrieb, die Ausführung so excentrischer Dinge könne nur von ihrem Erfinder verlangt werden, und um seine Entlassung nachsuchte [1]). Die Regierung nahm ihn beim Worte, und am 23. Februar wurde die Ernennung Bonaparte's zum Oberbefehlshaber des italienischen Heeres vollzogen.

Hier an der Schwelle seiner Herrscherlaufbahn vergegenwärtigen wir uns den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung. „Er war, sagt einer seiner Vertrautesten, sein Adjutant Marmont [2]), nach der ganzen Richtung seines Charakters jeder Unordnung abgeneigt; er hatte also die Farbe der Revolution ohne innere Neigung angelegt, einzig nach Ehrgeiz und Berechnung. Sein überlegener Instinct hatte ihm die Wege gezeigt, auf denen er zum Glücke und zur Macht emporsteigen könnte; sein Geist, von Natur tief, hatte bereits seine volle Reife gewonnen. Ueber seine Jahre hinaus

[1]) Mémoires de Masséna II, 11.

[2]) Mémoires du duc de Raguse I, 53, 86.

besaß er eine große Kenntniß des menschlichen Herzens; wie man weiß, ist diese Fähigkeit ein Erbtheil der halbbarbarischen Völker, wo die Familien in stetem Kriege unter einander leben, und der von Kindheit auf geführte Kampf um die Selbsterhaltung den Menschen ein ganz besonderes Gepräge gibt. Ein Franzose, Engländer oder Deutscher wird in dieser Hinsicht bei sonst gleicher Begabung stets hinter einem Corsen, Griechen oder Albanesen zurückstehen. Und dazu kommt dann die Einbildungskraft, die Lebhaftigkeit und die angeborene Gewandtheit des Geistes, welche allen Südländern, die man die Kinder der Sonne nennen möchte, wie von Rechtswegen eigen ist. Kaum hatte Bonaparte durch den 13. Vendemiaire den Befehl über die Armee des Innern erhalten, so entwickelte er eine beherrschende Sicherheit und eine überlegene Haltung, wie sie dem täglich wachsenden Bewußtsein seiner Kraft entsprach. Offenbar war er von der Vorsehung nicht zum Gehorchen bestimmt, dieser Mann, der so trefflich zu befehlen verstand. Auf Carnot, auf die übrigen Mitglieder des Directoriums hatte er in kürzester Frist den bestimmenden Einfluß gewonnen, dem sich niemand entzog, welcher mit Bonaparte in Berührung kam."

Nachdem der General am 9. März seine Hochzeit gefeiert, langte er am 26. in seinem Hauptquartier Nizza an. Er fand die Dinge dort ganz so, wie sie damals in allen französischen Standquartieren waren, Mangel in allen Dienstzweigen, elende Geldnoth, Entblößung, und in deren Folge Zuchtlosigkeit der Truppe. Scherer hatte stets erklärt, daß unter solchen Verhältnissen höchstens die Vertheidigung der französischen Grenze möglich sei; aus gleichem Grunde kam die gleiche Versicherung von den Feldherren des Sambre- und des Rheinheeres; sie alle betheuerten, daß ohne gewaltige Geldhülfe, ohne Zufuhren und Verstärkungen, die alle wieder Geld kosteten, an eine Offensive gar nicht gedacht werden könne. Da nun, wie wir sahen, die österreichischen Generale ganz ähnliche Gesinnungen hatten, das Directorium aber noch weniger Geldmittel als Kaiser Franz besaß, so hätte das Jahr 1796 nach aller Wahrscheinlichkeit ohne die Dazwischenkunft des corsischen Heißsporns einen äußerst friedfertigen Verlauf gehabt. Aber Bonaparte war noch keine Woche in Nizza, so nahm Alles eine andere Gestalt an. Seine Divisionsgenerale, sämmtlich älter im Dienste als er, empfingen ihn mit kühler Höflichkeit, wurden aber schleunigst inne, daß er sich Gehorsam zu verschaffen wisse, und empfanden bald mit Bewunderung die Ueberlegenheit seines Geistes. Er selbst erkannte die Nöthe und Schwierigkeiten so deutlich wie Einer, aber ohne sich einen Augenblick dadurch

einschüchtern zu lassen. „Die Lage der Armee, schrieb er der Regierung, ist schlimm, aber durchaus nicht hoffnungslos.“ Auf das Nachdrücklichste nahm er sich der Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung der Truppen an, zog Mannschaft auf Mannschaft aus den nächsten französischen Garnisonen, um sie dort durch Bürgergarden ersetzen zu lassen, riß Officiere, Beamten, Soldaten aus der bisherigen schlaffen Verdrossenheit empor, und rief sie auf, was sie heute noch entbehrten, mit kühnem Vorgehen sich bei dem Feinde zu erobern. „Soldaten, redete sie seine Proclamation vom 27. März an, ihr seid unbekleidet, schlecht genährt; die Regierung, die euch viel schuldet, kann euch nichts geben. Euere Geduld und euer Muth inmitten dieser Felsen sind bewundernswerth; aber sie bringen euch keinen Ruhm, keinen Glanz. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; in diesen reichen Provinzen und großen Städten sollt ihr Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten, wird es euch an Muth und Ausdauer fehlen?“

Es war unmöglich, kürzer, hinreißender, schärfer zur Lage der Sache zu reden. Mit Recht hat man es oft hervorgehoben, daß in diesem Manifeste nur von Ruhm und Beute, nirgend aber von Vaterland und Pflicht und Freiheit die Rede war: nur hätte man darin nicht den Gegensatz des künftigen kaiserlichen gegen das bisherige republikanische Heerwesen sehen sollen. Seitdem die Republik in die Hand der radicalen Demokratie gerathen war, hatte sie bei den Armeen wie überall der Militärdictatur vorgearbeitet; seit 1793 hatte sie selbst bei den Truppen die Gesinnung erzeugt, welche Bonaparte nur mit sicherer Hand zu ergreifen brauchte. Wir haben bereits 1794 ihre Entstehung bei den belgischen Heeren beobachtet; wir werden sie 1796 bei dem Rhein- und Sambreheer in gleicher Blüthe wie bei Bonaparte’s Brigaden kennen lernen.

Die Armee befand sich damals in gedehnter Aufstellung auf der genuesischen Riviera, theils auf dem Kamme, theils am Fuße der ligurischen Apenninen, das Gesicht überall nach Norden, gegen Piemont gekehrt. Am Weitesten nach Osten vorgeschoben stand die Division Laharpe bei Voltri, wenige Stunden von Genua entfernt; darauf folgte, zwischen Savona und Finale, die Division Massena, ihre Hauptmasse an der Küste, einen verschanzten Posten vor sich im Gebirge, am Monte Legino; an sie schloß sich bei Loano die Division Augereau, ebenfalls mit einzelnen Abtheilungen im Gebirge; endlich dehnte sich von Albenga am Meere bis nach Ormea nordwärts der Berge die Division Serrurier aus. Die Cavalleriereserve der Armee unter General Stengel stand noch weiter zurück an der fran-

zösischen Grenze; die beiden auf Nizza mündenden Alpenpässe des Col di Tenda und des Col di Finestra wurden ein jeder von einer Brigade Infanterie bewacht. Alle diese Truppen waren völlig kriegeübt; die Strapazen und Entbehrungen der letzten Feldzüge hatten furchtbar unter ihnen aufgeräumt, so daß damals beinahe 25,000 Mann in den Spitälern lagen; was jetzt noch rüstig geblieben, war kernfest, wetterhart und jeder Anforderung gewachsen. Sie waren zerlumpt und hungrig, verwildert in Gesinnung und Mannszucht, aber in der Hand eines starken Führers von unvergleichlicher Brauchbarkeit. Ueber ihre Zahl sind die verkehrtesten Vorstellungen verbreitet worden, da General Bonaparte, nicht zufrieden mit dem Bilde der wirklichen Erfolge, die Bewunderung der Welt durch ganz fabelhafte Angaben über die Schwäche der eignen und die Stärke der feindlichen Mittel zu steigern gesucht hat. In den Memoiren von St. Helena [1]) berechnet er den Betrag seiner Streitkräfte auf 30,000 Mann mit 30, den der Verbündeten auf 80,000 Mann mit 200 Geschützen, so daß denn allerdings die Genialität des Feldherrn, welche trotz solcher Minderzahl in acht Tagen den Sieg entscheidet, auf ein fast übermenschliches Maß gesteigert wird. In Wahrheit zählte das französische Heer in den oben genannten activen Abtheilungen 4542 Mann Cavallerie und 38,175 Mann Infanterie und Artillerie mit 239 Feld- und Berggeschützen, für welche letztere allerdings noch ein großer Theil der Bespannung zu beschaffen war [2]). Außerdem waren am 4. April 3604 Mann aus den Spitälern und rückliegenden Garnisonen im Begriffe zu der Armee zu stoßen; zwei Cavallerieregimenter waren im Anmarsch vom Alpenheer [3]), eine Anzahl kleinerer Detachements wurden aus Lyon und Umgegend erwartet. Diesen Angaben ganz entsprechend, schrieb denn auch Bonaparte selbst den 6. April an das Directorium, er habe für die Feldoperationen im Ganzen 45,000 Mann verfügbar, da

[1]) Montholon III. 177.

[2]) Aus den amtlichen Listen der Regimenter und Brigaden bei Masséna mémoires II, 429. Warum General Koch S. 13 unter Berufung auf eben diese Listen mehrfach abweichende Zahlen angibt, vermag ich nicht abzusehn. Daß diese Listen aber die Frage einfach entscheiden, bedarf keines Beweises; die angegebenen Zahlen bezeichnen ausdrücklich den Betrag der wirklich unter den Fahnen befindlichen Mannschaft, während die sogenannte Effectivstärke der Armee sich damals auf mehr als 95,000, und bald nachher selbst auf 106,000 Mann belief. Ich kann also diesen Thatsachen gegenüber mich auch durch Rüstow's Autorität nicht bestimmen lassen, dessen trefflicher Darstellung der militärischen Actionen ich mich sonst dankbar anschließe.

[3]) Ebendaselbst S. 11.

man ihm bisher in den französischen Departements noch viele Truppen zurückgehalten habe. Man wird also nicht erheblich irren, wenn man annimmt, daß bei der Eröffnung der Feindseligkeiten am 10. April das französische Heer in runder Summe 50,000 Mann in das Gefecht geführt hat, und da wir früher ganz dieselbe Stärke bei den Austrosarden vorgefunden haben, so ist es allerdings nur mit natürlichen Dingen zugegangen, wenn ein Feldherr ersten Ranges wie Bonaparte hier sehr schnell das Uebergewicht über zwei wackere aber geistig unbedeutende und politisch auseinanderstrebende Generale davonträgt.

Aus dem schmalen Küstensaume zwischen Nizza und Genua führten damals außer mehreren Saumpfaden drei fahrbare Straßen den steilen Abhang des Apennin hinan, um dann jenseits in bequemer Senkung die Ebene Piemonts zu erreichen, am westlichen Ende die Straße von Nizza nach Turin über den Col di Tenda, am östlichen die Straße der Bocchetta von Genua nach Alessandria, endlich zwischen beiden, an dem Punkte, wo die Division Massena ihre Aufstellung hatte, bei Savona, die Straße des Passes von Altare, welche gleich nach Uebersteigung der Paßhöhe sich in zwei Arme theilte, den einen nordwärts gerichteten, über Dego und Acqui nach Alessandria und Mailand, den andern zunächst westlich ziehenden, über Millesimo und Ceva nach Turin. Eben diese Straße von Savona, deren Paßhöhe kaum 1500 Fuß über dem Meere lag, bezeichnete die Linie, auf welcher Bonaparte seine entscheidende Operation zu beginnen dachte. Denn ihre beiden Arme bildeten die Grenze der sardinischen und der österreichischen Aufstellung; auf diesem Boden vorgehend, legte sich das französische Heer zwischen die Massen der Verbündeten (die Oesterreicher an dem einen Straßenzweige bei Acqui, die Sardinier an dem andern bei Ceva) und gewann demnach die Möglichkeit, mit gesammelter Kraft jede derselben vereinzelt zu schlagen. So hatte es Bonaparte seit zwei Jahren im Sinne getragen, so dachte er jetzt, die Feinde noch in ihren Quartieren überraschend, es auszuführen, sobald seine Heerverwaltung einigermaßen geordnet wäre: da wurde er plötzlich durch einen unvermutheten Angriffsstoß des Gegners zu beschleunigter Thätigkeit genöthigt.

Seit dem Schlusse des Conventes gab es bei den Armeen keine allmächtigen Volksvertreter mehr. An deren Stelle setzte zur höchsten Leitung der politischen, finanziellen und Verwaltungsangelegenheiten, die auf einem Kriegstheater vorkommen mochten, das Directorium Regierungscommissare ein, deren Verhältniß zu den leitenden Generalen für's Erste

ziemlich unbestimmter Natur war, und erst durch die Praxis seine nähere Feststellung erhalten mußte. Bei dem italienischen Heere waren in dieser Eigenschaft die ehemaligen Deputirten Salicetti und Garrau angestellt worden; kaum war jener in das Hauptquartier gekommen, und dort der traurigen Finanzklemme inne geworden, so begehrte er von dem Senate der Republik Genua ein Anlehn von drei Millionen, und als dies Ansinnen als unverträglich mit der Neutralität des kleinen Freistaates abgelehnt wurde, veranlaßte er zur Einschüchterung der Genueser jenes Vorrücken der Division Laharpe bis Voltri, zwei Stunden von den Vorstädten Genua's. Dies bewirkte denn große Aufregung in Genua, und entschied zugleich die bisher unschlüssigen Erwägungen der verbündeten Generale. Der Sardinier Colli hatte seinem österreichischen Genossen mehrere Operationspläne vorgelegt, Beaulieu aber bei jedem derselben Uebelstände und Gefahren entdeckt; auf die Nachricht von der Bedrohung Genua's warf er sie alle auf die Seite, und beschloß, etwa mit einem Drittel seiner Truppen (10 Bataillonen, 4 Schwadronen) gerades Weges über die Bocchetta hinübereilend, der gefährdeten Stadt zu Hülfe zu kommen, und die Division Laharpe bei Voltri mit Uebermacht anzugreifen. Um die Wucht dieses Schlages zu verdoppeln, sollte dann sein Divisionsgeneral Argenteau mit gleicher Stärke (11 Bataillonen, 2 Schwadronen) etwas nördlich von Altare, über Montenotte, das Gebirge hinabsteigen, und in Laharpe's Rücken bei Savona die Meeresküste erreichen. Da noch dazu die See durch englische Kriegsschiffe beherrscht wurde, so hoffte Beaulieu in dem Zusammengreifen dieser Bewegungen die Division Laharpe vollständig zu umschließen und zur Streckung der Waffen zu nöthigen. Das letzte Drittel der Oesterreicher (14 Bataillone, 27 Schwadronen) war erst bei Pavia auf dem Marsche aus seinen Winterquartieren nach dem Kriegsschauplatz.

In der That konnte Laharpe's Lage sehr übel werden, wenn Beaulieu ihn von der einen Seite her heftig drängte, wenn Argenteau auf der andern nach Savona gelangte, und wenn in diesem Falle Massena und Augereau und Bonaparte ruhig und gelassen der Umzingelung ihres Waffenbruders zuschauten. Wie aber, wenn nur eine dieser Voraussetzungen nicht eintrat? Dann stand Beaulieu vor Voltri und Argenteau vor Montenotte, beide von einander durch das Gebirge und das gesammte feindliche Heer getrennt, unfähig ohne einen Umweg von zwei Tagemärschen mit einander Verbindung zu haben, ein jeder mit etwa 10,000 Mann den Schlägen

einer dreifachen feindlichen Uebermacht ausgesetzt. Bonaparte war nicht der Mann, eine solche Lage ungenutzt zu lassen. So ärgerlich er anfangs über Salicetti's Verhalten gewesen, welches die Feinde vorzeitig in Bewegung gebracht, so freudig ergriff er jetzt die Maßregeln, um die Fehler des Widersachers zu dessen Vernichtung auszubeuten. Am 10. April schossen sich Laharpe's Vortruppen mit Beaulieu's Bataillonen herum, bis in die Nacht hinein; dann eilte die Division nach Savona zurück, um sich hier mit Massena und Augereau zu vereinigen. Beaulieu, der am 11. keinen Mann vom Feinde mehr vor sich sah, hatte keine besondere Eile zur Verfolgung, sondern verbrachte den größten Theil des Tages in einer Unterredung mit dem englischen Commodore Nelson, so daß er seinem gefährlichen Gegner volle Muße ließ, um von allen Seiten her das Verderben des unglücklichen Argenteau vorzubereiten.

Dieser war denn, Beaulieu's Befehle erfüllend, am Abend des 10. April nach Montenotte gekommen, und hatte, nachdem er in der Frühe des 11. den Kamm des Gebirges überschritten, die französischen Schanzen des Monte Legino auf seinem Wege gefunden. Er griff sie im Laufe des Tages dreimal mit verschiedenen Abtheilungen an, die aber, durch lange Märsche bereits ermüdet, nur mühselig die felsigen Abhänge der feindlichen Stellung erkletterten, dem Gegner zwölf Mann tödteten, selbst etwa hundert einbüßten, und dann ihre Versuche einstellten. Argenteau, ohne alle Nachricht von Beaulieu, fühlte sich in seiner Vereinsamung höchst unsicher und unheimlich.

Er hatte Grund dazu. Bonaparte, wegen Beaulieu eigentlich schon außer Sorge, entsandte zu aller Vorsicht einige Reiterregimenter zur Beobachtung der Küste gegen Voltri hin, beauftragte ferner am westlichen Ende seiner Aufstellung die Division Serrurier, von Ormea langsam nordwärts gegen Ceva vorzugehn, und dort die Sardinier in ihrem Lager festzuhalten: und so auf allen Seiten gedeckt, brach er am Morgen des 12. von Savona her mit drei Divisionen zur Erdrückung Argenteau's auf. Laharpe erstieg den Monte Legino, um die Oesterreicher in der Fronte anzugreifen, Massena wandte sich von der Straße von Altare her in ihre rechte Flanke, Augereau drang westlich neben ihm über Ferrania vor, theils um den Rücken der Oesterreicher zu bedrohn, theils um etwaige Hülfssendungen der Sardinier abzufangen. Es waren mehr als 20,000 Mann gegen kaum die Hälfte dieser Zahl, die Umfassung von dieser Seite her kam dem Gegner völlig überraschend, der Erfolg war in wenigen Stunden

entschieden und so vollständig wie möglich. Die Oesterreicher verloren an 3000 Mann; der Rest war verwirrt, entmuthigt, zersprengt, 1800 Mann auf der Straße von Altare in Dego, 1400 Mann weiter nördlich in Spigno, 3500 nordöstlich von Montenotte in Sassello, sie Alle für den Augenblick außer Stande zu einer irgend wirksamen Operation; Argenteau, selbst verwundet und tief entmuthigt, war bemüht, sie wieder zu sammeln, und wo möglich dann die Stellung von Dego zu behaupten.

Während sie verschnauften und sich mühselig ordneten, verlor Bonaparte keine Stunde. Nachdem er so eben den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher zerschmettert, galt es zunächst die äußerste Linke Colli's zu treffen, und nach der entgegengesetzten Richtung hinweg zu treiben. Colli selbst war, wie Bonaparte es gehofft, seit der Annäherung Serrurier's ganz überzeugt, daß hier die feindliche Hauptmacht vordringe; er blieb also geschlossen in seiner Stellung bei Ceva und schob höchstens 2500 Mann etwas ostwärts gegen Montezemolo vor. Weniger gelassenen Gemüthes als der sardinische Führer, hatte jedoch General Provera, der Befehlshaber des mit Colli vereinigten österreichischen Hülfscorps, auf Argenteau's gefährliche Lage geblickt; er war bis an die Straße von Altare mit seinen 5000 Mann herangegangen, hatte dort bei Millesimo Stellung genommen, und am 12. April seinem bedrängten Collegen mehrere kleine Abtheilungen nach Montenotte zu Hülfe geschickt. Aber bei seiner Schwäche vermochte er damit das Geschick nicht zu wenden, sondern nur das Unheil über sich selbst herein zu ziehn. Nach Argenteau's Niederlage ließ Bonaparte die einzige Division Laharpe zur Beobachtung der Besiegten stehn, und warf Massena und Augereau mit zermalmender Uebermacht auf Provera's kleinen Haufen, der nach kurzem Widerstande ebenso vollständig wie Argenteau auseinander gejagt wurde. Provera selbst rettete sich mit einer Handvoll Leute in ein altes Bergschloß Cosseria, wo er sofort von Augereau eingeschlossen und am Morgen des 14. zur Capitulation genöthigt wurde. Der Tag hatte einen weiteren Verlust von 1000 Mann für die Verbündeten ergeben, und ein zweites österreichisches Corps auf das Gründlichste außer Gefecht gesetzt.

Ehe noch Colli von dem Mißgeschick seines Genossen sichere Kunde haben konnte, hatte Bonaparte seine siegreichen Massen auf's Neue ostwärts gewandt, und während dieses Mal Augereau die Deckung gegen die Sardinier übernahm, Laharpe und Massena (zusammen ungefähr 15,000 Mann) am 14. April zum letzten Gnadenstoße gegen die Trümmer

Argenteau's in Dego gesandt. Auch bei diesem Gefechte wußten die Oesterreicher das alte Mißgeschick nicht zu vermeiden, dem gesammelten Feinde immer nur einzelne Splitter zur successiven Zerstörung vorzuführen: erst als die 1800 Mann in Dego bereits die Flucht ergriffen, kamen die 1400 von Spigno her zu gleichem Unheil in das Feuer; als diese abgethan waren, erschien dann Argenteau persönlich mit einer ähnlich schwachen Reserve, um sofort ihr Schicksal zu theilen, und erst am 15. April überraschte die Schaar von Sassello die ruhig in Dego lagernden Sieger, brachte zuerst Laharpe einen harten Verlust bei, wurde dann aber von dem herbeieilenden Massena geworfen und zur Hälfte gefangen. Im Ganzen kosteten diese Kämpfe bei Dego den Oesterreichern mindestens 3000 Mann, und die Menschen, die noch von Argenteau's Corps lebendig geblieben, bildeten jedenfalls keinen streitbaren Heereskörper mehr. Beaulieu, der dies Alles erst am 16. erfuhr, war davon auf das Tiefste betroffen. Wenn es hoch kam, konnte er nach all' jenen Verlusten noch 20,000 Mann in kampffähigem Stande dem Feinde entgegenstellen. Von Colli war nicht die geringste Nachricht vorhanden, natürlich, da das ganze feindliche Heer zwischen ihm und Beaulieu stand; wer konnte wissen, ob Bonaparte nicht seinen Vortheil unmittelbar weiter gegen den Rest der Oesterreicher verfolgte, damit ihre Verpflegung und Rückzugslinie und schließlich ihre lombardischen Territorien bedrohte? Beaulieu ließ neben dieser Sorge keine andere Erwägung aufkommen; er befahl die schleunigste Ausleerung seiner Magazine bei Acqui und die Wegflüchtung ihres Materiales in die Lombardei; er selbst blieb einstweilen in Acqui stehn, war aber bereit, bei dem ersten Angriff des Feindes in eine neue Aufstellung weit rückwärts, zwischen Alessandria und Novi, abzuziehn.

So war, fünf Tage nach der Eröffnung des Feldzugs, Bonaparte's erste Aufgabe, die Abdrängung der Oesterreicher und die Isolirung des sardinischen Heeres, in der glänzendsten Weise gelöst. Die Aufstellung der Verbündeten war zerrissen; zwischen den getrennten und schwer beschädigten Heerhaufen Colli's und Beaulieu's stand die siegesstolze französische Armee, und General Bonaparte mochte entscheiden, auf welchen der entmuthigten Widersacher er seine tödtlichen Streiche weiter richten sollte. Es ist wahr, daß die Weisungen des Directoriums ihm keine Wahl mehr ließen, sondern ihn so bestimmt wie möglich zum sofortigen Einbruch in die Lombardei aufforderten. Denn, meinte das Directorium, der König von Sardinien ist so verdrießlich über Oesterreich, er hat solche Begierde, für den Verlust

von Savoyen mit Mailand entschädigt zu werden, daß er höchst wahrscheinlich bei einem Angriffe auf diese Stadt uns nicht hindern, sondern unterstützen wird. Bonaparte aber war gründlich anderer Meinung. Bei aller Raschheit und Energie seines Vorgehns wollte er dem Feinde um keinen Preis eine Blöße darbieten, und so sehr die Directoren es liebten, einen unklaren Gedanken durch eine tönende Phrase zu schmücken, so scharf und rücksichtslos ging Bonaparte's Urtheil auf die ganz genaue Wirklichkeit der Dinge. Auf jene Stimmungen Victor Amadeus' gab er gar nichts; er urtheilte, daß für die demokratische Republik der König ganz so lange ein entschiedener Feind sein würde, bis er zu voller Unterwerfung gezwungen sei; daraus folge, daß diese Unterwerfung durchgeführt sein müsse, ehe das französische Heer sich gegen Mailand in Marsch setze; es würde sonst sich in die Gefahr begeben, durch die gesammte Kraft des sardinischen Heeres und Volkes im Rücken gefaßt und vielleicht zur Ergebung gezwungen zu werden. Hiernach legte er die Befehle des Directoriums einfach bei Seite, stellte Laharpe zum zweiten Male als Beobachter gegen die Oesterreicher auf und ließ Massena und Augereau von der einen, Serrurier und die beiden Brigaden des Col di Tenda von der andern Seite gegen Colli's Lager bei Ceva vorwärts gehn. Serrurier kam von Ormea über Garessio mit 14,000 Mann heran[1]), Augereau und Massena waren mindestens ebenso stark; ihnen gegenüber konnte Colli, der vielfache kleine Posten bis zum Col di Tenda auszustellen hatte, höchstens 12,000 Mann auf einem Punkte vereinigen. Seine Lage also war von Anfang an nicht weniger hoffnungslos als drei Tage vorher jene der Oesterreicher bei Montenotte und Dego. Was ihm zur Zeit noch eine Möglichkeit zum Widerstande im freien Felde gab, war die innere Zerrüttung der siegreichen Gegner, welche damals alle Bande der Ordnung und alle Möglichkeit ferneren Wirkens zu vernichten drohte. Wie wir sahen, hatte man die Operationen beginnen müssen, ehe die Heeresverwaltung ihre genügende Einrichtung erhalten hatte. Nun waren seit dem 10. April die Truppen unaufhörlich in Bewegung; in drei Tagen hatte z. B. Massena dreimal gegen drei verschiedene Gegner gefochten; es gab Kranke, Verwundete, Ermüdete in Menge. Noch aber stand man im Gebirge, bewegte sich in engen, schwach bebauten Thälern zwischen nackten Klippen und felsigen Abhängen, und nirgend war das Commissariat,

---

[1]) Corr. de Nap. I, 139.

sei es durch Unzulänglichkeit der Mittel oder böswilligen Betrug der Lieferanten, in der Lage, auch nur die nothdürftigste Verpflegung der Truppen zu beschaffen. So ergossen sich jedes Mal nach dem Schluß eines Gefechtes die Soldaten wie gierige Raubthiere über die Dörfer, verübten entsetzliche Gewalt, verschleuderten die schwachen Vorräthe des Landes. Die Rohheit und Zuchtlosigkeit war so haarsträubend, daß zwei Brigadechefs an einem Tage ihre Entlassung erbaten, daß Laharpe an Bonaparte schrieb, seine Truppen seien schlimmer, als jemals die Vandalen gewesen, daß Bonaparte dem Directorium meldete, er schäme sich, solches Raubgesindel zu befehligen. Zu rechtem Eingreifen kam es aber nicht, obgleich hier und da ein besonders arger Plünderer erschossen wurde; die Officiere schreckten vor strengem Verfahren zurück, wenn auf ihre Vorwürfe die hungernden Soldaten mit dem verzweifelten Rufe nach Brod antworteten. Allein auch für die Operationen hatte dieser Zustand die schlimmsten Folgen. Man trieb bei jedem Zusammenstoß die Sardinier zurück; dann aber lösten sich die Bataillone zum Plündern auf, und so konnte am 19. April bei San Michele eine kleine piemontesische Abtheilung, die unvermuthet in das Gefecht eingriff, der Division Serrurier eine schwere Schlappe, eine halbe Niederlage beibringen[1]). Die französischen Generale traten am Abend in bedenklicher Stimmung zu einem Kriegsrathe zusammen; doch blieb es auch jetzt bei dem Entschlusse kräftigen Voranschreitens. Hätte der Soldat Lebensmittel, so würde er sich vom Plündern abhalten lassen: Lebensmittel aber sind in den reichen Ebenen Piemonts zu finden, also heißt es Kampf um jeden Preis, um die letzten Hindernisse vor dem Zugang in das gelobte Land zu beseitigen. Am andern Morgen zeigte sich, daß Colli freiwillig die bestrittene Stellung geräumt hatte; die Franzosen verfolgten ihn eifrig, schlugen ihn am 21. bei Mondovi, und dehnten sich weit und breit in Piemont aus. Massena besetzte Cherasco, nur noch zehn Stunden von Turin entfernt, Augereau nahm Alba, wo ihn die Bevölkerung jubelnd mit republikanischen Zurufen empfing. Der Schrecken war groß am sardinischen Hofe; Verstärkungen für Colli waren nirgend aufzutreiben, an verschiedenen Punkten des Landes rührte sich revolutionäre Gesinnung, und, was besonders schwer in das Gewicht fiel, von österreichischer Unterstützung war nichts zu erblicken.

---

[1]) Masséna II, 42.

Indem der König Victor Amadeus die Lage erwog, zeigte sich bald, daß eben Alles auf sein Verhältniß zu Oesterreich ankam. Die militärische Lage war bedrängt, aber ohne Zweifel nicht hoffnungslos. Turin war eine Festung ersten Ranges; außerdem hatte man Cuneo, Ceva, Alessandria, Tortona in völlig wehrhaftem Stande; wenn man die vorhandenen Truppen in diese Plätze vertheilte, nahm allein deren Beobachtung den größten Theil des französischen Heeres in Anspruch, so daß an ein gleichzeitiges Vordringen in die Lombardei für Bonaparte nicht zu denken war. Dann also gewann Beaulieu die Möglichkeit, sich zu sammeln, zu verstärken, und endlich mit überlegener Macht zur Rettung Turins und zum Verderben Bonaparte's heranzukommen. Ein solcher Gedanke lag hier um so näher, als neunzig Jahre früher der große Ahnherr des Königs, Victor Amadeus II., durch solche Standhaftigkeit bei noch stärkerer Bedrängung dem Prinzen Eugen die Bahn zu dem herrlichen Siegestage von Turin eröffnet, und damit der eignen Dynastie die königliche Würde erobert hatte. General Bonaparte dachte mit Sorgen an eine solche Möglichkeit; er hatte kein Belagerungsgeschütz, um die Festungen zu berennen; der kleinste Unfall, die leiseste Glückslaune, sagte er selbst[1]), konnte alle bisherigen Erfolge in Frage stellen. Auch sein Heer hatte starke Verluste gehabt, die Soldaten waren noch nicht an sein strategisches Tempo gewöhnt und empfanden auf ihrem reißenden Siegeslaufe etwas wie schwindelndes Erstaunen. Ohne Zweifel hätte er, wenn der König einigen Muth an den Tag legte, die günstigsten Bedingungen bewilligt, um überhaupt nur zum Abschlusse zu kommen.

Nun aber fehlte zu wirklicher Ausdauer bei dem Könige die erste aller Voraussetzungen, das Vertrauen auf Oesterreich. Beaulieu war kein Prinz Eugen, und auf welchem Fuße man mit Thugut stand, haben wir früher beobachtet. Der König, welcher anfangs sehr lebhaft den äußersten Widerstand begehrte, wurde schnell umgestimmt, als der Cardinal-Erzbischof von Turin seine Ansicht über die Entfernung, die Unzuverlässigkeit und die Eigensucht Oesterreichs mit bitterem Nachdrucke entwickelte. Dazu kam die Sorge vor revolutionären Ausbrüchen im eignen Volke, dazu die von dem Finanzminister kläglich geschilderte Geldklemme. Der verhängnißvolle Entschluß wurde gefaßt, zwei Bevollmächtigte an Faypoult, den französischen Gesandten in Genua, zur Friedensverhandlung geschickt, und General Colli

---

[1]) Montholon III, 139.

beauftragt, bei Bonaparte einen Waffenstillstand nachzusuchen. Bonaparte empfing diese Eröffnung am 23. April. Er war hoch erfreut, aber allerdings vermochte er nicht ohne Weiteres in die Unterhandlung einzutreten. Denn auf das Bestimmteste hatte sich das Directorium die ausschließliche Befugniß zu jeder Art von diplomatischer Verhandlung vorbehalten: hier also war die Frage nicht bloß, wie bei einer Abweichung von Carnot's militärischen Instructionen, ob der General nach dem Drange augenblicklicher Nothwendigkeit sich eine Willkür innerhalb seines gesetzlichen Wirkungskreises erlauben dürfe, sondern es handelte sich einfach und bestimmt um den kecken Entschluß, sich auf einem ihm bisher völlig versagten Gebiete von der Regierung unabhängig zu stellen. Bonaparte hatte diese Absicht ganz entschieden, aber Alles kam darauf an, sie in einer auch für das Directorium unwiderstehlichen Weise zu verwirklichen, und das Verfahren, mit welchem der General dieses Ziel erreichte, war kein geringeres Meisterstück, als die militärische Zersprengung der austrosardischen Heere.

Zunächst nahm er seine Stellung gegenüber dem sardinischen Unterhändler. Er begann am 23. April mit der Erklärung, daß das Directorium das Recht des Friedensschlusses besitze, und die sardinischen Gesandten also entweder nach Paris reisen oder in Genua die Ankunft französischer Bevollmächtigter erwarten müßten. Einen Waffenstillstand zu schließen, erlaube die Lage der streitenden Heere nicht; höchstens in dem einen Falle könne das französische sich mit einem solchen einverstanden erklären, wenn man ihm zwei der wichtigsten Festungen Piemonts als Pfand ehrlicher Friedensliebe überantworte. Mit dieser Aeußerung war nur eine unmaßgebliche Ansicht ausgesprochen, keine Ueberschreitung der Competenz vollzogen. Nach Paris sandte er dann zunächst eine Schilderung seiner Lage, die geradezu Schwarz in Schwarz gemalt war; er habe mit seinen 37,500 Mann in Hunger und Entblößung 100,000 Feinde zu bekämpfen, sehr gute, stark gerüstete Truppen, die mit dem Muthe der Verzweiflung föchten, so daß er auf das Dringendste einer Verstärkung von 10,000 Mann bedürfe. Nachdem er so dem Directorium die Gefahren seiner Stellung gezeichnet, sandte er Colli's rettendes Anerbieten hinterher, mit dem Ausdrucke der Hoffnung, durch seine Antwort den Sinn der Regierung getroffen zu haben. Ein solcher Stillstand, durch die beiden Festungen gewährleistet, würde es ihm möglich machen, bis Mantua vorzudringen und Beaulieu aus Italien hinauszuwerfen. Zugleich überreichte er durch seinen Adjutanten Junot 21 erbeutete Fahnen, mit einer Andeutung, wie vollständig

die Armee den Directoren ergeben und allen Factionen feindselig sei. War es denkbar, daß das Directorium durch Versagung des Stillstandes diese Anhänglichkeit von sich stieße, gegen den Siegesjubel der Pariser taub bliebe, das treffliche Herr der Uebermacht der 100,000 Feinde Preis gäbe?

Unterdessen waren die beiden sardinischen Gesandten in Genua bei Faypoult angelangt, bei welchem sie durch einen spanischen Diplomaten eingeführt wurden. Faypoult erklärte ihnen, daß Frankreich jedenfalls an den im Januar mitgetheilten Bedingungen festhalten werde, übrigens das Directorium sich selbst alle Friedensverhandlungen vorbehalten habe [1]). Gleichzeitig mit diesem Bescheide empfing der König höchst unliebsame Botschaft von Beaulieu. Dieser ging allerdings am 24. April von Acqui zwei Meilen weit in der Richtung auf Turin vorwärts; hier aber erhielt er Nachricht von dem Beginn einer sardinischen Unterhandlung mit Frankreich und sah sich im Geiste schon ringsum von drohender Verrätherei umgeben. Er erinnerte sich, daß über den Tanaro, dessen Gewässer ihn von Turin trennten, die Sardinier trotz aller Versprechungen keine Brücke gebaut, daß er also den Fluß nicht überschreiten könne, ohne seinen Rückzug in die höchste Gefahr zu bringen; er meinte vor Allem den bisherigen Bundesgenossen gegenüber materielle Sicherung zu bedürfen, und sandte an Victor Amadeus die nachdrückliche Forderung, in die beiden Festungen Alessandria und Tortona österreichische Besatzung aufzunehmen [2]). Das gab in Turin die letzte Entscheidung. Härteres als jetzt der Verbündete hatte ja auch der Gegner bisher nicht begehrt: schloß man auf ein solches Opfer mit diesem ab, so hoffte man Ruhe und Frieden aller Orten zu haben; that man nach Beaulieu's Willen, so war seine Hülfe stets noch unsicher, und die Verheerung des Landes durch die Franzosen gewiß. So meldete am 26. April Colli dem General Bonaparte, jene Gesandten seien auf dem Wege nach Paris, und der König bereit, zur Erlangung des Stillstandes Coni und Tortona den Franzosen zu öffnen. Bonaparte sah mit Jubel, wie die Muthlosigkeit und Friedenssehnsucht des Gegners im Wachsen war und beeilte sich, seine Forderungen ganz erheblich zu steigern. Er begehrte jetzt den 27. zu Coni und Tortona noch als dritte Festung Ceva hinzu; er wollte den ganzen bisher eroberten Landstrich im Besitze

---

[1]) Depesche an Delacroix vom 23. April.

[2]) Eden an Grenville 4. Mai. Der Kaiser und Thugut waren höchst einverstanden damit.

behalten; er forderte freie Straße durch ganz Piemont für die französischen Colonnen und Couriere. Es war die vollständige Ueberlieferung Piemonts in die militärische Abhängigkeit von Frankreich. „Ihr könnt dann, schrieb er sofort dem Directorium, jeden beliebigen Frieden dem Könige dictiren, da wir ihn durch den Besitz der Festungen ganz und gar in der Hand haben. Kommen wir heute zum Abschluß, so marschire ich morgen gegen Beaulieu, zwinge Parma zum Frieden, besetze Mailand; wenn ihr dem Könige den Frieden weigern und ihn entthronen wollt, so bin ich dann viel besser als heute zur Einnahme von Turin gerüstet. Der Abschluß wäre, setzte er hinzu, das glücklichste Ereigniß; alle Generale und die Regierungscommissare sind derselben Meinung."

Im Laufe des 28. April erschienen zwei sardinische Offiziere, um die Bedingungen ihres Königs vorzulegen. Bonaparte stimmte sie sogleich auf den rechten Ton, indem er ihnen heftig erklärte, nur an ihm, dem Sieger, sei es, Bedingungen aufzustellen. Man redete noch einige Stunden hinüber und herüber; es erging den Sardiniern wie Allen, welche mit dieser dämonischen Natur in Berührung kamen; sie wurden gewonnen, eingeschüchtert, unterworfen. Am Abend des 28. unterzeichneten sie sämmtliche Forderungen des französischen Feldherrn. Sardinien gab damit die Coalition auf und überließ sich gebunden den Händen der Republik. Nach einigen unbestimmt hingeworfenen Worten Bonaparte's hofften sie auf den Erwerb mailändischer Landstriche: eine feste Bürgschaft darüber konnten sie natürlich nicht erlangen, da dergleichen ja allein zur Competenz des Directoriums gehörte. Diesem theilte der General noch an demselben Tage den Abschluß des Vertrages mit, welchen, sagte er, das Directorium ganz nach seinem Belieben bestätigen oder verwerfen könne. Einstweilen mache er sich auf, um gegen Beaulieu zu ziehen, die Lombardei einzunehmen, durch Tyrol in Baiern vorzudringen. Dort hoffe er mit dem französischen Rheinheere sich zum Sturze des Kaisers zu vereinigen; dieser Plan sei des Directoriums und Frankreichs würdig. „Sendet mir, bemerkte er noch, 15,000 Mann vom Alpenheer, dann kann ich ein Armeecorps gegen Rom schicken. Auf eine Revolution in Piemont dürft ihr nicht hoffen; das wird kommen, aber noch ist das Volk nicht reif dazu. Bewahrt mir euer Vertrauen und unterstützt meine Pläne, so ist Italien euer."

Noch am Abend des 28. ergingen die Befehle an sämmtliche Truppentheile, zur Besetzung der drei Festungen und zur Verfolgung Beaulieu's. Am 29. neuer Brief an das Directorium, neue Aussichten, neue Reizungen.

„Wenn ihr mit Sardinien abschließt, so kann ich 12,000 Mann gegen Rom senden. Parma muß mehrere Millionen zahlen und um Frieden bitten; bewilligt denselben, aber nicht zu schnell, damit wir eine Weile auf seine Kosten leben können. Wir haben Grund genug, um von Genua die Zahlung von 15 Millionen zu erpressen. Wenn ihr mich mit diesen Dingen beauftragt, so bewahrt nur strenges Geheimniß, dann werde ich Alles vollbringen."

In Paris erweckten diese Nachrichten, welche Schlag auf Schlag sich ohne Unterbrechung folgten, einen wahren Taumel der Begeisterung. Niemals hatte man dergleichen erlebt, zwei ganze Wochen, in denen jeder Tag mit einem neuen Triumphe der Waffen oder der Diplomatie bezeichnet war. Das Directorium seinerseits war in einem Sturme der widersprechendsten Stimmungen. Alles was der junge General gethan, verkündete mit unwidersprechlicher Klarheit seinen Werth. Es ist wahr, er hatte seine Instruction übertreten, als er nach dem Treffen von Dego sich gegen Colli anstatt gegen Beaulieu wandte; er hatte mit völliger Nichtachtung des Gesetzes gehandelt, als er den Stillstand zu Cherasco abschloß. Aber wer hätte in Abrede zu stellen vermocht, daß jedes Mal die Instruction in der Sache Unrecht und Bonaparte allein Recht gehabt? Wer hätte es bei der brausenden Begeisterung des Volkes wagen mögen, sich strafend gegen seinen jungen Helden zu erheben? Rewbell brummte, daß man nicht Piemont revolutionirt und zur Republik gemacht hatte. Dafür aber war Lareveillère doppelt entzückt über die Hoffnung, die republikanischen Waffen zur Zermalmung des Papstthums erhoben zu sehen, und vollends der Finanzminister hatte nicht Lob genug für den Feldherrn, dessen Armee seit dem ersten Gefechte dem Staate nicht bloß nichts koste, sondern bereits Millionen auf Millionen dem bedrängten Schatze in Aussicht stelle. So kam das Directorium zu dem Beschlusse, allerdings den Stillstand mit Sardinien zu genehmigen, die italienischen Contributionen entgegen zu nehmen, immer aber für die Zukunft dem Eigenwillen des ehrgeizigen Generals die Flügel zu beschneiden.

Am 7. Mai unterzeichnete Carnot zwei umfassende Depeschen an Bonaparte. Darin wurde der General mit Lobsprüchen über die bisherigen Erfolge überhäuft. Er wurde zu möglichster Ausbeutung des Sieges ermahnt, reichlicher Verpflegung der Armee, gelinder Contribution in Parma, das wegen der spanischen Beziehungen zu schonen sei, gründlicher Brandschatzung Mailands, Abführung der bedeutendsten Kunstwerke nach Frank-

reich. Was die militärischen Operationen anging, so pries das Directorium die großartige Kühnheit des baierischen Angriffsplanes. Aber es erklärte die Schwierigkeiten für unübersteiglich. Es sei besser, nach Beaulieu's vollständiger Besiegung, nicht linkshin gegen Norden, sondern rechtshin gegen Süden zu ziehen, nicht die Oesterreicher in den unfruchtbaren Felsenthälern Tyrols aufzusuchen, sondern in dem reichen Süditalien den englischen Einfluß zu vernichten. Zu diesem Behufe solle die Armee durch die Bataillone des Alpenheers verstärkt, dann aber in zwei Heere getheilt werden. Mit dem einen würde General Kellermann die Oesterreicher von jedem neuen Einbruch in Oberitalien abhalten, mit dem andern General Bonaparte den Hafen von Livorno besetzen, Rom und Neapel brandschatzen, Genua zu Geldzahlungen zwingen. Die Beziehungen zwischen beiden Heeren zu regeln, würde Aufgabe des Regierungscommissars Salicetti sein, und demselben ebenfalls die Führung aller diplomatischen Verhandlungen obliegen.

Es war, wie man sieht, eine Nachgeburt des Systems von 1793, für welche hier Bonaparte's Gehorsam begehrt wurde. Die eigentliche Lenkung des Krieges sollte in der Hand eines Civilcommissars liegen, und zwar dieses Mal nicht eines Mitgliedes der allmächtigen Volksvertretung, sondern des abhängigen Beamten einer in sich haltlosen Regierung. Von ihm sollte in Zukunft Bonaparte seine Verstärkungen erbitten, seine Entwürfe abhängig machen, die Vollmacht zu seinen Verträgen erhalten. In einem gesunden Staatswesen wäre ein solcher Gedanke, den höchsten Heerbefehl einem Andern als dem besten Kriegsmanne zu geben, niemals möglich gewesen: das Directorium aber war in der traurigen Lage, in seiner ganzen Existenz von den Erfolgen seiner Krieger abhängig, und deshalb zu ewigem Mißtrauen gegen seine Wohlthäter verurtheilt zu sein. Diese Regierung sollte schon jetzt, kaum einen Monat nach dem Beginn des Feldzugs die Erfahrung machen, daß General Bonaparte nicht mehr von ihr, sondern ihr Ansehen von dem Willen des Feldherrn abhängig war.

Während die Directoren in solcher Art die Zukunft der italienischen Armee erwogen, war Bonaparte in voller Bewegung gegen die Lombardei. Beaulieu war aus Piemont gewichen, und hatte hinter der Agogna eine vertheidigende Stellung genommen und deren natürliche Stärke noch durch ansehnliche Verschanzungen erhöht. Wie man sich erinnert, strömt der Po hier ostwärts durch die lombardische Ebene und nimmt nach einander eine Reihe von Zuflüssen auf, die ihm die Alpen von Norden her zusenden, die Agogna, den Tessin, die Adda, den Oglio, den Mincio. Da Mailand

zwischen Tessin und Adda liegt, hoffte Beaulieu durch seine Schanzen am erstgenannten Flusse die Hauptstadt gegen den von Westen herandrohenden Angriff sicher gedeckt zu haben. Allein Bonaparte, der im Süden des Po stand, überraschte seinen Gegner auf's Neue, indem er in reißender Schnelligkeit hier auf dem rechten Ufer desselben stromabwärts zog, an der Mündung der Agogna und des Tessin vorüber, und damit die österreichische Aufstellung vollständig umging. Gleichen Schrittes mit dieser schleunigen Kriegsbewegung entwickelte sich, als wenn kein Directorium existirte, seine politische Thätigkeit, allerdings der Sache durchgängig mit den Wünschen der Pariser im Einklang. So bat er am 1. Mai Faypoult um ein Verzeichniß der wichtigsten Bilder und Statuen in Parma, Modena, Bologna; dann am 6., im Begriffe den Po zu überschreiten, meldete er dem Directorium, daß er 6 Millionen von Modena begehren und eine Razzia gegen Livorno unternehmen wollte: weniger angenehm, immer aber wieder ganz unwiderleglich klang sein Schlußsatz, daß eine kurze Note aus dem Hauptquartier bei den kleinen Fürsten mehr Eindruck mache als alle Diplomaten; aus Furcht würden sie dann so anständig und ehrfurchtsvoll, daß man es beinahe gemein finden könne.

Am Nachmittag des 7. Mai, vielleicht in demselben Augenblicke, in welchem Carnot die Zukunftsdepesche unterschrieb, gelangten die ersten französischen Abtheilungen bei Piacenza über den Po, und drängten einige schwache österreichische Heerhaufen gegen die Adda zurück. Beaulieu beeilte sich auf diese Nachricht, seine jetzt höchst ausgesetzte Stellung zu räumen — er hatte noch 22,000 Mann gegen 40,000 Franzosen — Mailand sich selbst zu überlassen, und in möglichster Schnelligkeit den Hauptübergang über die Adda, die Stadt Lodi, zu erreichen. In diesem Augenblicke war Bonaparte von der activen Heerführung entfernt und wieder einmal auf dem diplomatischen Felde beschäftigt; am 9. Mai bewilligte er dem Herzog von Parma einen Waffenstillstand gegen Lieferung von zwei Millionen Franken, 1700 Pferden, 20 Gemälden berühmter Meister, 15,000 Centnern Getreide, 2000 Ochsen. Ohne große Erörterung machte er dieses Mal dem Director Carnot eine einfache Anzeige davon, mit dem Zusatze, daß so eben auch der Herzog von Modena Unterhändler sende; wenn Alles gut gehe, denke er nächstens etwa 10 Millionen baar nach Paris zu schicken, was dem Rheinheer sehr erquicklich sein würde. Kaum diesen Brief abgesandt, war er wieder zu Roß, um Beaulieu nicht zu Athem kommen zu lassen. Bei seiner jetzt ungefähr doppelten Uebermacht, welche bei den

Truppen in Folge der langen Siegesreihe durch ein lebhaftes Gefühl der innern Ueberlegenheit noch erheblich gesteigert wurde, hätte er des weitern Rückzugs der Oesterreicher sicher sein können, gleichviel an welchem Punkte er die Adda überschritt. Eben deshalb aber beschloß er, der große Meister der Kriegslist und der Umgehung, dieses Mal den Stier bei den Hörnern zu fassen, und so den ersten Abschnitt des Feldzugs durch ein weithin leuchtendes Glanzstück zu schließen. Am Morgen des 10. Mai langten seine Colonnen in Lodi an, und fanden die Brücke über die Adda zwar noch unversehrt, den jenseitigen Zugang aber durch 9000 Kaiserliche mit einer gewaltigen Batterie von 30 Geschützen gesperrt. Bonaparte begann zunächst einen heftigen Artilleriekampf, vor dem sich das österreichische Fußvolk vom Ufergelände zurückzog; dann ließ er eine kleine Strecke aufwärts seine Reiterei den Fluß in einer Fuhrt passiren, und befahl darauf einer Masse von 4000 Grenadieren in raschem Laufe über die Brücke hinüber zu stürmen. Zweimal brachte das feindliche Geschützfeuer den Angriff zum Stehen, bis dann seitwärts die Reiterei sichtbar wurde, und eine Anzahl französischer Generale persönlich an die Spitze traten und die Grenadiere unwiderstehlich fortrissen. Die österreichischen Kanonen wurden genommen, darauf das Fußvolk geworfen, und das linke Addaufer siegreich behaupet. Nach allen Seiten ging die Verfolgung rastlos vorwärts; Pizzighetone, Cremona, Como wurden besetzt, und während General Beaulieu die Trümmer seiner Streitkräfte hinter dem Mincio und in Mantua zu sammeln suchte, hielt Bonaparte unter dem Zujauchzen der Bevölkerung am 16. Mai seinen triumphirenden Einzug in Mailand. Er war strahlend von innerer Genugthuung; sein Selbstgefühl ging in hohen Wogen. Nun, fragte er am Abend seinen Adjutanten Marmont, was wird man in Paris sagen? Auf dessen Antwort, die Bewunderung werde auf ihrem Gipfel sein, rief er: sie haben noch nichts gesehen, ich hoffe noch ganz andere Dinge von der Glücksgöttin zu erhalten; in wenigen Tagen sind wir an der Etsch, und ganz Italien ist unser; gibt man mir dann die entsprechenden Mittel, so werden wir es bald verlassen und weiter gehen; in unsern Tagen hat noch niemand einen großen Gedanken gehabt, an mir ist es, das Beispiel zu geben. In gleichem Sinne schrieb er dem Directorium, die Lombardei sei unterworfen; in kurzer Zeit könne er durch Tyrol nach Baiern vordringen, wenn man endlich die Heere am Rheine in Bewegung setze. Den 17. schloß er den Waffenstillstand mit Modena gegen Bezahlung von 10 Millionen Franken und Auslieferung von 20 Gemälden. Den 18.

ließ er in Mailand zehn Gemälde, einige Vasen und eine Anzahl kostbarer Handschriften wegnehmen, und verkündete der Lombardei (einem sehr reichen Lande, wie er den Directoren meldete, wenn es nicht durch fünfjährige Kriegführung erschöpft wäre), daß Frankreich ihr die Befreiung vom österreichischen Joche bringe, aber dafür einen Beitrag zu den Kriegskosten von 20 Millionen fordern müsse.

Inmitten dieser unvergleichlichen Erfolge, die seinen Namen in allen Ruhmestönen durch Frankreich und Europa trugen, empfing er am 13. Mai den Beschluß des Directoriums über die Theilung der Armee und des Oberbefehls. Er war, so weit wir sehen können, nicht einen Augenblick zweifelhaft über die Antwort. Gleich am folgenden Tage schrieb er zurück, was über seine und Frankreichs Zukunft entschied. „Eure Hoffnungen sind erfüllt, die Lombardei gehört der Republik. Beaulieu hat immer noch ein zahlreiches Heer, und erwartet jeden Tag 10,000 Mann Verstärkung. Ich halte es für unpolitisch, unter diesen Umständen das Heer zu theilen; es ist gegen das Interesse der Republik, zwei verschiedene Generale dort anzustellen. Die Expeditionen auf Livorno, Rom, Neapel haben nicht viel auf sich. Man muß sie mit einzelnen, staffelförmig aufgestellten Divisionen machen, die man bei jedem Vorgehen der Oesterreicher gegen diese zurückrufen kann. Dazu ist aber nicht bloß Einheit des Oberbefehls, sondern unbeschränkte Vollmacht für den Feldherrn erforderlich. Wenn ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt, wenn ihr meine Schritte von dem Urtheil der Regierungscommissare abhängig macht, so erwartet nichts Gutes. Wollt ihr eure Mittel durch Theilung schwächen, und die Einheit des militärischen Gedankens zerstören, so verliert ihr die schönste Gelegenheit, Italien unter eure Gesetze zu beugen. Was ihr hier bedürft, ist ein General, dem ihr euer volles Vertrauen schenkt. Wenn ich dies nicht bin, so werde ich mich nicht beklagen, sondern mit doppeltem Eifer euch anderwärts zu dienen suchen. Jeder hat seine Art, Krieg zu führen. Kellermann hat mehr Erfahrung als ich, und wird ihn besser führen; sicher aber ist, daß wir beide gemeinschaftlich ihn schlecht führen werden. Ihr begreift, wie schwer mir eine solche Erörterung wird, bei der ich den Schein selbstsüchtigen Ehrgeizes auf mich nehmen muß. Aber ich darf mich dadurch nicht abhalten lassen, euch auf das wahre Interesse Frankreichs aufmerksam zu machen. Ich kann nur dann dem Vaterlande wesentliche Dienste leisten, wenn ich euer volles Vertrauen besitze. Wenn ihr diesen Brief empfangt, sind wir schon wieder in Bewegung; eure Antwort wird mich wohl vor den Thoren Livorno's treffen."

In einem besondern Schreiben an Carnot setzte er noch hinzu: „ein schlechter General ist besser als zwei gute. Der Krieg ist wie die Regierung eine Sache des Tactes. Ob ich hier oder anderwärts kämpfe, ist mir gleichgültig. Dem Vaterlande dienen, einen Platz in der Geschichte erringen, der Regierung meine Ergebenheit bethätigen, das ist mein ganzer Ehrgeiz. Aber das Eine liegt mir am Herzen, nicht in acht Tagen alle Früchte zweier angestrengter Monate zu verlieren, und mich nicht gehindert zu fühlen."

Man konnte nicht höflicher in der Form und fester in der Sache auftreten. Bonaparte drohte nicht ausdrücklich mit seiner Entlassung; lediglich im Interesse des Vaterlandes wollte er an jedem Orte, in jeder Stellung dienen, nur gerade in der einen nicht, welche das Directorium ihm zuwies. Und unterdessen schwamm Paris in dem Glanze der Siegesfeste, unaufhörlich verfügten die Fünfhundert, daß das Heer von Italien sich wieder um das Vaterland verdient gemacht habe, und alle die ungesetzlichen Verträge lieferten eine Million nach der andern in den durstenden Staatsschatz. Und den Schöpfer all dieser Triumphe sollte die Regierung von dem Schauplatze seiner glorreichen Thaten abberufen: der Eindruck im ganzen Lande mußte entsetzlich sein, vollends wenn man den Namen des Generals erfuhr, welchem Bonaparte seine Stelle einzuräumen so bereitwillig war. Kellermann war ein wackerer, rechtschaffener, etwas eigensinniger, sonst von Grund aus bescheidener Officier, dessen Namen einmal bei Valmy und dann nicht wieder genannt worden war, dem jedermann die tüchtige Führung einer Division, aber sonst auch gar nichts weiter zutraute.

Gerne oder ungerne, die Regierung mußte sich unterwerfen. Sie hatte Kellermann bereits seine neue Bestimmung bekannt gemacht, und am 18. Mai noch einmal dem General Bonaparte die bevorstehende Ankunft seines Collegen angezeigt. Jetzt blieb ihr nichts übrig, als der einfache Widerruf. Am 21. Mai meldete sie dem General, sie habe seinen Wunsch, den Oberbefehl in Italien ungetheilt fortzuführen, in reife Erwägung gezogen; ihr Zutrauen in seine Talente und seinen republikanischen Eifer habe diese Frage bejahend entschieden. Kellermann werde in Chambéry bleiben. Bonaparte möge thunlichst bald gegen Livorno ziehen. Die sonstigen Operationen gegen Mantua oder Tyrol könne man nicht von Paris aus lenken; Bonaparte erhalte darüber unbeschränkte Vollmacht, jedoch empfehle ihm das Directorium kluge Vorsicht, und wünsche nur, daß er nicht früher nach Tyrol aufbreche, als er die Expeditionen gegen Süditalien vollendet habe. Wie man sieht, war die Niederlage der Regie=

rung vollständig. Bonaparte durfte sich fortan thatsächlich als souveränen Kriegsherrn der italienischen Armee betrachten. Mochte künftig das Directorium noch gute Rathschläge in befehlender Form erlassen oder die Competenz der Regierungscommissare näher festzustellen suchen: der General wußte, was er darauf zu geben hatte. Seit diesem 21. Mai verfügte er über militärische und diplomatische Fragen, beherrschte die Verwaltung und die Finanzen der unterworfenen Lande, bestimmte das Geschick der italienischen Staaten nach seinem Gutbefinden. Auf die Erörterungen des Directoriums nahm er seitdem ungefähr so viel Rücksicht, wie ein kriegführender Monarch auf die diplomatischen Wünsche einer benachbarten Großmacht. In ihm selbst hatte die märchenhafte Reihe der rasch geernteten Erfolge das Bewußtsein und damit die Fülle der eignen Kraft unendlich gesteigert [1]). Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, eröffnete sich seinem geistigen Blicke ein neuer, immer weiterer Horizont. Das Selbstvertrauen, von dem er erfüllt war, und mit dem er seine ganze Umgebung zu erfüllen wußte, gab jedem seiner Worte eine hinreißende Entschiedenheit. Er fing an, jede Schwierigkeit zu verachten, jedes Erreichte geringzuschätzen, immer wachsende Entwürfe hervorzutreiben. Mit unbegrenzter Begeisterung hingen die nächst stehenden Genossen an ihrem General, der in dieser Zeit sein mächtiges Uebergewicht noch mit dem Glanze jugendlicher Liebenswürdigkeit zu umgeben verstand. Jeder von ihnen hatte das Vorgefühl einer schrankenlosen Zukunft; noch wurde ihr Ehrgeiz durch lebhaften Gemeinsinn und republikanischen Enthusiasmus erwärmt, und der Führer, der weder an dem einen noch dem andern Theil nahm, ließ sie gewähren in einer Gesinnung, die für den Augenblick ihre Leistungsfähigkeit erhöhte, und die er jeder Zeit für seine Zwecke zu beherrschen sicher war.

Der Boden freilich, auf welchem er dieses Gebäude welterfüllenden Ruhmes zunächst aufführte, litt entsetzlich. Wohl war in jedem Manifeste des Generals auf's Neue die Rede von der Befreiung Italiens, der Herstellung des Capitols, der Bruderliebe der Völker. Aber eine Million nach der andern wurde von dem unglücklichen Lande erpreßt; außer den Kunstwerken wurde das Kirchensilber und das Geld der Leihhäuser weggenommen, Luxuspferde, Schiffbauholz und Segeltuch requirirt: führt aus Italien, schrieb das Directorium, Alles hinweg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann. Zu diesen amtlichen Confiscationen

---

[1]) Vgl. Marmont's Memoiren I, 186.

kam dann die Habgier der Einzelnen. Die Mehrzahl der niedern Officiere, Commissare und Lieferanten schrieben Requisitionen aller Art auf eigne Faust aus; die Soldaten, welche bei der Nichtsnutzigkeit der Verwaltung inmitten dieser Schätze darbten, ergingen sich fort und fort in unbarmherziger Plünderung der Dörfer und roher Mißhandlung der Einwohner. Bonaparte fuhr gelegentlich mit donnernden Tagesbefehlen dazwischen, ließ hier und da einen Beamten cassiren, zuweilen einzelne Marodeure kriegsrechtlich erschießen. Allein eine durchgreifende Besserung wurde auch jetzt, wo die Armee die Reichthümer des gelobten Landes zur Verfügung hatte, keineswegs erreicht. Wenn man die lange Reihe der stets wiederholten Klagen, Strafbefehle und sofort erneuerten Ausschweifungen überblickt, so ist es unmöglich, zu einem andern Urtheil zu gelangen, als daß Bonaparte immer dann mit wirksamer Strenge einschritt, wenn die Plünderung die militärische Zucht der Bataillone aufzulösen drohte, im Uebrigen aber die Zügel der Disciplin nachlässig schleifen ließ, wohl wissend, daß er dadurch nicht weniger als durch seine Triumphe die Soldaten fest an die Person ihres Feldherrn kette.

Um so schlimmer wurde natürlich die Stimmung des mißhandelten Volkes. Die österreichische Verwaltung war in jener Zeit, wo ein italienisches Nationalbewußtsein so wenig wie ein deutsches existirte, nicht gerade beliebt, aber auch in keiner Hinsicht verhaßt gewesen; in den Städten gab es manche Bewunderer der republikanischen Theorien, die Masse des Landvolks aber hatte über die Franzosen nur gehört, daß sie blutdürstige Feinde der heiligen Kirche seien. So rief die Rohheit und Habgier der Eroberer auf der Stelle den grimmigsten Haß hervor, und als Bonaparte acht Tage nach seinem Einzuge in Mailand die Stadt wieder verließ, um seine gegen den Mincio vorwärtsdrängenden Colonnen einzuholen, schlug die Flamme der Empörung in seinem Rücken, in Mailand selbst, dem platten Lande bis zum Tessin, so wie in Pavia lichterloh in die Höhe. Der General kehrte auf der Stelle um, fand die Unruhe in der Hauptstadt bereits gedämpft, und eilte mit etwa 1200 Mann schleunigst gegen Pavia. Unterwegs fand er Widerstand bei den Bauern des Dorfes Binasco, ließ zum schreckenden Beispiel den Ort niederbrennen, und zusammenhauen, was den Truppen in die Hände fiel. Unaufhaltsam ging es dann weiter gegen Pavia, wo die geschlossenen Thore gesprengt, ein entsetzliches Blutbad in den Straßen angerichtet, und die Stadt sechsunddreißig Stunden lang der Plünderung der erhitzten Soldateska preisgegeben wurde. Der Zweck dieser jammer=

vollen Thaten wurde vollständig erreicht: ein dumpfer Schrecken lag weithin auf dem Lande, und keine Hand wagte sich ferner gegen die französische Herrschaft zu erheben.

Diese Störung gründlich abgethan, eilte Bonaparte zu seinen activen Divisionen zurück. Auch hier stand der Plan seiner demnächstigen Operationen seit langer Zeit in seinem Geiste fest. Die Aufgabe war, den Rest des österreichischen Heeres aus Italien hinauszudrängen, und dann selbst eine Stellung zu nehmen, in welcher mit möglichst geringen Mitteln das Land gegen neuen Einbruch von der deutschen Seite zu decken wäre. Zu diesem Behufe hatte er sich mit scharfem Blicke die Linie des Etschflusses auserséhen. Indem man das Thal desselben am Gardasee absperrte, schloß man den einzigen militärisch bedeutenden Zugang Italiens von Tyrol her. Von dort strömte der tiefe und reißende Fluß etwa zwanzig Meilen weit bis zum Meere, und deckte somit, abgesehen von den östlichen Provinzen Venedigs, die ganze italienische Halbinsel gegen Deutschland. Allerdings stand der Besetzung dieser Linie durch die Franzosen ein rechtliches Hinderniß im Wege; die beiden Ufer der Etsch, von der Tyroler Grenze bis zur Mündung waren venetianisches, mithin neutrales Gebiet. Aber Venedig hatte, wie wir sehen werden, keine Waffenmacht zur Deckung seiner Neutralität aufgestellt, und Bonaparte war nicht gesonnen, seinen Siegeslauf durch papierne Schranken irgendwo hemmen zu lassen.

Es ging also vorwärts, zunächst zum Mincio, wohin Beaulieu nach dem Treffen von Lodi seinen Rückzug gerichtet hatte, um die wichtige Festung Mantua, die inmitten der Seen oder Sümpfe des untern Mincio gelegen ist, mit stärkerer Besatzung und Lebensmitteln zu versehen. Unterdessen nahm Bonaparte die Miene an, als wenn seine Hauptmacht sich gegen den obern Lauf des Flusses wenden solle; er ließ drei Divisionen in die hier sich ausdehnenden venetianischen Provinzen von Bergamo und Brescia einrücken (23. bis 25. Mai); er selbst nahm von der letztgenannten Stadt am 28. Besitz, mit einer wohltönenden Proclamation, in welcher er Venedig die Freundschaft Frankreichs und dem Volke strenge Mannszucht und Bezahlung aller Lieferungen verhieß. Beaulieu fand sich durch diese Märsche in seiner Rückzugslinie nach Tyrol bedroht; er gedachte so wenig wie Bonaparte einen Unterschied zwischen neutralem und feindlichem Gebiete zu machen, und befahl dem General Liptay die Besetzung der zur Zeit freilich sehr verfallenen Festung Peschiera, am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee. Dieser vollzog die Weisung am 26. Mai

ohne Schwierigkeit[1]), indem er von dem venetianischen Befehlshaber die Erlaubniß zum Durchmarsch einer Reiterpatrouille von 50 Pferden erbat, dann aber, während diese das Thor geöffnet hielt, mit starken Massen Fußvolks plötzlich über die ungerüsteten Venetianer hereinbrach. Von Widerstand konnte keine Rede sein, da die venetianische Besatzung nur aus sechzig Invaliden bestand.

Er that damit in mehr als einer Beziehung, was Bonaparte sich wünschen mochte. Zunächst war durch Liptay's Entsendung die österreichische Streitmacht weiter stromabwärts erheblich geschwächt worden, und Bonaparte ließ sofort vier Divisionen in schleunigstem Marsche gegen die Brücke von Borghetto vorgehen, wo am 30. Mai ihre Uebermacht die dünne Kordonstellung der Gegner nach kurzem Gefechte völlig zersprengte. Seitdem war für Beaulieu kein Halten mehr. Einige seiner Abtheilungen warfen sich nach Mantua hinein, dessen Garnison dadurch auf etwas über 12,000 Mann gebracht wurde; die andern eilten zurück zur Etsch, und dann diese aufwärts in das Tyroler Gebirge; auch Peschiera wurde wieder geräumt, so daß am 1. Juni außer Mantua kein österreichischer Soldat mehr auf italienischem Boden stand. Bonaparte ließ darauf Massena mit 35 Bataillonen den Ausgang des Etschthales und das südliche Ende des Gardasees bewachen, Mantua durch Serrurier und Augereau einschließen, und schickte sich ohne Zaudern zu den Expeditionen gegen den italienischen Süden an, nach deren Ausbeute, wie wir wissen, schon längst der französische Finanzminister schmachtete.

---

[1]) Es ist also nicht richtig, wenn Lanfrey (Hist. de Napoléon I, 132) die Besetzung Brescia's durch Bonaparte dem Ueberfall Peschiera's vorausgehen läßt. Vgl. Rüstow 150. Die Venetianer selbst beschwerten sich in Wien, daß die Oesterreicher die Verletzung der Neutralität begonnen hätten, Romanin IX, 314.

Drittes Capitel.

Venedig. Rom. Spanien.

Es war ungefähr der zehnte Theil der österreichischen Heeresmacht, welchen Bonaparte vor sich hergetrieben und außer Kampf gesetzt hatte. Aber wie unendlich weit über dieses Maß hinaus ging die Wirkung seiner Siege! Es war, als habe ein Blitzstrahl den gewaltigen Baum der Coalition in seinen Wurzeln getroffen; der Stamm ragte noch scheinbar unversehrt in die Lüfte, aber alle Aeste begannen plötzlich zu verdorren. Mit einem Schlage waren die Machtverhältnisse Europa's verwandelt, Italien, Spanien, Deutschland fanden sich in neue Bahnen fortgerissen.

Bonaparte's stolzes Wort an das Directorium: schenkt mir Vertrauen, und Italien ist euer — war schon Anfang Juni wahr geworden. Am 15. Mai schloß das Directorium den Friedensvertrag mit Sardinien: nicht eben freudigen Herzens, weil die Mehrheit lieber das Land vollständig republikanisirt hätte, aber doch nicht entschlossen genug war, in solcher Weise Bonaparte's System zu kreuzen. Um so schlimmer war die Behandlung, durch welche der Minister Delacroix dem sardinischen Gesandten die volle Tiefe seiner Niederlage klar machte. Ihr habt keine Bedingungen zu stellen, sagte er, ihr habt die unsrigen zu vernehmen und zu unterzeichnen. Victor Amadeus hätte jetzt, um Nizza zu retten, die Insel Sardinien abtreten, er hätte, um Mailand zu gewinnen, ein Offensivbündniß mit Frankreich abschließen mögen. Aber nicht die mindeste Aenderung an den einmal dictirten Forderungen wurde ihm zugelassen. Behandelt uns, rief einmal der Gesandte, daß wir eure Freunde, aber nicht eure Gefangene werden [1]).

---

[1]) Sandoz an den König von Preußen 16. Mai. Der König an Sandoz 27. Mai.

Aber eben dies war die Meinung des Directoriums. Der König mußte die einfache Abtretung von Nizza und Savoyen vollziehn, ohne daß weiter von Tausch oder Entschädigung die Rede hätte sein dürfen. Der Umfang der piemontesischen Gebiete, welche die Franzosen während des österreichischen Krieges besetzt halten sollten, wurde etwas beschränkt, dafür ihnen zu den früher eingeräumten Festungen auch noch das wichtige Alessandria überlassen, und die Schleifung der gegen Frankreich gerichteten Festungen Susa und Brunetta angeordnet. Piemont blieb damit vollständig der französischen Militärgewalt unterworfen. Der König bezahlte und ernährte die französischen Garnisonen, überließ der französischen Armee in seinem Lande mehrere Etappenstraßen, schlug alle politischen Processe nieder und setzte alle politischen Gefangenen in Freiheit. Die Selbständigkeit und Sicherheit der sardinischen Monarchie lebte vermöge dieser Bestimmung nur noch von der Gnade der französischen Regierung.

Nicht besser als dem sardinischen Gegner erging es, im Osten der Lombardei, dem neutralen Venedig. Bei der Wichtigkeit, welche dessen spätere Katastrophe für die Gesammtlage Europa's haben sollte, ist es nöthig, hier einen kurzen Rückblick auf die Zustände und Beziehungen der Lagunenstadt zu nehmen.

Die alte und berühmte Republik, welche einst unter den Handelsstaaten, ja unter den Großmächten Europa's eine so ehrenvolle Stellung eingenommen, war seit lange von jeder thätigen Politik zurückgetreten. Rings umgeben von österreichischen und türkischen Besitzungen, hatte sie während des 18. Jahrhunderts kein anderes Ziel verfolgt, als von den gefährlichen Welthändeln entfernt zu bleiben, ihren übermächtigen Nachbarn keinen Anlaß zum Hader zu geben, den Wohlstand ihrer Unterthanen in jeder Richtung zu pflegen. Diese Aufgabe war von ihrer sorgsamen, überall bevormundenden, aber einsichtigen und wohlwollenden Regierung in anerkennenswerther Weise gelöst worden. Die Landschaften blühten in Acker- und Gartenbau, welcher auf dem fruchtbaren Boden und unter dem milden Himmel die reichsten Früchte brachte; die Seiden- und Glasfabriken, die Juweliere und Silberarbeiter des Landes waren berühmt, und wenn man an dem Welthandel nur noch sehr geringen Antheil nahm, so vermittelten die Hauptstadt und Chioggia doch fast ausschließlich die commerciellen Beziehungen der österreichischen und päpstlichen Provinzen mit dem Orient. So brachte das Land, auf eine Bevölkerung von ungefähr drei Millionen Menschen, ohne große Beschwerde dem Staate eine Jahreseinnahme von mehr als

neun Millionen Ducaten auf [1]), deren Erhebung, von der Regierung auf die einzelnen Provinzen vertheilt, dann von gewählten Localbehörden bei den Bürgern bewirkt wurde. Die politische Macht lag ausschließlich in der Hand des hauptstädtischen Adels, unter dem sich wieder eine engere Gruppe reicher und angesehener Familien in dem bleibenden Besitze der wichtigsten Aemter behauptete. Der officielle Lenker der Regierung war der auf Lebenszeit gewählte Doge, das officielle Organ der gesetzgebenden Gewalt die allgemeine Adelsversammlung, der Große Rath; die wirkliche Macht aber wurde von dem Senate, als dem Ausschusse des Großen Rathes, von der Signorie, dem Geheimen Rathe des Dogen, und von dem Ministerium desselben, dem sogenannten Colleg der Weisen, so wie von den vielberufenen Inhabern der hohen Polizei, den Staatsinquisitoren und dem Rathe der Zehn geübt. Fragt man nach der damaligen Tendenz dieser Regierung, so faßt sie ein Agent des französischen Directoriums, also ein geborener Feind aller Aristokratie, in die Worte zusammen: Beschützung der niedern Volksclassen gegen die höhern. Eine strenge Disciplin unter den regierenden hauptstädtischen Nobili, eine argwöhnische Ueberwachung des unterthänigen Adels in den Provinzen, eine niemals aussetzende Beaufsichtigung des Clerus in seinem Verhalten gegen die Laien, war das Hauptaugenmerk der Signorie und der Inquisitoren. Längst hatte diese Adelsregierung in all ihren Provinzen die mittelalterlichen Adelsvorrechte, die gutsherrlichen und feudalen Privilegien beseitigt; unter dem Staatsbeamten, der an die Spitze der Provinz gestellt war, standen in den meisten Communen Ortsbehörden, die von der Gesammtheit der Bürgerschaften gewählt wurden. Die Staatsinquisition hatte durch das Geheimniß ihres Verfahrens den Ruf tyrannischer Willkür durch ganz Europa: in den Zeiten ihrer Kraft hatte aber fast nur der Adel die Schwere ihrer Hand gefühlt, und damals, am Ende des Jahrhunderts, war sie schwach und lahm geworden, wie der gesammte Mechanismus des gealterten Staates. Der Löwe von S. Marco führte damals ein mildes Regiment, das weder im Guten noch im Bösen zu großen Leistungen die Kraft besaß. In den Staaten wie in den einzelnen Menschen versiegt die Energie des innern Lebens, sobald sie aufhören, sich weitere Ziele als den Genuß des Vorhandenen zu setzen.

Der Zustand der einzelnen Provinzen zeigte mannichfache Verschieden-

---

[1]) Raccolta cronologico-ragionata di documenti inediti . . . (sulla) caduta della republica di Venezia, 1799, S. 15.

heiten. Die kräftigste Bevölkerung war in den Landen auf beiden Ufern der Etsch, in Verona und Crema, in Bergamo und Brescia. Es waren volkreiche und wohlhabende Städte, stattlich begüterte Edelleute, rüstige und waffengeübte Bauern. Die unendliche Mehrheit war ihrem Staate unbedingt ergeben, aber sie wünschten eine Reform der Verfassung, welche ihnen Theilnahme an Gesetzgebung und Regierung gegeben hätte. Von schwächerem Stoffe waren die Umwohner der Pomündungen, der Polesina und des alten Dogado. Die Edelleute waren dort durchgängig ohne Reichthum noch Einfluß, die Bauern waren friedfertig und unterwürfig, beide Classen aber mit der Herrschaft der städtischen Patricier unzufrieden; sie klagten, daß während die Regierung in das stolze Bergamo und Brescia stets die hervorragendsten und tüchtigsten Beamten sende, ihr Bezirk zur Ausstattung und Bereicherung der armen und heruntergekommenen Nobili verwandt werde. Französische Agenten meinten, hier werde sich am Ersten das Material zu einem Aufstande gegen die venetianische Republik zusammenbringen lassen. Im Nordosten, im Friaul waren die Zustände sonst den brescianischen ähnlich, nur zürnte hier der gesammte Adel der hauptstädtischen Regierung, wegen der Beseitigung der lehns- und gutsherrlichen Rechte, und hatte keinen liebern Wunsch, als den Löwen von S. Marco mit dem kaiserlichen Doppeladler zu vertauschen [1]). Der Signorie waren diese Stimmungen nicht unbekannt, und um so argwöhnischer war sie gegen jeden Schritt der österreichischen Regierung auf ihrer Hut.

Sie wußte allerdings wohl kaum etwas Bestimmtes über die russisch-österreichischen Verhandlungen von 1782 und von 1795. Aber nach der allgemeinen Haltung der Kaiserhöfe erwartete sie sich nichts Gutes, und war um so mehr darauf bedacht, die seit Anfang des Revolutionskriegs eingehaltene Neutralität auf das Sorgsamste zu bewahren. Hierüber waren alle Staatsmänner der Republik einverstanden: dagegen gingen die Ansichten scharf auseinander über die Frage, auf welche Weise man diese neutrale Stellung am Wirksamsten zu sichern hätte. Die Einen erklärten für diesen Zweck umfassende Rüstungen für unerläßlich, ohne welche man jeden Augenblick die Verletzung der Grenzen durch die übermächtigen und übermüthigen Kämpfer zu befahren habe: die Andern besorgten umgekehrt, daß jede Truppen-

[1]) Nach den Berichten französischer Agenten an das Directorium, 1796 und 1797, im auswärtigen Archive, Paris.

aufstellung nur dazu dienen werde, die Republik rascher in kriegerische Verwicklungen hinein zu ziehn. Da nun bis Ende 1795 der Kriegslärm weit von den venetianischen Grenzen entfernt blieb, und Nichtsthun einem Arbeitsscheuen stets das Bequemste und Wohlfeilste scheint, so trug es die Partei der unbewaffneten Neutralität mit großer Mehrheit über die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht davon. Es blieb in den italienischen Provinzen bei den gewohnten schwachen Garnisonen von ungefähr 5000 Mann; der Rest des Linienheeres, 18,000 Mann, lag nach wie vor in den dalmatinischen und albanesischen Grenzstrichen. Nicht das Geringste geschah, um die alte Einrichtung der Landmiliz, deren Rahmen auf eine Stärke von 30,000 Mann bemessen war, militärisch zu kräftigen. Für die Kriegsflotte hatte man ein reiches Material zur Ausrüstung von etwa fünfzig Fahrzeugen im hauptstädtischen Arsenal, aber auch diese prachtvollen Vorräthe blieben zum größten Theil unbenutzt. Die Festungen der Terrafirma waren verfallen, schwach besetzt, unvollständig bewaffnet; keine derselben war in der Lage, einem ernsten Angriffe einen Tag lang zu widerstehn. Der Krieg war vier Jahre hindurch in unschädlicher Ferne verlaufen: man überließ sich der Hoffnung, es werde in der Zukunft nicht anders sein. Am Wenigsten glaubte man an eine Gefahr von französischer Seite, obwohl sehr entschiedene Warnungen an die Inquisitoren gelangt waren; namentlich der Gesandte in der Schweiz, Sanfermo, hatte mehr als einmal von dem Wunsche des Wohlfahrtsausschusses gemeldet, Venedig wie Holland zu behandeln, und dort, wie in ganz Italien, die Herrschaft der Demokratie zu gründen. Die Signorie konnte sich aber nicht entschließen, so unbequemen Vorstellungen Glauben zu schenken. Man meinte, den Franzosen die Beweise ganz besonderer Freundschaft gegeben zu haben: hatte man doch zu großem Aerger der verbündeten Mächte die Republik officiell anerkannt, und Ende 1794 sogar einen diplomatischen Vertreter derselben, den greisen und besonnenen Lallemant, in Venedig zugelassen.

Sicher war so viel, daß wenn es in Paris Feinde Venedigs gab, Lallemant nicht zu denselben gehörte. Sobald der Gesandte die Stellung Venedigs einigermaßen studirt hatte, entwickelte er seiner Regierung die Ansicht, daß Oesterreich sich für seine Kriegsverluste an Italien, und namentlich an der venetianischen Terrafirma zu erholen wünsche. Er erörterte dann, wie wichtig es für Frankreich sei, dies nicht zuzulassen; er meinte, man solle Alles aufbieten, die Oesterreicher ganz aus Italien zu verjagen, Mailand und Bologna als Republik unter französischem

Schutze einzurichten, und Venedigs Bündniß durch Abtretung einiger Mailänder Grenzbezirke zu gewinnen. Das Directorium, welches aus Constantinopel ganz ähnliche Berichte über die Bedrohung der Türkei durch die Kaiserhöfe erhielt, ging auf Lallemant's Gesichtspunkte ein, und beauftragte ihn am 10. December 1795, Venedig zu einem Bündnisse mit dem Sultan aufzufordern, welches gegen die gemeinsamen Widersacher Stellung nehmen, und an Frankreich, ja vielleicht auch an Spanien den kräftigsten Rückhalt finden sollte. Venedig, sagte das Directorium, ist verloren, sobald die Türkei zusammenbricht; alle seine Interessen stehn im Widerspruch mit den Wünschen der alliirten Mächte: könnte der Senat es gerne sehn, wenn die Engländer oder Russen ihre alte Absicht durchsetzten, die Insel Malta sich anzueignen? [1]) Die Beantwortung dieser Frage wäre im Senate nicht zweifelhaft gewesen: aber freilich, an eine so energische und thätige Politik wie das Directorium sie vorschlug, war deshalb bei den besorgten Staatsmännern doch nicht zu denken. Bei ihrem ablehnenden Schweigen kam man in Paris wieder auf die feindlichen Gedanken des Wohlfahrtsausschusses zurück. Lallemant erhielt die Weisung, allerlei Beschwerde zu erheben, einmal über den Durchmarsch österreichischer Truppen durch venetianisches Gebiet, sodann über den Aufenthalt des französischen Prätendenten, Ludwig XVIII., in der venetianischen Stadt Verona. Den ersten dieser Punkte konnten die Venetianer sehr leicht erläutern. Da die österreichischen Besitzungen in Tyrol und der Lombardei durch einen venetianischen Landstrich getrennt waren, so hatte die Republik seit Anfang des Jahrhunderts den Oesterreichern hier eine Etappenstraße vertragsmäßig eingeräumt, anderwärts aber schlechterdings keine österreichischen Transporte zugelassen. Etwas mißlicher stand es mit der andern Frage. Zwar hatte der Wohlfahrtsausschuß sich einverstanden erklärt, daß Venedig dem ausgewanderten Prinzen gastfreie Aufnahme gewähre; seitdem aber war 1795 der Tod des jungen Dauphin erfolgt, und sofort hatte darauf der Oheim den Königstitel angenommen, die Huldigung zahlreich herbeiströmender Emigranten und die Glückwünsche einiger befreundeter Höfe empfangen, und hiemit dem Directorium allerdings Grund zum Anstoß gegeben. Die Staatsinquisitoren beriethen die Sache am 31. März; auf ihren, durch

[1]) Archiv des Auswärtigen, Paris; Romanin (storia documentata di Venezia) hat von diesen ersten Verhandlungen keine Kunde.

die Weisen unterstützten Antrag beschloß der Senat die Ausweisung des Prätendenten, und ließ demselben seinen Befehl am 13. April eröffnen [1]). Die Maßregel war widerwärtig an sich selbst, und doppelt unangenehm in Rücksicht auf die verbündeten Mächte. Oesterreich liebte zwar den Prätendenten ganz und gar nicht, war aber um so verdrießlicher, daß er in Folge der venetianischen Ausweisung jetzt an den Oberrhein, zum Condé'schen Corps, hinüber kam. Vollends aber Rußland that das Mögliche, um Venedig seine höchste Ungnade empfinden zu lassen, beauftragte seinen dortigen Gesandten, Ludwig's Ansprüche gegen die Republik zu vertreten, und verwickelte Venedig in fernere Weiterungen mit dem Directorium, indem es den Hauptwühler der französischen Emigration, den Grafen d'Antraigues, bei seiner Gesandtschaft anstellte, und dadurch die Ausweisung desselben der Republik unmöglich machte. Die französische Regierung war damit im Grunde des Herzens sehr zufrieden: da sie die vollste Sicherheit besaß, daß Venedig nicht der Coalition beitreten würde, war ihr ein kleiner Hader mit der Republik genehm, um damit dem hülflosen Staate irgend welche Sühne abpressen zu können.

So lagen die Dinge, als Ende Mai die Kriegsfluth die venetianischen Landschaften erreichte. Weder Oesterreicher noch Franzosen waren gesonnen, die Rechte des neutralen Gebietes gewissenhaft zu achten. Gleich nach dem Treffen von Lodi nahm General Kerpen seinen Rückzug durch den venetianischen Bezirk von Crema, zog damit eine verfolgende französische Colonne sich dorthin nach, und lieferte Bonaparte den erwünschten Vorwand, mit seiner Hauptmasse die Provinz Brescia zu besetzen. Die venetianischen Beamten legten Verwahrung ein, hatten aber keine Truppen, derselben Nachdruck zu geben. Unmittelbar darauf folgte vielmehr der Ueberfall Peschiera's durch den österreichischen General Liptay, und obwohl wenige Tage später die Kaiserlichen sich vollständig nach Tyrol zurückzogen, benutzte Bonaparte doch den Vorfall, um das venetianische Gebiet nach allen Seiten hin seiner militärischen Herrschaft zu unterwerfen. Vor Allem war ihm an dem Besitze Verona's gelegen, welches den Uebergang über die Etsch und die Straße von Tyrol nach Mantua beherrschte. Er empfing also am 1. Juni den venetianischen Generalproveditore des Festlandes, Foscarini, einen gutmüthigen und schwachen Mann, der stets in

---

[1]) Raccolta cronologica p. 121. Diese Daten zeigen, daß der Beschluß vor dem Beginne von Bonaparte's Operationen gefaßt wurde.

Venedig die besten Beziehungen zu Frankreich befürwortet hatte [1]), mit affectirtem Zorne. Venedig habe zuerst durch die Beschützung Ludwig XVIII. und jetzt durch die Ueberlieferung Peschiera's seine heimtückische Feindseligkeit verrathen; er habe Befehl vom Directorium, die Stadt Verona, das Asyl des Prätendenten, zu bombardiren und niederzubrennen; für die Wiedereinnahme Peschiera's habe französisches Blut fließen müssen, und dieses schreie nach Rache an dem treulosen Venedig. Foscarini, vollkommen niedergeworfen durch die Heftigkeit des Generals, bat nur um Gnade für das unglückliche Verona, und stimmte beinahe mit Freuden zu, als Bonaparte nach langem Sträuben endlich auf das Bombardement verzichtete, wenn die Stadt französische Besatzung aufnähme. Der arme Foscarini wußte nicht einmal, daß während dieses Gespräches General Massena bereits gegen Verona im Anmarsche war, und von dem wehrlosen Commandanten die Oeffnung der Thore erzwang. Uebrigens blieb Bonaparte bei der Erklärung, daß er nur auf eigne Verantwortung sich für den Augenblick so milde zeige, vor einem endgültigen Beschlusse aber die Weisungen des Directoriums abwarten müsse, und erregte damit, wie er es wünschte, den tiefsten Schrecken bei der Signorie. Sie sah sich im Geiste schon in den Lagunen selbst bedroht; sie zog eiligst einige tausend Slavonier zum Schutze der Hauptstadt heran; sie sandte zwei der hervorragendsten Mitglieder des Ministeriums, Battagia und Erizzo, um den zürnenden Feldherrn zu beschwichtigen. Bonaparte, der indessen Verona und Peschiera in Besitz genommen, führte denn bei diesen eine freundlichere Sprache, erzählte ihnen, daß die französische Republik Italien vom österreichischen Joche zu erlösen und den Italienern wiederzugeben gedenke, deutete an, daß die Lombardei ein selbständiger Staat und damit Venedig von der drückenden Nachbarschaft Oesterreichs befreit werden solle: aber auch hier war das letzte Wort, er müsse sehen, was das Directorium über Ludwig XVIII. und Peschiera sagen werde [2]).

Dies Alles war nun ganz und gar nicht ehrlich, wohl aber wirksam im höchsten Grade. Die französische Regierung dachte in dieser Zeit durchaus nicht an die Republikanisirung der Lombardei, und Bonaparte sah völlig klar über die Unschuld der Venetianer in Peschiera: er schrieb dem Directorium, 7. Juni, die Wahrheit sei, daß Beaulieu dort die

---

[1]) Lallemant an Delacroix 27. germinal IV.

[2]) Berichte Battagia's bei Romanin IX. 310.

Venetianer elend betrogen habe, doch halte er diesen Hader absichtlich offen, um damit Venedig zu einigen Zahlungen zu pressen, oder auch noch weiter zu gehen, wenn das Directorium es wünsche. Das Erstere hatte er bereits vollständig erreicht. Die Gesandten waren zugleich geködert und eingeschüchtert. Sie machten keine Einwendung weiter gegen die Besetzung Verona's, sie sagten die beste Verpflegung des französischen Heeres zu, sie baten nur um Beschützung der Einwohner gegen die Räubereien der Soldateska. Denn diese hatten sofort mit der Besetzung des Landes in gleichem Umfange, wie früher in Piemont und der Lombardei begonnen. Die Häuser wurden geplündert, die Güter verheert, die Frauen mißhandelt. Die Bevölkerung knirschte in ohnmächtigem Zorne; gleich in den ersten Wochen war der Grimm gegen die Franzosen so stark, daß von allen Seiten die Signorie die dringendsten Bitten um Erlaubniß zum Aufstande empfing. Bergamo bot 10,000 Bewaffnete; Verona erklärte sich selbst helfen zu wollen, wenn die Regierung nicht helfen könne. Als der Senat eine Zusatzsteuer von 400,000 Ducaten ausschrieb, strömten außer derselben in wenigen Wochen freiwillige Beiträge von mehr als einer Million zusammen. Kurz an Elementen des tüchtigsten Widerstandes fehlte es nicht. Aber es fehlte an dem Einen, an dem Entscheidenden, an dem Muthe des Entschlusses bei der Regierung selbst. Bei vielen ihrer Mitglieder war es ohne Zweifel die Gewohnheit schlaffer Unthätigkeit, welche von jedem gewagten Schritte abhielt; dazu kam der blendende Glanz der französischen Siege, welcher den Kampf als völlig hoffnungslos erscheinen ließ. Sodann aber lastete auch auf den Muthigsten die bange Frage, wenn das Unwahrscheinliche gelänge, wenn man die Franzosen wirklich besiege, was dann die Republik von den triumphirenden Mächten der Coalition zu befahren habe? Denn was man aus Wien erfuhr, klang wenig tröstlicher für Venedig als Bonaparte's wilde Ergüsse. Hatte dieser über die kurze Besetzung Peschiera's durch die Oesterreicher gezürnt, so erklärte nach der Einnahme Verona's durch die Franzosen der österreichische Gesandte, daß hier ein für den Kaiser höchst beleidigendes Einverständniß mit Bonaparte zu Tage trete. Als jene slavonischen Bataillone in den Lagunen sich zu sammeln begannen, und die Regierung dem Prinzen von Nassau-Siegen den Oberbefehl über dieselben anzutragen gedachte, legte auf der einen Seite Lallemant Verwahrung gegen eine Rüstung ein, die unter den gegebenen Verhältnissen nur gegen Frankreich gerichtet sein könnte, und erklärte Thugut auf der andern dem venetianischen Gesandten,

daß der Kaiser die Ernennung Nassau's als eine Feindseligkeit gegen Oesterreich betrachten müsse [1]). Am 18. Juni knüpfte dann Lallemant im Auftrage des Directoriums an jene Beschwerden über die Rüstung einen erneuerten Antrag auf ein Bündniß mit Frankreich. Er erinnerte an die Gefahr, welche Venedig durch die beiden Kaiserhöfe drohe, wie Oesterreich die Provinzen der Terrafirma, Rußland den Besitz der jonischen Inseln begehre; wie einzig ein fester Anschluß an Frankreich, Spanien, die Türkei das politische Dasein Venedigs erretten könne. Es war der stete Vorfechter muthiger Politik im venetianischen Senate, Francesco Pesaro, dem er diese Eröffnungen zu machen hatte: Pesaro räumte ihm die Richtigkeit seiner Angaben ein, erklärte ihm aber die Unmöglichkeit, den Senat zu einem solchen Entschlusse zu bringen. In der That hatte erst acht Tage früher, am 11. Juni, der Senat mit 160 Stimmen gegen 53 das Festhalten an dem bisherigen Systeme unthätiger Neutralität beschlossen.

Es war, nicht was das Directorium, wohl aber was General Bonaparte wünschte. Ein verbündetes Venedig hätte er wenigstens für eine Weile schonen müssen; das neutrale konnte er fortfahren in der so nachdrücklich begonnenen Weise auszubeuten. Das Directorium ließ ihn hiebei gewähren; es antwortete auf Bonaparte's Schreiben vom 2. Juni, daß eine von Venedig aufzubringende Anleihe von 12 Millionen in der That erwünscht sein, und der General also wohl thun würde, eine gewisse Energie gegenüber dem Senate zu zeigen. Weiter aber wollten die Directoren allerdings nicht gehen. Sie wollten Venedig ausnutzen, so viel wie möglich, dabei aber einen offenen Bruch vermeiden und den harmlosen Staat in seiner Schwäche fortvegetiren lassen.

Auf solche Art lag ganz Oberitalien von den Seealpen bis zur Adria unter französischer Botmäßigkeit. In demselben Augenblicke brachte auch der äußerste Süden der Halbinsel dem Eroberer seine Bitten um Schonung entgegen.

Am 1. Juni, eben dem Tage, an dem Foscarini Bonaparte's Drohung auszuhalten hatte, erschien ein neapolitanischer Unterhändler im französischen Hauptquartier. Der Haß gegen die verruchten Jacobiner war allerdings in Neapel von jeher groß, der Eifer aber zum Kriege gegen Frankreich immer nur gering gewesen: Bonaparte's reißendes Vordringen übte hier also auf der Stelle seine volle Wirkung, so daß Angst und Schrecken es über jede andere Rücksicht davontrug, und sogar zu gleicher Zeit zwei Unter-

[1]) Nassau war in Wien mißliebig wegen seiner preußischen Gesinnungen.

handlungen statt einer eröffnet wurden. Der neapolitanische Gesandte in Wien, Marchese di Gallo, reiste nach Basel, um bei Barthélémy die Gesinnungen des Directoriums zu erforschen; Fürst Belmonte-Pignatelli eilte zu Bonaparte, um den raschen Abschluß eines Waffenstillstandes zu erbitten. Der General empfing ihn mit höflicher Ueberlegenheit, war bereit auf die Verhandlung eines Stillstandes einzutreten, erklärte aber, bei der glänzenden Lage der französischen Waffen müsse Neapel ihm dafür sichere Vortheile anbieten. Belmonte meinte, Neapel habe keine Verluste im Felde erlitten, und die Trennung der neapolitanischen Reiterei von dem österreichischen Heere sei Vortheil genug für die Franzosen. Sofort aber erhielt er eine Probe von dem diplomatischen Verfahren seines Gegners. Bonaparte erläuterte ihm mit militärischer Sachkunde und ruhigster Gelassenheit, wie bedenklich die Lage Neapels geworden sei: das französische Heer, sagte er, komme durch eben eintreffende Verstärkungen auf die Masse von 80,000 Mann; die Hälfte derselben sei ausreichend zur Blokade Mantua's und zur Absperrung Tyrols; mit 40,000 habe er zunächst den Kirchenstaat anzugreifen, werde nach vierzehn Tagen in Bologna, nach vier Wochen in Rom stehen, und dann gegen Neapel aufbrechen, wo man nur 25,000 Mann ungeübter Truppen seinen sieggewohnten Veteranen entgegenstellen könne, abgesehen von 30,000 Milizen, die nicht einen Schuß Pulver werth seien; Neapel also sei verloren, wenn es die Dinge so weit kommen lasse; er handle als nachgiebiger Freund, wenn er unter diesen Verhältnissen einen Stillstand bewillige, und dafür keine härteren Bedingungen stelle, als etwa Ausweisung der französischen Emigranten aus dem Königreiche, und Schließung der neapolitanischen Häfen gegen die Engländer. Indessen hielt sich Belmonte bei dieser drohenden Belehrung tapferer als vorher Foscarini; er erklärte solche Forderungen für ehrenrührig und folglich schlechthin unzulässig, und setzte nach drei langen Conferenzen ihre Beseitigung durch. Bonaparte selbst wußte am besten, daß ein Zug gegen Neapel inmitten der österreichischen Kämpfe um Mantua allen militärischen Grundsätzen widerspreche, und hatte diese Wahrheit dem Directorium mehr als einmal auf das Nachdrücklichste vor Augen gestellt. Er schloß demnach am 5. Juni mit Belmonte dahin ab, daß die neapolitanische Reiterei das kaiserliche Heer verlassen, und im Brescianischen, also von den französischen Divisionen umringt, Quartiere nehmen, und hierauf alle Feindseligkeiten eingestellt, und die neapolitanischen Kriegsschiffe von der englischen Flotte abberufen werden sollten; sofort würde dann ein neapolitanischer Gesandter

die Unterhandlung des definitiven Friedens an einem von dem Directorium zu bestimmenden Orte beginnen[1]). Die neapolitanische Regierung beeilte sich den Vertrag zu bestätigen. Dem Directorium schrieb der General, daß seine Armee 43,000 Mann stark sei, die Besetzung der Etschlinie und der Lombardei 37,000 in Anspruch nehme, ein Zug gegen Neapel also unmöglich und der Stillstand äußerst vortheilhaft sei. Die Ziffern der Truppenstärke wichen, wie man sieht, recht sehr von den dem Fürsten Belmonte mitgetheilten ab: das Directorium kannte ihre Unrichtigkeit, seufzte, daß Neapel ohne Kriegssteuer davon komme, wagte aber dem General seine Zustimmung nicht zu versagen.

Kaum war die Dinte auf dieser Urkunde getrocknet, so eilte Bonaparte nach Mailand zurück, um von diesem Mittelpunkte aus Befehle der mannichfaltigsten Art nach allen Richtungen hin zu erlassen, Befehle, die für die Gegenwart und Zukunft Italiens entscheidend werden sollten. Noch lag eine österreichische Besatzung in der Citadelle von Mailand; von allen Seiten her wurde jetzt das schwere Geschütz zur Eröffnung einer ernstlichen Belagerung herbeigebracht, welche dann binnen wenigen Wochen den Platz in französische Hände lieferte. Darauf handelte es sich um die politische Organisation der Lombardei. Zwar die laufende Verwaltung ging ruhig ihren Gang, da der General gleich nach der Eroberung theils provisorische Behörden gebildet, theils die vorhandenen bestätigt, und nur sie Alle mit möglichst gutgesinnten Mitgliedern besetzt hatte: aber eine ganz andere Frage war es, welche Bestimmung man diesen Landschaften für die Zukunft zu geben gesonnen war, und hier zeigte sich sogleich eine neue Differenz zwischen Bonaparte und seiner Regierung, eine erheblich wichtigere als alle bisher vorgekommenen. Das Directorium hatte, wie seine Depeschen deutlich erkennen lassen, über Italien kein festes und durchdachtes System. Der einzige lebhafte, stets wiederkehrende Wunsch war finanzielle Ausbeutung des Landes; hätte sich daneben ohne sonstige Beschwerde einer oder der andere Thron auf der Halbinsel umstürzen lassen, so würde man eine solche Bethätigung republikanischer Grundsätze in Paris mit Vergnügen gesehen haben: nur war für alle italienischen Fragen, außer den Gelderpressungen, bei dem Directorium schlechterdings kein durchgreifendes Interesse vorhanden. Fort und fort war sein Augenmerk in erster Linie auf Belgien und die Rheingrenze gerichtet: die Einnahme der Lombardei gewährte in

[1]) Belmonte's Berichte, im neapolitanischen Archiv.

seinen Augen wesentlich den Vortheil, durch ihre dereinstige Rückgabe den Kaiser zur Abtretung Belgiens geneigt zu machen, und unaufhörlich wurde Bonaparte angewiesen, daß dieser Gesichtspunkt bei der Behandlung des Landes nie aus dem Auge zu verlieren sei. Das Directorium also betrachtete die Besetzung Mailands als eine vorübergehende Maßregel des Krieges, wünschte deshalb rasche und gründliche Ausnutzung des dortigen Reichthums, und war bereit, beim Frieden den Besitz der Lombardei und damit den beherrschenden Einfluß in ganz Italien dem Kaiser zurückzugeben. Eine völlig entgegengesetzte Auffassung aber erfüllte Bonaparte's Seele. Noch immer behauptete unter den Gegenständen, die seinen Ehrgeiz bewegten, Italien die erste Stelle. Abstammung, Neigung, Lebensgeschick, Alles war ja zusammengetroffen, um ihm diese Richtung zu geben. Niemand wird sagen wollen, daß er Italien geliebt hätte, um es zu befreien oder zu beglücken: aber kein anderes Land erregte damals so nachdrücklich in ihm den Wunsch, es zu beherrschen und zu besitzen. Er war entschlossen, nimmermehr die österreichische Regierung auf der Halbinsel wieder zuzulassen, nimmermehr die Lombardei dem Kaiserhause zurückzugeben. Um ungestört gegen Oesterreich vorgehen zu können, hatte er den König von Sardinien zwar in unbedingte Abhängigkeit versetzt, aber gegen die jacobinischen Umsturzgelüste des Directoriums in Schutz genommen, und die Unfähigkeit seines Volkes zur Revolution nachdrücklich betont. Umgekehrt schrieb er sofort aus Mailand, daß die Lombarden reif zu republikanischer Freiheit seien. Die Masse der Bevölkerung trug, wie wir sahen, das französische Joch mit Schmerzen und Schrecken; Bonaparte aber ließ sich dadurch nicht abhalten, die kleine Zahl der Mailänder Demokraten um sich zu sammeln, und zeigte jetzt, Mitte Juni, dem Directorium an, daß eine Deputation des lombardischen Volkes sich nach Paris begebe, um den mächtigen Schutz Frankreichs gegen jede Wiederkehr der verhaßten österreichischen Herrschaft in Anspruch zu nehmen. „Immer mehr, schrieb er, macht sich dies Volk mit dem Gedanken der Freiheit vertraut; eine Menge junger Leute wünscht in unsere Brigaden eingereiht zu werden; ich weise sie zurück, weil es, glaube ich, gegen die Gesetze wäre sie aufzunehmen, aber es könnte unserer Sache den größten Vortheil bringen, wenn man aus ihnen besondere lombardische Legionen bildete.“ Er versicherte, er werde in einer so heiklen Sache keinen Schritt ohne vorgängige Genehmigung des Directoriums thun: in der Wirklichkeit aber setzte er hier wie überall durch unwiderrufliche Thaten die Regierung in die Nothwendigkeit, ihre nachträgliche Zustim=

mung zu geben. Genug, es stand jetzt schon fest, daß die Lombardei, wie der General es Battagia gesagt, zu einem republikanischen Staate, und nicht zur Rückgabe an Oesterreich bestimmt war. Durch welche Landschaften dann der Kaiser für den Verlust Belgiens getröstet werden möchte, darüber freilich hatte Bonaparte dem venetianischen Gesandten keine Eröffnung gemacht.

Gleich in den nächsten Tagen nahm er Anlaß, der künftigen Republik eine noch breitere Grundlage zu bereiten. Wie wir wissen, hatte das Directorium schon längst zu einem Unternehmen gegen Rom gemahnt, und da die Oesterreicher noch für mehrere Wochen außer Stande zu einer neuen Offensive waren, so ließ jetzt Bonaparte die Division Augereau, bisher vor Mantua gelagert, und die vom Alpenheer angelangte Division Vaubois über den Po hinüber in Modena und die päpstlichen Legationen einbrechen, und mit möglichster Schnelligkeit auf Bologna und Ferrara rücken. Während sie marschirten, eilte er selbst zunächst nach Tortona, um von dort aus gegen einige unruhige Dörfer eine zerschmetternde Execution, wie jene von Binasco und Pavia, zu verhängen, und bei diesem Anlasse den Senat von Genua über seine fernere Stellung aufzuklären. Bonaparte behauptete, daß die meuterischen Bauern von dem österreichischen Gesandten in Genua aufgereizt und von einem Gutsherrn genuesischen Stammes [1]) geleitet worden seien; er sandte also den Reitergeneral Murat nach Genua, um dem Senate ein Schreiben vorzulesen, welches die kleine Republik mit militärischer Besetzung, ihre Beamten mit Erschießung, ihre Ortschaften mit Niederbrennen bedrohte, wenn sie ferner ihre Pflicht nachdrücklicher Polizei vernachlässigten. Nachdem er diese Donnerschläge über die Riviera geworfen, eilte der General den Truppen Augereau's nach, in den Kirchenstaat, um mit dem Papste rasche und gründliche Abrechnung zu halten. Vielleicht seit einem Jahrtausend hatte sich die römische Curie nicht in so gefahrvoller Lage befunden. Nicht eine der katholischen Mächte hatte die Kraft oder den Willen ihr zu helfen. Oesterreich war aus Italien hinausgeschlagen, Spanien im Begriffe mit Frankreich sich zu verbünden, und das Directorium hatte wenige liebere Vorstellungen als die Vernichtung des Kirchenstaats und der Kirche. Und ebenso wie die politischen waren die geistlichen Waffen der Curie gelähmt. Mochten die Bauern und Handwerker in halb Europa noch unter

---

[1]) Augustin Spinola, Herrn von Arquata. Bonaparte ließ ihn abwesend zum Tode verurtheilen und seine Güter confisciren; bald nachher stellte sich seine völlige Unschuld heraus, so daß das Directorium ihn 1797 restituirte.

clericalem Einflusse stehen, die öffentliche Meinung der gebildeten Welt war damals der katholischen Kirche gründlich abgewandt, und blickte auf das Papstthum nicht einmal mit Zorn und Haß, sondern, was schlimmer war, mit verachtender Gleichgültigkeit. In Rom hatte man volles Bewußtsein dieser Lage und entbehrte ganz und gar des Selbstvertrauens und der Siegessicherheit, welche die beste Quelle der Kraft und des Triumphes ist. Dabei sah es im Kirchenstaate elend aus, wie immer. Das Priesterregiment, welches Leib und Seele, Recht und Sitte, Besitz und Bildung der Unterthanen gleicher Botmäßigkeit unterwirft, hatte durch die gänzliche Erstickung der Freiheit das Staatswesen in allen Theilen entnervt. Der größte Theil der Bevölkerung lebte in Unthätigkeit und Unwissenheit dahin; die Einen waren erschlafft, die Andern gegen die Regierung erbittert; mit dem Sinken ihres Wohlstandes waren die Finanzen des Staates verkommen; die sogenannte päpstliche Armee war die friedfertigste Miliz in ganz Europa. Ihre Schaaren stoben bei den ersten Schüssen der Franzosen auseinander; die Festungscommandanten erschienen auf einen Befehl Bonaparte's im französischen Hauptquartier, um sich und ihre Truppen ohne Widerstand kriegsgefangen zu geben. In wenigen Tagen waren die Städte und Landschaften der Legationen von Bologna und Ferrara besetzt; und alle Welt erwartete den ungehinderten Vormarsch der Sieger auf Rom. Aber es zeigte sich bald, daß auch an dieser Stelle die Gedanken Bonaparte's mit den Wünschen seiner Regierung nicht übereinstimmten. Der junge Officier, der ein Jahr früher als lästiger Bittsteller das Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses belagert hatte, war durch einen Siegeslauf von drei Monaten zu einem cäsarischen, weit über Italien, ja über Frankreich hinausgreifenden Ehrgeize herangewachsen. Er hatte beschlossen, dem Papste einen Waffenstillstand zu bewilligen, denselben aber allerdings sehr viel theuerer als den neapolitanischen bezahlen zu lassen. Er wollte das Papstthum nicht vernichten, sondern es gründlich einschüchtern, und es dann als brauchbares Werkzeug zur Lenkung der Menschen seinem Willen unterwerfen. Als Vermittler der Unterhandlung trat hier der spanische Gesandte in Rom, Ritter Azara, auf, der seit dem Baseler Frieden mit großer Vielgeschäftigkeit für die Interessen seines Königshauses in Italien wirkte und dafür bei den Staaten der Halbinsel aus den guten Beziehungen zwischen Madrid und Paris Capital zu schlagen suchte. Bis dahin hatte Bonaparte ihn gewähren lassen, sich aber vorgenommen, bei dem ersten Anlasse ihm seine völlige Nichtigkeit klar zu machen. Als Azara in Bologna erschien, und

die bereits schriftlich geäußerte Meinung wiederholte, der General werde ohne Zweifel gegen eine Contribution von vier bis fünf Millionen den Stillstand abschließen, brach Bonaparte mit einem Wetter von Vorwürfen und Verwünschungen über ihn herein, nannte es eine Beleidigung der französischen Nation, wenn man ihr die Begnadigung des Papstes, ihres schlimmsten Feindes, um einen solchen Preis zumuthe, und forderte bei Strafe sofortiger Vernichtung eine dauernde Besetzung der Legationen, die Zahlung von 40 Millionen Franken, den ganzen Kirchenschatz der Santa Casa von Loretto, die Auslieferung von 100 Kunstwerken und 2000 Handschriften aus den Schätzen des Vatican. Jedem Worte des Gesandten begegnete er mit einer neuen Fluth von Schmähungen, so daß Azara Thränen der Scham und des Zornes weinte, und endlich ganz zerschlagen sich in sein Zimmer einschloß [1]). Hier traten dann noch einmal die Regierungscommissare in das Mittel, auf deren persönliche Einladung Azara nach Bologna gekommen war; die Verhandlung wurde wieder aufgenommen, und endlich am 23. Juni auf etwas herabgestimmte, immer aber noch äußerst harte Bedingungen abgeschlossen. Bologna und Ferrara blieben für's erste in französischem Gewahrsam, die Citadelle von Ancona erhielt eine französische Garnison, der Papst sollte 21 Millionen Franken zahlen und 100 Kunstwerke und 200 Handschriften ausliefern. Dazu kam in den besetzten Legationen selbst eine weitere Beute von 13 Millionen an Geld und Naturalien, dazu die Befreiung aller politischen Gefangenen und die Ausweisung der Engländer aus den päpstlichen Häfen, dazu das Versprechen des Papstes, sogleich beim Directorium die Unterhandlung des definitiven Friedens zu beginnen, dessen Bewilligung der General übrigens nicht zu übereilen bat, um das Schicksal des Papstes länger in der Hand zu behalten. Er meldete sodann den Directoren, daß er in den Legationen bittern Haß gegen die Priesterherrschaft und lebhafte Erinnerung an die frühere communale Freiheit vorgefunden; er habe also die Bolognesen eingeladen, alle päpstlichen Gesetze, die mit ihren alten Rechten im Widerspruche ständen, als nicht vorhanden zu betrachten, dies sei mit begeisterter Dankbarkeit aufgenommen worden, so daß gar keine französische Besatzung für Bologna mehr nöthig sei. „Bei der Art, sagte Bonaparte, wie ich sie mit dem römischen Hofe in Zwiespalt setze, werden sie Alles thun, sich selbst gegen die Rache desselben zu schützen.“ Es war hier also der

---

[1]) Berichte Belmonte's nach Neapel.

Keim zu einem neuen Freistaate auf Kosten des Papstes gelegt, ebenso wie in der Lombardei auf Kosten des Kaisers. Eine solche Republik, schrieb der General am 2. Juli, kann Venedig im Schach halten, und Rom selbst in die Freiheit nachziehen. Wie aus Mailand ging dann auch aus Bologna eine Deputation nach Paris, von Bonaparte dem Directorium auf das Wärmste empfohlen: ich freue mich, schrieb er, daß Paris der Sammelpunkt für ganz Europa wird.

Zwei Tage nach dem Abschluß des päpstlichen Vertrages erhielt darauf die Division Vaubois, die durch Toscana hindurch gegen Rom instradirt gewesen, den Befehl, von Pistoja aus rechts abzubiegen, und in Eilmärschen auf Livorno zu marschiren. Am Tage ihrer Ankunft wurde dem Großherzog von Toscana ein Schreiben Bonaparte's überreicht, in dem er die Beweggründe dieser Gewaltthat entwickelte. Der Großherzog selbst, hieß es darin, habe sich zu schwach erklärt, um den steten Uebergriffen der Engländer in diesem neutralen Hafen zu begegnen; er werde also dem Directorium dankbar sein, wenn dieses die Züchtigung jener hochmüthigen Feinde selbst übernehme. In Wahrheit war in Livorno nichts weiter vorgefallen, als eine Anzahl von Prügeleien zwischen den Matrosen englischer und französischer Handelsfahrzeuge: was das Directorium zu der Expedition bestimmte, war die Aussicht auf die reiche Beute derselben, da in diesem Augenblicke der Hafen mit einer Menge englischer Schiffe und die Magazine mit großen englischen Waarenvorräthen gefüllt waren. Zwar die Schiffe vermochte Vaubois trotz aller Eile nicht zu überraschen, aber die Magazine legte er in Beschlag, und der Werth derselben übertraf alle Erwartungen, da sich schließlich ein Ertrag von beinahe 40 Millionen Franken ergab [1]). Allerdings zerrann ein ansehnlicher Theil desselben in den Händen der französischen Agenten, insbesondere der beiden Commissare Salicetti und Garreau, welche Bonaparte sich hier nach Herzenslust bereichern ließ, und damit für immer seiner Beherrschung unterwarf. Der Großherzog erduldete, was zu hindern er nicht die Macht hatte. Er empfing den Feldherrn, der ihm den Wohlstand seiner blühendsten Stadt zertreten hatte, mit hohen Ehren an seiner Tafel in Florenz; er ist nicht geflohen, schrieb nachher Bonaparte, sondern hat inmitten unserer Truppen Vertrauen zu Frankreichs Rechtschaffenheit gezeigt; er hat sich dadurch einen Theil meiner Achtung erworben.

---

[1]) Bericht Cacault's an das Directorium.

So kam der General, mit Schätzen und Trophäen beladen, und erfüllt mit immer weiter greifenden Entwürfen Anfang Juli in die Lombardei zurück, um die nach allen Seiten eingeleitete Beherrschung Italiens durch die endliche Ueberwältigung Mantua's zu besiegeln. Mit Hülfe der in Modena, Urbino, Ferrara erbeuteten Festungsgeschütze konnte die bisherige Einschließung des Platzes in eine thätige Belagerung verwandelt werden, und alle Kräfte wurden aufgeboten, um seine Wälle und Mauern zu zertrümmern, ehe die Oesterreicher in Tyrol die nöthigen Verstärkungen zu einem Entsatzversuche erhalten hätten. Bis dahin ruhten die alten Pläne, aus der Lombardei in die deutschen Erblande Oesterreichs vorzubrechen. Zwar hatte Bonaparte's Heer 9000 Mann Zuzug von der Alpenarmee erhalten, und erwartete weitere 6000 aus dem Innern; dafür aber hatte es jetzt Besatzungen nicht bloß für Alessandria und Mailand, sondern auch für die Legationen und Livorno abzugeben, und konnte mithin an keinen Marsch nach Deutschland denken, so lange Mantua ein ansehnliches Blokadecorps in Anspruch nahm. Dazu kam, daß die englische Flotte fortdauernd die See beherrschte, und damit auf der meerumspülten Halbinsel alle Küstenstellungen der Franzosen unaufhörlich bedrohte. Selbst nach dem Falle Mantua's hätte demnach der französischen Herrschaft in Italien so lange die volle Sicherheit gefehlt, bis die englische Flagge aus dem Mittelmeer vertrieben wäre, und hierin lag ein weiterer Grund, welcher Bonaparte für jetzt die Offensive gegen Deutschland gründlich verbot. Nun hatte aber die französische Marine zu wiederholten Malen ihre Unzulänglichkeit für diese Aufgabe gezeigt: es war also eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für Italien, ja für Europa, ob es gelingen würde, ihr eine ansehnliche und zur Beherrschung des Mittelmeeres ausreichende Verstärkung zuzuführen. Die Entscheidung darüber erfolgte in denselben Wochen, in welchen Genua und Venedig, Rom und Florenz, Piemont und Neapel sich zitternd den herrschenden Winken Bonaparte's beugten. Es gelang nämlich damals der französischen Regierung, Spanien, dessen Hof bis dahin nur ein Vertheidigungsbündniß gewünscht hatte, zu einem gemeinsamen großen Angriffskriege gegen England zu bestimmen.

Es verlohnt sich der Mühe, die Entstehung eines so bedeutenden Resultates sich im Einzelnen zu vergegenwärtigen[1]).

---

[1]) Das Folgende nach den Acten der französischen Gesandtschaft in Madrid, Paris, Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Wir haben früher gesehen[1]), unter wie schwankenden Stimmungen der spanische Hof in die Unterhandlung seines Friedens zu Basel eingetreten war, wie ernsten Tones England bei dem Beginne derselben Spanien seinerseits mit Krieg bedroht, wie Alcudia trotzdem sich endlich zum Frieden mit Frankreich entschlossen, und dann, jener englischen Drohung gegenüber, sogleich nach dessen Unterzeichnung den Wunsch auf Herstellung einer Allianz mit der Republik ausgesprochen hatte. Ein so gründlicher Wechsel der Parteistellung, ein so plötzlicher Uebertritt nicht bloß in die Neutralität, sondern aus dem einen Lager in das andere, wurde in Madrid durch eine Reihe mannichfaltiger Umstände bewirkt[2]). Zum Theile waren es persönliche Momente der schlechtesten Art. Alcudia erlebte freilich im ersten Augenblicke des Friedens nichts als die erfreulichsten Dinge. Das Volk jubelte ihm zu in warmer Dankbarkeit für die Beendigung der Kriegsnoth, der König erhob ihn zum „Fürsten des Friedens", und schenkte ihm eine Domäne von einer Million Jahresrenten; seine Allmacht am Hofe und in der Regierung schien unbeschränkter als jemals früher. Er aber war weit entfernt, sich sicher zu fühlen. Er wußte, daß ein ansehnlicher Theil des Adels, daß vor Allem der in Spanien so unendlich einflußreiche Clerus ihm nimmermehr den Frieden mit den gottlosen Pariser Demokraten verzeihen würde. Er vernahm, welch ein angstvoller Zorn über den Baseler Vertrag die römische Curie und die verwandten Höfe von Neapel, Parma und Lissabon erfülle, deren Einwirkung auch auf die Schöpferin seiner Macht, die Königin Louise, nicht zu unterschätzen war. Gegenüber diesen drohenden Widersachern war der Friedensfürst ganz von selbst auf einen starken auswärtigen Rückhalt angewiesen, und ein solcher nach dem Baseler Frieden nur bei Frankreich zu haben. Die Freundschaft also mit diesem zu einer ganz unwiderruflichen Thatsache zu machen, war das nächste persönliche Interesse des Ministers, und dieses zu erkennen und mit Eifer und Erfolg zu verfechten, dazu besaß er Talent und Willenskraft in völlig ausreichendem Maße bei aller Frivolität und Unwissenheit über die großen Interessen des Landes.

Es kam dazu, daß das Verhältniß zu England inmitten der frühern Bundesgenossenschaft von Anfang an ein gründlich schlechtes gewesen war.

---

[1]) Band III, 433 ff. der 4. Auflage.

[2]) Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens vom Ausbruche der französischen Revolution bis auf unsere Tage I, 69 ff.

Seit den Tagen Philipp II. galt England jedem Spanier als der ketzerische Erbfeind der katholischen Nation, dessen erdrückende Seemacht zugleich die innere Selbständigkeit der Halbinsel und die Sicherheit ihrer unermeßlichen Colonien bedrohe. Die Herrschaft der Bourbonen hatte dieses Gefühl durch drei große Kriege nur immer höher gesteigert und seit dem bourbonischen Familienpacte von 1761 die spanische mit der französischen Politik zur Bekämpfung Englands geradezu verschmolzen: nichts Geringeres als der Kirchensturz und Königsmord war erforderlich gewesen, um für kurze Zeit Spanien als Mitkämpfer gegen die Frevler der Revolution an Englands Seite zu stellen. So hatte sich dies Bündniß innerlich hohl bei der ersten Probe gezeigt: als bei dem Falle Toulons die Engländer die französische Flotte lieber verbrannten, anstatt sie auch nur zum Theile den Spaniern zu überliefern, war man in Madrid fortan von der feindseligen Gesinnung des Verbündeten so gründlich überzeugt, daß 1794 der Marineminister Valdes die Verstärkung der spanischen Geschwader in den amerikanischen Gewässern eifrig betrieb, und im März 1795 Rüstungsbefehle und Verstärkung nach den Philippinen für den Fall eines englischen Angriffs sandte, dafür aber jede Thätigkeit im Seekriege gegen Frankreich trotz aller englischen Mahnungen unterließ. Das Verhältniß glich hier in jeder Beziehung dem österreichisch-preußischen auf dem Festlande; es glich ihm vor Allem darin, daß man in Madrid wie in Wien aus einer zur Zeit völlig unbegründeten Furcht gegen den bisherigen Genossen Alles that, um die nicht vorhandene Gefahr in das Leben zu rufen. So wenig wie Preußen gegen Oesterreich, so wenig dachte damals England an einen Krieg gegen Spanien [1]); seine Drohungen beim Beginn der Baseler Verhandlung hatten keinen Zweck als den eines diplomatischen Druckes, und als dieser kein Ergebniß erzielte, dachte in London niemand daran, die Drohung zu verwirklichen. Wie wir wissen, war das englische Ministerium von dem lebhaften Wunsche erfüllt, den französischen Krieg in glimpflicher Weise zu beendigen, und offenbar wäre dabei die Eröffnung eines spanischen, ohne einen andern Grund als Spaniens Friede mit Frankreich, ein sinnlos zweckwidriges Verfahren gewesen. Die spanische Regierung aber schloß aus der eignen Gesinnung über England auf die englische gegen Spanien. Je entschiedener seit dem Tage von Ouessant und der Be-

[1]) Dies wird man so lange behaupten müssen, bis ein bestimmter Gegenbeweis erbracht ist.

setzung Corsica's die britische Flagge im Ocean und dem Mittelmeer ihre Ueberlegenheit über die französische entfaltete, desto klarer dünkte dem spanischen Cabinete die Nothwendigkeit, gegen dies drohende Wachsthum des alten Rivalen die eigne Zukunft zu sichern. Gleich nach dem Abschlusse des Baseler Friedens wurden die Seerüstungen in ungewöhnlicher Ausdehnung aufgenommen, gleich nachher dem schwerbelasteten Schatze eine Anleihe von 240 Millionen zugemuthet, und am 11. September Yriarte beauftragt, die erforderlichen Schritte zu einem französischen Allianzvertrag zu thun, dessen Entwurf ihm einige Wochen später in genauer Ausarbeitung von dem Friedensfürsten zugesandt wurde.

Allerdings war Godoi's Meinung nicht, sogleich den Krieg gegen England zu beginnen; die Interessen der Colonien, die Finanznoth des Staates, die Stimmung des Volkes ließen für's Erste einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Was er wünschte, war Unterstützung im Falle eines englischen Angriffes, also ein Vertheidigungsvertrag, oder höchstens ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß, bei dem jedoch die Offensive Spaniens für den jetzigen Krieg ausgeschlossen wäre. Die Franzosen entwickelten dagegen gleich auf seine erste Annäherung einen großen Eifer, Spanien zur thätigen Theilnahme am Seekriege heranzuziehn, und wollten sich mit Godoi's beschränkteren Anerbietungen keineswegs einverstanden erklären. Indessen kamen diese Gespräche durch eine heftige Erkrankung Yriarte's in's Stocken; in Paris überzeugte man sich, daß die Unterhandlung in Madrid selbst geführt werden müsse, wenn man Godoi auf den französischen Standpunkt hinüberlenken wollte, und der einstweilen dort ernannte Geschäftsträger Hermand erklärte sehr bestimmt, daß dazu das ganze Gewicht eines Botschafters ersten Ranges erforderlich sei. Nun war es die erste Zeit der Directorialregierung, der Geschäftsgang langsam und vielfach gestört, und hier trat noch die besondere Schwierigkeit ein, daß der Minister Delacroix, wie wir wissen ein hitziger Jacobiner, bei den technisch geeigneten Männern durchgängig und mit Grund eine nach seiner Ansicht reactionäre Gesinnung vermuthete. Man bot unter diesen Umständen den Madrider Posten zuerst dem in der Vendee bewährten General Canclaux an, und griff dann, als dieser ablehnte, zu General Perignon, der sich durch seinen Sieg von Figueras, wenn nicht die Liebe, so doch jedenfalls den Respect der Spanier gesichert hatte. Mit den Jacobinern reinen Blutes hatte er freilich, wie so viele seiner Waffengenossen, nicht das Mindeste gemein; er war überhaupt ein ruhiger, besonnener und umsichtiger Mann, in seinem

Privatcharakter nicht völlig gediegen [1]), in seinem politischen Verhalten aber bisher ohne Anstoß. Delacroix vollzog dann die Ernennung Ende December 1795, indem er zur politischen Beaufsichtigung des Gesandten den ersten Secretär desselben, Mangourit, einen eifrigen Demokraten und Clubisten bestimmte, eine Einrichtung, welcher wir in Delacroix Verwaltung noch mehrmals begegnen werden. In Perignon's Instruction, welche am 31. December unterzeichnet wurde, erklärte der Minister, daß es sich um die einfache Erneuerung des bourbonischen Familienpacts, mithin um vollständige Verschmelzung der beiderseitigen Politik und Theilnahme Spaniens an allen französischen Kriegen handele. England strebe nach dem Erwerbe Malta's, wolle seine canadischen Besitzungen bis nach Californien ausdehnen, suche in den spanischen Colonien eine große Revolution zu entflammen, während Rußland an der Zertrümmerung des türkischen Reiches arbeite. Das Alles sei ebenso gegen das spanische wie gegen das französische Interesse, so daß bei solcher Lage das Bündniß beider Reiche von der Natur gefordert sei, und gar nicht enge und vollständig genug sein könne. Frankreich biete den Spaniern die Wiedereroberung von Gibraltar und die Herstellung der newfoundländischen Fischereien, und begehre dafür seinerseits die Rückgewinnung Louisiana's oder doch zum Wenigsten freie Schiffahrt den Mississippi hinauf. Schließlich wurde Perignon angewiesen, einen Friedensschluß mit Portugal abzulehnen, es sei denn, daß dieses der Allianz beitrete, und jede spanische Einmischung in die italienischen Verhältnisse so lange wie irgend möglich zu verhindern. Vier Wochen später wurde der letzte Punkt noch weiter geschärft durch eine nachdrückliche Zurückweisung des spanischen Ansinnens, Frankreich möge erklären, daß es sich mit Parma und dem Papste nicht im Kriegsstande befindlich betrachte. Es sei Sache der Italiener, sagte Delacroix, den Frieden zu begehren, nicht Frankreichs, ihn anzubieten; zudem sei der Papst einer der thätigsten Feinde der Republik. Endlich sprach am 25. Februar, zur Versüßung dieser Abweisungen, das Directorium seine Bereitwilligkeit aus, den König von Spanien bei der Eroberung Portugals auf Grund seiner alten Rechtstitel zu unterstützen, wenn anders der König sich nicht durch seine Familienrücksichten (die Königin von Portugal war seine Tochter) von einem solchen Unternehmen abhalten lasse.

[1]) Er gestattete z. B., daß sein Gesandtschaftshotel der Sitz eines ganz kolossalen Schleichhandels wurde.

Verschiedene zufällige Umstände verzögerten dann noch die Abreise des neuen Botschafters nach Madrid bis in den April hinein; es war eine Verschleppung, die unter andern Verhältnissen den Ausgang der Unterhandlung auf das Schwerste hätte schädigen können, bei der Beschaffenheit aber des Madrider Hofes für die französischen Wünsche äußerst günstig ausfiel. Wäre Perignon im Januar erschienen, so hätte sich die Verschiedenheit der beiderseitigen Standpunkte höchst wahrscheinlich noch in solcher Stärke geltend gemacht, daß bei Godoi's Wetterwendigkeit ein plötzlicher Bruch im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte. Im Laufe des Winters aber machte der Friedensfürst solche Erfahrungen über die Feindseligkeit der Gegner, die er sich durch den Baseler Frieden zugezogen hatte, daß sein Gefühl von der Gleichheit des eignen und des französischen Interesses jede sonstige Rücksicht überwand, und er in dieser Stimmung bereit war, trotz aller Gefahren und Leiden Spanien in den englischen Krieg hineinzustoßen. Würde die französische Republik gestürzt, sagte er bald nachher zu Perignon, so wäre mein Kopf verloren. Wenn Mangourit's Kundschafter richtig beobachtet hatten, so war dies Wort keineswegs ohne Wahrheit. Sein ganzes Dasein hing an der unbändigen sinnlichen Leidenschaft, welche er in dem Herzen der Königin Louise entflammt hatte; es ist indessen klar an sich selbst, wie unsicher und wechselvoll solch ein Verhältniß ohne alle sittliche Grundlage sein mußte. Gegen ihn arbeitete der beschränkte aber mit der ganzen Wucht seines heiligen Amtes auftretende Großinquisitor, und noch gefährlicher war der tägliche Einfluß des Beichtvaters der Königin, eines höchst geschmeidigen und listigen Menschen. Dazu kam der Zorn und Jammer der neapolitanischen Regierung, die über die wachsende Bedrohung Italiens durch die Franzosen entsetzt war, und alle Hebel gegen Godoi's neue Politik anwandte. Genug, unmittelbar vor Perignon's Ankunft hatten diese vereinigten Einflüsse einen Umschlag in der Stimmung der Königin durchgesetzt: es wurde in ihrem Namen und in jenem der Königin von Neapel eine Denkschrift abgefaßt, deren letztes Wort der Sturz des Friedensfürsten war; die Königin wollte sie dem nächsten Ministerrathe zur Beschließung vorlegen, und brachte es über sich, dem bisherigen Geliebten mit geheimnißvoller Freundlichkeit eine Andeutung zu geben, er möchte in der Sitzung nicht erscheinen, weil in derselben über seine Ernennung zum Almirante von Castilien verhandelt werden sollte. Aber am letzten Tage erhielt Godoi auf der neapolitanischen Gesandtschaft selbst eine Notiz über den Plan. Er war rasch entschlossen, und erzwang

sich an demselben Abend eine heimliche Zusammenkunft mit Louise. Hier zeigte er sich abwechselnd wild und zornig und zärtlich, und entwickelte eine solche Liebenswürdigkeit, daß die Scene mit einer vollständigen Versöhnung endigte, und Louise ihm sogar ihre Helfershelfer namhaft machte, deren Einige dann noch in derselben Nacht auf seinen Befehl verhaftet wurden. Glücklicher hätten die Dinge für Perignon nicht verlaufen können. Als er den 11. April in Madrid anlangte, und einige Tage nachher die erste Besprechung mit Godoi hatte, fand er diesen voll von Vertrauen und eifrigem Willen für das Bündniß; die Abneigung seiner höfischen Gegner schien ihn nicht mehr zu hindern, und nur einige Bedenken über die Festigkeit der republikanischen Regierung hatte Perignon zu beseitigen. Auch die Vorstellung des Gesandten bei den Majestäten ging um so günstiger von Statten, als Perignon gemessen und würdig auftrat, ohne durch republikanische Formlosigkeit die Sitten des Hofes zu stören. Bezeichnend für die Madrider Zustände war es übrigens, daß er schon am 9. Mai nach Paris meldete, er würde nicht vorwärts kommen ohne ansehnliche Geldmittel, da England sich in Spanien durch seine Guineen alle Welt günstig stimme. Was die Hauptperson, den Friedensfürsten betraf, so fand sich in dieser Hinsicht ein Auskunftsmittel ganz im Style der Directorialregierung: Perignon meldete den Wunsch Godoi's, für etwa 15 Millionen französische Nationalgüter zu kaufen, und empfahl dem Directorium dringend die Unterstützung dieses gemeinnützigen Vorhabens.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Unterhandlung nicht anders als gedeihlich voranschreiten. Schon am 13. Mai legte Godoi den Entwurf eines ewigen Schutz- und Trutzbündnisses vor, auf gegenseitige Unterstützung mit 25 Kriegsschiffen und 24,000 Mann Landtruppen, deren Betrag je nach Bedürfniß zu erhöhen wäre. Allerdings bezeichnete er hiernach den spanischen Wunsch, einstweilen sich vom Kampfe ferne zu halten, durch die Clausel, daß die beiden Mächte sich ihre Besitzungen gewährleisten sollten, in dem Umfange, wie derselbe nach dem Schlusse des gegenwärtigen Krieges stehn würde. Daß er jedoch hiemit mehr die Ansicht seines Königs als seine eigne aussprach, daß er vielmehr schon damals den König zur Betheiligung am Kampfe zu bringen wünschte, erfuhr Perignon bereits den Tag nachher, den 14. Mai. Godoi fragte ihn, was er von den Umtrieben Rußlands gegen Schweden denke. Perignon erklärte davon nichts zu wissen, ergriff aber den Anlaß, ihm die unermeßliche Ländergier Rußlands und Englands zu schildern, und dagegen die Aussicht auf eine

große Coalition Frankreichs und Spaniens mit Holländern, Venetianern, Türken, Schweden und Dänen zu eröffnen. Godoi, der im Gespräche sich gerne mit möglichst kolossalen Unternehmungen beschäftigte, zeigte lebhafte Aufregung, und fuhr plötzlich mit der Frage dazwischen: „unsere Flotte in Cadix ist zum Auslaufen fertig; angenommen die eurige wäre in gleichem Falle (ein französisches Geschwader unter Admiral Richery lag damals, von den Engländern scharf beobachtet, im dortigen Hafen); sie liefe aus, und würde von den Engländern angegriffen, was würdet ihr dann als Führer der spanischen Schiffe thun?" „Mein Commando wäre, rief Perignon, klar zum Gefecht." „Nun wohl, sagte Godoi, was ihr aussprecht, habe ich gethan; der von euch bezeichnete Befehl ist unserer Flotte ertheilt worden." In der That war an den Admiral Socorra eine Weisung abgegangen, in einem solchen Falle den Engländern zu erklären, daß der König von Spanien in Gegenwart seiner Flotte keinen Kampf zwischen zwei ihm gleich befreundeten Völkern verstatten wolle, daß also Socorra einem Angriffe der Engländer auf die französischen Schiffe entgegentreten würde. Wie es scheint, hatte der völlig unfähige König einen solchen Befehl als Ausdruck christlicher Friedensliebe genehmigt; es bedarf keiner Erörterung, mit welch gutem Grunde Mangourit späterhin an Delacroix berichten konnte, von dieser Stunde an sei es vorbei gewesen mit der spanischen Neutralität. Auch sagte Godoi am 17. Mai dem Gesandten geradezu: der König betrachtet eigentlich den englischen Krieg als schon vorhanden, will aber nach seiner Redlichkeit vor einer feierlichen Kriegserklärung nicht zu feindseligen Operationen schreiten, also laßt uns den Bundesvertrag in das Reine bringen.

Mangourit redigirte demnach einen Entwurf nach den oben mitgetheilten Beschlüssen des Directoriums; eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Urkunde über die ewige Allianz, die gegenseitigen Hülfsleistungen, die Eroberung Gibraltars, die Abtretung Louisiana's — und einen geheimen Vertrag, betreffend Ausdehnung des Bündnisses auf Holland, und wenn möglich auf Türken, Schweden, Dänen, Preußen, sodann die Aufforderung an Portugal, seine Häfen den Engländern zu schließen, endlich die Auflösung der französischen Emigrantencorps im spanischen Dienste. Godoi verhieß das Beste, ergoß sich in zornigen Reden über Portugal und Neapel, den Papst und die Emigranten, begehrte jedoch eine mailändische Provinz für den Infanten von Parma, und wollte Louisiana nicht vor der Einnahme von Gibraltar abtreten. Auch zeigte sich bald, daß er noch nicht

völlig die entgegenstehenden Einflüsse am Hofe überwunden hatte: am 21. Mai sandte er den Franzosen einen Gegenentwurf, welcher die Gewähr der beiderseitigen Besitzungen auf das alte französische Gebiet beschränkte, und für den jetzigen Krieg Spanien die Neutralität vorbehielt. Sachliche Gründe für die letztere Forderung waren allerdings im Ueberflusse vorhanden. Die Finanzen zeigten ein Deficit, das bis zum Ende des Jahres bei 760 Millionen Realen Einnahme bis auf 377 Millionen heranwuchs. Die Arsenale waren leer, die Matrosen unvollzählig, schlecht genährt und mangelhaft ausgebildet, der größere Theil der Flotte noch weit von Seetüchtigkeit entfernt. Dabei haßte die unendliche Mehrheit der Bevölkerung die Franzosen ebenso grimmig wie während der Kriegsjahre, und hatte im Uebrigen keinen lebhafteren Wunsch als Ruhe und Frieden. Offenbar wäre bei einer solchen Lage nichts verständiger gewesen als festes Verharren in der Neutralität, nichts zutreffender als ein eben eingegangener Antrag Schwedens und Dänemarks, sich mit ihnen zu einem bewaffneten Neutralitätsbunde zusammenzuschließen.

Aber die Gründe des Gemeinwohles waren es nicht, welche auf einen Menschen von Godoi's Schlage irgend welchen Eindruck machten. Wir wissen, was bisher ihn vorwärts trieb; dazu kam jetzt Bonaparte's reißender Siegeslauf in Italien, welcher Frankreichs Freundschaft unendlich im Preise steigen ließ. Wenige Tage schon nach der Einreichung des Gegenentwurfs nahm also Godoi die Gewährleistung des damaligen französischen Gebietes auf sich, stellte die Abtretung Louisiana's in Aussicht, und verhieß auch, binnen vier Monaten nach dem Abschlusse des Bündnisses, die Kriegserklärung gegen England, wenn dieses einen spanischen Antrag auf raschen Abschluß eines billigen Friedens mit Frankreich ablehnen sollte. Dann folgten aber neue Schwankungen. Der König sträubte sich, irgend eine Maßregel gegen die so lange beschützten französischen Emigranten zu ergreifen; Godoi selbst blieb bei der Abneigung, Louisiana herauszugeben, ehe man Gibraltar in Händen habe. Perignon setzte ihm mit gutem Grunde auseinander, daß die französische Herrschaft in Louisiana für das spanische Mexiko den unschätzbaren Vortheil einer sicheren Deckung gegen die Amerikaner gewähre, konnte aber allerdings gegen die Verschiebung der Sache bis zum Falle Gibraltars eine haltbare Einwendung nicht aufbringen. Endlich entschloß er sich, am 26. Juni den spanischen Bedenken Rechnung zu tragen, und sandte die von ihm vollzogenen Actenstücke dem Directorium zur Genehmigung ein. Hiernach bestimmte der öffentliche Vertrag bei

einem von beiden Mächten gemeinsam erklärten Kriege die gegenseitige Unterstützung mit aller Macht, nach gemeinsamem Feldzugsplan, unter Ausschluß jedes Separatfriedens. Stände nur eine der Mächte im Krieg, so würde auf ihre Aufforderung die andere sofort 25 Kriegsschiffe oder 24,000 Mann Landtruppen zur Hülfe senden, deren Verluste ersetzen, im Nothfall das Hülfscorps nach Bedürfniß verstärken. Schließlich versprach man sich den Abschluß eines Handelsvertrags, Feststellung der Consularjurisdiction, Regulirung der Pyrenäengrenze. Der dritte Artikel erklärte rund und einfach: im jetzigen Kriege bleibt Spanien neutral. Dafür verhieß der geheime Vertrag die Kriegserklärung gegen England binnen vier Monaten „bei Ermangelung hinreichender Auseinandersetzungen", die Aufforderung an Portugal zur Ausweisung der Engländer, die Theilnahme Hollands an diesem Bunde, und die Einladung der Türkei, Schwedens und Dänemarks zu derselben. Louisiana sollte gleich nach der Einnahme Gibraltars an Frankreich fallen. Was die Emigranten betrifft, sagte Artikel 4, so hat der König von Spanien aus eigenstem Antrieb den Artikel 5 vorgeschlagen, des Inhalts, daß in Zukunft keine Emigranten auf der Flotte oder in einem mit französischen Truppen combinirten Heerestheil geduldet werden sollen.

Es leuchtet ein, welche Lasten mit diesen Abreden Spanien auf sich nahm. Trotz der vorbehaltenen englischen Auseinandersetzungen konnte hiernach kein verständiger Mensch den Ausbruch des Krieges in kurzer und bestimmter Frist bezweifeln. Dabei war Spanien an einen bei Weitem übermächtigen Genossen gebunden, der bourbonische König an die Republik, die seinen bourbonischen Vetter hingerichtet, die katholische Nation an den grimmigsten Feind der Kirche, der zerrüttete schwache Staat an die rechtlose revolutionäre Gewalt. Für diesen Bund waren alle Bestimmungen des alten Familienpactes erneuert, und jede Abweichung von denselben enthielt nur eine stärkere Belastung des schwächeren Theils. Aber der Kelch, welchen Godoi's Gewissenlosigkeit seinem Lande bereitete, war mit jener Punctation des 26. Juni noch nicht einmal gefüllt. Auf Perignon's Bericht antwortete das Directorium am 8. Juli, daß es den Vertrag mit Vergnügen gelesen habe, aber einige Aenderungen in der Redaction beantragen müsse. Der dritte Artikel des offenen Vertrags, die Erklärung der spanischen Neutralität, sei eine durchsichtige Lüge, die niemand täuschen könne; statt dessen sei zu sagen, daß Spanien zur Zeit nur gegen England, einen Monat nach dem Vertragsschlusse, den Krieg eröffnen werde.

Der vierte geheime Artikel, die freie, königliche Entschließung über die Emigranten, sei eine leere Redensart. Auf der sofortigen Cession Louisiana's und dazu noch Westflorida's müsse bestanden werden. Diese neuen Forderungen trafen zugleich die Eitelkeit des Königs und das Interesse des Reiches. Godoi war denn sehr unglücklich und erklärte seine Fassung des 6. geheimen Artikels, über Louisiana, für unabänderlich. In der Hauptsache aber, dem Kriege gegen England, fand ihn Perignon geschmeidig genug; schon am 22. Juli sprach er die Annahme des neuen französischen Begehrens aus, und vierzehn Tage später lief bereits Admiral Richery aus dem Hafen von Cadix aus, in aller Form escortirt durch eine große spanische Flotte von 20 Linienschiffen, so daß das blokirende englische Geschwader dem Gegner freie Fahrt zu verstatten gezwungen war. Der englische Krieg war damit so gut wie erklärt, und ein ungeheures Opfer auf Spaniens Schultern gelegt, ohne die geringste Gegenleistung als die ferne Aussicht auf die Erwerbung Gibraltars, die noch dazu mit dem sofortigen Verluste Louisiana's bezahlt werden sollte.

Es war kein Wunder, daß solche Erfolge das Directorium zu immer neuen Anforderungen ermuthigten. Da erschienen für den künftigen Handelsvertrag weitgreifende Begehren zum Vortheil der französischen Industrie, für welche das industrielose Spanien jeder Gegenleistung entbehrte. Da sollte die verheißene Grenzregulirung der Wasserscheide auf den Pyrenäen folgen, so weit Spanien dadurch verlor, und sie verlassen, wo es dadurch gewonnen hätte. Da wurde der sofortige Krieg gegen Portugal beantragt, wenn das kleine Land nicht eine gewaltige Geldsumme an Frankreich zahle, und einen ansehnlichen Landstrich an Spanien abtrete. Bei jedem andern Contrahenten hätte ein solches Auftreten den sofortigen Abbruch der Unterhandlung zur Folge gehabt: das Directorium aber wußte, mit wem es zu thun hatte, und fügte Anfang August jenen harten Ansprüchen ein Erbieten hinzu, unwiderstehlich süß für den Gaumen der spanischen Bourbonen, das Erbieten, dem Infanten von Parma, wenn der Verlauf des Krieges es verstatte, ein Königreich auf italienischer Erde zu gründen. Spanien sollte sich zu Gunsten der französischen Eroberungspolitik ruiniren, ein bourbonischer Infant aber dafür eine reiche Ausstattung erhalten: hier war für Carl und Louise ein Bedenken nicht weiter statthaft. Zugleich erhielt Perignon die Weisung, so viel wie möglich zu erreichen, aber jedenfalls den Bundesvertrag abzuschließen. Er eilte hinaus zu Godoi nach dem königlichen Lustschlosse San Ildefonso. Perignon ließ sich die Ablehnung

der letzten drei Forderungen gefallen, indem Godoi zusagte, wenn nicht friedliche Ueberredung in Lissabon die Ausweisung der Engländer bewirke, dann zu kriegerischen Maßregeln zu schreiten. Jedes andere Hinderniß aber verschwand vor dem Talisman der parmesanischen Verheißung. Sie wurde nicht in den Text des Vertrages aufgenommen, und deshalb auch Louisiana und Westflorida nicht in demselben erwähnt: aber die beiden Regierungen wußten sich jetzt im Herzen einig, und so wurde von Spanien die große Hauptsache, die Kriegserklärung gegen England, einen Monat nach der Ratification der Allianz, ganz nach den Wünschen des Directoriums bewilligt, und hierauf die verhängnißvollen Verträge am 18. August unterzeichnet. — Wir werden sehr bald wahrnehmen, welche höchst bedeutenden Vortheile für Frankreich, welch unsägliches Elend für Spanien aus dieser Entschließung erwuchsen.

Viertes Capitel.

Krieg in Süddeutschland.

Ebenso nachdrücklich wie auf Italien und Spanien wirkten Bonaparte's Erfolge auch auf Deutschland ein.

Wie wir gesehen haben, standen sich am Rheine die kämpfenden Parteien, eine jede in zwei große Heere gesondert, seit Ende 1795 in Waffenruhe gegenüber. Die Oesterreicher und Reichstruppen am Oberrheine, 61,000 Mann Fußvolk und 22,000 Reiter, wurden vom Feldmarschall Wurmser, am Niederrheine aber, 71,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reiter, vom Erzherzog Carl befehligt. Die Hauptmasse beider befand sich in Folge der letzten großen Siege auf dem linken Ufer des Stromes, in weitem Bogen von Speier über Kaiserslautern nach Baumholder, Kirn und Bingen gegen Westen vorgeschoben, 51,000 Mann vom Ober-, 70,000 Mann vom Nieder-Rheinheer, jene auf die Festungen Philippsburg und Mannheim, diese auf das wichtige Mainz und Ehrenbreitstein gestützt. Rechts und links von dieser drohenden Hauptmacht hielt man dann durch einen dünnen Truppengürtel das rechte Rheinufer, im Süden die Strecke von Basel bis Philippsburg mit 30,000, im Norden das Land zwischen Lahn und Sieg mit 21,000 Mann besetzt. Französischer Seits war man ebenfalls in der Aufstellung geblieben, wie sie die Kämpfe des letzten Herbstes den einzelnen Truppentheilen zugewiesen hatten. Am Niederrheine dehnte sich unter Jourdan's Oberbefehl das Sambre- und Maasheer aus, 66,000 Mann zu Fuß, 11,000 Mann zu Roß, der linke Flügel, 22,000 Mann unter General Kleber, bei Düsseldorf, welcher Platz jeden Augenblick die Möglichkeit eines gesicherten Uebergangs über den Strom gewährte, das Centrum den Rhein entlang zwischen Cöln und Bacharach,

endlich der rechte Flügel, 30,000 unter General Marceau, fast in rechtem Winkel landeinwärts zurückgebogen, von Bacharach bis St. Wendel. Aehnlich nahm sich im Süden die Aufstellung des Rhein- und Moselheeres, 72,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter, aus; der rechte Flügel, 26,000 Mann unter General Ferino, deckte das Rheinufer des Elsasses, von Hüningen nordwärts bis Heerdt; das Centrum, 30,000 Mann unter Desaix, so wie der linke Flügel, 21,000 Mann unter Gouvion St. Cyr, hielten eine Linie vom Rhein bei Germersheim westwärts bis Homburg ziehend besetzt, jenes in der Ebene von Landau, dieser im Hardtgebirge bei Pirmasens und Zweibrücken.

Unter diesen Verhältnissen sahen die französischen Heerführer der Eröffnung der Feindseligkeiten mit schwer besorgtem Herzen entgegen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Hauptmasse des Gegners, dort bei Kaiserslautern und Baumholder, tief in die französische Aufstellung, die beiden republikanischen Heere trennend, hineingriff. Die Oesterreicher waren in der Lage, den größten Theil derselben durch wenige Märsche auf einen Punkt zu sammeln, und dann mit erdrückender Uebermacht entweder nordwärts auf Marceau oder südwärts auf St. Cyr zu fallen, und ihn vernichtend zu schlagen, ehe der Andere zu einer wirksamen Hülfe im Stande war, oder auch nur die Bedrängniß seines Genossen ahnte. Diese Gefahr war für die Franzosen um so dringender, als in Folge der schlechten Verwaltung und der Finanznoth des Directoriums beide Heere an allen Bedürfnissen empfindlichen Mangel litten. Die wichtigsten Festungen, Luxemburg, Landau, Straßburg, hatten kaum auf vierzehn Tage Lebensmittel. Der Artillerie fehlte eine Menge der vorschriftsmäßigen Feldgeschütze, und selbst für die vorhandenen war die Bespannung unvollständig. Die Reiterei war nicht halb so stark wie die feindliche, und zu großem Theile mit schwachen und erkrankten Pferden versehen. Die Heeresverwaltung war, wie immer bei zerrütteter und verschuldeter Wirthschaft, mit Unordnung und Unterschleif erfüllt; von allen Seiten her ertönten die Klagen über Mangel an Waffen und Munition, an Kleidung und Schuhen, an Nahrung und baarem Gelde. Um leben zu können, mußte man die Truppen weithin über das verarmte Land auseinander legen, und damit ihre Schlagfertigkeit und Widerstandsfähigkeit ferner verringern. Es war unvermeidlich, daß ein solcher Zustand auch auf die Moralität des Soldaten in bedenklicher Weise zurückwirkte: die Stimmung der Truppen, berichtete General Vandamme dem Kriegsminister, ist widerwillig, weil sie schlecht bezahlt sind; die Officiere können deshalb die Soldaten nicht abhalten, zu plündern

und zu stehlen. Das Directorium antwortete auf die immer dringenderen Geldforderungen mit der Zusendung von werthlosen Mandatenpromessen, und forderte die Generale nachdrücklich auf, die Offensive zu ergreifen, um in Feindesland für die hungernden Armeen Nahrung und Beute aufzusuchen. Aber umgehend empfing es aus dem Hauptquartiere die Erklärung, daß an irgend eine Angriffsbewegung nicht zu denken sei. Anfang März war auf anklagende Berichte Bacher's aus Basel General Pichegru des Oberbefehls über das Rheinheer enthoben worden [1]); es dauerte bis zum 22. April, ehe sein Nachfolger Moreau bei dem Heere eintraf; dieser hatte dann mit Jourdan eine Zusammenkunft in Trier, nach der beide gemeinschaftlich dem Directorium am 7. Mai über die Unausführbarkeit des von Carnot entworfenen Feldzugsplans berichteten, und es für völlig ungewiß erklärten, ob der Feind ihnen nicht durch einen plötzlichen Angriff zuvorkommen würde. Das Directorium mußte sich fügen; unter solchen Umständen, klagte es schon am 11. Mai, wird freilich die Eröffnung der Operationen aufgeschoben werden müssen. Die Untergenerale waren ganz derselben Ansicht: bei dem entsetzlichen Mangel unserer Truppen, sagt St. Cyr, sahen wir mit Angst einem feindlichen Angriffe entgegen.

Die österreichische Regierung beurtheilte die Verhältnisse vollkommen richtig, und war auf Grund derselben mit England übereingekommen, ihrerseits sobald wie möglich die Offensive zu ergreifen, und zwar, den englischen Wünschen entsprechend, hauptsächlich am Niederrhein gegen das Sambreheer, auf jenem dem Erzherzog Carl überwiesenen Schauplatze [2]). Wir wissen, durch welche diplomatischen Besorgnisse der Beginn dieser Action verzögert wurde, und als endlich bessere Nachrichten aus Petersburg anlangten, erschienen sofort auch die ersten Hiobsposten aus Italien, die Kunde von der Ueberwältigung Piemonts, und bewirkten eine starke Aenderung, noch nicht der Kampflust, wohl aber der Richtung des Handelns. Man wünschte lebhaft den Franzosen das weitere Vordringen in Italien durch scharfe Schläge an der eignen Grenze zu verleiden; daraus ergab sich von selbst, daß man diese Schläge auf ein dem italienischen Kampf-

[1]) Aus den Acten des österreichischen Kriegsministeriums (Vivenot: Thugut, Clerfait, Wurmser S. 422) erhellt wie aus Wickham's Correspondenz, daß Pichegru wohl mit dem Prinzen von Condé, keineswegs aber mit Oesterreich irgend eine Verbindung gehabt, daß dieses vielmehr auf die Umtriebe der Emigranten stets nur mit Abneigung und Mißtrauen geblickt hat.

[2]) Vivenot, Thugut 437 ff.

platze möglichst nahes Gebiet, also nicht auf das Sambreheer und die belgische Grenze, sondern auf Moreau und den Elsaß richten mußte. An den Erzherzog und Wurmser ging also am 3. Mai eine kaiserliche Weisung ab, sich sofort über den geeigneten Zeitpunkt für die Kündigung der Waffenruhe zu verständigen, und dann, selbst auf die Gefahr hin, die Operationen am Niederrheine hinauszuschieben, einen großen Angriff auf den Elsaß zu machen und so weit wie möglich in den Süden desselben vorzudringen.

Uebrigens machte die Niederlage der Austrosarden die kaiserliche Regierung zu gleicher Zeit gefügiger für jenen alten englischen Wunsch, neben den Waffen auch diplomatische Mittel in das Feld zu bringen. Am 9. Mai sandte Thugut dem österreichischen Gesandten in Basel, Degelmann, eine Erklärung über die Bereitwilligkeit des Kaisers zu einem ehrenvollen Frieden, welche darauf von Degelmann am 21. dem französischen Botschafter Barthelemy zugestellt, und durch diesen ohne Aufenthalt an den Minister Delacroix nach Paris befördert wurde. Ja noch mehr. Als gegen Ende des Monats die Einnahme der Lombardei durch die Franzosen in Wien bekannt wurde, empfing der neapolitanische Gesandte, Marchese di Gallo, der bis dahin wegen der Friedensliebe seines Hofes sehr bittere Dinge hatte hören müssen, jetzt von Thugut ausführliche Aufschlüsse über die politischen Bestrebungen Oesterreichs, und auf deren Grund die Aufforderung, in Basel nicht bloß für Neapel, sondern für einen allgemeinen Frieden zu wirken. Er eilte dann nach Basel, war sehr entzückt über Barthelemy's gemäßigtes und zuvorkommendes Wesen, und erhielt auch von dem republikanischen Staatsmanne so interessante Mittheilungen, daß er in großem Geheimniß seinen Secretär nach Wien sandte, um dieselben Thugut von Angesicht zu Angesicht wieder zu erzählen. Indessen worin sie auch bestanden haben mögen, für den Augenblick kam es zu einer officiellen Unterhandlung nicht. Denn als Gallo eben Wien verlassen hatte, war dort die Antwort des französischen Ministers auf Degelmann's Eröffnung angelangt, desselben Inhalts und gleich herrischer Form wie jene frühere Note an Wickham, so daß Thugut ein weiteres Vorgehen zur Zeit für würdelos und hoffnungslos halten mußte. Der Faden der Verhandlung war somit von Delacroix zerschnitten worden, noch ehe Gallo ihn hatte anknüpfen können [1]. Die Waffen mußten die weitere Entscheidung bringen.

---

[1]) Gallo's Depeschen an das neapolitanische Ministerium, im Provinzialarchiv von Neapel.

Unterdessen hatte man in Wien jenen Feldzugsplan für die Heere am Rhein des Näheren dahin festgestellt. Zuerst sollte, um die Hauptoperation gegen jede schädliche Einwirkung des Sambreheeres sicher zu stellen, der Erzherzog sich mit überlegener Macht auf Marceau werfen, und diesen wenigstens bis an die Mosel zurückdrängen. Dies vollbracht, würden beide Feldherrn sich nach Süden gegen St. Cyr wenden, diesen möglichst gründlich überwältigen, hierauf Landau nehmen, und dann sich mit kräftigem Vormarsch weithin über den Elsaß ergießen [1]). Es war, wie wir vorher sahen, gerade diejenige Bewegung, welche die französischen Generale am Meisten fürchteten. Der Briefwechsel Marceau's und St. Cyr's aus dem Mai ist fort und fort mit der Besprechung dieser Gefahr erfüllt; ihr zu begegnen beantragen die beiden Oberfeldherrn beim Directorium auf das Dringendste ein näheres Zusammenrücken der beiden bedrohten Heerestheile; eine bündigere Bestätigung für die Richtigkeit der aus Wien erlassenen Befehle kann man nicht wünschen.

Allein zum Unheile Deutschlands waren die beiden kaiserlichen Heerführer am Rheine anderer Ansicht [2]). Was den Erzherzog peinigte, war vor Allem der Umstand, daß die beiden Flügel der österreichischen Aufstellung, südlich von Philippsburg und nördlich von Ehrenbreitstein durch keine weiteren Festungen gestützt waren. „Was nützt, sagte er, die Stärke des Centrums, wenn die Ueberwältigung seiner Flügel ihm seine Vertheidigung entzieht, seine festen Punkte isolirt und dem Feinde unvermeidliche Blößen gibt?" Weiter aber schien ihm auch der vorgeschlagene Angriff an sich hoffnungslos, aus einem ganz ähnlichen Grunde, weil nämlich der Feind so viele Festungen besitze, daß deren Berennung fast alle österreichischen Streitkräfte in Anspruch nehmen und zur Bekämpfung der feindlichen Heere nichts übrig bleiben würde. Der Gedanke, von Mannheim und Kaiserslautern aus Landau zu nehmen und in den Elsaß einzudringen, dünkte ihm ungeheuerlich. „Ein riesenmäßiger Plan, ruft er aus, der nur bei völliger Niederlage der feindlichen Armeen gelingen konnte": als wenn seine Truppen eine andere Aufgabe gehabt hätten als die Niederlage des feindlichen Heeres, als wenn dessen Besiegung nicht sofort die feindlichen Festungen ohnmächtig, und die eignen Flügel vor jedem Angriff sicher

---

[1]) (Erzherzog Carl) Grundsätze der Strategie II, 12 ff.

[2]) Der Erzherzog hat seine Gründe in dem oben citirten Werke veröffentlicht, und dabei erklärt, daß wie er so auch Wurmser den Plan für unausführbar gehalten habe.

gestellt hätte. Wenigstens sind die französischen Feldherrn auch in späterer Zeit, bei historischer Betrachtung ihres Feldzugs, nicht von der Erörterung des Erzherzogs überzeugt worden. „Man sieht nicht ab, sagt Gouvion St Cyr [1]), warum ein so verständig entworfener Plan nicht die Zustimmung des Erzherzogs und Wurmser's fand." „Es ist wahr, schreibt Jourdan [2]), daß die französische Stellung durch eine Linie von Festungen gestützt war, aber ganz abgesehen von der Frage, ob nach dem modernen Kriegssystem eine große Zahl solcher Plätze schädlich oder nützlich ist, so steht es fest, daß die Oesterreicher aus ihrer centralen Stellung heraus nach ihrer Wahl den Angriff auf eines der beiden französischen Heere eröffnen konnten; bei der ersten Niederlage hätten die Franzosen zahlreiche Besatzungen in ihre Festungen werfen, dadurch die kämpfenden Heere schwächen, und dem Feinde die Ueberlegenheit während des ganzen Feldzugs überlassen müssen." Aber kein solcher Gedanke bewegte sich in der Seele des Erzherzogs und Wurmser's. Nach dem gemessenen Befehle des Kaisers kamen sie überein, am 21. Mai den Stillstand auf den 1. Juni zu kündigen, nochmals aber schrieben sie nach Wien, um dringend von jeder Angriffsbewegung abzurathen, und die reine Defensive als die einzig ersprießliche Haltung zu bezeichnen. Die Meinung des Erzherzogs ging schon damals auf gänzliche Räumung des linken Ufers, ein Gedanke, der freilich wenn in der That der Beschluß der reinen Defensive gefaßt wurde, dann völlig folgerichtig war.

Uebrigens wird man es einräumen: es war ein seltsames Schauspiel, welches damals die beiden Gegner am Rheine darboten. Jeder war überzeugt von der Ueberlegenheit des Andern, jeder sah mit schwerer Sorge dem Beginne des Kampfes entgegen. Man wird annehmen dürfen, daß Keiner dem Andern viel zu Leide gethan hätte, wenn nicht Bonaparte's italienische Siege der Wiener Regierung den Befehl zur Kündigung des Stillstandes entrissen, und dem französischen Directorium den Muth zur Offensive auf jede Gefahr eingeflößt hätten. Und eben jetzt, im Augenblicke des Losbruchs, sollten diese Siege eine weitere höchst bedeutende Einwirkung auf die Entschlüsse der Oesterreicher ausüben. Schlag auf Schlag waren sich die Unglücksfälle in Italien gefolgt; Mailand war genommen, Beaulieu nach Tyrol geflüchtet, in ganz Italien der Wille Bonaparte's allmächtig. Wir erinnern uns, wie entschieden vom Beginne des Jahres an Thugut's innerste

[1]) Mémoires III, 7.

[2]) (Jourdan) mémoires p. s. à l'histoire de la campagne de 1796, S. 22.

Neigung diesem Kriegsschauplatze hingegeben war, wie er nur aus Rücksicht auf England noch einmal das Hauptgewicht auf das Rheinland zu legen sich bequemt hatte. Es war also natürlich, daß jetzt, wo man am Rheine nur einen Haufen widerwilliger Reichsstände, gegen Bonaparte aber die ältesten kaiserlichen Erblande unmittelbar zu schützen hatte, jene Stimmung auf's Neue hervortrat. Am 31. Mai erhielt Wurmser den Befehl, in möglichster Stille aber ohne jeden Aufschub 25,000 Mann vom Oberrheinheer zu Beaulieu's Verstärkung nach Tyrol zu senden, und darauf ihnen selbst nachzufolgen, um dort den Oberbefehl gegen Bonaparte zu übernehmen. „Bei der jetzigen Lage der Dinge, schrieb der Kaiser am 19. Mai, ist Italien für mich ohne Widerspruch der interessanteste Theil des Kriegsschauplatzes.“ Mit dieser Maßregel war die Haltung der österreichischen Rheinheere vollends entschieden. Wenn der Erzherzog mit seiner Uebermacht von 170,000 gegen 150,000 Mann sich zur Offensive unfähig erachtet hatte, so war nach dem Abzuge der 25,000 natürlich jede Regung hoffnungsreicher Energie in ihm erstickt. Allerdings war die Zahl seiner Streitkräfte auch jetzt kaum schwächer als jene des Feindes; ja der Verlust konnte mehr als aufgewogen durch den Umstand erscheinen, daß Wurmser keinen Nachfolger erhielt, sondern der Rest des Oberrheinheeres ebenfalls unter die Führung des Erzherzogs trat. Aber offenbar konnte die Einheit des Oberbefehls nur dann große Wirkungen entfalten, wenn ihr Träger zum Handeln und nicht zur Unthätigkeit geneigt war.

Anders hatte die Aufkündigung des Stillstandes auf der französischen Seite gewirkt. So sorgenvoll dort die Führer den Beginn der Feindseligkeiten hinauszuschieben gesucht hatten, so faßten sie sich jetzt, als das Signal vom Feinde einmal gegeben war, als gute Soldaten, und gingen festen Muthes an die schwierige Aufgabe. Ihre Regierung begehrte kecken Angriff auf jede Gefahr, Verlegung des Kampfplatzes auf das rechte Ufer um jeden Preis: die Generale fanden auch jetzt, daß es ein halsbrechendes Spiel sei, entschlossen sich aber um so leichter zu dem Wagniß, weil ohne dasselbe ihnen die unthätige Defensive doppelt gefährlich schien. Wie erwähnt, besaß Jourdan in der rechtsrheinischen Festung Düsseldorf einen gedeckten Uebergangspunkt über den Strom, während Moreau eines solchen überall ermangelte. So wurde beschlossen, daß Jourdan dort an seiner äußersten Linken den Angriff beginnen, und durch einen kecken Vormarsch von Düsseldorf gegen die Sieg und Lahn so große Massen der Gegner wie möglich auf sich ziehen sollte, um Moreau's Be=

wegungen zu erleichtern. Er sandte demnach schon am 26. Mai dem General Kleber, wohl dem kühnsten, wuchtigsten und begabtesten seiner Offiziere, den Befehl, mit zwei Divisionen, 22,000 Mann, am 31. den Angriff auf die Sieg zu eröffnen; sollte er gelingen, so würde dann General Grenier mit 8700 Mann bei Neuwied den Rhein überschreiten, und sich mit jenem zu weiterem Andringen gegen die Lahn vereinigen. Thäte darauf der Erzherzog, was man wünschte, ginge er mit einem bedeutenden Heerestheile zur Vertheidigung der Lahn auf das rechte Rheinufer zurück, so würde man auch Kleber weitere Verstärkung senden, und im schlimmsten Falle dieser ohne besondere Gefährde wieder auf Düsseldorf zurückweichen, dann aber immer der Hauptzweck, die Entlastung des linken Rheinufers erreicht sein. Wie aber, wenn der Erzherzog einen kräftigeren Entschluß faßte? wenn er Kleber mit seinen 30,000 gelassen in das weite Deutschland hineinmarschiren ließ, dafür aber dann mit dreifacher Uebermacht auf Marceau stürzte, und vielleicht den ganzen Rest des Sambreheeres auf dem linken Rheinufer aufrollte und auseinander sprengte? Jourdan übersah diese Möglichkeit nicht. Aber er war der Meinung, man müsse es auch auf diese Gefahr hin wagen, und wenn sie wirklich eintrete, sich nach Kräften zu helfen suchen.

So ging Kleber vorwärts. An der Sieg befehligte die Oesterreicher ein Prinz von Würtemberg, welcher an militärischem Talente dem Gegner entfernt nicht gewachsen war, seine Truppen in drei Abtheilungen zerstreute, den einzigen günstigen Augenblick — bei Altenkirchen — versäumte, und dann in nutzlosen Nachtrabgefechten eine Menge wackeren Blutes vergeudete. So drängte Kleber die Oesterreicher unaufhaltsam über die Lahn, an deren rechtem Ufer er dann mit Grenier vereinigt Stellung nahm, während in seinem Rücken Ehrenbreitstein durch eine Reserve von 3000 Mann unter General Bonnaud eingeschlossen wurde. Es war nur ein schmaler Streifen Landes, zwischen dem Rheine und der preußischen Demarcationslinie, welchen er damit seinen Waffen unterworfen hatte, immer noch weit entfernt von dem eigentlich wichtigen Gebiete des Kriegsschauplatzes. Aber bei der Stimmung des Erzherzogs war es ausreichend, um dem ganzen Feldzug die bleibende Richtung zu geben. Carl sah in Kleber's Angriff lediglich die Bestätigung seiner bisherigen Sorgen; er warf jetzt jeden Gedanken an kühnes Vorgehen auf dem linken Ufer hinweg, und beeilte sich trotz aller Wiener Feldzugspläne das nach seiner Meinung einzig Heilsame zu vollführen, den Rückzug

seiner Hauptmacht auf das rechtsrheinische Land. Die 26 nach Tyrol bestimmten Bataillone waren bereits in vollem Marsche; mit 32 andern zog jetzt der Erzherzog über Mainz hinüber an die Lahn; von der ganzen prächtigen Heeresmasse blieben drüben nur noch 35 Bataillone in verschanzten Lagern vor Mainz und Mannheim zurück. Der Erzherzog meinte, jetzt endlich auf dem rechten Wege zu einer soliden Stromvertheidigung zu sein; er ahnte noch nicht, daß er gerade die Gegner von ihren schwersten Befürchtungen befreite, und genau die Maßregel ergriff, zu welcher die feindliche Bewegung ihn veranlassen sollte. Er hatte nun allerdings die Genugthuung eines raschen augenblicklichen Erfolges, als er persönlich an der Lahn erschien. Zwar war auf die Nachricht von seinem Rückgange über den Rhein auch Jourdan mit zwei weiteren Divisionen von der Nahe nach Neuwied, und von dort an die Lahn geeilt, so daß er seitdem mit 48,000 Mann die ganze Länge dieses Flusses von Lahnstein bis Wetzlar besetzt hielt. Aber der Erzherzog, der nach seiner Vereinigung mit Würtemberg 63,000 zählte, bewies jetzt, daß er, wenngleich kein Feldherr höchsten Ranges, doch bei einer beschränkteren Aufgabe ein tüchtiger Führer und muthiger Kämpfer war. Er warf sich mit lebhaftem Nachdruck auf die äußerste Linke der feindlichen Linie bei Wetzlar, schlug in glänzendem Gefechte Kleber's Truppen aus der Stellung hinaus, und eröffnete sich damit die Bahn in Flanke und Rücken aller andern französischen Abtheilungen. Mit dem einen Schlage war Jourdan zum sofortigen Abmarsche genöthigt. Er ließ seine Truppen zurückgehen, wie sie gekommen, die letzten beiden Divisionen über Neuwied auf das linke Ufer, um Marceau zu etwa nöthiger Unterstützung möglichst nahe zu sein, Kleber's Abtheilung aber auf dem rechten Ufer nach Düsseldorf, um sich die verfolgenden Gegner möglichst weit stromabwärts nachzuziehen. Kleber erprobte auf diesem Marsche noch einmal das Waffenglück in einem rühmlichen Kampfe bei Uckerath, ohne jedoch bei aller Tapferkeit den Gang des Rückzugs wenden zu können.

So glücklich dies Alles für den großen Gesammtplan der Franzosen verlaufen war, so begreift man immerhin, daß Jourdan, der einstweilen die undankbare Seite des Systemes zu tragen hatte, über den augenblicklichen Mißerfolg seines Angriffs sehr verstimmt und bekümmert war. Carnot aber antwortete ihm am 23. Juni mit frischem Zuspruch: „haben wir nicht schon im Laufe des Winters bei unsern Pariser Gesprächen festgestellt, weshalb das Sambreheer die Gefahr des ersten Vorbrechens auf

sich nehmen sollte? bestand nicht dieser Zweck einfach darin, so viele feindliche Schaaren wie möglich von Mainz hinweg nach Norden zu locken, und dadurch Moreau's Uebergang im Süden möglich zu machen? nun, dieser Zweck ist glänzend erreicht; wo ist also ein Grund zur Klage? In kürzester Frist wird jetzt Moreau auf dem rechten Ufer erscheinen; dann wird auch das Sambreheer auf's Neue mit verdoppeltem Ungestüm vorangehen, über die Sieg an die Lahn, über die Lahn an den Main, nach Franken, um dort den von Moreau ihm entgegen getriebenen Feind zwischen zwei Feuern zu vernichten."

Dies Alles, mit Ausnahme des letzten Wortes, sollte nur zu schnell sich zu maßlosem Unglück unseres deutschen Westens verwirklichen.

General Moreau, der bisher im französischen Nordheere mit Auszeichnung gedient hatte und jetzt zum ersten Male selbständig einen wichtigen Oberbefehl führte, war ein Mensch von großem Verstande und trefflicher Gesinnung, stets ohne Eigensucht auf die Sache gewandt, besonnen und vorsichtig bei jedem Schritte, jedoch ohne die treibende und drängende Kraft des Willens, welche das eigentliche Wesen des Feldherrn und Herrschers ist. Er besaß den vollen Scharfblick, um aus der gegebenen Lage die zunächst richtige Folgerung zu ziehen, aber entbehrte die schöpferische Fähigkeit, durch kühn eingreifende Gedanken den Verhältnissen neue Gestalt zu geben. Nach seiner redlichen Selbstlosigkeit scheute er vor keiner Verantwortlichkeit zurück, war aber trotzdem nicht im Stande, sich jemals über die wechselnden Einflüsse des täglichen Details zu erheben oder seine persönliche Umgebung zu beherrschen, statt sich von ihr bestimmen zu lassen. Ein Mann dieses Schlages hätte niemals wie Bonaparte seine Armee aus tiefer Bedrängniß zu mächtiger Initiative emporgerissen, jetzt aber, wo die Fehler des Feindes und die Aufopferung des Genossen die großen Hindernisse aus seinem Wege entfernt hatten, war er unvergleichlich in der umsichtigen Lösung seiner nächsten Aufgabe, des Ueberganges über den Rhein im Angesicht des feindlichen Heeres. Die Auswahl des Ortes, die Beschaffung des Materials, das Heranbringen der ersten Truppentheile, Alles wurde mit musterhafter Klugheit, Schnelligkeit, Vollständigkeit vorbereitet. Eine Colonne zog aus der Aufstellung bei Landau mit großem Pompe nach Süden, zunächst nach Straßburg, angeblich um ganz so wie Wurmser nach Italien zu marschiren; die andern Divisionen des Centrums und der Linken entfalteten sich zu einem stattlichen Angriffe auf das österreichische Lager bei Mannheim; eine derselben

aber zog sich bald aus dem Gefechte zurück, um dann in schleunigem Nachtmarsch ebenfalls nach Straßburg zu gelangen. Am Morgen des 24. Juni alarmirten alle französischen Posten zwischen Basel und Germersheim die drüben stehenden feindlichen Abtheilungen; in Straßburg aber warfen sich die beiden Divisionen auf die bereit gehaltenen Kähne und Schiffe, und überraschten in Kehl vollständig die dort gelagerten schwäbischen Kreistruppen. Nach kurzem Gefechte war Kehl in ihren Händen; am 25. gingen sie dann nach allen Seiten vor, um Stellung gegen die heraneilenden feindlichen Verstärkungen zu nehmen und damit den Uebergang der übrigen Heerestheile zu decken, der jetzt ohne weiteres Hinderniß bis zum 27. erfolgte. Es stellte sich sogleich heraus, daß die Gegner an der gefährlichsten Stelle getroffen waren. Der schwache Cordon, mit dem man deutscher Seits die lange Strecke von Basel bis Mannheim bewachte, war in der Mitte zerrissen; 13,000 Mann unter General Frelich standen rheinaufwärts verzettelt, 8000 Schwaben dicht vor Kehl, 2000 Oesterreicher einige Meilen stromabwärts; zwischen ihnen Allen 65,000 Franzosen in einer geschlossenen Masse, welche jetzt unwiderstehlich in der Rheinebene wie im Gebirge vordrangen, und nach einander die wichtigsten Uebergänge nach Würtemberg, die Defileen des Kinzigthals und die Paßhöhe des Kniebis mit stürmender Hand besetzten. Der Schrecken auf allen Seiten war gewaltig. Die Würtemberger Truppen, bereits zerrüttet durch ihre Niederlage bei Kehl, hatten den Kniebis fast ohne Widerstand geräumt, und ihr Herzog beeilte sich bei dem ersten Erscheinen der Franzosen einen Unterhändler um Stillstand und Frieden zu senden. Die Nachricht ging hinüber nach Mannheim zu General Latour, welcher Wurmser im Commando des Oberrheinheeres gefolgt war; sie ging weiter zum Erzherzog, der einige Tage vorher eine verspätete Warnung hinsichtlich Straßburgs nach Mannheim gesandt hatte. Latour beeilte sich, mit 16 Bataillonen dem gegen Norden vordringenden Feinde entgegen zu ziehen, seinen bei Kehl und Renchen geschlagenen Abtheilungen zu Hülfe, war aber immer noch zu schwach, um Desaix und St. Cyr bezwingen zu können; er wurde vielmehr durch ein scharfes Gefecht bei Kuppenheim selbst besiegt und zu schleunigem Rückzug hinter die Murg genöthigt. In diesem Augenblicke langte, in Eilmärschen vom Westerwalde heranziehend, der Erzherzog mit 15 österreichischen und 9 sächsischen Bataillonen bei seinem bedrängten Unterfeldherrn an, mit der Absicht, noch einen letzten Versuch zur Deckung dieser Vorlande zu wagen, und

eine große Schlacht zu suchen, um wo möglich mit einem umfassenden Streiche die Franzosen wieder über den Rhein zurückzuwerfen.

Erzherzog Carl hat in seinem späteren Werke sein damaliges Verhalten einer schonungslosen Kritik unterworfen; wir folgen nur seinem eignen Urtheile, wenn wir eingestehen, daß er in diesem Feldzuge erst allmälich über die Aufgabe und die Lösung zur Klarheit gelangt ist. Er hatte die aussichtsreiche Offensivstellung zwischen den beiden feindlichen Heeren aufgegeben, um auf dem rechten Ufer eine solide Vertheidigung einzurichten: jetzt, wo es diese Deckung auszuführen galt, ließ er drüben in der alten Position zwischen Mainz und Mannheim noch 30,000 Mann stehen, welche dort Gewehr bei Fuß unthätig blieben, während sie ihm auf dem rechten Ufer eine unwiderstehliche Ueberlegenheit gegen Moreau gegeben hätten. Ebenso wenig lag ein Grund dafür vor, daß er von der Lahn nur 24 anstatt 34 Bataillone heranführte; General Wartensleben, welcher dort jetzt das Commando über 36,000 Mann gegen Jourdan übernahm, war auch mit dieser Truppenzahl zur Vertheidigung zu schwach, während zu bloßer Beobachtung 20,000 vollkommen ausgereicht hätten. Moreau hatte seinen rechten Flügel, 20,000 Mann unter General Ferino, zur Beobachtung Frelich's an der Kinzig zurückgelassen, und zog jetzt mit etwa 43,000 Mann unter Desaix und St. Cyr gegen den Erzherzog heran. Dieser trat ihm mit ungefähr gleicher Stärke entgegen: welch ein Unterschied, wenn er dazu noch 15,000 Mann von der Lahn und 15,000 aus Mainz und Mannheim, wie er es ohne Hinderniß vermocht hätte, wenn er jetzt am entscheidenden Punkte 72,000 gegen 42,000 in das Feuer führte!

Auch Moreau suchte die Schlacht. Dem Feldherrn, sagt sein Gefährte St. Cyr, der einen großen Einbruch in Feindesland beabsichtigt, gibt ein Sieg auf dem Schlachtfelde gleichsam den Reisepaß zum weitern Vordringen. Der Erzherzog hatte seine Schaaren hinter Ettlingen in der Ebene des Rheinthals, den rechten Flügel nahe am Strome, das Centrum östlich daneben gegen das Gebirge hin, aufgestellt; der linke Flügel unter General Kaim stand im Gebirge selbst, auf den schroffen Höhen des Albthales bei Rothensohl und Frauenalb. Noch weiter ostwärts schlossen sich daran im Thale der Enz bei Wildbad die 8000 Sachsen unter General Lindt. Die Absicht des Erzherzogs war, auf allen diesen Punkten vorgehend, die Franzosen am 10. Juli anzugreifen. Aber auch dieses Mal kam ihm der Gegner zuvor, indem er bereits am 9. den Sturm auf

sämmtliche Punkte der deutschen Aufstellung eröffnete, Desaix mit etwa 20,000 Mann in der Ebene, St. Cyr mit 18,000 im Gebirge [1]). Auf beiden Seiten wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gefochten; der Ausgang am Abend hielt sich endlich die Wage. In der Ebene wurde hauptsächlich um das Dorf Malsch gestritten, und der Ort in blutigem Ringen zweimal gewonnen und verloren, bis endlich ein dritter Stoß der Oesterreicher Desaix's Bataillone gründlich hinauswarf, und zugleich ihre überlegene Reiterei auf der weiten Fläche am Strome Gelegenheit zu nachdrücklicher Entwicklung fand. Im Gebirge dagegen trug St. Cyr's Umsicht und Energie einen vollständigen Sieg davon. Mit einer kleinen Colonne hatte er zunächst die Sachsen in ihren Quartieren überrascht, und sie ohne Mühe bei dem Alter und der verdrossenen Bequemlichkeit ihres Befehlshabers zum Weichen gebracht. Kaim's Stellung dagegen auf der felsig abfallenden Hochfläche von Rothensohl erkannte er sofort als beinahe uneinnehmbar, wenn der Gegner sich nicht aus derselben in ungünstigere Lage hinauslocken lasse: zu diesem Behufe ordnete er einen Schwärmangriff nach dem andern an, mit dem Befehle an die Truppen, beim ersten Zusammenstoße schleunig umzukehren, und durch den Schein der Flucht den Gegner sich nachzuziehn. Die Oesterreicher widerstanden drei Mal der Versuchung; das vierte Mal, als die Masse der Angreifer verstärkt, und ihre Flucht völlig tumultuarisch erschien, hielten sie sich nicht länger, und eilten in hellen, bald aufgelösten Haufen den Abhang hinunter, und St. Cyr's Reserve in die Hände, die sie auf der Stelle zurückwarf, mit ihnen vermischt die Höhe erkletterte und sie mit schweren Verlusten aus der Position hinaustrieb.

Dieser Erfolg gewann sogleich die höchste Wichtigkeit für den weitern Verlauf des Feldzugs. Der Erzherzog, nach der Einnahme von Malsch mit glänzenden Hoffnungen erfüllt, gab auf Kaim's Unglücksbericht den Tag verloren. Wir haben, sagte er, in der Ebene, der Feind aber hat im Gebirge gesiegt; das Gebirge beherrscht die Ebene, was nützt uns noch der Sieg in der Ebene? Er befahl den schleunigen Rückzug, im weiten Bogen nördlich um St. Cyr herum nach Pforzheim. Es hätte ihm übel gerathen können, wenn er einem Feldherrn gegenüber gestanden hätte, der mit Bonaparte'schem Ungestüm ihm in die Flanke seiner Marschcolonne

[1]) Er hatte 5500 Mann unter Vandamme rückwärts bei Freudenstadt zur Bewachung des Kniebis gelassen.

gefallen wäre. Indessen Moreau nach seiner Bedächtigkeit blieb zwei Tage lang unbeweglich; die österreichische Armee konnte sich ungestört im Osten des Gebirges sammeln. Das Rheinthal aber und die Schwarzwaldkette war den Franzosen definitiv überlassen.

Die französischen Heerhaufen hatten jetzt von Offenburg bis Ettlingen alle Uebergänge über das Gebirge in ihrer Hand; unmittelbar stand ihnen nichts im Wege, sich im Süden des österreichischen Heeres über Schwaben zu ergießen, und damit die Verbindung desselben mit seiner Heimath zu unterbrechen. Diese Wahrnehmung machte auf den Erzherzog den tiefsten Eindruck; er sah in einer solchen Bewegung des Feindes eine schlechthin tödtliche Gefahr, und beschloß, um keinen Preis sich die Franzosen an der Donau zuvorkommen zu lassen. Das bedeutete allerdings eine rasche Fortsetzung seines Rückzugs auf weite Strecken hin. Da St. Cyr schon wenige Tage nach der Schlacht Stuttgart besetzte, und Ferino sich gleichzeitig in Oberschwaben ausdehnte, so hatte Carl keine Hoffnung mehr, vor den Franzosen auf einem oberhalb Donauwörth gelegenen Punkte die Donau zu erreichen; hierhin also, nach Donauwörth, mußte sein Rückmarsch gerichtet werden, wenn in der That die Behauptung dieser Stromlinie eine solche Lebensfrage für ihn und Oesterreich bildete. In jeder andern Beziehung war freilich dieser Entschluß unheilvoll im höchsten Grade. Denn er gab außer dem Rheinthal auch noch ganz Schwaben dem Feinde Preis; er brachte den Erzherzog aus jeder Verbindung mit dem Heerestheile bei Mainz, und, was das Allerbedenklichste war, er rückte Carl's Wiedervereinigung mit der Niederrheinarmee unter Wartensleben in völlig unbestimmbare Ferne. Gegen diesen war Jourdan mit ungefähr 46,000 Mann[1]), Carnot's Weisungen entsprechend, gleich nach Moreau's Rheinübergang wieder vorgedrungen; Wartensleben war vor dieser Uebermacht langsam gewichen, hatte ohne großes Geschick am 10. Juli ein nachtheiliges Gefecht bei Friedberg geliefert, und stand jetzt, durch Zuzug aus Mainz auf 45,000 Mann verstärkt, Frankfurt gegenüber auf dem linken Mainufer; er war von Pforzheim also und dem Erzherzog nur noch achtzehn Meilen weit entfernt, keine feindliche Schaar befand sich zwischen ihnen, so daß die Vereinigung beider Heere in voller Sicherheit durch wenige Märsche des Erzherzogs nach Nordosten, Wartensleben's nach

---

[1]) So die Etats bei Jourdan, mémoires p. 86. Die Angabe des Erzherzogs, daß jener beinahe 60,000 stark gewesen, ist demnach übertrieben.

Südosten, sich hätte vollziehn lassen. Der Erzherzog hat später erzählt, er habe eben damals in Pforzheim den Gedanken gefaßt, diese Vereinigung zur rettenden Hauptoperation des Feldzugs zu machen, und von hier an alle seine Schritte nach diesem Ziele bemessen. Niemand wird eine solche Versicherung aus solchem Munde Lügen strafen wollen; sicher ist nur, daß mit dem Marsche an die Donau die Ausführung des Gedankens in das völlig Ungewisse vertagt, daß aus dem festen Plane lediglich ein frommer Wunsch wurde. Carl machte sich darüber nicht die geringste Täuschung, und unterließ deshalb auch jegliche Mittheilung über den großen Gedanken an Wartensleben. Was ihn vor Allem nach Süden, an die Donau und weiter, hinzog, war die Rücksicht auf seinen zweiten Waffengenossen, auf Wurmser, auf Tyrol und den italienischen Krieg. Eben jetzt, im Juli, sammelte Wurmser seine Streitkräfte zum Entsatze Mantua's und zur Wiedereinnahme der reichen Lombardei: nichts Widerwärtigeres als eine Störung dieses Unternehmens hätte der österreichischen Regierung widerfahren können. Zog aber der Erzherzog nordwärts zu Wartensleben, so lag die Besorgniß nahe, daß Moreau ihn dort gewähren ließ, und rasch nach Süden dringend, sich durch Baiern auf Tyrol in Wurmser's Rücken warf[1]). Dies mußte verhütet werden, mochte aus Westdeutschland werden was da wollte. Man kann sagen: Bonaparte's lombardische Siege haben damals das Stromgebiet des Rheines den Franzosen überliefert.

In der That rückte der Erzherzog nach kurzem Aufenthalt in Pforzheim zuerst hinter den Neckar, und dann durch das Filsthal in das Gebirge der rauhen Alb, der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, wo er bei Böhmenkirch eine durch steile Abhänge und tiefe Schluchten äußerst feste Stellung nahm, vornehmlich um die weiteren Bewegungen des Feindes abzuwarten und etwas Zeit zu gewinnen. Dadurch fand sich Jourdan von jeder Furcht vor einer Bedrohung seiner südlichen Flanke durch den Erzherzog befreit, und ließ seinerseits durch die Division Bernadotte den linken Flügel Wartensleben's bedrohen, so daß dieser, um nicht jeden Zusammenhang mit dem Erzherzog zu verlieren, ebenfalls den Rückzug nach Südosten antrat, und zunächst bei Würzburg wieder Halt machte. Carl wies ihn an, sich hier so lange wie möglich zu behaupten, unterließ

---

[1]) Grundsätze der Strategie II, 203. Auch Wurmser's Correspondenz, bei Vivenot's Thugut, zeigt dieselbe Besorgniß.

aber wiederum jeden nähern Befehl über die Richtung der weiter Operationen, welche nothwendig, wenn Carl auf die Vereinigung beider Heere sann, Wartensleben's fortgesetzten Rückzug nach Südosten, auf Ansbach und Nürnberg, bedingte. Aber, wie gesagt, der Erzherzog schwieg darüber noch immer, und als Jourdan jetzt die nördliche Seite seines Gegners, bei Schweinfurt, zu überflügeln begann, beeilte sich Wartensleben, dorthin auszuweichen, unter zahlreichen kleinen Gefechten zuerst nach Zeil, und dann am 1. August nach Bamberg zurückzugehn, mithin von dem Erzherzog sich immer weiter zu entfernen. Carl war durch diese Nachricht nicht wenig betroffen. Denn wäre jetzt Jourdan mit kräftigem Entschlusse südwärts auf Ansbach und Nürnberg geeilt, so hätte er Wartensleben vollständig von dem Erzherzoge getrennt, selbst aber mit Moreau unmittelbar zusammenwirken und Carl zwischen zwei Feuer einer doppelten Uebermacht bringen können. Einer solchen Gefahr wollte sich denn Carl nicht aussetzen; er verließ die Stellung von Böhmenkirch, und stieg hinab in das Donauthal, immer nach Osten zurückgehend, über Heidenheim und Neresheim nach Nördlingen, wo er am 3. August anlangte. Er sprach Wartensleben seine lebhafte Mißbilligung aus, und erläuterte ihm jetzt endlich seinen Wunsch auf Vereinigung beider Armeen. Bei Carl's damaliger Stellung war eine solche nur möglich, wenn der General sich ebenfalls der Donau annäherte, mithin Franken nicht anders als der Erzherzog Schwaben dem Feinde überließ. Es war ein neues großes Uebel, aber man hatte keine Wahl mehr. Es galt jetzt, um jeden Preis dem größten Unheil, der Vereinigung Jourdan's mit Moreau, zuvorzukommen.

Zum Heile für Oesterreich und Deutschland wirkte dieselbe Rücksicht auf Italien, welche den Erzherzog nach der Donau geführt hatte, auch in Paris, so daß Moreau sich ebenso wenig dem General Jourdan, wie Carl dem General Wartensleben nähern durfte, sondern bei jenem die Bedrohung wie bei diesem die Deckung Tyrols in die erste Linie aller Thätigkeit trat. Einst hatte Bonaparte dem Directorium wiederholt und lebhaft die Größe der Operation geschildert, wenn er von Süden, Moreau von Norden her die Oesterreicher aus Tyrol hinauswerfe, und dann beide vereinigt die Donau hinab nach Wien zögen. Damals freilich, im Juli, redete er, durch Mantua, Rom, Neapel vollauf beschäftigt, von dem großen Plane nicht mehr, wohl aber war er umgekehrt in Sorgen über Wurmser's bevorstehenden Angriff auf die Lombardei, forderte dringend Verstärkung gegen dessen Uebermacht, und sprach eine lebhafte Freude über Moreau's

erste Siege aus, welche, wie er sagte, vielleicht das einzige Mittel gewesen seien, das italienische Heer vor völliger Erdrückung zu bewahren [1]). Das Directorium hatte nun zwar nicht die Absicht, Italien bleibend zu erobern, aber je wichtiger Bonaparte's Erfolge für die Diplomatie und die Finanzen der Republik geworden waren, desto lebhafter war jetzt sein Wunsch, kein Mittel zur Sicherstellung derselben zu vernachlässigen, also Moreau immer und immer wieder nach Süden, gegen Tyrol und Wurmser zu drängen. Wenn dadurch die Annäherung des Rhein- und des Sambreheeres erschwert war, so wurde sie vollends unmöglich durch die fiscalischen Bedürfnisse und Begierden des Directoriums. Je mehr Jourdan südwärts zog, desto eher kam er auf den von Moreau schon abgeweideten schwäbischen Boden; je mehr er sich ost- und nordostwärts hielt, desto größere Stücke frischen fränkischen Landes fielen in den Bereich seines Griffes. Mochte in strategischer Beziehung ein solches Verfahren das Gesammtergebniß des Feldzugs noch so sehr gefährden, jener lockenden Aussicht auf doppelte Beute vermochten die Directoren nicht zu widerstehn. Sie wiederholten also für Jourdan die Weisung, wie an der Lahn so auch am Maine stets die rechte (jetzt nördliche) Seite Wartensleben's zu überflügeln; Moreau dagegen erhielt den Befehl, die linke, südliche Flanke des Erzherzogs zu suchen. Statt sich zu einem tödtlichen Stoße auf das kaiserliche Heer zu vereinigen, sollten sie zu möglichst weiten Plünderungen auseinanderstreben. Die erste Weisung dieses Sinnes ging den 12. Juli an Moreau ab. Danach sollte General Ferino die ihm gegenüberstehenden feindlichen Truppen in Oberschwaben lebhaft drängen und sie über die Donau nach Baiern und Tyrol werfen, die andern Heerestheile aber weiter stromabwärts ebenfalls die Donau passiren, hinter dem Lech Stellung nehmen, von dort aus Baiern bedrohn. Jourdan würde indessen den Main überschreiten, Franken brandschatzen, Böhmen zittern machen. Dieser Befehl wies beiden Heerführern thatsächlich dieselbe Straße an, auf welcher der Feind vor ihnen zurückging; Moreau folgte dem Erzherzog zur rauhen Alb, Jourdan dem General Wartensleben nach Bamberg. Die Armeen beider Theile waren und blieben getrennt. Es ging, wie so häufig im Kriege, der Fehler des Einen wurde durch den entsprechenden Fehler des Andern wett gemacht, und in gewissem Sinne gerechtfertigt. Für die Zukunft war es das größte Glück, welches der österreichischen Kriegführung widerfahren konnte.

---

[1]) Briefe an Carnot und an das Directorium 2. Juli, 6. Juli.

Einstweilen aber entwickelten sich für die kaiserliche Politik die Folgen des bisherigen Verfahrens weit und breit in verhängnißvoller Weise. Indem man, zwar bedrängt aber nicht besiegt, vor kaum überlegenen Streitkräften des Feindes vom Rheine hinweg den Grenzen Oesterreichs und Böhmens zustrebte, gab man die Rheinlande, Schwaben, Franken, und bald genug auch Baiern ohne Noth allen Leiden und Schäden des Krieges Preis. Es ist wahr, daß die kleinen Fürsten dieser Landstriche herzlich wenig für die Rüstungen des Reiches gethan, daß sie um die Wette sich der Zahlung ihrer Römermonate entzogen, und in der Lockerheit und Elendigkeit ihrer Truppencontingente das Unglaubliche geleistet hatten. Die Strafe aber, welche jetzt diese Gebiete für den Mangel thätigen Gemeinsinns traf, war geradezu entsetzlich. Wir kennen die Schule, welche Anfang 1794 durch Bouchotte's und Hebert's Agenten den republikanischen Truppen am Rheine und in Belgien zu Theil geworden war, die Lehre der völligen Zuchtlosigkeit, wenn sie nur gute Demokraten wären, die Vollmacht zu jedem Frevel im Quartier, wenn sie nur im Gefechte jeden Befehl des republikanischen Führers vollstreckten. Dazu war dann die bittere Noth der Finanzen gekommen, in welcher der Staat nothgedrungen dem Soldaten als einzige Hülfe gegen jeden Mangel die Beute im feindlichen Lande zeigte. So fielen denn diese Geschwader wie Schwärme hungriger Wölfe auf die deutsche Bevölkerung. In dieser Hinsicht war nicht der geringste Unterschied zwischen der Sambre= und der Rheinarmee; es war ebenfalls nicht der geringste Unterschied zwischen diesen Truppen und den Rotten des italienischen Heeres. Was sich wegschleppen ließ, wurde geplündert, was niet= und nagelfest war, zerstört. Die Einwohner wurden in jeder Weise mißhandelt und auf Anzeigung verborgenen Geldes gequält; Mädchen und Frauen erlagen den scheußlichsten Ausbrüchen thierischer Sinnenlust. Wollten die Officiere einschreiten, so brach der Haufe in wilde Meuterei aus, und mehr als einmal sahn solche muthige Männer das eigne Leben durch ihre berauschte Mannschaft bedroht. Oft genug aber betheiligten sich die Vorgesetzten selbst an den Freveln der Soldatesca; Officiere, Generale[1]), Commissare und Lieferanten wetteiferten, Contributionen und Requisitionen auf eigne Hand und zu eignem Gewinn auf die verheerten Ortschaften zu legen. Eine genaue an Ort und Stelle gleich nachher

---

[1]) Duhesme, Vandamme, Tunq, Taponnier u. A. Eine rühmliche Ausnahme machten, wie die Acten zeigen, St. Cyr und Delaborde.

erfolgte Aufnahme der so bewirkten Räubereien hat allein für Schwaben einen Betrag von 3½ Millionen Gulden ergeben, und auf der deutschen Seite war man der Meinung, daß Franken noch schlimmer als Schwaben gelitten habe. Die Berichte der französischen Feldherren bestätigen die Klagen der Opfer in vollem Umfange. Ich thue das Mögliche, schrieb Moreau am 17. Juli, den Plünderungen zu steuern; aber die Truppe hat seit zwei Monaten keinen Sold, und die Proviantcolonnen können unserm raschen Marsche nicht folgen; die Bauern flüchten, die Soldaten verwüsten die leeren Häuser. Sehnsucht nach unserer Ankunft (als Befreier von fürstlicher Herrschaft) hat hier kein Mensch gehabt, jetzt haben sich die Einwohner mehrerer Bezirke auf Betreiben der Oesterreicher gegen uns bewaffnet. Am 23. meldete er: die Entblößung der Truppen hat manche ehrenhafte Generale gezwungen, bei den Plünderungen ein Auge zuzudrücken; andere, weniger feinfühlende, haben selbst geplündert. Am 29. schrieb der Regierungscommissar Hausmann, die Räuberei sei allgemein; die daraus entspringende Demoralisation der Truppe könne unter Umständen höchst gefährlich werden; die Bevölkerung sei verzweifelt und wüthend, die Soldaten jeder Zucht entwachsen; ein einziges Mißgeschick auf dem Schlachtfelde würde unermeßliche Zerrüttung zur Folge haben. Nicht anders klangen die Berichte vom Sambreheer. Am 23. Juli schrieb Jourdan über die Entblößung seiner Mannschaft an Lebensmitteln und Munition; die Soldaten, fuhr er fort, mißhandeln das Land auf das Aeußerste, ich erröthe, ein Heer zu führen, welches sich in so unwürdiger Weise beträgt; wenn die Officiere sich gegen die Unmenschlichkeiten erheben, werden sie bedroht, ja es wird auf sie geschossen. Das Heer, erzählt Jourdan in seinen Memoiren [1]), hatte keine Transportmittel; man mußte fortfahren, die Truppen weit aus einander zu legen, damit sie von ihren Requisitionen leben konnten; man begreift, welche Uebelstände eine solche Verwaltung nach sich ziehn mußte. Aber das Alles, setzt er dann hinzu, war nichts im Vergleiche mit den Unordnungen der Maraudeure; in dem reichen Frankenlande fanden die Soldaten überall große Weinvorräthe, und überließen sich jeder Art der Ausschweifung; die strengsten Strafbefehle hatten wenig Wirkung; die erschreckten Einwohner flohen mit Vieh und Geräth in die Wälder; eine große Anzahl zur Verzweiflung gebracht, ergriff die Waffen und vermehrte die Noth der Armee; bald

---

[1]) Seite 90.

wurde es unmöglich, ohne bewaffnete Schutzmannschaft auf den Communicationslinien zu reisen.

Unter einer solchen Masse entsetzlichen Jammers brach hier im Süden das morsche Gerüst der Reichsverfassung für alle Zukunft in Trümmer. Die Bischöfe und Fürsten, die Aebte und Dynasten flüchteten ihre erlauchten Personen vor der Annäherung der Republikaner in schützende Ferne hinweg, beeilten sich aber, durch ihre Gesandten von dem siegenden Feinde Stillstand und Frieden zu erflehen und damit dem sinkenden Reiche öffentlich den Rücken zu kehren. Das erste Beispiel gab, wie schon erwähnt, der Herzog von Würtemberg gleich nach dem Erscheinen der Franzosen auf dem Kniebis, indem er am 4. Juli einen Herrn von Mandelsloh mit der Bitte um militärische Schonung an Moreau abordnete. Zugleich ließ er auf einer Conferenz der schwäbischen Reichsstände die Unterhandlung eines Friedens mit Frankreich beantragen, hatte aber den Verdruß, daß der Vertreter der Stadt Constanz statt dessen eine Volksbewaffnung im ganzen Schwabenlande vorschlug und zahlreiche Zustimmung fand. Indessen der Herzog ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Minister Wöllwarth nach Basel zu Barthelemy zu senden, wo sich sofort auch ein Baron Reitzenstein als badischer Unterhändler einfand: Barthelemy wies beide Herrn umgehend in das Hauptquartier zu Moreau. Nach Bonaparte's Vorgang trat auch dieser ohne Zuziehung eines Regierungscommissars sofort in die diplomatische Unterhandlung ein, und schloß am 17. Juli mit Würtemberg den ersehnten Waffenstillstand, gegen Zahlung von 4 Millionen Franken und gewaltige Lieferungen von Pferden, Getreide, Fourage und Schuhen. Reitzenstein kam weniger rasch zum Ziele, da er bei Moreau's Generalstabschef Reynier einen übel angebrachten Bestechungsversuch machte; er mußte sich schleunig entfernen, und sein Nachfolger Edelsheim gelangte erst gegen Ende des Monats in Stuttgart mit Moreau auf ganz ähnliche Bedingungen (2 Millionen Geld und starke Naturallieferungen) zum Abschluß. Indessen war auch bei den übrigen schwäbischen Ständen der Muth weiter gesunken, so daß gleich nach Baden der ganze Kreis sich den Waffenstand durch weitere 19 Millionen Franken [1]), 10,000 Pferde, 5000 Ochsen und große Getreidemassen erkaufte. Die Hoffnung, durch solche amtliche Contributionen dem Elend der Erpressungen

---

[1]) 12 Millionen zahlte der ganze Kreis, 7 weitere die geistlichen Stifter für sich allein.

und Räubereien ein Ende zu machen, schlug freilich vollkommen fehl; die französischen Soldaten plünderten und mißhandelten Freund und Feind ohne Unterschied. Um so weniger verloren Baden und Würtemberg einen Tag, um, wie es Moreau höchst nachdrücklich gefordert hatte, Gesandte nach Paris zur Unterhandlung eines definitiven Friedens zu schicken. Der Vertrag mit Würtemberg wurde bereits am 7. August unterzeichnet: der Herzog trat darin seine linksrheinischen Besitzungen ab, versprach jede Kriegsleistung gegen Frankreich, auch bei Aufforderung des Reichs, zu unterlassen, verstattete den französischen Truppen beliebigen Durchmarsch und Aufenthalt in seinen Staaten, und verhieß monatliche Zahlung von 200,000 Franken bis zum Friedensschluß der Republik mit Oesterreich. Wie man sieht, war er aus der Stellung eines gegen Frankreich kämpfenden deutschen Reichsstandes nicht bloß in das Verhältniß eines neutralen Souverains, sondern ohne Weiteres in die Rolle eines zinszahlenden Vasallen des Reichsfeindes hinübergetreten. Er verpflichtete sich demnach, bei der Unterhandlung des Reichsfriedens für die Abtretung des linken Rheinufers, so wie des Stromlaufes und seiner Inseln an Frankreich, und für den Grundsatz der Entschädigung der weltlichen Fürsten durch geistliche Territorien zu wirken: dafür warf ihm das Directorium gleich jetzt seinen Antheil an dieser Beute, das dem Stift Straßburg gehörige Amt Oberkirch, die Probstei Ellwangen und die Abtei Zwiefalten aus. So gab es doch wenigstens Einen Menschen in Würtemberg, den Herzog, welcher durch die Kriegsläufe Aussicht auf greifbaren Gewinn erhalten hatte. Der Vertrag mit Baden, am 22. August, hatte fast wörtlich die gleichen allgemeinen Bestimmungen; was die Landerwerbungen betraf, so fügte Baden zu Frankreichs Gunsten auf dem rechten Ufer noch die Stadt Kehl und einen Brückenkopf bei Hüningen hinzu, und erhielt dafür das Versprechen einer ungleich reicheren Ausstattung mit geistlichem Gute, als es Würtemberg zu Theil geworden, dem Bisthum Constanz, dem rechtsrheinischen Theil des Bisthums Speier, den straßburgischen Aemtern Schlingen und Ettenheim, dem mainzischen Ort Seligenstadt, der Abtei Salmannsweiler. Dazu gewann Reitzenstein, der, wie es scheint, sich mit Delacroix besser als mit Reynier zu verständigen wußte, die Aussicht auf Befreiung Badens von den Reichsgerichten und der Reichspost, so wie auf die künftige Direction des schwäbischen Kreises, wenn anders man noch von Kreisen des deutschen Reiches künftig reden würde.

Alles deutsche Land zwischen Rhein und Lech war auf diese Art vom

deutschen Reiche abgelöst, und dem Herrscherwillen der französischen Republik ebenso gründlich unterworfen, wie durch Bonaparte's Siege in Italien die Gebiete von Sardinien, Toscana, Parma, Modena. Die Bevölkerung, Mann für Mann bereit in altem furor teutonicus die Waffen zu erheben, knirschte in ohnmächtiger Wuth; sie erlebte jetzt am eignen Leibe die Nichtsnutzigkeit des heiligen römischen Reiches, und sah zugleich, wie ihre Fürsten die persönliche Bereicherung mit dem Jammer der Unterthanen bezahlten. Es war der harte Beginn eines unser Jahrhundert erfüllenden Läuterungsprocesses, die schmerzenreiche Aussaat eines künftigen deutschen Nationalgefühls; für die Ueberzeugung, daß kein deutscher Bürger seines Hauses sicher, seines Daseins froh werden kann, wenn nicht ein starker deutscher Staat die ganze Nation umfaßt, für diese Ueberzeugung wurde damals der erste Keim in tausend zürnende Herzen gesenkt.

Dem General Jourdan boten sich nicht so tief einschneidende Erfolge wie seinem Waffenbruder dar, aber es verstand sich, daß auch seine Fortschritte sich in ganz derselben Richtung bewegten. Auch er wandte dem französischen Staatsschatze schwere Contributionen zu, drei und eine halbe Million von dem Lande zwischen Lahn und Sieg, zehn, und dann auf besonderen Befehl des Directoriums noch zwei weitere Millionen von der Stadt Frankfurt, acht von den Ständen des fränkischen Kreises, welchen darauf das Directorium wiederum noch zwei hinzufügte, als bei Jourdan's weiterem Vordringen der Kreistag nach dem Beispiele des schwäbischen in Paris den Abschluß eines Waffenstillstandes nachsuchte. Kaum einen geringern Nutzen als die gewaltigen Geldzahlungen, stellte der französischen Regierung die gründliche Entwaffnung aller dieser Territorien in Aussicht. Würtemberg hatte seine Truppen gleich nach Moreau's Eindringen in den Schwarzwald von der kaiserlichen Armee abberufen; der gesammte schwäbische Kreis folgte vierzehn Tage später diesem Beispiele, dem fränkischen wurde es durch den eben erwähnten Stillstandsvertrag auferlegt. Zwar hatten diese buntscheckigen Contingente den militärisch untüchtigsten Theil des Heeres gebildet; immer aber war es eine Masse von beinahe 8000 Mann, deren Abgang der österreichischen Heeresleitung gerade in diesem Augenblicke empfindlich genug fiel. Es war höchst begreiflich, daß der Erzherzog eine zürnende Verwahrung dagegen erhob, und als diese nichts fruchtete, jede Abtheilung der Kreistruppen, die sich noch in seinem Machtbereiche befand, ohne Weiteres entwaffnen ließ. Niemand konnte sich dagegen einer solchen Maßregel mehr erfreuen als die Franzosen, da

dieselbe nicht bloß von den Fürsten, sondern auch von der Bevölkerung, und vor Allem von den Kreistruppen selbst als schwere Beschimpfung empfunden wurde, und den durch die Plünderungen erweckten Haß gegen den Reichsfeind auf weiten Strecken gegen das Reichsoberhaupt zurückwandte. Das schmerzlichste Ereigniß aber dieser Art für Oesterreich trat jedoch erst ein, als der Erzherzog seine Rückzugslinie gegen die rauhe Alb und die Donau richtete, und dadurch Franken dem Einbruche des Sambreheeres Preis gab. Bisher hatte der Kaiser keinen seiner Politik getreueren Herrn im Reiche als den Kurfürsten von Sachsen gehabt: nach dieser Wendung der Kriegsereignisse aber fand Friedrich August sowohl sein Contingent als seine Lande auf das Höchste bedroht, und erließ an General Lindt den Befehl, seine 8000 Mann, Alles völlig kriegstüchtige Truppen, sofort von dem Erzherzog zu trennen und zur Deckung Sachsens gegen etwaige Angriffe Jourdan's zurück in die Heimath zu führen. Die sächsischen Minister, längst schon mehr dem preußischen als dem österreichischen Systeme zugeneigt, benutzten diese Lage, um ihren Regenten zum Abschlusse eines förmlichen Neutralitätsvertrags mit General Jourdan, 13. August, im Namen des gesammten obersächsischen Kreises zu bestimmen, woran sich bald nachher ein entsprechendes Abkommen mit der preußischen Regierung anschloß. Auch auf dieser Seite also fand sich Oesterreich nicht anders als in Süddeutschland vereinzelt und verlassen.

Was Preußen selbst betraf, so folgte dieser stärkere Staat allerdings nicht so schnell, nicht so unbedingt wie die kleinen Herren des Südens dem Strome des Kriegsglücks, aber getrieben, und nicht unerheblich im französischen Sinne vorwärts getrieben wurde auch das Berliner Cabinet. Die Stimmung seiner leitenden Staatsmänner war seit den Erlebnissen des letzten Herbstes eine äußerst trübe. Nicht eine der Hoffnungen, die man auf den Baseler Friedensvertrag gebaut, hatte sich vollständig verwirklicht. In der polnischen Sache hatte man sich schließlich trotz Basel doch zum Widerstande gegen die Kaiserhöfe zu schwach gefühlt, und mit zornigem Kummer auf Krakau und Sendomir verzichtet. Von Frankreich hatte man Achtung der norddeutschen Neutralität, Anrufung preußischer Vermittlung zum Reichsfrieden und den Sieg der gemäßigten Ansicht hinsichtlich des linken Rheinufers erwartet: statt dessen war bei Clerfait's Schlachten von keiner der streitenden Parteien die Demarcationslinie geachtet, vom Reichsfrieden gar nicht mehr geredet, der Anspruch auf das linke Rheinufer in Paris niemals aufgegeben worden. Der König war

entrüstet, niedergeschlagen, der politischen Sorgen gründlich müde. Ein stetiger Arbeiter war er niemals gewesen, an den schweren Fragen des Staatswohles hatte er von jeher nur in augenblicklichen Aufwallungen Antheil genommen. Jetzt war sein Sinn im höchsten Grade gelangweilt und verdüstert; seit seinem polnischen Feldzuge hatte sich seine Gesundheit niemals ganz wieder hergestellt, und die derben Genüsse, in welchen er fruchtlos Zerstreuung suchte, konnten seine Abspannung und Kränklichkeit nur steigern. So war er weniger als je im Stande, der Politik seines Staats eine feste Richtung zu geben; er schwankte zwischen dem neuen tiefen Aerger über die Kaiserhöfe und dem alten heftigen Hasse gegen die Pariser Jacobiner, und hörte dabei jeden Tag von seinem Finanzminister, daß zu einer Rüstung, gleichviel ob im Osten oder im Westen, schlechterdings keine Mittel vorhanden seien. Nach diesen Momenten war unthätiges Zuwarten für ihn in jedem Sinne natürlich, und geraume Zeit wußten auch seine Minister nichts Besseres zu entdecken. Der Grundsatz Friedrich des Großen, daß Preußen bei jeder europäischen Verwicklung selbständig und wirksam eingreifen müsse, war aus dem Herzen seines Nachfolgers vollkommen ausgetilgt.

Der französische Gesandte in Berlin, Caillard, ein Mann aus alter diplomatischer Schule, von guter Beobachtungsgabe und bedächtiger Klugheit, schrieb mehr als einmal dem Directorium, Preußen werde endlich derjenigen Macht sich anschließen, welche es am meisten fürchte, warnte aber zugleich seine Regierung dringend, wenigstens bei Lebzeiten der russischen Katharina eine so rauhe Probe nicht zu wagen. Wohl bemerkte er bei der Bevölkerung und den meisten Officieren die lebhafteste Erbitterung gegen Oesterreich, sah aber nirgend ein Mittel, diese Stimmung zu thätiger Hülfe zu verwerthen. Vielmehr machte er tagtäglich neue Erfahrungen über die Abneigung des Königs gegen alles französische Wesen, und fand bei den Ministern eine zwar in den Formen höfliche, in der Sache aber vollständige Zurückhaltung. Anfang 1796 war die Luft erfüllt von bedrohlichen Gerüchten: der König war empört, daß die Franzosen seine clevischen Lande so unbarmherzig aussogen, daß sie seine Schwester, die Prinzessin von Oranien, zu der Stellung einer „einfachen Privatperson“ herabgebracht hatten, und als damals in Berlin die Frage aufgeworfen wurde, ob man die Demarcationslinie nicht durch ein starkes Truppencorps decken sollte, besorgte man in Amsterdam und Paris ganz ernstlich einen preußischen Angriff auf die batavische Republik zur Herstellung Oranien's. Unter

den preußischen Generalen vertrat der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen ein solches Unternehmen mit rührigem Nachdruck, und mit wahrhaft prophetischem Blicke warnte zugleich Hardenberg in einer ausführlichen Denkschrift vor der erdrückenden Gefahr des französischen Uebergewichts, welchem man zur Rettung des eignen Daseins Schranken setzen müsse, so lange es noch Zeit sei. Dazu kam das Andringen Englands, welches dem Könige jede ihm wünschenswerthe Entschädigung in Aussicht stellte, wenn er auf's Neue die Waffen gegen Frankreich ergreifen wollte, aber allerdings bei solchen Verheißungen sofort dem kräftigen Widerspruche Thugut's begegnete, welcher nach wie vor eine Vergrößerung Preußens für das schlimmste aller Uebel hielt. So blieb denn das Ergebniß gleich Null. Wie sehr auch der König die Franzosen haßte, und das deutsche Reich zu schirmen wünschte, so konnten diese Gefühle doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der französische Feind dem preußischen Staate eine freundlichere Gesinnung zeigte als der deutsche Kaiser. Haugwitz blieb also für's Erste bei dem Programme, wie er es für Basel vorgezeichnet hatte, Unthunlichkeit kriegerischen Vorgehens nach jeder Seite, dafür aber möglichste diplomatische Arbeit für die Sicherheit Norddeutschlands während des Kriegs und für die Integrität der Reichsgrenze beim Frieden. Für seinen Gesandten in Paris, den Freiherrn Sandoz-Rollin, war dies, wie keiner Erörterung bedarf, eine trübselige Aufgabe, Männern wie Rewbell und Delacroix das linke Rheinufer durch die friedfertige Kunst der Ueberredung zu entreißen. Die Franzosen trieben ihr Spiel mit seinem Eifer, seiner Aengstlichkeit und Erregbarkeit, erzählten ihm heute von 600,000 Mann, mit denen sie Deutschland auf einen Griff zerquetschen würden, und peinigten ihn morgen mit genauen Angaben, daß sie eben mit Oesterreich auf Abtretung des Rheines und Ueberlassung Baierns abzuschließen gedächten. Endlich im April ging Delacroix näher mit der Sprache heraus, und zertrümmerte damit alle Wünsche des Grafen Haugwitz auf einen Streich. Frankreich, sagte er, wollte die Demarcationslinie anerkennen, wenn Preußen auch gegen Oesterreich eine Verletzung derselben als Kriegsfall bezeichne, immer aber begehre es dazu die Unterzeichnung eines weiteren geheimen Vertrags, in welchem Preußen geradezu die Abtretung des linken Rheinufers und die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer als Grundlage aller künftigen Friedensverhandlungen annehme; dafür wolle Frankreich ihm das Bisthum Paderborn und das Herzogthum Westfalen überweisen, und einen Austausch dieser Lande gegen das Herzogthum Mecklenburg

begünstigen; der Prinz von Oranien möge gegen Verzicht auf die Statthalterwürde Bamberg und Würzburg als Kurfürst erhalten, unter preußischer Erbfolge, falls sein Geschlecht aussterbe. Es war, wie man sieht, der preußische Antheil an der deutschen Beute nicht eben spärlich zugeschnitten: noch aber war man in Berlin durchaus von der Vorstellung erfüllt, das Reich nicht zu zerreißen, sondern zu beschützen. Haugwitz erklärte das Ganze für unannehmbar, wegen des Verlustes der linksrheinischen Lande und des dann unausbleiblichen Umsturzes der deutschen Reichsverfassung. Der König genehmigte seine Auffassung und schrieb auf seinen Bericht: in den französischen Vorschlägen zeigt sich ebenso viel Hinterlist wie Unkenntniß der deutschen Verhältnisse. Caillard wurde demgemäß beschieden, und zugleich die Aufstellung eines Beobachtungsheeres von 50,000 Mann in Westfalen beschlossen, um die norddeutsche Neutralität sicher zu stellen, eine Maßregel, welche allerdings erst dann zu voller Ausführung gelangte, nachdem Hannover und der niedersächsische Kreis einen Theil der Kosten übernommen hatten.

In diesem Stande blieb die Angelegenheit, bis Anfang Juni die Feindseligkeiten am Rheine begannen. Die Frage der Demarcationslinie wurde jetzt eine brennende, und Sandoz entschloß sich, über Delacroix hinweg eine unmittelbare Anknüpfung mit Carnot und Rewbell zu suchen. Zu seiner großen Befriedigung fand er Carnot viel gemäßigter als dessen immer heftigen und herrischen Collegen. Zwar einen offenen Vertrag über die Demarcation wollte auch Carnot nicht ohne die geheimen Artikel über das linke Rheinufer schließen; denn ein solcher Vertrag, sagte er, würde den König von England von aller Sorge über Hannover befreien, und dafür müßten wir einen entsprechenden Gegengewinn haben. Wohl aber erklärte er sich bereit, mit Preußen ein geheimes Versprechen auszutauschen, daß die beiderseitigen Truppen die Demarcationslinie nicht überschreiten sollten: dann möchten die andern Artikel, gemäß dem Baseler Vertrage, bis zum allgemeinen Frieden aufgeschoben werden. Dies klang in Berlin denn äußerst erquicklich, und das begehrte Versprechen wurde auf Sandoz's Bericht sogleich am 11. Juni in aller Form nach Paris gesandt.

Aber die Zeit war nahe, wo diese Haltung, oder wenn man lieber will, diese Stimmung einen fühlbaren Wechsel erleiden sollte.

Schon Bonaparte's italienische Siege hatten die Freunde Frankreichs in Berlin vermehrt und ermuthigt, und Graf Haugwitz, anfangs ein ent-

schiedener Gegner der französischen Wünsche, begann im Laufe des Mai zu erwägen, ob man nicht in eine Krisis eintrete, bei welcher der Vortheil Preußens ohne jede andere Rücksicht geltend zu machen sei. So versicherte er dem Gesandten Caillard, jene Ablehnung der im April vorgelegten Artikel habe keineswegs den Sinn, daß Preußen jede Verhandlung der künftigen Entschädigungen unbedingt von der Hand weise; er klopfte an, ob anstatt des Herzogthums Westfalen Frankreich nicht das Bisthum Münster dem Könige gönnen würde; er betonte nur immer, daß jede solche Verhandlung eine eventuelle und abhängig von dem künftigen Reichsfrieden sein müsse. Einmal in diese Richtung eingetreten, lieh er bald genug noch anderen Stimmen sein Ohr, welche, lange zum Schweigen verurtheilt, durch die wachsenden Erfolge der französischen Waffen sich endlich wieder die Möglichkeit des Wirkens eröffnet sahen. Wir wissen, wie des Königs Oheim, der alte Prinz Heinrich, von jeher ein eifriger Gegner des österreichischen Bündnisses, und der wesentlichste Beförderer des Baseler Friedens gewesen war. Auch jetzt lebte und webte er in diesen Gesinnungen. Bei Caillard's Ankunft in Berlin war er der einzige Mensch in den Kreisen des Hofes, welcher dem republikanischen Gesandten ein freundliches Gesicht zeigte, obgleich dieser bei der bekannten Reizbarkeit des Königs gegen den Prinzen, vorsichtig weiteren Verkehr mit dem letztern vermied. Indessen hatte ihm Delacroix, ganz so wie wir es in Madrid bei Perignon wahrnahmen, einen Gefährten beigegeben, dessen Hauptaufgabe die Ueberwachung des Gesandten selbst war, einen hitzigen Jacobiner Namens Parandier, der zu jeder Intrigue mit Freuden bereit war, und hier in größtem Eifer ein geheimes Verhältniß mit dem Prinzen vermittelte. Anfangs Juni brachte er eine ganze Woche bei ihm auf dem Schlosse Rheinsberg zu, und erfreute sich des Feuers des 72jährigen Mannes, der, wie Parandier meldete, durch jeden Sieg Bonaparte's verjüngt wurde. Am 10. Juni gab ihm der Prinz eine Denkschrift über die politische Lage, welche merkwürdig genug ist, um ihre Hauptgedanken im Auszuge hier mitzutheilen[1]. „Da die italienischen Siege, sagt der Prinz, ohne Zweifel große Erfolge des Rheinheers bewirken werden, so kann Frankreich dem Kaiser die Friedensbedingungen dictiren. Um bei dieser Unterhandlung das erwünschte Ziel zu erreichen, wird es nöthig sein, den

---

[1] Ich habe eine Reihe Depeschen Caillard's und Parandier's im französischen Reichsarchiv vorgefunden, welchen obige Denkschrift beigelegt war.

Frieden mit Oesterreich von dem Frieden mit dem deutschen Reiche zu trennen. Wir nehmen an, daß Frankreich zuerst Präliminarien mit Oesterreich zeichnet, und darin für den schließlichen Frieden einen Congreß in irgend einer Stadt vorbehält. In den Präliminarien würde der Kaiser die Abtretungen der erforderlichen österreichischen Provinzen vollziehen, und verspräche, auf dem Congresse die Absichten Frankreichs in Bezug auf das deutsche Reich, so wie auf die Vergrößerung Preußens zu unterstützen. Der Kaiser müßte ferner genehmigen, daß alle geistlichen Lande in Deutschland an weltliche Fürsten fielen; unter dieser Bedingung könnten ihm die Präliminarien eine Entschädigung, z. B. das Erzbisthum Salzburg und eine bessere Grenze in Baiern verheißen. Bei dem Congresse dürfte kein Vertreter Englands und Rußlands zugelassen werden. Da die Russen gefährliche Pläne gegen die Türkei haben, so bedarf Frankreich dagegen der preußischen Allianz; es ist mithin Frankreichs eignes Interesse, damit das preußische Heer gegen Rußland verfügbar werde, Preußen entweder durch Böhmen bis zur Elbe, oder Mecklenburg oder die fränkischen Bisthümer zu stärken. Statt der drei geistlichen Kurfürstenthümer könnte man Hessen, Würtemberg und Braunschweig zu dieser höchsten Würde des Reiches erheben. Uebrigens würde es bei dem großen Einflusse der Kirche in Deutschland und Italien zweckmäßig sein, wenn das Directorium den Papst zur Genehmigung der Säcularisationen bestimmte; der Coadjutor von Mainz möchte vielleicht, wenn er sich seiner Priesterwürde entledigte, wegen seines persönliches Verdienstes ein Fürstenthum verdienen."

Wenn in den Verträgen von Würtemberg und Baden der spätere Rheinbund, so erscheint in dieser Denkschrift ein großer Theil des Friedenswerkes von Leoben und Campo Formio vorgebildet. Auch werden wir später sehen, daß die französische Regierung den Inhalt derselben sehr wohl im Gedächtniß behalten hat.

Eben den Prinzen Heinrich nun zog im Juni Graf Haugwitz zu Rathe, und man denkt sich leicht, mit welchem Nachdruck dieser den schwankenden Staatsmann im französischen Sinne vorwärts trieb. Darauf erfolgte Moreau's Rheinübergang, das siegreiche Vordringen der Franzosen nach Schwaben und Franken, der allgemeine Abfall der dortigen Reichsstände. War an dieser so heillos zerbrechenden Reichsverfassung noch etwas zu halten? sollte man für die Vertheidigung einer so völlig verlorenen Sache die höchsten Interessen des eignen Staates noch weiter in die Schanze schlagen? Sandoz meldete, daß Carnot auf's Neue von den

geheimen Artikeln zu reden beginne, daß Rewbell mit drohender Grobheit ihre Unterzeichnung fordere, daß er selbst (Sandoz) dringend zur Erfüllung dieser Wünsche rathen müsse. Seit Caillard's Ankunft in Berlin hatte auch des Königs nächster Vertrauter, General Bischoffwerder, die französische Seite gehalten[1]); im Augenblicke war freilich sein Einfluß bei dem Könige etwas gesunken, immer aber größer als der jedes andern Mannes: genug der König, der noch am 9. Juli Haugwitz ermahnt hatte, den Franzosen nicht zu trauen, ließ plötzlich, was lange nicht vorgekommen war, den Prinzen Heinrich zu sich rufen, und erklärte am 11. den Ministern, bei dem Kriegsglücke der Franzosen sei es dringend, mit Caillard zum Abschlusse zu kommen. Allerdings, so weit wie der Prinz es wünschte zu gehen, konnte er sich noch nicht entschließen; es sollte, wie Haugwitz es früher gesagt, nur ein eventueller Vertrag werden. Er reiste dann am 13. Juli nach Pyrmont ab, und schon am 16. gelangte Haugwitz mit Caillard zu voller Verständigung, worauf dann am 5. August, nachdem Caillard die erforderliche Vollmacht aus Paris erhalten, die förmliche Unterzeichnung erfolgte.

Es war in der Form ein wunderliches Abkommen. Im Eingang wurde erzählt, daß der König die Erhaltung der Integrität und der Verfassung des Reiches lebhaft gewünscht hätte, die französische Republik aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht darauf hätte eingehen können; demnach habe man sich über folgende Bestimmungen geeinigt, für den Fall, daß die Grundlagen derselben bei dem künftigen Reichsfrieden angenommen werden würden. Sollte dann das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und für die Entschädigung der dort verlierenden Fürsten der Grundsatz der Säcularisationen ausgesprochen werden, so würde der König den größten Theil des Bisthums Münster und die Aussicht auf weitere geistliche Stifter erhalten, und sich der Abtretung des linken Rheinufers nicht länger widersetzen. Hessen würde angemessene geistliche Güter und den Kurhut, Oranien dieselbe Würde und die Bisthümer Bamberg und Würzburg empfangen, Frankreich die preußische Vermittlung zu Gunsten aller sie anrufenden deutschen Fürsten annehmen. Ueber dies Alles sagte man sich das tiefste Geheimniß zu, und schloß dann noch einen offenen Vertrag über die norddeutsche Demarcationslinie, die von

---

[1]) Caillard deutet sehr verständlich an, durch welche Mittel der Ueberredung auf den einst so gut österreichisch gesinnten Mann gewirkt werden könnte.

jetzt an die holländische Grenze entlang laufen, dann dem Rheine bis zur Mündung der Ruhr, hierauf diesem Flusse bis zur Quelle folgen, von hier ihre Richtung zur Eder nehmen und diese bis zur Fulda begleiten, endlich die Fulda entlang bis zu deren Quelle gehen sollte. Durch die preußischen Besitzungen außerhalb dieser Linie, Grafschaft Mark, Ansbach, Baireuth sollte den kriegführenden Truppen der Durchmarsch unter Beobachtung strenger Mannszucht freistehen.

Diese Festsetzungen waren in manchen Einzelnheiten für Preußen günstiger als Delacroix' Vorschläge vom April, standen aber im Wesentlichen auf derselben Grundlage. Noch hatte man die Abtretung des linken Rheinufers nicht förmlich ausgesprochen, aber doch einen neuen Schritt über Basel hinausgethan, indem man den eignen Widerstand gegen dieselbe wie damals auf dem militärischen, so jetzt auf dem diplomatischen Felde aufgab. Die preußische Gesinnung trat etwas verschämter auf als die badische, in der Sache aber war sie wenig von derselben verschieden. Es war hier wie dort die Eröffnung der Erbschaft der für todt erklärten Reichsverfassung.

Die preußische Regierung nahm schon damals keinen Anstand, diese Auffassung wenigstens an einer Stelle praktisch zu bethätigen. Nachdem ihr im Jahre 1792 die fränkischen Fürstenthümer zugefallen waren, hatte sie nach gründlichen archivalischen Forschungen eine lange Reihe alter Hoheitsrechte, deren Titel zum Theil in das 15. Jahrhundert zurückgingen, gegen die umwohnenden Dynasten, Reichsritter und die Reichsstadt Nürnberg geltend gemacht, und vielfach nicht gezaudert sich für's Erste in Besitzstand zu setzen. Daraus ergaben sich höchst unliebsame Proceduren vor dem Wiener Reichshofrath, und die ganze Fülle der zwischen Wien und Berlin herrschenden Abneigung ergoß sich in die beiderseitigen Rechtsausführungen, so daß bei erklärtem Kriegsstande die Energie der gewechselten Vorwürfe nicht derber hätte sein können. Jetzt als Jourdan von Bamberg aus seine siegreichen Colonnen gegen Süden weiter vorgehen ließ, und das ganze Land mit Zagen und Aufregung erfüllt war, erschienen plötzlich zwei preußische Regimenter vor den Thoren von Nürnberg, um zwei Vorstädte nebst ihrem Weichbild für preußisches Eigenthum zu erklären. Anfangs war der Zorn in der alten Reichsstadt gewaltig; als dann aber eine französische Besatzung einrückte, eine Brandschatzung von mehr als drei Millionen ausschrieb und die Bürger mit allen Drangsalen der Kriegsfurie heimsuchte, begannen diese mit Neid auf das ruhige Leben

ihrer Ansbacher Nachbarn zu blicken, und baten schließlich mit einem Mehr von 2905 Stimmen gegen 191 den König von Preußen, sie unter die Zahl seiner glücklichen Unterthanen aufzunehmen. In Berlin empfand man hohe Genugthuung; wie traurig aber der Eindruck solcher Vorgänge im übrigen Deutschland war, wird keines Nachweises bedürfen. Denn da die inneren Beweggründe der Wiener Politik und ihre absolute Gleichgültigkeit gegen die deutschen Interessen dem Auge des Volkes verborgen waren, so konnte sich die öffentliche Meinung nur an die äußerlichen Thatsachen halten, und das Urtheil stellte sich demnach aller Orten dahin fest, Preußen suche unthätig und mit Frankreich einverstanden im Trüben zu fischen, während Oesterreich mehr als hunderttausend Mann gegen den Reichsfeind in das Feld stelle.

Fünftes Capitel.

Castiglione und Bassano.

Wir haben gesehen, wie weit durch ganz Europa hin die Nachwirkungen der Siege Bonaparte's empfunden wurden. Italien war so gut wie unterworfen, der deutsche Westen erobert, das spanische Bündniß durchgesetzt; Bonaparte's Operationen wurden das entscheidende Moment für Diplomatie und Kriegführung Frankreichs, seiner Genossen und seiner Gegner. Durch Talent und Erfolg hatte der junge General den höchsten Einfluß auf seine Regierung an sich gerissen, und vor den bewundernden Blicken seiner Nation jede andere politische und militärische Größe in Schatten gestellt. Er schaltete und waltete über Italien wie ein unbeschränkter Monarch im angestammten Lande; das Directorium machte kaum noch einen Versuch, seiner Einsicht oder seinem Willen zu widerstehen, und wenn es einmal eine abweichende Meinung andeutete, schlug Bonaparte dieselbe auf der Stelle mit unwiderleglichen Gründen, unwiderruflichen Thaten, unwiderstehlichen Millionen nieder. Es war, als sei es niemals anders gewesen, als könnte es niemals anders werden: mit solcher Gedankenfülle und Sicherheit hielt er die eben ergriffene Herrschaft in seiner Hand, und breitete sie mit stets neuen Entwürfen nach allen Seiten aus. Während seine Batterien im Juli die ersten Breschen in Mantua's Mauern legten, fand er Zeit und Mittel, hier mit den Behörden Graubündens eine Verhandlung anzuspinnen, durch welche er den militärischen Besitz der wichtigsten Pässe des Landes zu erringen hoffte, dort in Livorno Freiwillige und Waffen zu sammeln, um damit in Corsica einen entscheidenden Aufstand gegen die britische Herrschaft zu entflammen. Mit Genua auf der einen, mit Venedig auf der andern Seite hielt er fort

und fort kleine Zänkereien lebendig, als Vorwand, die Frucht zu pflücken, sobald sie reif sei; und trotz der halben Achtung, die er so eben dem Großherzog von Toscana wegen seines Vertrauens auf französische Loyalität gezollt, bereitete er das Directorium auf die künftige Nothwendigkeit vor, diesen Bruder des Kaisers aus Italien zu entfernen. Dazwischen ging die Verwaltung seines Heerwesens, die Ausnutzung der besetzten Landstriche, die Verbreitung republikanischer Gesinnung in Mailand, Modena, Bologna. Politische und militärische Geschäfte aller Art flossen in seinem Hauptquartier zusammen; er war Allem gewachsen, nöthigte einen jeden zu fester Unterordnung, und hielt sein eignes Innere vor jedem Auge verborgen. Schwerlich hatte er damals schon seinem glühenden Ehrgeiz ein bestimmtes Ziel gesteckt: fest stand ihm aber das Eine, die Behauptung der gewonnenen Macht, und dann die Ausdehnung derselben so weit seine Sterne ihn führen möchten. Für diesen Zweck gebrauchte er jedes Mittel mit völliger Gleichgültigkeit über den innern Werth desselben; er war gewaltthätig und listig, brutal und geschmeidig, gutmüthig und unbarmherzig, wie es die Umstände forderten; er zeigte mit gleicher Meisterschaft einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, wildbrausenden Jähzorn, erhabene Ruhe, ein jedes in jedem Moment, so weit es seinen Absichten paßte, mit klarer und kalter Berechnung auch des scheinbar heftigsten Affectes. Für die meisten Menschen sind die Jugendjahre, welche er damals zurücklegte, eine Zeit der Begeisterung, der Hingabe, der Ideale; er aber war, nach seinem Lebensgange inmitten einer beispiellosen Revolution, schon damals abgelöst von allen Gefühlen, welche den Menschen an den Menschen und das Leben an die sittlichen Gesetze binden. Es ist unmöglich, damals noch irgend Wen zu entdecken, dem er selbstlose Neigung oder tiefes Vertrauen geschenkt hätte; die Frau, die er liebte, fesselte seine sinnliche Leidenschaft; die übrigen Menschen schätzte oder haßte er, je nachdem sie Werkzeug oder Hinderniß seiner Pläne waren; im Grunde des Herzens verachtete er sie sämmtlich, die Diener und die Feinde. Sein Denken und Handeln ging jetzt völlig auf in dem einen Gedanken der eignen Größe: kein Recht und keine Pflicht, kein Gesetz und kein Vertrag hatten für ihn eine Bedeutung, wenn sie mit dieser ersten Forderung seines Daseins in Widerspruch geriethen. Es war eine Unbefangenheit der Herrschsucht, wie sie zum Glücke der Menschheit nur in den seltnen Augenblicken erscheint, wo ein mächtiges Genie, ein Attila oder Gregor VII., sich unter den Trümmern einer zusammenbrechenden Vergangenheit in unbeschränktem

Selbstgefühl emporhebt. Bonaparte hatte einen namenlosen Advocaten von Arras zum allmächtigen Beherrscher Frankreichs werden sehen: nach einem solchen Vorgange was sollte ihm, der stärker und listiger war als Robespierre, unerreichbar dünken? Bisher hatte ihm jeder Feind den Rücken gezeigt, Italien zitterte vor seinen Winken, die französische Regierung selbst war ihm unterwürfig: man begreift, daß ein junger Mann, der binnen drei Monaten solche Erfolge errungen hatte, in jedem weiteren Kampfe nur die Quelle größeren Gewinnes sah, an die Möglichkeit eines Mißlingens nicht dachte und allen künftigen Gefahren mit keckem Stolz entgegen ging.

Allerdings war damals sein scharfes Urtheil noch nicht durch lange Gewohnheit der Triumphe und der Selbstvergötterung abgestumpft, und das Gleichgewicht zwischen der Hitze seiner Phantasie und der Kälte seines Verstandes noch nicht zerstört. Noch bedachte er bei seinen Entwürfen das Maß seiner Mittel, und traf seine Vorkehrungen gleich sehr mit kühnem, wie mit vorsichtigem Sinne. Er wußte, daß Wurmser in Tyrol fort und fort neue Verstärkung heranzog, daß also der französischen Armee ein schwerer Strauß bevorstand; offenbar konnte bei dem leidenschaftlichen Hasse der Italiener ein einziges Unglück, das er an dieser Stelle erlitt, das ganze Gebäude seiner Macht zertrümmern. Er versäumte demnach nichts, um seine Kräfte hier an dem gefährlichen Punkte zu stärken und seine Deckung der Etschlinie für jeden Streich des Feindes undurchdringlich zu machen. Alle sonstigen Pläne wurden im Laufe des Juli gegen diese wichtigste Aufgabe zurückgestellt. Der Commandant in Livorno erhielt gemessene Weisung, jedes Zerwürfniß mit den toscanischen Behörden zu vermeiden. Faypoult in Genua wurde aufgefordert, Senat und Volk von dem Wohlwollen Frankreichs zu überzeugen, und sie damit einzuschläfern, bis nach Wurmser's Besiegung die Stunde des Erwachens schlage. Von dem feindseligen Auftreten römischer Prälaten schien der General gar keine Notiz zu nehmen; zu gewissen Zeiten, meinte er, dürfe man nur sehen, was zu sehen nützlich sei. Auf das Lebhafteste bestürmte er dann das Directorium um weitere Verstärkung; er selbst zog aus Piemont, der Lombardei, der Romagna an Truppen zur Etschlinie, was irgend wie in jenen Landschaften zu entbehren war. Mit 12,000 Mann bedrängte General Serrurier Mantua unter unausgesetzter, heftiger Beschießung, die sich bald so wirksam zeigte, daß der Fall der Festung Ende Juli in nächster Nähe erwartet wurde. Die übrigen Divisionen wurden zur Deckung gegen

Tyrol vertheilt, Augereau, 5300 Mann, hinter der untern Etsch bei Legnago, zur Abwehr feindlicher Angriffe aus dem Thale der Brenta, Massena, 15,400 Mann, bei Verona und Rivoli, zur Besetzung der großen Brennerstraße und des mächtigen Bergrückens des Montebaldo zwischen Etsch und Gardasee, Sauret, 4400 Mann, westlich vom Gardasee bei Salo und Gavardo, zur Absperrung des Thales des Chiese, endlich in centraler Stellung am Mincio zur Unterstützung jedes bedrohten Punktes Despinois mit 7600 Mann Fußvolk und Kilmaine mit 1500 Mann Reiterei, so daß mithin im Ganzen 34,000 Mann zur Bekämpfung Wurmser's bereit standen. In dieser Weise auf allen Seiten gewappnet, erwartete Bonaparte den Widersacher, in ungeduldiger Hoffnung, durch den Angriff desselben neue Lorbeeren zu ernten. Wir sind, schrieb er einmal dem Directorium, in unserer Stellung seit mehreren Tagen auf dem Anstand: wehe dem, der falsch rechnet. Man meint den Panther zu sehen, der in sich zusammengezogen zum mörderischen Sprunge auf der Lauer liegt.

Aber er sollte die Erfahrung machen, daß auch er dem Wechsel der Geschicke bloß gestellt und vor Rechnungsfehlern so wenig wie andere Sterbliche gesichert war.

Wurmser war am 26. Juni in Innsbruck eingetroffen, wohin eilf Bataillone aus dem Innern seit dem 10. Mai, die 25,000 Mann vom Rheinheer seit Anfang Juni im Marsche waren, und Mitte Juni dann noch fünf Bataillone aus Galizien instradirt wurden. Zugleich wurden etwa 3000 Landesschützen ausgehoben und die Reste von Beaulieu's Schaaren, 19,000 Mann, hergestellt und vervollständigt. Anfang Juli waren durch diese Maßregeln etwa 50,000 Mann in Tyrol versammelt, und nach den bis jetzt bekannten Quellen ist der Grund nicht deutlich wahrzunehmen, nach welchem Wurmser nicht sogleich die Offensive eröffnete, in einem Zeitpunkt, wo Bonaparte und zwei seiner Divisionen weit entfernt im Kirchenstaate und Toscana waren. Wurmser klagte in seinen Berichten an den Kaiser bitterlich über den Mangel an Lebensmitteln und Fourage, einen Umstand, der seinen Gegner ohne Zweifel nur zu doppelt eiligem Vormarsch in die fruchtbare Lombardei angespornt hätte. Aber eben dieser drängende Eifer war bei dem alten Degen immer tiefer gesunken, je mehr er sich dem Schauplatze des Kampfes genähert hatte. Als er in Mannheim die Nachricht von seiner neuen Bestimmung empfing, hatte er Thugut schmunzelnd geantwortet: „die Federmesser in Italien müssen nicht gut geschliffen sein; ich hoffe, daß die Mannheimer die

Federn besser schneiden werden." Jetzt in Roveredo war er nicht gerade verzagt, aber der Ton war doch merklich herabgestimmt, wenn er am 25. Juli schrieb: „ich habe mich zum Angriffe entschlossen, dessen Plan ich hier beilege; es ist ein hartes Unternehmen, aber ich kann es nicht vermeiden; jede Colonne muß Engpässe, ja Saumpfade zurücklegen; was mich tröstet, ist der gute Wille der Officiere und der Mannschaft; kurz, ich lebe der Hoffnung, den Feind zu schlagen [1])." In der That war Grund zu einem solchen Vertrauen; seine Armee war jetzt auf 54,000 Mann gewachsen, wovon nach Besetzung der nördlichen Landesgrenze 46,000 zu der Offensive gegen Bonaparte übrig blieben, also eine Ueberzahl von 12,000 Mann über die Truppen des französischen Deckungsheeres. Nach dem Entwurfe seines Generalstabschefs, des gelehrten und wenig praktischen Obersten Weirother, sollte der Angriff in ganz umfassender, den Feind von allen Seiten bedrohender Weise ausgeführt werden. General Meszaros würde mit 5000 Mann durch das Thal der Brenta gegen die untere Etsch vorgehn, dort die Franzosen alarmiren, im günstigsten Falle bis an den Po vordringen. Auf dem andern Flügel sollte General Quosdanowitsch mit 17,000 Mann durch das Thal des Chiese marschiren, Brescia einnehmen, die Rückzugslinie des französischen Heeres auf Mailand besetzen. Endlich im Centrum wollte Wurmser selbst mit 24,000 Mann die Brennerstraße hinabdringen, um dort Massena zu werfen, Verona und später Mantua zu erreichen, und die hier besiegten Franzosen auf die Bajonette Quosdanowitsch's zu jagen. Die Vernichtung des Gegners war gewiß, wenn alle diese Bewegungen gelangen; zweifelhaft war nur die Frage, ob sie gelingen würden, oder mit andern Worten, ob von Anfang bis zu Ende eine jede der drei Colonnen an ihrem Theile sieghaft bliebe, und ob sie Alle zur rechten Zeit am rechten Orte zusammenwirkten.

Anfangs nahmen die Dinge für Wurmser den günstigsten Verlauf. Am 29. Juli setzten sich alle Heerestheile in Bewegung. Quosdanowitsch fiel auf Sauret's Posten in Gavardo, Salo, Pavone; besonders bei Salo wurde scharf gefochten, und Sauret mit starkem Verluste zum Rückzug den See entlang nach Desenzano gezwungen, während 1500 Mann unter General Guyeux abgeschnitten und in einem alten Schlosse blokirt wurden. Den folgenden Tag nahm der österreichische Vortrab mit überraschendem

[1]) Vivenot, S. 458, 472.

Handstreich landeinwärts die Stadt Brescia und erbeutete große feindliche Magazine und Waffenvorräthe; von dort wandte sich Quosdanowitsch wieder zurück an den Chiese, wo er seine Hauptmacht bei Ponte-San-Marco und Montechiaro Stellung nehmen ließ, die Brigade Ott aber gegen den Mincio hin nach Lonato vorschob. Er hatte bis jetzt an 1000 Gefangene gemacht, fünf Kanonen erobert, die Verbindung des Feindes mit Mailand zerstört. Mit nicht geringerem Erfolge war dann gleichzeitig Wurmser im Etschthale und auf den Abhängen des Montebaldo vorgegangen. Die Franzosen hatten hier eine Reihe fester Gebirgsposten inne, Schanzen hinter felsigen Schluchten, durch welche reißende Bäche zur Etsch hinabstürzen; die Oesterreicher aber in der ersten Frische des Angriffs waren durch kein Hinderniß aufzuhalten, und warfen unter blutigen Kämpfen den Gegner aus einer Stellung in die andere von La Corona und Rivoli nach Castelnovo zurück; sie nahmen 1600 Mann gefangen, erbeuteten 9 Geschütze und fanden am 30. Juli Verona von dem Feinde geräumt. So war die Deckungslinie der Franzosen rechts und links vom Gardasee durchbrochen, zwei ihrer Divisionen arg mißhandelt, und mit überraschender Schnelligkeit zurückgetrieben worden. „Wehe dem, der sich verrechnet."

Verrechnet aber hatte sich Bonaparte insoweit, als er jedem seiner Posten die Kraft zugetraut hatte sich zu halten, bis Unterstützung herankäme. Jetzt aber war beim ersten Anlauf der eiserne Wall, den er um die Lombardei gezogen zu haben meinte, zertrümmert worden. Es war nicht bloß die Gefahr vorhanden, daß der Gegner zum Entsatze Mantua's gelangte, sondern es handelte sich weiter darum, ob nicht seine siegenden Colonnen, hier von der Etsch, dort vom Chiese her einschwenkend, sich in centraler Stellung am Mincio vereinigten und damit die französischen Heerestheile vernichtend auseinander sprengten. In einem Momente war Bonaparte's Lage völlig verwandelt. So eben noch in schwindelnder Höhe Italien beherrschend, sah er sich plötzlich an den Rand eines Abgrundes gedrängt. Dabei kannte er nur zu gut die Eifersucht des Directoriums; er wußte sich bewundert aber auch gefürchtet und deshalb gehaßt; nichts war sicherer, als daß Rewbell und Barras ihn völlig hinwegwarfen, so bald der Sieg ihm den Rücken kehrte. Je schneller das Steigen, desto tiefer der Sturz: je sicherer bisher ihm Jegliches gelungen, desto stärker wirkte jetzt auf ihn die so jähe hereingebrochene Gefahr. Zum ersten Male seit dem Beginne seines Oberbefehls war er erschüttert

und unsicher in sich selbst. Mit seinem unerbittlichen Scharfblicke erkannte er in vollem Umfange, welche Mittel der Zerstörung der Feind nach seinen ersten Erfolgen besaß; hätte er selbst jetzt an Wurmser's Stelle gestanden, das französische Heer wäre rettungslos verloren gewesen. In dieser Stimmung erließ er Befehl auf Befehl an seine Divisionen, am 29. Juli, Massena zur Wiedereinnahme Rivoli's zu Hülfe zu eilen, und als dies hoffnungslos wurde, am 30., sich auf beiden Ufern des Mincio zur Abwehr Wurmser's, zur Wegdrängung Quosdanowitsch's aufzustellen: aber ein rechtes Vertrauen zum Erfolge hatte er nicht mehr, und dachte eigentlich, nur noch zwei oder drei Tage zur Fortschaffung des großen Geschützparks zu gewinnen, und dann hinter der Adda neue Deckung zu suchen. Er sandte die Division Despinois dem General Sauret zu Hülfe, um das Thal des Chiese wieder zu besetzen; er ließ Augereau und Kilmaine zwischen Etsch und Mincio bei Roverbella Stellung nehmen, um Wurmser's Vormarsch gegen Mantua aufzuhalten; er befahl Massena, auf das westliche Ufer des Mincio bei Peschiera hinüberzugehn, um nach Bedürfniß als Reserve Sauret's oder Kilmaine's zu dienen. Es konnte dies Alles äußerst mißlich werden, wenn der Feind gleichzeitig im Osten und im Westen mit ganzer Kraft seinen Vortheil verfolgte; die einzelnen französischen Heertheile wären dann an jedem Punkte zu schwach gewesen. Zu ihrem Glücke fand aber ein solches Zusammenwirken nicht Statt; am 31. Juli war von Wurmser sehr wenig zu spüren, und die westliche Colonne war weit auseinander gestreut, und eigentlich nur die Brigade Ott bei Lonato und Ocskai vor Salo den Franzosen in lästiger Nähe. So setzte sich denn Sauret gegen Salo und Despinois gegen Lonato in Bewegung. Beide hatten guten Erfolg, Salo wurde besetzt, der hartbedrängte Guyeux befreit, dann aber wieder der Rückmarsch nach Desenzano angetreten, weil Sauret durch das feindliche Hauptcorps abgeschnitten zu werden fürchtete. In Lonato errang General Ott anfangs einige Vortheile über die Franzosen, wurde aber endlich mit einem Verluste von 600 Mann aus dem Orte hinausgeschlagen, und zum Rückzug an den Chiese genöthigt. Quosdanowitsch, der sich eben anschickte, mit seiner Hauptmacht gegen den Mincio vorzudringen, wurde durch diese Angriffsstöße des Gegners stutzig, und suchte vor Allem seine rückwärtigen Verbindungsstraßen zu sichern. Er wich also von Montechiaro etwa zwei Meilen weit den Chiese aufwärts nach Gavardo zurück und zog selbst die nach Brescia gesandte Abtheilung wieder in seine Nähe heran. Er war keineswegs besiegt, aber wenigstens

sein Vordringen war gehemmt und damit für Bonaparte eine Stunde freierer Erwägung und großer Entschließung gewonnen.

Am Nachmittag des 31. kam Bonaparte in Roverbella mit dem eben angelangten Augereau zusammen. Der kleine Ort war erfüllt von Angst und Lärmen; unmittelbar vor Augereau's Ankunft war der Ruf erschollen: die Oesterreicher kommen, und dann ein unermeßlicher Tumult losgebrochen, welchem Augereau nur mit großer Mühe allmälich hatte steuern können. Bonaparte besprach darauf mit ihm die Ereignisse und entwickelte ihm die gefährliche Lage der Armee [1]). Augereau, ein kühner Soldat, von mächtigem Körperbau aber beschränktem Geist, dabei ein eifriger, an den Bombast des Clubs gewöhnter Jacobiner, ließ sich nicht viel auf Erwägungen ein, sondern erklärte, man müsse die Feinde nicht zählen, der republikanische Soldat werde mit der Gefahr den Muth verdoppeln. Berthier, Bonaparte's Generalstabschef, meinte, daß Augereau die Stellung des Feindes nicht zu kennen scheine, worauf jener ihn anfuhr: ich kenne sie besser als ihr; wir brauchen jetzt keine Redensarten, sondern Thaten. Nun wohl, fragte Bonaparte, was ist zu thun? Augereau rief: höre an, was zu thun ist; man muß das Heer sammeln, alle Memmen auf den Kopf schlagen, kein Wort mehr von Rückzug reden; sind unsere Soldaten einmal im Rückzug, so halten wir sie nicht mehr; Zucht und Ordnung hören auf; die Bauern schlagen das Heer truppweise todt; thut aber ein Jeder seine Pflicht wie wir, so wird Italien befreit und die Republik gerettet; denke daran, daß die Blicke von ganz Europa auf uns geheftet sind. Du sagst mir, fügte er hinzu, daß der Feind den Chiese und Brescia besetzt hat; wohlan, ich marschire die Nacht durch nach Brescia, jage den Feind hinaus und stelle unsere Verbindung mit Mailand wieder her; wenn das gelingt, so werden wir uns weiter sprechen. Das Alles war ohne Berechnung noch Ueberlegung einigermaßen in den Tag hinein gepoltert; aber es kam aus dem Herzen eines unerschrockenen Mannes, und indem es Bonaparte's Stimmung erfrischte, regte es eine

---

[1]) Hier und im Folgenden benutze ich die Aufzeichnungen Augereau's und Landrieux's, wie sie zuletzt im Anhange zu Massena's Memoiren Band II abgedruckt sind. Jede derselben ist offenbar ungenau in einzelnen Theilen, wo der Verfasser nicht unmittelbar seine persönlichen Erlebnisse mittheilt, aber ohne Zweifel hat Rüstow ganz Recht, daß sie, wo dies geschieht, schlechterdings nicht bestritten oder ignorirt werden dürfen. In der Combination der Einzelnheiten weiche ich hier und da von Rüstow ab.

Reihe mächtiger Gedanken in ihm an. Er sprach die Summe derselben in dem kurzen Worte aus, mit dem er Augereau's Ergießungen unterbrach: ich muß die Belagerung von Mantua aufheben. Augereau, einmal im Zuge tapferer Worte, schrie auf, daß dies noch lange nicht nöthig sei; man werde, sagte er, den Feind in weniger als 48 Stunden geschlagen und dann die frühere Stellung wieder besetzt haben. Aber Bonaparte blieb bei seinem Entschlusse und erließ auf der Stelle die nöthige Weisung an Serrurier, die eine Hälfte seiner Division in der nächsten Nacht zu Augereau nach Goito zu senden, mit der andern die Ogliobrücke bei Marcaria zu besetzen, Kanonen, Geräthe und Munition, die sich nicht mehr wegschaffen ließen, so viel wie möglich zu zerstören. Zugleich erhielten auch Kilmaine und Massena den Befehl, jener, sich Augereau's Marsch auf Brescia anzuschließen, dieser, von Peschiera westwärts auf Lonato und Castiglione zu marschiren. Mit einem Worte, der neue Plan des Feldherrn bestand darin, die ganze Armee auf dem westlichen Ufer des Mincio zu vereinigen, und so mit doppelter Uebermacht auf Quosdanowitsch loszugehn, diesen so schnell und so vollständig wie möglich zu schlagen, und dann schleunigst umzukehren, um dasselbe Spiel gegen Wurmser's Colonne zu wiederholen. Wie man sieht, hing das Gelingen dieses Entwurfes ganz und gar von der Frage ab, ob Wurmser so lange östlich des Mincio zaudern würde, bis auf dem westlichen Ufer Quosdanowitsch abgethan wäre. Kam Wurmser früher heran, während sein Genosse noch Widerstand leistete, so konnte zwischen den zwei Feuern das Schicksal der Franzosen verhängnißvoll werden. Und diese Möglichkeit lag nahe genug, da Verona vom Mincio kaum vier Meilen, und der Mincio vom Chiese auch wieder nur vier Meilen entfernt ist, Wurmser also höchstens zwei Tage nöthig hatte, um mit Quosdanowitsch dicht zusammenzurücken. Wenn er es that, so war, wie gesagt, die Lage der Franzosen eine verzweifelte. Vielleicht aber that er es aus irgend einem Grunde nicht: und auf diese einzige, völlig unsichere Karte setzte Bonaparte sein Spiel. Es war ein Entschluß auf Leben und Tod, aber es gab keinen andern, wenn man nicht sofort über Po und Adda, und dann der Himmel weiß wohin weiter zurückgehn wollte. Bei einem solchen Wagniß galt es dann freilich, Alles an Alles zu setzen, und jede verfügbare Kraft auf den entscheidenden Punkt zu sammeln. Es war kein kleines Opfer, der Verlust der 190 schweren Geschütze vor Mantua, ohne die auf lange hinaus keine Berennung des Platzes möglich war. Allein

wie jetzt die Dinge standen, war die wesentliche Aufgabe nicht mehr die Einnahme von Mantua sondern die Rettung der Armee, und Serrurier's Division mußte dazu wie alle andern mitwirken, wenn man rasch und durchgreifend siegen wollte. Dieser reine und ganze Verzicht auf die Nebensache, diese volle Concentration des Willens auf den Hauptpunkt allein, sie zeigten inmitten der drängenden Sorgen die gediegene Größe Bonaparte's. In diesem Augenblicke hoffte er das Beste. Noch hatte man von weiterem Vorrücken Wurmser's nichts vernommen, und damit also die Aussicht, wenigstens am nächsten Tage von ihm unbehelligt zu bleiben; nun würden die kommende Nacht hindurch Augereau, Kilmaine, die halbe Division Serrurier im Eilmarsch hinüber nach Brescia ziehn, und dort den größten Theil der feindlichen Colonne in einem Schlachttag überwältigen, während Sauret und Despinois weiter auf Ott und Ocskai drängten.

Diese Bewegungen wurden dann am Abend des 31. mit Eifer begonnen. Augereau nahm bei Goito die von Mantua kommende Brigade Pelletier auf, erreichte in der Morgenfrühe des 1. August den Chiese bei Montechiaro, und gelangte im Laufe des Vormittag nach Brescia. Nun war es freilich recht schön, daß man die große Straße nach Mailand sich damit wieder eröffnet hatte, aber um so schwerer war die Enttäuschung, mit der man auf dem ganzen Wege den Feind vergeblich suchte. Man erfuhr erst in Brescia, daß Quosdanowitsch nach Norden, nach Gavardo zurückgewichen war; man war also an seiner jetzigen Stellung vorüber, fast drei Meilen weit in das Blaue gezogen, die man, um ihn zu fassen, wieder zurückmarschiren mußte. Zwei Tage waren damit eingebüßt, in einer Zeit, wo jede Stunde kostbar, und vielleicht unentbehrlich war. Dazu erfuhr man jetzt, daß schon im Laufe des 31. eine Colonne Wurmser's am Ufer des Mincio bei Valeggio sichtbar geworden, also von dem Chiese nur noch vier Meilen entfernt war; wer konnte nun dafür einstehen, daß Wurmser nicht schon morgen den Chiese erreichte, und die Bedränger seines Waffenbruders vernichtend in Flanke und Rücken faßte? Bonaparte versammelte am Nachmittag die in Brescia anwesenden Generale zu einem Kriegsrath und forderte sie auf, ihre Meinung über Angriff oder Rückzug auszusprechen. Augereau blieb bei seinem gestrigen Satze, der Rückzug würde die Truppen demoralisiren, einmal gewichen, würde man bis Genua geworfen werden; man müßte angreifen, wo man einen Feind sehe. Die Andern aber erklärten sich

für den Rückzug hinter die Adda: wie sollten wir, fragte Despinois, unsere Flanke gegen Wurmser decken? Mit den Bajonetten, rief Augereau, und als Bonaparte schwieg, sagte er: macht ihr euern Rückzug bis nach Paris, ich habe nichts dagegen, aber ich schwöre euch, daß ich nicht mitgehe. In großem Zorne stürzte er aus dem Zimmer um seinen Nachtmarsch auszuschlafen. Bonaparte entließ den Kriegsrath ohne Entscheidung, und brachte die Nacht in peinlich sorgenvoller Erwägung zu. Endlich, gegen zwei Uhr Morgens ließ er Augereau rufen, um ihm zu sagen, daß er seiner Ansicht, daß er noch immer zum Kampfe entschlossen sei. Aber allerdings bei Wurmser's Nähe ging es nicht mehr an, die ganze Streitmacht gegen Quosdanowitsch loszulassen. Bisher war nur ein Beobachtungsposten von 1800 Mann unter General Valette in der Richtung aufgestellt, in welcher Wurmser erwartet werden konnte, bei Castiglione, eine Meile östlich vom Chiese gegen den Mincio zu: jetzt am 2. August, erhielt Augereau den Befehl, seine Division wieder zurück von Brescia nach Montechiaro zu führen; eben dorthin wurden die Truppen von Mantua, so wie Kilmaine's Reiterei, die oben im Gebirge nicht zu verwenden war, bestimmt: im Ganzen etwa 12,000 Mann zur Deckung gegen ein mögliches Eingreifen Wurmser's. Dagegen zum entscheidenden Schlage auf Quosdanowitsch sollte Sauret (3500 Mann) noch an diesem Nachmittag von Desenzano wieder auf Salo, Despinois (7500 Mann) unterstützt durch General Dallemagne (1800 Mann) am Morgen des 3. August von Brescia auf Gavardo losgehn. Endlich würde Massena (11,000 Mann) zwischen beiden Heertheilen bei Lonato Stellung nehmen, um nach Bedürfniß entweder Augereau oder Sauret zu unterstützen. Nachdem Bonaparte diese Weisungen ertheilt hatte, schrieb er an den Regierungscommissar Salicetti: „ich bin hier fast mit meiner ganzen Armee; ich werde den ersten Anlaß zu einer Schlacht ergreifen; sie wird über das Schicksal Italiens entscheiden; geschlagen, ziehe ich mich an die Adda zurück, Sieger werde ich mich nicht mehr durch Mantua's Moräste aufhalten lassen." Mit solchen Gedanken warf er sich auf das Roß; er wollte am folgenden Tage den Angriff auf Quosdanowitsch persönlich leiten, vorher aber sich noch mit eignen Augen von Augereau's Aufstellung überzeugen; so sprengte er dieser Division auf Montechiaro nach.

Als er nach scharfem dreistündigen Ritte in die Nähe des Ortes kam, begegneten ihm versprengte französische Soldaten, Freiwillige von der in Castiglione aufgestellten Abtheilung des Generals Valette. Sie

gaben ihm die Kunde, der Posten sei bei dem Erscheinen einer feindlichen Colonne nach schwachem Widerstande geräumt, Valette mit einem Theil der Mannschaft nach Montechiaro zurückgegangen, der Rest weiter nordwärts nach Ponte San-Marco geflohn. Es war eine Nachricht, wohl geeignet, den französischen Feldherrn zu erschüttern. Castiglione ist von Montechiaro kaum zwei Stunden entfernt; so nahe also war ihm Wurmser schon gekommen, vielleicht mit zwanzig, vielleicht mit dreißig Tausenden; die Gefahr, am nächsten Tage von beiden feindlichen Heertheilen gleichzeitig bedrängt zu werden, war zu einer drückenden Wirklichkeit geworden. Noch einmal stieg bei Bonaparte die Frage auf, ob nicht der Rückzug, ehe die Umklammerung vollständig geworden, rathsam sei. Er eilte in den Ort hinein zu Augereau, und fand diesen höchst entrüstet über Valette, immer aber unerschüttert in seiner Kampfslust. Die Truppen, betheuerte er, haben keinen andern Gedanken als die Schlacht; ich habe eben erst die Lagerstätten besichtigt. Nun wohl, sagte Bonaparte, ich will sie ebenfalls sehn. In der That, wo er erschien, wurde er mit Ausbrüchen der Begeisterung empfangen; keinen Rückzug, riefen die Einen; hier wollen wir sterben, schrieen die Andern. Wißt ihr, fragte der General, daß Wurmser mit 25,000 Mann euch gegenübersteht? Ein einstimmiger Ruf antwortete ihm: gleichviel, wir zählen unsere Feinde nicht.

Er sah, daß mit solchen Männern etwas gewagt werden konnte. Hier im Angesichte der Truppe verfügte er die Entbindung des unglücklichen Valette vom Dienste[1]), und trat dann zu einer weitern Besprechung mit einer Anzahl höherer Officiere zusammen. Vor Allem ließ er sich die Berichte über die Flucht aus Castiglione vorlegen, sprach den heftigsten Zorn über die betheiligten Führer aus, warf ihnen sogar vor, daß sie vor Gespenstern gewichen, daß Wurmser gar nicht über den Mincio gekommen sei. Diese Meinung war freilich schnell widerlegt, da die Colonne eine ganze Anzahl Verwundeter mitgebracht hatte; um so tröstlicher war es, daß von einer Berghöhe in der Nähe des Städtchens, welche einen meilenweiten Ausblick in die Ebene gewährte, schlechterdings nichts vom Feinde zu erblicken, sicher also Wurmser nicht mit seiner ganzen Macht in Castiglione war. Noch durfte man hoffen, daß der vereinzelten Abtheilung dort in Castiglione Augereau morgen so lange widerstehen würde,

---

[1]) Angabe Augereau's, Massena II, 467, bestätigt durch Bonaparte's Bericht an das Directorium 6. August.

bis die Andern drüben bei Gavardo mit Quosdanowitsch fertig geworden. Dennoch sagte Bonaparte (dieses Mal, wie ich denke, nur den Sinn der Officiere sondirend)[1], das Sicherste scheine ihm der Rückzug hinter die Adda. Da brauste denn Augereau nochmals auf: was Teufel willst du hinter der überall seichten Adda? hier müssen wir schlagen; ich fürchte die 20,000 Oesterreicher nicht, ich fürchte nur deine Aufregung; wir müssen kämpfen und wir werden siegen, und sollten wir dennoch den Kürzern ziehn, so würde es erst geschehn, wenn ich todt bin. Die Andern lachten, aber stimmten zu, und Bonaparte schloß das Gespräch mit der Erklärung: macht es, wie ihr könnt, ich lasse euch die Verantwortung und gehe. Er war jetzt doppelt sicher, daß morgen keiner dieser Männer lebend zurückweichen würde; er übertrug dem General Augereau den Oberbefehl über alle bei Montechiaro versammelten Streitkräfte, etwa 12,000 Mann, und eilte noch am späten Abend hinüber zu Massena nach Lonato.

Diese Thätigkeit und Standhaftigkeit sollte bald genug belohnt werden. Bonaparte hatte seinen Widersacher nur zu richtig geschätzt; der Feind, vor welchem Valette aus Castiglione geflohn, war nicht Wurmser und dessen Armee, sondern nur deren Vortrab, die Brigade Liptay, ein kleiner Haufen von 4000 Mann. Wurmser hatte das Ersinnliche geleistet, um dem schon halbbesiegten Feinde den Sieg in die Hand zurückzuschieben. Am 31. Juli zog er mit seiner Hauptcolonne von Castelnovo südwärts auf Valeggio; der Marsch ging über einen Hügelrücken, kaum eine Stunde vom Mincio entfernt; so sah man von der Höhe weit über den Fluß hinüber, und erkannte deutlich den Kampf des General Ott bei Lonato. Das rief im ersten Augenblicke bei Wurmser den Beschluß hervor, so schnell wie möglich bei Valeggio über den Mincio zu gehn, um sich dort den Weg zu Quosdanowitsch zu eröffnen. Es wäre, wie wir jetzt wissen, die Entscheidung des Feldzugs gewesen; Wurmser wäre jenem Nachtmarsche Augereau's und damit der Sammlung der feindlichen Heerestheile zuvorgekommen, der Rückzug der Franzosen hinter den Po, wenn nicht ihre völlige Niederlage wäre unabweisbar geworden. Aber sofort besann sich der Marschall wieder; wie wenn ein feindliches Corps bei Roverbella stände und ihm beim Ueberschreiten des Flusses die Seite bedrohte? Diese Besorgniß wurde bestätigt durch eine falsche Nachricht, daß Bonaparte die Belagerung von Mantua nicht aufhebe, sondern zur Deckung derselben

---

[2]) Vgl. Marmont I, 206.

sein ganzes Heer bei Roverbella sammele: so verging der 31. Juli, ohne daß ein Mann der österreichischen Armee über den Mincio hinüberkam. In der Nacht aber empfing Wurmser aus Mantua selbst die sichere Kunde, daß die Belagerung aufgehoben, und die französischen Colonnen sämmtlich im Marsche nach dem Chiese seien. Damit war jeder Zweifel über die Lage beseitigt; es war deutlich, daß der Gegner alle Kräfte gegen Quosdanowitsch in Bewegung setzte, daß Alles darauf ankam, hier entscheidend einzugreifen. Aber anstatt nun gleich den 1. August bei Valeggio über den Fluß zu gehn, schrieb er an Quosdanowitsch, daß er dies für den 2. bei Goito beabsichtige, um damit Bonaparte in den Rücken zu kommen, während jener denselben von vorne beschäftige. Am 2. August rückte er dann bedächtig nach Goito, befahl dem General Meszaros, der indeß die Etsch bei Legnago überschritten hatte, weiter südlich nach Borgoforte am Po zu marschiren, und begnügte sich, über den Mincio den General Liptay vorzuschieben, welcher darauf, wie wir gesehen haben, Castiglione zu großem Alarm der Franzosen besetzte. Am Nachmittage mochte Wurmser es sich nicht versagen, persönlich einen Abstecher in das befreite Mantua zu machen, die Garnison zu beloben und den Dank des Commandanten entgegen zu nehmen. Er zog von dort noch 2000 Mann der Besatzung an seine Armee nach Goito heran, und brach dann endlich Morgens am 3. August von Goito über den Mincio hinüber nach Castiglione auf. So hatte er nicht bloß zwei unersetzliche Tage in leerer Vielgeschäftigkeit vergeudet, sondern auch ein volles Drittel seiner Stärke in unwirksame Ferne verzettelt. Er selbst rückte mit etwa 15,000 Mann von Goito aus, um sich mit Liptay und dessen 4000 zu vereinigen. Eine Abtheilung von 5000 Mann blokirte Peschiera, in welchem Neste Bonaparte nur einen kleinen Haufen von 500 Mann zurückgelassen hatte. Meszaros aber, ebenfalls mit 5000 Mann, demonstrirte unten am Po, in der stillen Hoffnung, den geschlagenen Franzosen hier den letzten Ausweg abzuschneiden. Wenn sie nur erst besiegt wären!

Aber während Wurmser's Heerhaufen unter der heißen Julisonne die drei Meilen von Goito nach Castiglione keuchend zurücklegte, war drüben die Blutarbeit auf allen Seiten entscheidend im Gange.

Als Quosdanowitsch jene Zuschrift Wurmser's am 2. August empfangen, hatte er sogleich die Wiederaufnahme der Offensive beschlossen, und zunächst dem General Ocskai Befehl gegeben, von Salo gegen Sauret in Desenzano vorzugehen. Umgekehrt hatte, wie wir uns erinnern, Sauret

von Bonaparte die Weisung erhalten, von Desenzano aus Salo wieder zu besetzen: es geschah nun, daß die beiden Abtheilungen verschiedene Straßen einschlugen, die Oesterreicher am See, die Franzosen im Gebirge, und an einander vorüberzogen, ohne sich zu bemerken. So kam, noch am 2. Abends, Sauret's Division nach Salo, Ocskai nach Desenzano, ohne einen Schuß zu thun. Am 3. Morgens wandte sich dann Ocskai rechts gegen Lonato, wo er Massena's Vorhut vollständig überraschte, eine Menge Leute und den commandirenden Officier gefangen nahm, bald aber, als Bonaparte selbst mit Massena's Hauptstärke herbeieilte, in schweres Gedränge kam, und von der dreifachen Uebermacht trotz tapferen Widerstandes gründlich geschlagen wurde. Von der ganzen Brigade entkamen nur einige hundert Mann. Unterdessen hatte die Division Sauret von Salo aus die Stellung der Oesterreicher bei Gavardo im Rücken beunruhigt, war aber von Quosdanowitsch abgewiesen und nach Salo zurückgedrängt worden. Bald nachher erschien in der Front der Stellung, von Brescia heranrückend, die Division Despinois, wurde jedoch bei den ersten Flintenschüssen von panischem Schrecken ergriffen, und floh in wilder Auflösung nach Brescia zurück. So war dann auch General Dallemagne, der wieder etwas später einen Angriff auf Gavardo versuchte, nicht im Stande, den Oesterreichern hier etwas Erhebliches anzuhaben. Quosdanowitsch, auf dieser Seite beruhigt, hatte jetzt nur noch die Sorge, die für seine Rückzugslinie gefährliche Stellung von Salo wieder einzunehmen, und wollte noch spät am Abend den Angriff eröffnen, als die Unglückspost von der Vernichtung der Brigade Ocskai zu ihm gelangte und ihn zum Abbruch des Gefechts bestimmte.

Es hatte also an diesem Tage Massena den Oesterreichern einen empfindlichen Verlust zugefügt, Sauret die Stellung von Salo behauptet, die andern Divisionen aber wenig ausgerichtet. Bonaparte war vor Allem gegen Despinois ergrimmt, und machte sich für den 4. August auf einen letzten, verzweifelten Kampf gefaßt. Allein sein Sieg über Quosdanowitsch war vollständiger, als er selbst es nach dem Ergebniß der einzelnen Gefechte vermuthen konnte. Als gegen eilf Uhr Abends bei Salo das Feuer schwieg, standen die österreichischen Generale in niedergeschlagener Stimmung beisammen. Quosdanowitsch sprach die Absicht aus, am folgenden Morgen Salo mit aller Kraft wieder zu nehmen. Aber seine Officiere sämmtlich mahnten dringend ab. Der Tag hatte an Todten, Verwundeten und Vermißten mehrere Tausende gekostet; die ganze Stärke, über die man

noch verfügte, war nach den vielfachen Strapazen und Gefechten bis auf 10,000 Mann gesunken; von Wurmser war trotz seines letzten Briefes nichts zu sehen noch zu hören, vielmehr mußte man schließen, da man sicher mehr als 20,000 Franzosen, mithin die feindliche Hauptmacht, sich gegenüber hatte, und diese rechts und links im Vordrängen sah, daß durch irgend ein Mißgeschick der Feldmarschall zum Rückzug veranlaßt worden sei. Sie wiesen darauf hin, wie leicht unter diesen Umständen der Feind seine Ueberzahl zu einer Umgehung verwenden könne, welche der Colonne das Thal des Chiese, ihre einzige Rückzugsstraße, absperrte. Diesen Gründen fügte sich, wenn auch mit schwerem Herzen, General Quosdanowitsch, und befahl am 4. Morgens den gänzlichen Abmarsch nach Tyrol. Wie die Dinge einmal lagen, erhielt die Sorge seiner Officiere im Laufe dieses Tages noch eine schmerzliche Bestätigung. Durch eine feindliche Abtheilung, die von Westen her die Berge in der rechten Flanke der Oesterreicher umging, wurden in der That nicht weit hinter Gavardo 3 Bataillone und 2 Schwadronen unter Oberst Knorr abgeschnitten; sie wandten sich darauf nach Süden gegen Lonato, in der schwachen Hoffnung, sich von dort aus vielleicht zu Wurmser durchzuschlagen. In Lonato stand nur ein schwacher Posten von etwa 1200 Mann, und Oberst Knorr sandte kühnlich einen Parlamentär in den Ort, um den Befehlshaber zur Capitulation aufzufordern. Dieser Befehlshaber aber war im Augenblicke kein Geringerer als General Bonaparte selbst, der eben von Castiglione dorthin zurückgekehrt war, und sich auf solche Art inmitten seiner Divisionen einer augenscheinlichen Lebensgefahr ausgesetzt sah. Indessen dieses Mal verließ ihn seine sichere Geistesgegenwart nicht. Von seinem Stabe umgeben, empfing er den Oesterreicher, herrschte ihn an, daß sein Führer durch eine solche Beleidigung des Oberfeldherrn die schlimmste Behandlung verwirkt habe, und erklärte, daß Knorr's Colonne bis auf den letzten Mann niedergemacht werde, wenn sie nicht binnen acht Minuten die Waffen strecke. Indessen zeigten sich Massena's Bataillone auf allen Seiten, und Oberst Knorr unterwarf sich seinem Geschick.

Während auf diese Art Quosdanowitsch außer Thätigkeit gesetzt wurde, war Augereau nicht minder eifrig an seine Aufgabe, die Abweisung Liptay's und Wurmser's gegangen.

Um seine Truppen möglichst vor der Hitze des Hochsommers zu bewahren, ließ er dieselben gleich nach Mitternacht am 3. August antreten, und gegen Castiglione ausrücken, so daß das Gefecht mit dem ersten Tages=

grauen begann. Liptay hatte sein Fußvolk auf den Hügeln nördlich der Stadt aufgestellt, diese selbst und das benachbarte Schloß durch kleine Abtheilungen besetzt, seine Husaren in die Ebene hinabgesendet. Die Franzosen griffen die ganze Stellung mit Ungestüm an, nahmen das Schloß beim ersten Anlauf, erfuhren aber auf allen andern Punkten den hartnäckigsten Widerstand, so daß ihre meisten Generale an der Spitze der Colonnen den Tod fanden, und erst als ihre fast dreifache Ueberzahl beide Flügel des Gegners umging, Liptay in geschlossener Ordnung, wenn auch mit starkem Verlust, in südöstlicher Richtung auf die Höhen von Solferino und Cavriana zurückwich. Es war darüber Mittag geworden; jetzt erst gelang es Augereau, die Stadt Castiglione zu erstürmen; er schickte sich darauf an, trotz der Ermüdung der von Durst und Hitze gequälten Truppen zum letzten Angriff auf Solferino vorzugehen. In diesem Augenblicke aber erhielt Liptay die erste Verstärkung durch die Spitzen der endlich herankommenden Hauptmacht Wurmser's; Oberst Schubirz wandte sich mit 1400 Mann gegen Castiglione, General Davidowitsch sandte zwei Bataillone zur unmittelbaren Verstärkung von Solferino, und kaum waren diese angelangt, so ergriff der unerschrockene Liptay nochmals die Offensive, warf das erste Treffen der Franzosen, wurde aber durch das zweite unter Augereau's persönlicher Führung wieder auf die Höhe zurückgedrängt. Damit waren für diesen Tag auf beiden Seiten die Kräfte erschöpft, die Soldaten lagen ermattet auf dem wasserlosen Gefilde, das Gefecht ging von selbst zu Ende. Im Laufe des Nachmittags erschien Wurmser selbst und ließ seine Brigade südlich von Solferino auf der Ebene von Medole Lager nehmen. Noch hoffte er auf ein Vorbrechen des General Quosdanowitsch, ließ deshalb im Laufe des 4. August seine Stellung durch Verschanzungen stärken, und sandte Nachmittags einen Befehl an General Meszaros, auf das linke Poufer zurückzukehren, und dort den Rest der Division Serrurier bei Marcaria zu beschäftigen. In der Nacht auf den 5. erhielt er die Nachricht von dem völligen Rückzuge der Division Quosdanowitsch; er hatte nun die sichere Aussicht, am folgenden Tage durch die Gesammtmacht der Franzosen angegriffen zu werden, hätte eigentlich allen Grund gehabt, sofort hinter den Mincio zurückzugehen, kam aber wieder nicht zu einem raschen Entschlusse, und ließ unthätig das Mißgeschick über sich und seine Truppen hereinbrechen. Er, der seine Operationen mit einer Uebermacht von 57,000 Mann gegen 45,000 begonnen, hatte es durch Zaudern und Verkehrtheit zu Stande gebracht, daß jetzt Quosdano=

witsch entfernt in Tyrol, eine starke Garnison unthätig in Mantua, 10,000 Mann am Po und vor Peschiera nutzlos aufgestellt waren, daß er selbst mit noch nicht 20,000 Mann gegen mehr als 30,000 den letzten hoffnungslosen Kampf zu kämpfen hatte.

Bonaparte aber erntete heute, was unter den bangen Sorgen der letzten Tage seine Einsicht und Ausdauer gesäet hatte. Noch im Laufe der Nacht wurden Augereau und Kilmaine durch 7000 Mann der Division Massena verstärkt, und schon dadurch auf gleiche Mannschaftszahl mit dem Gegner gebracht. Während nun die Verfolgung der Colonne Quosdanowitsch fast nur der schwachen Division Sauret überlassen blieb, wurde der bisher dort kämpfende Theil der Division Massena, 3000 Mann, so wie von Brescia her ein gleicher Betrag der Division Despinois ebenfalls nach Castiglione befehligt, und endlich war schon am 4. früh an Serrurier die Weisung gesandt, seine 5000 Mann von Marcaria über Guidizzolo in den Rücken der österreichischen Linken zu führen, und damit das Verderben derselben zu vollenden. Um die Aufmerksamkeit des Gegners von dieser gefährlichsten Stelle abzulenken, ließ Bonaparte am Morgen des 5. den Angriff durch Massena auf die feindliche Rechte eröffnen, und diesen durch eine Umgehung weit nach Norden bedrohen: er erreichte sofort die gewünschte Wirkung, indem Wurmser 2000 Mann seines Centrums rechtshin schob, und dadurch seinen linken Flügel erheblich bloß stellte. Während dieser Demonstrationen erschienen dann Serrurier's Truppen von Guidizzolo vorbrechend zu Wurmser's höchster Ueberraschung im Rücken der Oesterreicher; zugleich faßten Kilmaine's Reiter den Feind mit plötzlichem Anfall in der linken Flanke; etwas später wurde es Ernst auch mit der Umgehung der Rechten durch das Erscheinen der Division Despinois und der letzten Regimenter Massena's; in diesem Augenblicke schleuderte Bonaparte die Division Augereau mit voller Wucht auf das feindliche Centrum bei Solferino. An dem Ausgange konnte kein Zweifel sein. Wurmser klammerte sich an die Scholle, auf der er stand, und sträubte sich lange, den unvermeidlichen Befehl zum Rückzug zu ertheilen. Aber mit jeder Minute wuchs die Gefahr; der Sieg war unmöglich, und der einzige Ausweg, die Straße zum Mincio, durch die feindliche Umgehung im höchsten Grade bedroht. Endlich wurde dem verzweifelnden Greise der Befehl zum Abmarsch entrissen; er ging dann auf der kürzesten Linie zum Mincio, nach der Brücke von Borghetto-Valeggio, auf das härteste gedrängt durch Despinois und Massena, welche vielleicht den Ab-

ziehenden zuvorgekommen wären, hätte nicht eine Abtheilung des Blokadecorps von Peschiera zur rechten Zeit eingreifend ihren Eifer gemäßigt. So kam die Armee, im Ganzen leidlich geordnet, wenn auch nicht ohne harten Verlust, auf das östliche Ufer des Flusses zurück. Wurmser dachte einen Tag lang, sich hier noch zu halten; als aber Bonaparte die Division Massena durch Peschiera gegen die Brennerstraße vorgehen ließ, und dadurch die Oesterreicher von Tyrol abzuschneiden drohte, war kein Halten mehr, und Wurmser beeilte sich, auf verschiedenen Wegen das heimische Gebirge zu erreichen. Am 14. August standen die Armeen wieder in den Stellungen, wie sie dieselben vor dem Beginne der Operationen inne gehabt hatten, mit einem Gesammtverluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen von etwa 9000 Mann auf französischer und 10,000 auf österreichischer Seite.

Der persönliche Ruhm des französischen Feldherrn hatte durch die Tage von Lonato und Castiglione einen neuen, äußerst glänzenden Zuwachs erhalten. Je bedenklicher einen Augenblick seine Lage gewesen, je lebhafter auf die Nachricht der ersten Unfälle der Haß gegen die Franzosen sich in Genua, Rom, Neapel gerührt hatte, je wilder die Gerüchte von einer völligen Niederlage des französischen Heeres durch Europa geflogen waren: desto heller strahlte der Ruf von Bonaparte's Unbesiegbarkeit nach dem völlig unerwarteten Umschwung der Dinge. Wenn man nach dem Verlaufe der Ereignisse die Ursachen des Erfolges genauer erwägt, so ist es freilich unverkennbar, daß das Hauptverdienst desselben dieses Mal weniger dem Talente des siegenden, als der Unfähigkeit des besiegten Feldherrn gebührt. Stehe es um den theoretischen Werth des österreichischen Feldzugsplanes wie es wolle, sicher ist es, daß nach den glücklichen Gefechten des 30. Juli die Möglichkeit des glänzendsten Triumphes in Wurmser's Hand gegeben war. Wenn er, woran ihn niemand zu hindern vermochte, am 31. bei Valeggio über den Mincio ging und am 1. August mit 24,000 Mann bei Castiglione erschien — statt 4000 am 2. dorthin zu senden — so war der allgemeine Rückzug der Franzosen unvermeidlich, und sie hatten von Glück zu sagen, wenn sie durch denselben einer gänzlichen Zertrümmerung ihres Heeres entrannen. Daß Wurmser dieses Einfachste und völlig Entscheidende unterlassen, daß er zwei kostbare Tage zu nichts Anderem als zu einer heillosen Zersplitterung seiner Kräfte verwenden würde, dies konnte kein menschlicher Verstand voraussehen, eben weil es nicht den mindesten verständigen Grund

hatte. Wenn also Bonaparte seine Maßregeln seit dem 31. nach dieser Voraussetzung einrichtete, so kann man das nicht eigentlich geniale Berechnung, sondern nur glückliches Hazardspiel nennen, zu dem er sich denn auch, wie wir gesehen haben, unter steter peinlicher Besorgniß nur deshalb entschloß, weil auf jedem andern Wege sich zuletzt ebenso schlimme Aussichten zeigten. Daß er weniger hastig als Augereau in die Partie eintrat, wird man ihm nur zur Ehre anrechnen können; denn, wie gut dem Soldaten auch ein blindes Vertrauen auf die eigne Kraft und die Gunst des Glückes stehen mag, die Pflicht des Feldherrn ist es, kühn und klug zugleich zu sein, zugleich zu rechnen und zu wagen. Es war die Stimmung des ächten Kriegsmannes, wenn Augereau ausrief: lieber sterben als weichen; aber daß man schließlich nicht starb, sondern siegte, war auf der französischen Seite das Werk Bonaparte's.

Was die Ergebnisse des Kampfes betraf, so war den Oesterreichern die Vertreibung des Feindes aus Italien mißlungen, aber eben so wenig hatte ihnen Bonaparte eine eigentliche Niederlage zu bereiten vermocht. Er hatte ihren Angriff abgewehrt, das war Alles. Die schlimmste Folge des Kampfes für die Oesterreicher wurde im Augenblicke noch gar nicht sichtbar: sie bestand darin, daß bei den Truppen das Vertrauen zu den Führern auf lange zerstört, und damit das wesentlichste Element innerer Festigkeit der Armee entrissen war. Es war kein Wunder, bei so kläglicher Enttäuschung nach den hochfliegenden Erwartungen der ersten Tage. Dieselben Schaaren, welche am 3. und 5. bei Castiglione den kräftigsten Heldenmuth bewährt, lösten sich am 7. und 8. bei Peschiera und an der Etsch nach den ersten Schüssen in wilder Verwirrung auf. Dazu kam eine ganz unbesiegliche innere Zerrüttung des Officiercorps [1]). Die Mehrzahl erging sich in Eigenwilligkeit und Zuchtlosigkeit; in großer Anzahl entzogen sie sich dem Dienste, verließen ohne Urlaub ihre Truppentheile, erfüllten ihre Quartiere mit lauten Schmähungen über die Unbrauchbarkeit der Generale und die abscheuliche Politik der Regierung. Es war die langsam herangereifte Frucht einer Kriegführung, welche drei Jahre lang stets im entscheidenden Augenblick die frische Kraft des militärischen Handelns zurückgehalten hatte; mochte man noch so fest an die politischen

---

[1]) Vivenot, Thugut etc. 477, 482, 485, 492. Herrmann, diplomatische Correspondenzen 543 ff.

Gründe des Verfahrens geglaubt haben, jetzt mußte man die Folgen ertragen. Noch einmal hatte der tüchtige Grundstoff sich in rühmlichem Unglück bewährt: nachdem aller Muth endlich doch in Mißlingen geendigt, war diese Armee für die ganze fernere Dauer des Krieges aus den Fugen.

So für die Zukunft. Für die Gegenwart konnte Wurmser trotz aller Fehler und Unglücksfälle die nächste Aufgabe seines Angriffs als gelöst bezeichnen. Mantua war dicht vor der Katastrophe errettet, die Besatzung erfrischt und gestärkt, und was die Hauptsache war, durch den Verlust des Geschützparks für's Erste eine neue Belagerung unmöglich gemacht worden. Allerdings hatte Bonaparte gleich nach Castiglione die Einschließung des Platzes durch die Division Serrurier, jetzt unter General Sahuguet, erneuert, indessen konnten lange Monate vergehen, ehe der Hunger die Vertheidiger zur Ergebung zwang. Bis dahin war Bonaparte nach wie vor an die Etschlinie gefesselt, da das Blokadecorps ein volles Viertel seines kleinen Heeres in Anspruch nahm, und dazu der Haß der Italiener gegen die Franzosen damals Verstärkung aller Garnisonen nöthig machte. Mit einem Worte, Mantua hinderte Bonaparte fort und fort an jeder größeren Offensivbewegung: in dem Augenblicke, wo Jourdan und Moreau auf deutschem Boden den Kaiserstaat so schwer bedrohten, war dieses negative Ergebniß für Oesterreich von hoher Bedeutung. Der rastloseste, kühnste, gefährlichste Widersacher war beinahe für ein halbes Jahr im Ganzen und Großen zur Unbeweglichkeit verurtheilt; er mußte abwarten, wann und wo es Oesterreich gefiel, ihn anzugreifen, und konnte höchstens an kurze Vorstöße gegen die feindlichen Grenzlande denken.

Das Bewußtsein dieses Verhältnisses spricht sich deutlich in einem Schreiben Bonaparte's an das Directorium vom 14. August aus. Er meldet die neue Einschließung Mantua's: im Uebrigen zeigt er sich abhängig von den Ereignissen in Deutschland. „Wenn eine Division des Rheinheers, sagt er, nach Innsbruck käme, und dadurch Wurmser nach Osten abdrängte, dann würde ich einen Plünderungszug gegen Triest unternehmen. Wenn Erzherzog Carl gänzlich geschlagen, Innsbruck mit großen Massen besetzt, Regensburg von Jourdan genommen würde, dann könnte auch ich von Triest gegen Wien marschiren.“ Wie man sieht, ist er weit entfernt davon, so große Dinge zur Zeit zu beantragen, er gibt nur an, was etwa für ihn erreichbar sei, im Falle entscheidender Schläge

in Deutschland [1]). Umgekehrt forderte ihn das Directorium durch ein Schreiben vom 15. August auf, seinerseits zu solchen Erfolgen in Deutschland durch einen Angriff auf Wurmser in Tyrol beizutragen. Bonaparte, dessen Berichte stets auf die Erzielung greller und heftiger Effecte berechnet waren, hatte auch dieses Mal die Verluste des Feindes und die Folgen des Sieges gewaltig übertrieben; das Directorium hielt Wurmser's Heer für so völlig aufgelöst, daß es den General Bonaparte schon im Innthal zu erblicken, und Wurmser zwischen dem italienischen und dem Rheinheer rettungslos verloren glaubte. Am 17. und 23. wiederholte es diese Ermahnungen; damals hatte der Erzherzog Carl einige Verstärkungen erhalten; in Paris begann man zu fürchten, daß vielleicht auch Wurmser sich nordwärts wenden und Moreau's Verlegenheiten mehren könnte, und forderte Bonaparte dringend auf, einer solchen Gefahr durch einen Angriff auf Südtyrol zuvorzukommen und bis dahin die Razzia gegen Triest zu verschieben. Bonaparte antwortete am 26., daß er in hohem Grade neuen Truppennachschubs bedürfe, sonst aber mit den italienischen Verhältnissen zufrieden sei, und deshalb sich ohne Zaudern gegen Wurmser erheben werde. Er hatte übrigens einige Ersatzmannschaften und Verstärkungen erhalten, so daß trotz eines hohen Krankenstandes der Verlust der letzten Kämpfe ziemlich ausgeglichen war; er konnte nach Abzug der Blokadetruppen und Garnisonen etwa 32,000 Mann zu der Offensive gegen Tyrol verwenden. Davon sollten Augereau und Massena das Etschthal hinaufziehen, die Division Sauret aber, jetzt unter General Vaubois, am Westufer des Gardasee's vordringen, und über Riva nach Mori rücken, um sich dort mit Massena zu vereinigen. General Kilmaine würde mit 3000 Mann zur Deckung der Etsch zwischen Verona und Legnago zurückbleiben. Am 31. waren alle Vorbereitungen getroffen; Moreau hatte kräftige Mitwirkung von Norden her zugesagt; Bonaparte meldete dem Directorium, daß seine Colonnen am 2. September den Angriff beginnen würden, hoffentlich mit um so rascherem Erfolge, als Wurmser eine seiner Divisionen aus Tyrol entfernt, und, wie es scheine, um Triest zu decken, bei Bassano an der Brenta aufgestellt habe.

---

[1]) Clausewitz S. 133 und Rüstow S. 247 sagen ohne Weiteres: Bonaparte hatte . . große Pläne, er wollte auf Triest marschiren, dann Wien bedrohen. Das oben citirte Schreiben zeigt jedoch, daß Bonaparte solche Möglichkeiten nur für den Fall vorausgegangener großer Siege in Deutschland andeutete.

Er ahnte noch nicht, was diese Aufstellung an der Brenta in Wahrheit bedeutete.

In Wien war nach Wurmser's ersten Berichten der Jubel, nach seinen letzten der Schmerz und die Bestürzung groß gewesen. Indessen ließ man den Muth nicht sinken, da ja Wurmser's Armee, wenn auch zurückgeworfen, doch nicht zerstört war. In großer Eile sandte man ihr aus den nächsten Garnisonen des Innern einige Verstärkung zu, und bereits am 19. August unterzeichnete der Kaiser den Befehl an Wurmser, so rasch wie möglich einen zweiten Versuch zur Rettung Mantua's zu machen. Fortdauernd bildete für die damalige österreichische Politik Italien den interessantesten Kriegsschauplatz; es war einleuchtend, daß unter den gegebenen Verhältnissen der Verlust Mantua's mit dem Verluste Italiens gleichbedeutend sein würde; eine solche Katastrophe sollte mit Hintansetzung jeder andern Rücksicht verhütet werden. Wurmser war etwas verwundert, als er diese drängenden Weisungen empfing, da ja Mantua, mit einer Besatzung von 16,000 Mann, und auf mehrere Monate mit Lebensmitteln versehen, zur Zeit gar nicht gefährdet war, so daß, beiläufig gesagt, gar nichts im Wege gestanden hätte, etwa 20,000 Mann zur Deckung des Etschthals gegen Bonaparte zurückzulassen, und mit 30,000, eben wie es das Directorium damals befürchtete, in Moreau's Rücken zu operiren [1]. Aber der Befehl des Kaisers schloß jeden Widerspruch aus. Er wurde dem alten Marschall durch den Ingenieurgeneral Lauer überbracht, welcher an Weirother's Statt die Geschäfte des Generalstabs leiten und den neuen Operationsplan mit ziemlich unbeschränkter Vollmacht feststellen sollte. Leider war diese Wahl keine glückliche. Eine rasche Offensive wurde beschlossen, so wenig es mit Mantua drängte, hauptsächlich weil man fürchtete, nach einigen Wochen in Innsbruck durch das feindliche Rheinheer bedrängt zu werden, und dann zu einer Operation in Italien außer Stande zu sein. Dann aber theilte man die Armee, wie es früher Weirother gethan, und setzte sich auf's Neue der Gefahr aus einzeln geschlagen zu werden. Um es aber doch anders zu machen als Weirother, stellte man zwar wie dieser die eine Colonne im Etschthale auf, ließ jedoch die andere nicht westlich durch das Thal des Chiese, sondern östlich durch das Thal der Brenta in die Ebene vordringen. Die beiden Massen waren demnach ganz so weit von einander entfernt wie das erste

[1]) Urtheil des General Clausewitz.

Mal; der wesentliche Unterschied zwischen beiden Entwürfen bestand nur darin, daß jetzt die zweite Colonne nicht wie damals die Rückzugslinie des Feindes bedrohte. Am 1. September war dieser Plan fertig, und die Division Meszaros (10,600 Mann) bereits in Bassano angelangt, die Division Sebottendorf (4700 Mann) auf dem Marsche dorthin im Brentathal, die Division Quosdanowitsch (4600 Mann) mit gleicher Bestimmung noch in Trient, welcher Ort bekanntlich nur durch einen breiten Bergrücken von den Quellen der Brenta getrennt ist. Mit diesen 20,000 Mann also wollte Wurmser selbst von Bassano aus sich gegen die untere Etsch in Bewegung setzen, den Strom bei Legnago überschreiten und auf Mantua marschiren. Während dann 7800 Mann in drei Abtheilungen die andern Grenzen Tyrols bewachten, sollte General Davidowitsch mit 13,000 das Etschthal sperren, und sobald Wurmser's Angriff sich entwickelte, den Strom hinab gegen Verona vordringen. Dessen Truppen standen einstweilen in kleinen Abtheilungen staffelförmig vertheilt bei Roveredo, San Marco, Ala auf dem linken, die Brigade des Fürsten Reuß auf dem rechten Etschufer bei Mori, mit ihren Vorposten westwärts nach dem Thale der Sacra. Zum Beginne der Operationen war der 6. September bestimmt.

Gleichzeitig also schickten sich beide Gegner, ohne die Pläne des Andern zu kennen, zur Offensive an. Nur ging es hier wieder, was Zeit und Schnelligkeit betraf, wie bei Ettlingen und Castiglione: die Franzosen kamen den Oesterreichern dieses Mal um mehrere Tage zuvor, und schmetterten demnach mit ihren Angriffsmassen in die getrennten und lockern Marschcolonnen des Gegners hinein. Vom ersten Augenblicke an war ihre Ueberlegenheit entschieden.

Vaubois (11,000 Mann) erreichte, die nördliche Spitze des Gardasee's umgehend, schon am 3. September das rechte Etschufer bei Mori, indem er die Vorposten des Fürsten Reuß ohne alle Mühe zerstreute. Ebenso leicht drängte an demselben Tage Massena (13,000 Mann) den mit 1500 Mann bei Ala aufgestellten Obersten Vukassewitsch im Etschthale selbst bis San Marco zurück, so daß am Abend die beiden französischen Divisionen nur noch durch den Strom getrennt waren. Am 4. ging es weiter, gegen San Marco, wo zu dem weichenden Vukassewitsch jetzt General Spork sich gesellte; beide aber hatten noch nicht die halbe Stärke des Gegners und wurden mit bitteren Verlusten auf Roveredo zurückgeworfen. Hinter diesem Orte hatte Davidowitsch den schmalen, zwischen Fluß und Felsen eingebetteten Engpaß von Pietra mit 1700

Mann besetzt, und ließ hiedurch gedeckt die Reste der geschlagenen Brigaden, etwa 5000 Mann, eine halbe Stunde stromaufwärts bei Caliano Lager nehmen und abkochen. In diesem Augenblicke aber langte Bonaparte selbst bei Massena an, dessen Truppen ebenfalls sich eine Ruhepause gönnten, besichtigte den Paß und befahl den sofortigen Angriff. Er ließ die Felsen an der rechten Seite desselben von seinen Tirailleuren erklettern, die Fronte durch ein heftiges Geschützfeuer mürbe machen, und brach dann in plötzlichem massivem Anlaufe hindurch. Die Besatzung zerstreute sich in aufgelöster Flucht; die französische Reiterei langte gleichzeitig mit ihr im Lager von Caliano an, und sprengte die überraschte Mannschaft in kurzem Handgemenge völlig auseinander. Ein Theil flüchtete über die Berge in das Brentathal, 6000 Mann und 25 Kanonen fielen in die Hände der Franzosen, Davidowitsch hatte von 13,000 höchstens noch 5000 Mann zusammen. Eben in dieser Stunde reiste Wurmser von Trient nach Bassano ab; er erfuhr noch in Trient, daß sein Unterfeldherr aus Caliano hinausgedrängt sei, hielt aber das Unglück nicht für so erheblich, und gab seinen Angriffsplan nicht auf; er begnügte sich, Davidowitsch den Befehl zurückzulassen, Trient mit aller Anstrengung zu behaupten, und eilte dann über das Gebirge in das Brentathal. Seine Weisung war ohne Zweifel sehr zweckmäßig, da Trient den Knotenpunkt der beiden Straßen der Etsch und der Brenta bildet, durch seinen Verlust also Wurmser die nächste Verbindung mit Tyrol einbüßte: wäre der Befehl nur ebenso ausführbar wie angemessen gewesen. Davidowitsch aber war mit allen seinen Officieren einverstanden über die Unmöglichkeit, mit den völlig entmuthigten Trümmern seines Corps der jetzt mehr als vierfachen Uebermacht zu widerstehen. Er räumte den Ort, versuchte am 5. September noch einmal einen Kampf eine Meile weiter nördlich in der festen Stellung von Lavis, und wich dann, auch hier geschlagen, in der Richtung auf Botzen bis nach Neumarkt zurück. Bonaparte kam persönlich am 5. Mittags in Trient an, erfuhr hier Wurmser's Abmarsch nach Bassano, und faßte auf der Stelle seinen Entschluß über die weiteren Maßregeln.

Nach der wiederholten Weisung des Directoriums, in Innsbruck die Vereinigung mit Moreau's rechtem Flügel zu suchen, hätte er die Verfolgung des Generals Davidowitsch auf Botzen, Brixen, den Brenner fortsetzen müssen. Allein so oft er früher ein solches Unternehmen als möglich und glorreich gepriesen hatte, so wenig schenkte er jetzt der Verwirklichung desselben auch nur eine minutenlange Erwägung. Dort im Norden war Alles

ungewiß; es war ungewiß, welche Verluste er im Hochgebirge bis Innsbruck erleiden, ungewiß, wie er bei seiner Ankunft daselbst Moreau's Angelegenheiten vorfinden würde. Sicher aber war, daß unterdessen Wurmser unangefochten Mantua deblokiren, die dortige Besatzung an sich ziehen, die gährenden italienischen Staaten mit sich fortreißen könnte. Das alte Verhältniß setzte sich fort: Italien und Mantua hielt den französischen Feldherrn unwiderstehlich fest. Noch am 5. Abends beschloß er, dem Marschall Wurmser durch das Brentathal auf Bassano zu folgen, befahl Augereau, der bisher die Nachhut gebildet hatte, über das Gebirge nach Levico zu ziehen und sich an die Spitze der Verfolgung zu setzen. Dann sollte Massena, von Lavis zurückgerufen, sich ihm anschließen, die einzige Division Vaubois vor Trient zur Beobachtung des Corps Davidowitsch zurückbleiben.

Massena und Augereau zählten im Ganzen etwa 20,000 Mann, also eben so viele Köpfe wie Wurmser. Aber sie waren beisammen, während Wurmser's drei Divisionen weit von einander sich im Marsche folgten. Meszaros war am 6. September [1]) schon fünf Meilen über Bassano hinaus auf dem Wege zur Etsch in Olmo, bei Vicenza, Sebottendorf in Bassano selbst, Quosdanowitsch zwei Meilen vor Bassano in Primolano. Wurmser erfuhr hier zu seiner großen Beunruhigung den weiteren Rückzug Davidowitsch's und den Verlust Trient's, und vermuthete ganz richtig, daß Bonaparte mit seiner Hauptmacht sich jetzt die Brenta hinab gegen ihn wenden würde. Aber auch hier zeigte er auf's Neue, daß er kein Mann des raschen und ganzen Entschlusses war. Alles wäre darauf angekommen, die vorhandenen Streitkräfte ohne den mindesten Zeitverlust zu vereinigen, entweder rückwärts in fester Stellung zur Schlacht gegen Bonaparte, oder vorwärts zu eiligem Zuge auf Legnago und Mantua. Wurmser aber, im unklaren Wunsche, Beides zu verbinden, that weder das Eine noch das Andere. Er ließ Meszaros, eine ganze Hälfte seines Heeres, am 7. ungestört nach Montebello weiter marschiren; er zog Quosdanowitsch nach Bassano heran, befahl ihm aber, in Primolano und Cavallo die Hälfte seiner Division unter Oberst Gavasini als Deckungsposten zurückzulassen, und blieb mit kaum 7000 Mann in schwankenden Erwägungen den Feind erwartend bei Bassano stehen.

So kam denn das Unheil in reißendem Zuge über ihn. Augereau (9000 Mann) hatte schon am 6. den ersten österreichischen Posten bei Levico

[1]) Rüstow 257 sagt am 5., dagegen hat Wurmser's Depesche an den Kaiser, Vivenot 489, das Datum des 6.

verjagt, traf am 7. in Primolano auf Gavasini's 3000 Mann, und richtete sie völlig zu Grunde; ja er erreichte noch an demselben Abend Cismone, wo sich im Laufe der Nacht General Massena mit ihm vereinigte. Wurmser hatte unterdessen seine geringen Streitkräfte noch weiter verzettelt, und eine Stunde oberhalb Bassano 1500 Mann unter Bayalitsch auf dem linken, 2000 unter Rovertera auf dem rechten Ufer der Brenta aufgestellt, während Sebottendorf mit 3500 dicht vor der Stadt ein Lager bildete. Rastlos wie immer ließ Bonaparte am 8. September schon um 2 Uhr Morgens die Division Augereau zum Marsche antreten, durch eine Fuhrt auf das rechte Ufer hinübergehn, und um 7 Uhr das Feuer gegen Rovertera eröffnen; Massena folgte dicht hinter seinen Genossen und stürzte sich auf Bayalitsch. Bei dem gewaltigen Mißverhältniß der Kräfte war der Kampf in einer halben Stunde entschieden; was nicht getödtet oder gefangen wurde, stob in völliger Auflösung nach allen Winden auseinander. Etwa 2000 Mann mit General Quosdanowitsch retteten sich ostwärts nach Treviso, von wo sie dann hinter den Isonzo zurückgeführt wurden; ein Theil der Flüchtlinge warf sich nach Bassano und brachte dort die ganze Stadt in wilde Verwirrung; die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße, fielen auf das eben abziehende Fuhrwerk der Armee, und machten gefangen, was ihnen unter die Hände gerieth. Die Trophäen dieses Tags bestanden in 35 Kanonen, 2 Brückentrains, 200 Wagen, 7 Fahnen, 3000 Gefangenen. Wurmser und Sebottendorf entkamen mühsam mit etwa 2000 Mann, und beeilten sich über Citadella die Straße von Vicenza und die Division Meszaros zu erreichen.

Der Marsch auf Mantua war für den Marschall jetzt nicht mehr ein Entsatzversuch zu Gunsten der Festung, sondern die letzte Möglichkeit der eignen Rettung. Mit dem Aufgebot aller Kräfte ging der ruhelose Zug auf Legnago, wo man am Abend des 10. September glücklich eintraf und ohne Aufenthalt die Etsch überschritt. Es zeigte sich bald, daß man nicht eine Minute hätte verlieren dürfen. Denn auch Bonaparte hatte von Bassano aus die Verfolgung ohne irgend einen Zeitverlust fortgesetzt, und ebenfalls am 10. ging auch Massena etwas weiter stromaufwärts bei Ronco über die Etsch, und wandte sich rasch nach Süden, um Wurmser's Marschcolonne in die Flanke zu fallen, während der schleunigst benachrichtigte Sahuguet ihrer Spitze entgegen träte. Aber es war, als hätte die schmähliche Flucht von Bassano das Ehrgefühl der Division Meszaros doppelt gestählt; die Brigade Ott wies am 11. bei

Cerea alle Angriffe Massena's mit unerschütterlicher Festigkeit zurück; der Marsch ging weiter; am 12. trieb General Ott mehrere Abtheilungen Sahuguet's bei Roncoferraro auseinander; am 13. war das ganze Armeecorps in und um Mantua vereinigt. Mit der Besatzung zusammen zählte es außer 9000 Kranken und Verwundeten, wieder 22,000 Mann in dienstfähigem Stande. Der Marschall wünschte diese Masse nicht ganz in dem höchst ungesunden Orte einzuschließen, und bezog ungefähr mit der Hälfte ein Lager am linken Ufer der Seen, zwischen der Citadelle und dem Fort S. Giorgio. Hier aber wurde er von der gesammten französischen Macht, da Bonaparte ihn nicht außerhalb der Mauern dulden wollte, am 15. angegriffen, und mit einem Verluste von 2500 Mann zum schließlichen Rückzug in die Festung genöthigt.

Dieses Mal also war die Niederlage vollständiger als bei Castiglione. Als das Unternehmen begann, hatten die Oesterreicher 16,000 Mann in Mantua, 39,000 Mann in Tyrol, 1100 Mann in Kärnthen. Am Schlusse desselben zählten sie in Mantua 22,000 Streiter, hinter dem Isonzo 3000, in Tyrol 16,000 Mann. Fast 100 Geschütze und das gesammte Material der Armee war verloren, der Geist der Officiere und Mannschaft auf das Tiefste gesunken. So brav und eifrig und standhaft der alte Wurmser war, so unklar und unentschlossen hatte er sich gezeigt: Oesterreich hat nicht viele schlimmere Heerverderber als ihn gehabt.

„Bonaparte's Benehmen, sagt Clausewitz, gegen diesen zweiten Angriff der Oesterreicher ist über alles Lob erhaben. Er wählt das Entscheidende, weil er seiner Sache gewiß ist, und führt es mit einer Kraft und reißenden Schnelle aus, die ihresgleichen nicht hat."

Italien war den französischen Waffen auf's Neue unterworfen; zum zweiten Male hatte Bonaparte das so rasch eroberte Land mit eiserner Festigkeit behauptet. In Frankreich zweifelte niemand mehr an der Unbesiegbarkeit des jungen Helden, und damit der Unüberwindlichkeit der Republik. Aber die Vorstellung des Directoriums, Bonaparte's und Moreau's Heer zusammenrücken zu lassen und dadurch große Erfolge auf dem deutschen Kriegsschauplatze herbeizuführen, diese Vorstellung, welche Bonaparte demselben im Beginne seines Feldzugs in unbestimmtem Glanze hatte auftauchen lassen, sie hatte sich im Augenblicke ihrer Verwirklichung als eine Chimäre gezeigt. In denselben Tagen, in welchen die Triumphe von Bassano Frankreich mit neuem Jubel erfüllten, sollte das Directorium auf deutschem Boden die bittern Früchte jener Täuschung erleben.

Sechstes Capitel.

Siege des Erzherzogs Carl.

Wir verließen die in Deutschland kämpfenden Heere, zu Anfang August, den Erzherzog Carl nicht weit von der Donau, bei Nördlingen, und ihm bedächtig folgend den General Moreau auf den Abhängen der rauhen Alb im Marsche gegen Neresheim, die beiden andern Streiter aber, den General Wartensleben im Rückzug von Bamberg auf Nürnberg, hitzig verfolgt von der Sambre= und Maasarmee, damals, während einer Krankheit Jourdan's, unter Kleber's Leitung.

Eben jetzt empfing der Erzherzog die Nachricht von Wurmser's erstem hoffnungsvollem Vordringen gegen Verona und Mantua, und da Wartensleben bei der südlichen Richtung seines Rückzugs sich von Stunde zu Stunde ihm annäherte, so kam in gleichem Maße auch Carl's Erwägung näher an den Entschluß heran, jetzt endlich zur Ausführung des großen Planes, zur Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere zu schreiten. Wenn Wartensleben erst in Nürnberg stand, so konnte er in drei Tagemärschen das nur noch eilf Meilen entfernte Nördlingen erreichen und mit dem Erzherzoge verbunden Moreau überwältigen, worauf dann Jourdan in die gefährlichste Lage, die sich denken ließ, gekommen wäre.

Aber der Erzherzog sollte noch mehr als eine Stunde bitterer Unsicherheit erleben, ehe seine Wünsche zur Verwirklichung gelangten. Sein Unterfeldherr war durch die Eröffnung des großen Planes völlig überrascht, und in seinem eignen Gedankengange auf das Gründlichste gestört worden. Er war ein alter, unter den Waffen ergrauter Soldat, rüstig und muthig, aber von engem und ungebildetem Geiste: bei der vom Erzherzog gewünschten Bewegung sah er nur auf die nächste Gefahr, die Bloßstellung

Böhmens wenn er nach Südwesten abzog, den möglichen Verlust der an der Grenze aufgehäuften Magazine, die Schädigung kaiserlichen Erblandes durch Contributionen, Plünderung und Verwüstung [1]). So ging er nur mit innerem Widerstreben auf die Gesichtspunkte seines Vorgesetzten ein und war höchst geneigt, jedes Hinderniß, das sich der Vollziehung seiner Weisungen in den Weg stellte, zu überschätzen. Am 7. August war er nach Forchheim, ungefähr halbwegs zwischen Bamberg und Nürnberg, gekommen, als auf seiner Linken die französische Reiterei die westliche Flanke seiner Aufstellung bedrohte, und dadurch eine entfernte Möglichkeit entstand, bei dem weiteren Zug auf Nürnberg in Seite und Rücken belästigt zu werden. Dies reichte für Wartensleben hin, die bisher genommene südliche Richtung aufzugeben und sich ostwärts in das damals sehr unwegsame Hügelland der Oberpfalz zu werfen, welches sich zwischen der Rednitz und der Naab ausdehnt und für die Artillerie nur eine einzige brauchbare Straße in der engen Niederung des Pegnitzflusses darbot. Er mußte hier neun Meilen weit, bis Amberg, marschiren, ehe er wieder eine südwärts zur Donau ziehende Straße antraf: er näherte sich allerdings nach seinem eigenen Herzenswunsch der böhmischen Grenze, aber er verdreifachte die Entfernung zwischen seiner Armee und dem Erzherzog. Ja, bei der Enge des Pegnitzthales hätte Jourdan ihn ohne irgend welche Gefahr durch eine einzige Division verfolgen, mit der Hauptmasse seines Heeres aber zu Moreau hinüberziehn und den großen Plan des Erzherzogs auf dessen eignes Haupt zurückwerfen können.

Der Erzherzog war auf das Tiefste betroffen, als er diese Nachrichten erhielt [2]). Was schon durch die Rücksicht auf Tyrol das zumeist Wünschenswerthe gewesen wäre, Wartensleben's Heranziehen zur Bekämpfung Moreau's, daran war jetzt schlechterdings nicht mehr zu denken. Sollte die Vereinigung überhaupt noch versucht werden, so mußte vielmehr umgekehrt der Erzherzog zu Wartensleben und zur Ueberwältigung Jourdan's hinübereilen, auf die Gefahr hin, daß dann Moreau durch Baiern hindurch die Straße nach Innsbruck aufsuchte. Um aber für diese Bewegung etwas Raum und Luft zu gewinnen, faßte Carl am 10. August den Beschluß, folgenden Tages einen unvermutheten Angriffsstoß mit ganzer Kraft gegen Moreau zu führen, diesen, wenn nicht völlig zu

---

[1]) Grundsätze der Strategie II, 296.

[2]) Ebendaselbst II, 300 ff.

schlagen, so doch hart zu beschädigen, und dann, ohne ihn weiter zu verfolgen, schleunigst den Marsch zu Wartensleben anzutreten. Wesentlich begünstigt wurde dies Vorhaben durch die damals erfolgende Ankunft des Generals Frelich bei der Armee [1]), welcher, wie wir uns erinnern, bei Moreau's Rheinübergang durch das Kinzigthal nach Oberschwaben ausgewichen war, verfolgt durch den rechten Flügel des Feindes unter Ferino. Der Letztere hatte auf Befehl des Directoriums zur ausgedehnteren Plünderung des Landes seine Streitkräfte bis zum Bodensee verzetteln müssen, während Frelich längst die Weisung hatte, möglichst bald sich mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Der Erzherzog, dessen Divisionen theils durch Krankheiten, theils durch den Abfall der Schwaben und Sachsen stark zusammengeschmolzen waren, sah sich durch Frelich's Ankunft wieder auf 42,000 Mann verstärkt, so daß ein Angriff auf Moreau's 46,000 nicht von vornherein für hoffnungslos gelten konnte [2]). Die Absicht war, bei dem ersten Morgengrauen den über eine Strecke von acht Wegstunden zersplitterten Feind zu überraschen, wobei Frelich, über die Donau vorbrechend, ihn in seiner rechten Flanke fassen sollte. Die Ueberraschung freilich wurde den Oesterreichern zu Wasser; ein entsetzliches Gewitter mit strömenden Regengüssen tobte die Nacht hindurch und machte alle Wege zu Sümpfen, so daß man erst sechs Stunden später, als die Absicht Carl's gewesen, an den Feind gelangte. Die Umgehung der feindlichen Flanke gelang indessen in der gewünschten Weise; General Riese warf die Division Duhesme zurück und ließ seine leichten Truppen weit hinaus in den Rücken der Franzosen streifen, so daß deren Munitionscolonnen und Fuhrwesen in wilder Verwirrung gegen die Alb zurückflohen. Wenn in diesem Augenblick der Erzherzog mit überlegenen Massen gegen das feindliche Centrum unter St. Cyr bei Neresheim vorgegangen wäre, so hätte ein großer Erfolg gewonnen werden können: Carl aber hatte seine Colonnen ebenso weit wie der Gegner auseinandergelegt und erlangte deshalb an keinem Punkte eine entschiedene Ueberlegenheit. Der stets solide, stets unerschrockene St. Cyr ließ sich also durch alles Getümmel in Seite und Rücken nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen,

[1]) Vgl. darüber St. Cyr III, 142.

[2]) Diese Zahlen gibt der Erzherzog II, 298. Jomini VIII, 245 hat für jede Partei 10,000 mehr, wie ich vermuthe, durch Hinzurechnung der Kranken, Detachirten u. s. w., da er S. 255 die Zahl der kämpfenden Oesterreicher selbst nur auf 36,000 angibt.

und so wenig Moreau ein genialer Feldherr war, so sicher behauptete er in solchen Bedrängnissen seine kaltblütige Ruhe: genug, die Angriffe der Oesterreicher, die an sich ohne großes Ungestüm und nur mit langen Unterbrechungen erfolgten, wurden unerschütterlich zurückgewiesen. Gegen Abend ließ das Feuer auf allen Punkten nach; die Oesterreicher bivouakirten auf dem Schlachtfelde im Angesicht des Feindes, und die französischen Generale beriethen, wie man am folgenden Morgen den Erzherzog durch Andrängen gegen seinen rechten Flügel zum Rückzug nöthigen könne.

Indessen war Carl nicht gesonnen, das Spiel an dieser Stelle weiter fortzusetzen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen im Hinblick auf Wartensleben. Dieser hatte in Amberg kurzen Halt gemacht, meldete jedoch ein über das andere Mal, daß er sich dort nicht behaupten könne, daß er den Rückzug nach Böhmen für unvermeidlich halte. Damit hätten Carl's Wünsche definitiv den Gnadenstoß bekommen; er beschloß, nicht einen Tag mehr zu verlieren; er sandte an Wartensleben dringende Weisung, um jeden Preis bei Amberg festzuhalten, und zog am 12. August früh Morgens vom Schlachtfelde hinweg nach Donauwörth. St. Cyr sah von seinen Höhen herab auf die feindlichen Massen, die in langen Colonnen der Donau zueilten, er hatte keinen lebhafteren Wunsch als schleunige Verfolgung, empfing aber von Moreau die Meldung, daß er den gestern verabredeten Angriff aus entscheidenden Gründen aufgegeben habe. Die französischen Truppen blieben den 12. August unbeweglich in ihren Stellungen; in der That waren sie eines kurzen Ausruhens höchst bedürftig; noch mehr aber als ihre Müdigkeit fielen für Moreau die immer wiederholten, immer dringenderen Befehle des Directoriums in das Gewicht, welche hier wie bei Jourdan eine verhängnißvolle Entscheidung herbeiführen sollten.

Wie wir vorher bemerkten, hatte Kleber, nachdem sein Gegner von Forchheim nach Amberg gewichen, freie Bahn, um sich in vier raschen Märschen mit Moreau zu vereinigen, und dann durch doppelt übermächtigen Angriff auf Carl den Feldzug und vielleicht den Krieg zu beendigen. Allein in diesem Augenblick übernahm Jourdan das Commando wieder und empfing sofort Pariser Depeschen, gegen deren gebieterische Aufträge er keinen Ungehorsam wagte[1]). Es wurde darin erörtert, daß es nicht

---

[1]) Die Briefe des Directoriums sind theilweise abgedruckt in (Jourdan) mémoire p. 295 ff.

hinreiche, einem zurückweichenden Feinde Land abzugewinnen, oder durch einzelne Gefechte dessen Rückzug zu beschleunigen: Alles komme vielmehr darauf an, ihn durch heftiges Nachstürmen zu einer großen Schlacht zu bringen und ihn in dieser zu vernichten oder auseinander zu sprengen. Gleichviel also, ob Wartensleben gegen Böhmen ausweiche oder sich dem Erzherzog annähere, stets solle man ihm dicht an den Fersen bleiben, mit der Hauptmasse auf Regensburg dringen und selbst bis Passau vorgehn, zugleich ein Seitencorps gegen Böhmen entsenden und dort Contributionen erheben, übrigens aber durch Streifparteien Fühlung mit Moreau's linkem Flügel suchen. Man kann nicht behaupten, daß diese Befehle sich in allen Beziehungen durch genaue Bestimmtheit auszeichneten: nur in der Hauptsache, in dem einen Alles entscheidenden Punkte schlossen sie mit höchstem Nachdruck jeden Zweifel aus; sie wiesen die Hauptmasse des Sambreheeres ganz gewiß nicht südwestwärts gegen den Erzherzog, sondern ostwärts zur weitern Verfolgung Wartensleben's. Ein Bonaparte hätte sie höchst wahrscheinlich als nicht vorhanden betrachtet und seinen Ungehorsam durch die Vernichtung des Erzherzogs gerechtfertigt: Jourdan aber hatte weder die Fähigkeit noch den Charakter Bonaparte's, und daß ein Feldherr die Befehle seiner Regierung vollzieht, kann unter Umständen beklagenswerth, in keiner Lage aber ein Grund zur Anklage gegen ihn sein. Jourdan also kehrte dem ihm winkenden Triumphe den Rücken und folgte durch die schmalen Defileen der Pegnitz dem General Wartensleben auf Amberg, er selbst durchaus nicht ohne Sorgen wegen einer Bedrohung seiner südlichen Flanke durch den Erzherzog, so daß er zu seiner Deckung nach dieser Seite die Division Bernadotte bei Teining und Neumarkt aufstellte. Am 17. hatte er bei Sulzbach ein scharfes Gefecht mit der österreichischen Nachhut unter General Kray, in Folge dessen Wartensleben weiteren Rückzug hinter die Naab, nur noch wenige Meilen von der böhmischen Grenze beschloß. In Amberg erhielt Jourdan neue verschärfte Weisungen des Directoriums vom 12. August, welche jeden Gedanken an eine Umkehr bei ihm niederschlugen; am 20. sah er sich Wartensleben's Stellung gegenüber an der Naab, fand dieselbe aber so stark und wohlgedeckt, daß er sich einen Tag Bedenkzeit zur Wahl des Angriffspunktes nahm. Dann aber, am 21. August, kamen die ersten Nachrichten über das Heranrücken des Erzherzogs, und alle Offensivpläne fielen in drückender Besorgniß zu Boden.

Das Directorium aber hatte nicht bloß das Sambreheer von der

sichern Siegesbahn an die obere Donau abgehalten, es nöthigte ferner auch den General Moreau, dem Gegner zur Erdrückung Jourdan's volle Freiheit zu lassen. Seine Befehle vom 31. Juli, welche dann am 1. August wiederholt und näher entwickelt wurden, gingen dahin, daß Moreau sein Hauptgewicht auf seinen rechten Flügel legen, diesen ansehnlich verstärken und hinter dem Lech zum Angriffe auf Baiern sammeln sollte. Auf dem nördlichen Donauufer möchte ein Beobachtungscorps stehen bleiben. Das allerwichtigste Interesse sei es aber, die Straße von München nach Innsbruck zu gewinnen, dadurch alle Verbindung zwischen Carl und Wurmser abzuschneiden, jede Verstärkung der gegen Italien operirenden Oesterreicher unmöglich zu machen. Gehe Alles gut, so solle Moreau seinen linken Flügel an die Donau lehnen und mit dem rechten geradezu auf Innsbruck marschiren. Wie wir sehen, es war überall dasselbe System. Nicht Vereinigung beider Heere, sondern im geraden Gegentheil möglichst weites Auseinanderzerren derselben, Jourdan nach Böhmen und Passau, Moreau nach München und Innsbruck, übrigens einige unklare Wünsche, daß die beiden Generale kräftig und einträchtig zusammen wirken sollten. Diese Forderungen waren bereits an Moreau gelangt, als er am 12. Morgens die österreichischen Bataillone vom Neresheimer Schlachtfelde südostwärts zur Donau ziehn sah. Die Richtung dieses Marsches schien jede Gefährdung Jourdan's durch den Erzherzog auszuschließen: wenn Carl auf das südliche Ufer des Stromes hinüberging, aus welchem Grunde sollte Moreau Bedenken tragen, denselben Schritt zu thun und damit die gemessenen Vorschriften des Directoriums zu vollziehn? Seine Vorposten meldeten, daß das österreichische Heer auf Donauwörth ziehe, daß es die Stadt und die Donaubrücke passire; sie berichteten am folgenden Tag, daß nur eine starke Nachhut noch in der Stadt stehen bleibe, und dann am dritten, daß auch diese auf das rechte Ufer, die Brücke hinter sich zerstörend, zurückgegangen sei. Bereits hatte Moreau seinen Entschluß gefaßt und seine Divisionen stromaufwärts zu den nächsten Brücken von Dillingen und Lauingen in Marsch gesetzt, um von dort auf dem rechten Ufer gegen Augsburg und gegen die von dem Directorium bezeichnete Linie des Lech vorzugehn. Allerdings, am 18. August, erhielt Moreau Kunde, daß der Erzherzog mit einem Theil seiner Truppen sich wieder nach Norden gewandt habe, und gab davon ohne Zögerung dem General Jourdan Nachricht: jedoch legte er der Sache weiter keine Erheblichkeit bei und meinte, daß seine Fortschritte in Baiern den Erzherzog bald genug zurückrufen

würden. Am 19. August passirte also das Heer die Donau, und am 21. wurde unter lebhaftem Gefechte mit feindlicher Reiterei die Stadt Augsburg besetzt. So hatte Moreau in den zehn Tagen seit der Schlacht sich von dem Erzherzog um ebenso weit entfernt, wie dieser in entgegengesetzter Richtung den Heeren Jourdan's und Wartensleben's sich genähert hatte.

Bei der Eröffnung des Feldzugs hatte der Erzherzog dort auf dem linken Rheinufer den unschätzbaren Vortheil gesammelter Macht zwischen getrennten Gegnern besessen; nur vorwärts zu gehen brauchte er, um den Sieg zu ergreifen. Dann hatte er in rechnender Bedenklichkeit das Glück aus der Hand gelassen und in rascher Entwicklung der Folgen ein Viertel Deutschlands fast ohne Schwertstreich dem furchtbarsten Jammer des Krieges preisgeben müssen, stets an den Gedanken angeklammert, was er einst mit völliger Sicherheit besessen, jetzt durch ein weitschichtiges und unsicheres Wagniß wieder zu gewinnen. Nimmermehr aber wäre es ihm gelungen, das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn der Gegner fortdauernd das Richtige gethan hätte. Jedoch für seine Fehlgriffe am Rhein trug ihm jetzt das Directorium an der Donau die Dankesschuld mit Zinsen ab. Ihm fehlte die draufstürmende Rücksichtslosigkeit des revolutionären Krieges: eben dieses Draufstürmen trieb jetzt das Directorium in seiner despotischen und räuberischen Weise zur sinnlosen Karrikatur, und gab damit dem österreichischen Feldherrn die Möglichkeit, noch einmal das Geschick zu Gunsten des heiligen römischen Reiches zu wenden.

Also nicht, wie Moreau glaubte, um sich in Baiern zu vertiefen, war der Erzherzog auf das rechte Ufer der Donau hinüber gegangen, sondern lediglich um sein Vorhaben dem einen Gegner zu maskiren und zugleich gegen eine etwaige Offensive des Andern zu sichern. Denn seit Wartensleben's Abzug nach Osten konnte er nicht mehr an einen Marsch etwa von Nördlingen gerades Wegs nach Nürnberg denken. Vielmehr mußte auch er zunächst weiter ostwärts die Donau hinab bis Ingolstadt ziehn, um von dort aus den Feind bei Amberg zu treffen. Als er aber diesen Marsch am 12. August begann, konnte er noch nicht wissen, daß Jourdan's ganzes Heer die Pegnitz hinauf dem General Wartensleben gefolgt war; einige Divisionen desselben konnten unmittelbar gegen die Donau in Marsch sein; demnach erachtete der Erzherzog es für rathsamer, seinen Zug von Donauwörth bis Ingolstadt auf dem südlichen Ufer des Flusses vorzunehmen und diesen zwischen sich und die möglichen Angriffe

des Feindes zu legen. Der Zeitverlust, welchen das zweimalige Passiren der Donaubrücken verursachte, war höchst unbedeutend und wurde zehnfach aufgewogen, wenn Moreau, wie es wirklich geschah, seinerseits auf das südliche Ufer folgte, und dadurch die deutschen Führer den entscheidenden Vorsprung gewinnen ließ. Gegen ihn beauftragte der Erzherzog den General Latour mit etwa 30,000 Mann zu möglichst vorsichtiger Beobachtung und Deckung stehn zu bleiben; er selbst führte den Rest des Heeres, durch nachgeschobene Truppen des Innern auf 28,000 Mann verstärkt, bei Neuburg und Ingolstadt am 17. August auf das nördliche Ufer zurück und zog dann nordostwärts auf Neumarkt seinem Waffengefährten entgegen. Wartensleben hatte nach allen Gefechten und Strapazen noch 34,000 Mann unter den Waffen; die Regimenter des Erzherzogs brachten mithin die kaiserliche Macht an diesem Punkte auf 62,000 Mann. Da Jourdan durch Verlust im Kampfe, Krankheiten und zurückgelassene Garnisonen auf 40,000 Mann geschwächt war[1]), so wurde seine Lage um so bedenklicher, als er sich tief im feindlichen Lande befand, von einer höchst erbitterten Bevölkerung umgeben, durch den Erzherzog unmittelbar in seiner Rückzugslinie bedroht war.

Zu seinem Glücke entwickelten sich die Bewegungen des Erzherzogs weniger ungestüm als bedächtig. Carl hatte für den Marsch von Donauwörth bis Ingolstadt, sechs Meilen, fünf Tage gebraucht; er gönnte sich für die acht Meilen von Ingolstadt bis Amberg wiederum fünf Tage, da, wie er sagte, für seine Operation ebenso viel Vorsicht wie Kühnheit erforderlich war. Als er dann in die Nähe von Neumarkt kam, alarmirte er zuerst Bernadotte's Abtheilung am 21. durch eine sogenannte Recognoscirung, die kein anderes Ergebniß hatte, als dem Gegner über die ihm drohende Gefahr Nachricht zu geben, und nöthigte erst am 23. die 6000 Franzosen zum Rückzug auf Lauf und Nürnberg. Jourdan war nach dieser bedenklichen Kunde auf der Stelle von der Naab auf Amberg zurückgegangen, unmittelbar von Wartensleben verfolgt: er hätte seinen Rückzug ohne Aufenthalt weiter fortgesetzt, wenn er nicht am 23. seine Cavalleriereserven in der Richtung auf Neumarkt zur Aufnahme Bernadotte's vorgeschoben hätte: um diese nicht durch Wartensleben abschneiden zu lassen, machte er vierundzwanzig Stunden in Amberg Halt, und wurde demnach am 24. von beiden feindlichen Abtheilungen gleichzeitig angegriffen. Er

[1]) Nach der Verlustliste am Schlusse von Jourdan's Memoir.

ließ sich auf das Gefecht nur insoweit ein, als es nöthig war, um den Abzug seines Fuhrwerks und Artillerieparks zu decken, und kam leidlich genug mit einem Verluste von 1800 Mann davon. Aber bereits war Bernadotte von Nürnberg weiter nach Forchheim zurückgewichen, Nürnberg von einer österreichischen Colonne unter General Hotze besetzt und damit der Ausgang des Pegnitzthals den Franzosen gesperrt. Es blieb Jourdan nichts übrig, als sich auf kleinen Nebenwegen querfeldein zu werfen, um weiter nordwärts die Vereinigung mit Bernadotte und damit die große Straße nach Bamberg wieder zu erreichen. Der Marsch war unendlich mühsam; mehrmals mußte die Straße für die Geschütze erst gebahnt werden; die Colonnen kreuzten oder verirrten sich; zwischen ihnen trieben sich die feindlichen Husaren umher, so daß das Hauptquartier aller Nachrichten von den Divisionen entbehrte: genug, Jourdan athmete tief erleichtert auf, als er endlich am 28. August nicht weit von Forchheim in das breite Thal der Rednitz auf ebenen Boden und offene Heerstraße gelangte, hier die Division Bernadotte noch vorfand und damit seine gesammten Streitkräfte wieder vereinigt hatte.

Aber allerdings, die Gefahr war damit noch keineswegs beseitigt. Bekanntlich geht der Main von Bamberg aus in weitem nach Norden gestrecktem Bogen nach Schweinfurt, um von dort in neuen großen Krümmungen Würzburg zu erreichen, während die Landstraße zwischen den beiden alten Bischofsstädten, in ziemlich gerader Richtung nach Westen, die erheblich kürzere Sehne des Bogens bildet. Als die Franzosen in Forchheim ankamen, hatte General Hotze bereits von Nürnberg her diese Straße erreicht und bei Burg Eberach auf derselben Stellung genommen; ja seine Plänkler beunruhigten im Rücken Jourdan's die Stadt Bamberg selbst und streiften bis Eltmann am Main. Wohin die Oesterreicher kamen, erhob sich das Landvolk in grimmiger Rachgier gegen die fremden Bedränger, erschlug jeden vereinzelten französischen Soldaten, plünderte den feindlichen Troß, raufte sich mit kleinen Abtheilungen, Patrouillen und Escorten. Im höchsten Grade wurde dadurch die Verpflegung der Armee erschwert und durch deren Stockung die an sich schwache Mannszucht der Truppe völlig zu Grunde gerichtet. Wieder mochte Jourdan sich glücklich preisen, daß der Erzherzog mit seiner Hauptmacht aus dem gewohnten langsamen Schritte nicht herauskam[1]); er war zwei Märsche zurück, und

[1]) Eigenes Urtheil des Erzherzogs III, 74.

Jourdan schmeichelte sich einen Augenblick, Hotze's vereinzelte Schaaren überwältigen und auf der geraden Würzburger Straße durchbrechen zu können. Dann aber schien ihm der Versuch doch zu bedenklich und er entschloß sich, den Umweg über Schweinfurt am Maine entlang zu nehmen. Natürlich gab der Erzherzog den einmal gewonnenen Vortheil, den Gegner stets im Westen zu überflügeln, nicht aus der Hand; er ließ von Bamberg aus nur fünf Bataillone und 2000 Mann Reiterei dem Feinde auf der Schweinfurter Straße folgen, und setzte im Uebrigen seine sämmtlichen Divisionen auf der kürzesten Linie gegen Würzburg in Marsch. Hotze, den Uebrigen voran, passirte am 1. September mit sechs Bataillonen und neun Schwadronen den Main bei Kitzingen, und erreichte im Laufe des Nachmittags den Galgenberg bei Würzburg; darauf öffneten ihm die Bürger in hellem Aufstand die Thore, und die französische Besatzung mußte sich in die Citadelle zurückziehn, wo sie sofort von allen Seiten eingeschlossen wurde. Am Abend kamen General Starray und Fürst Lichtenstein mit sechzehn Bataillonen und dreiunddreißig Schwadronen von Kitzingen heran und nahmen Stellung in den Dörfern am Fuße des Galgenbergs. Der Erzherzog selbst war noch zurück auf der andern Seite des Mains mit Kray und Wartensleben, 25 Bataillonen und 67 Schwadronen auf dem Marsche zwischen Geroldshofen und Schwarzach. Nachdem er Hotze's Erfolge erfahren, sandte er ein kleines Detachement von fünf Bataillonen nordwärts gegen Schweinfurt, und befahl den übrigen Truppen beschleunigten Marsch zur Mainbrücke von Schwarzach, um dort zur Unterstützung Hotze's bereit zu sein, falls Jourdan, wie man vermuthen mußte, mit gesammter Macht herankäme, um sich durch Würzburg hindurch die große Straße nach Frankfurt und Mainz auf's Neue zu eröffnen.

Jourdan hatte am Abend des 31. August Schweinfurt erreicht, und, für den Augenblick von den Oesterreichern wenig behelligt, dort am 1. September einen Ruhetag gemacht, um seinen erschöpften Truppen eine kurze Erholung zu gönnen und die zerrütteten Einrichtungen seines Heerwesens einigermaßen herzustellen. Da, am Abend, erhielt er die Nachricht, daß feindliche Truppen sich bei Würzburg zeigten, und wollte keine Anstrengung unterlassen, um den wichtigen Platz wenn irgend möglich zu retten. Auf der Stelle sandte er seine Reiterreserven hinüber und ließ früh Morgens am 2. die Divisionen Bernadotte (in diesen Tagen von General Simon befehligt) und Championnet folgen. Als sie herankamen, fanden sie die

Stadt bereits verloren und trafen mit Hotze's und Starray's Bataillonen hart in den Dörfern zusammen. Sie drängten die Gegner eine kurze Strecke zurück und besetzten den Steinberg und die Hügel bei Lengfeld. Weiter aber vermochten sie nicht zu gelangen; es war mithin unverkennbar, daß es sich nicht bloß um leichte Streifparteien des Feindes handelte, daß man vielmehr geschlossene Massen vor sich hatte, durch welche ohne einen ernsten Kampf nicht durchzubrechen war. Die Schlacht ließ sich vermeiden, wenn man auf Frankfurt wie auf Würzburg verzichtete und von Schweinfurt gerades Wegs nach Norden über Kissingen durch das Thal der fränkischen Saale hindurch die hessischen Lande und die Linie der Lahn aufsuchte. Aber Jourdan fand, daß diese Rückzugslinie ihm auch nach einem ungünstigen Treffen immer übrig bleibe; er wollte nicht ohne einen letzten Kraftaufwand den Feldzug und den Besitz Frankens verloren geben; er wollte schließlich die Würzburger Garnison nicht ohne einen Versuch zur Rettung opfern. Auch die Soldaten, matt und verdrossen, wie sie durch die Strapazen des langen elenden Rückmarsches geworden waren, schienen noch einmal aufzuleben, als sich die Aussicht zu einem großen Kampfe Aug' in Auge zeigte; sie riefen ungeduldig nach der Schlacht, und Jourdan kam zu dem Schlusse, daß, möge die Klugheit sagen was sie wolle, die Waffenehre unweigerlich das Gefecht vorschreibe.

So traf er für den 3. September alle Vorkehrungen zum Angriffe. Die Stellung der Oesterreicher erstreckte sich von der Stadt und dem Galgenberge nach Osten, Hotze der Stadt zunächst am linken Flügel, neben ihm, durch Weinberge und Holzungen gedeckt, Starray und Lichtenstein. Jourdan war ohne jede sichere Kunde, wo sich die übrigen Divisionen des Feindes befanden; er vermuthete aber, da er auf der Straße nach Schweinfurt unaufhörlich und auf allen Seiten durch die leichten Truppen desselben geplagt worden war, daß in dieser Richtung, nicht aber auf der Würzburger Straße bedeutende Massen noch im Anmarsch seien, und ließ deshalb den General Lefevre mit mehr als 12,000 Mann, beinahe einem Drittel des Heeres, in Schweinfurt stehn, um den für die Sicherheit des Rückzugs so wesentlichen Punkt auf alle Fälle zu decken. Er konnte also den am 2. vorgegangenen Abtheilungen nur noch die Division Grenier folgen lassen; Simon sollte vom Steinberge aus gegen Hotze, Championnet gegen Starray vorgehn, Grenier sich dessen östlicher Flanke anschließen. Es waren im Ganzen kaum 30,000 Mann, welche nach diesen Anordnungen der französische Feldherr in das Feuer brachte,

und offenbar hing das Schicksal des Tages ganz und gar von der Frage ab, ob diese wirklich, wie Jourdan meinte, nur mit Hotze und Starray zu thun haben, ob sie mit denselben schneller fertig werden würden, als der Erzherzog die andere Hälfte seines Heeres zur Stelle haben könnte. Gelang es Kray und Wartensleben nicht, rechtzeitig einzutreffen, so mochten Hotze und Starray mit 22,000 gegen 29,000 Mann einen harten Stand bekommen: verhängnißvoll aber wurde die Lage der Franzosen, wenn sie inmitten dieses Ringens durch Carl's frische Truppen (21,000 Mann) überrascht wurden, zumal deren Marschrichtung genau in der Verlängerung der französischen Schlachtlinie lag, ihr Stoß also vom ersten Augenblicke den Gegner höchst gefährlich in die Seite treffen mußte.

Man sieht, daß die allgemeine Anlage der Schlacht im Kleinen ein Gegenbild zu Waterloo und Königgrätz darstellt.

Am Morgen des 3. September lag ein dicker Nebel über dem Flusse und den Feldern, welcher bis auf wenige Schritte jeden Ueberblick verhinderte und den Franzosen die Annäherung des Erzherzogs völlig verbarg. Carl kam gegen 7 Uhr an der Mainbrücke von Schwarzach an und befahl seinen Generalen die schleunigste Ueberschreitung des Flusses. Er selbst sprengte hinüber zu Starray und fand diesen beschäftigt, seine Bataillone unter dem Schutze des Nebels dicht am Fuße der von der Division Bernadotte besetzten Hügel aufzustellen, keck entschlossen, im ersten hellen Augenblick seinerseits zum Angriffe überzugehen. Kaum öffnete sich demnach die Aussicht, so schritt er zum Sturme auf die Lengfelder Höhe; die Franzosen waren überrascht und wurden nach heftigem Streite sowohl an dieser Stelle wie näher an der Stadt durch Hotze einige Tausend Schritte zurückgedrängt. Bald aber kam hier die österreichische Offensive in das Stocken. Denn mittlerer Weile hatte die Division Championnet sich weithin gegen Starray's rechten Flügel ausgedehnt und eröffnete gegen 9 Uhr mit lebhaftem Nachdruck den Angriff auf das Essenfelder Holz: die Oesterreicher wurden trotz eines tapferen Widerstandes geworfen, und jetzt gab Jourdan der hinter Championnet bei Bleichfeld aufgestellten Division Grenier den Befehl, das so glücklich begonnene Vorgehn mit allen Kräften zu unterstützen, Starray's Flanke völlig zu umfassen und durch Bonnaud's Reiterdivision die Niederlage der Oesterreicher zu vollenden. Grenier war im Begriffe, seinen Colonnen das Signal zum Aufbruche zu geben; in diesem Augenblicke aber sah er links in der ostwärts zum Main abfallenden Niederung große Truppenmassen auftauchen, die von

Schwarzach her sich dem Schlachtfelde annäherten. Betroffen hielt er inne, beschränkte sich darauf, etwa 1200 Mann zu Championnet's Unterstützung vorgehn zu lassen und blieb mit der Hauptstärke seiner Division bei Bleichfeld stehn, um hier die Seite und den Rücken der Armee gegen die neu herandrohende Gefahr zu decken.

In der That hatte er allen Grund zu dieser Vorsicht. Die Colonne, die er wahrgenommen, war die zweite Hälfte des kaiserlichen Heeres, die Divisionen Kray und Wartensleben. Kray hatte sich gleich nach dem Uebergange über die Brücke rechtshin nach Prosselsheim gewandt, sein Fußvolk zum Angriff auf die französische Flanke geordnet, seine Husaren ohne Zaudern in den Rücken und auf den Geschützpark Grenier's geworfen. Wartensleben hatte die Weisung, sich so schnell wie möglich helfend und rettend an Starray anzuschließen: der kräftige Veteran, der hier nicht durch verwickelte Aufgaben der höheren Strategie geplagt wurde, wartete das langsame Defiliren des Fußvolks über die Brücke nicht ab, sondern warf sich mit seinen schweren Kürassieren, 24 Schwadronen, ohne Bedenken in den Fluß, durchschwamm ihn und eilte dann seinen Grenadieren voraus zu seinem bedrängten Waffengenossen hinüber. Es mochte etwa 11 Uhr sein, als er dort anlangte: der Erzherzog, über die Deckung Starray's jetzt vollkommen beruhigt, hielt Wartensleben noch vor einem raschen Draufgehn zurück, bis seine Infanterie ebenfalls herangekommen wäre, und ließ unterdessen noch 14 Schwadronen leichter Reiterei von Starray's Abtheilung mit den Kürassieren zu einer mächtigen Schlachtreihe zusammenrücken. Jourdan, von jeher nur schwach mit Reiterei versehn, sammelte ebenfalls auf diesem Punkte unter Bonnaud's Führung was er davon bei seinen Divisionen irgend auftreiben konnte und gab zugleich dem General Simon Befehl, alle Kräfte zur Wiedereinnahme der Lengfelder Höhen anzustrengen. So dauerte das Feuergefecht einstweilen auf der ganzen Linie fort und die Franzosen brachten bei der jetzigen Ueberzahl der Gegner allmälich ihre sämmtlichen Reserven in den Kampf: bis endlich gegen 3 Uhr Nachmittags Wartensleben's Grenadiercolonne auf dem Schlachtfelde eintraf und jetzt der Erzherzog seine Reitermasse zu dem entscheidenden Schlage in Bewegung setzte. Er ließ zuerst Starray's leichte Schwadronen nebst einem Kürassierregimente vorgehn; sie trafen auf Grenier's Dragoner und Husaren und trieben sie ungestüm auf Bonnaud's Reserven zurück. Diese, kaum zum Angriff formirt, warfen sich, eine Schwadron nach der andern, in das Getümmel; der Erzherzog sandte

ihnen ein zweites Kürassierregiment entgegen; das Handgemenge schwankte hinüber und herüber, allmälich hatte Bonnaud seine gesammte Truppe losgelassen und sah mit Jubel, wie seine Carabiniere den Gegner überflügelten und mit immer schärferen Schlägen bedrängten. Noch aber hatte der Erzherzog die Hälfte der Kürassiere in Bereitschaft; jetzt gab er auch diesen das Signal, und mit dröhnender Wucht brach ihre festgeschlossene Linie über die durch den Sieg aufgelösten und verwirrten Gegner herein. Da war kein Halten mehr; noch ein kurzes Säbelgeklirr und die Franzosen wandten überall den Rücken und flohen in unordentlichem Jagen nach allen Seiten davon. In die Mitte ihrer Schlachtlinie war hiemit eine weite Lücke gerissen, Grenier von Championnet und Simon getrennt, der Rückzug bei Strafe völliger Vernichtung unvermeidlich geworden.

Einem andern Widersacher gegenüber wäre auch jetzt schon die Sambre- und Maasarmee verloren gewesen. Die einzige Straße zum Entkommen, nach Arnstein, lag hinter ihrem linken Flügel, der Division Grenier. Diese aber, kaum 7000 Mann stark, ihrer Reiterei beraubt, hatte Wartensleben's Grenadiere vor sich, die siegreichen Kürassiere in ihrer Rechten, Kray's Infanterie zur Linken, dessen Husaren im Rücken. Wenn sie überwältigt wurde, so waren Simon und Championnet vor dem Verderben nicht zu erretten, und wie sie der dreifachen Uebermacht bei feurigem Angriff derselben hätte widerstehen sollen, ist menschlicher Weise nicht abzusehen. Aber es zeigte sich auch hier auf's Neue, daß dem Erzherzog Carl neben der strategischen Bildung die letzte Hauptsache, die soldatische Leidenschaft, fehlte. Was sein Gemüth in lebhafte Bewegung setzte, war die wissenschaftliche Seite des kriegerischen Schachspiels: er verstand es, die strategische oder tactische Aufgabe klar zu stellen, gründlich auszutragen, die Elemente der Lösung in Thätigkeit zu setzen. So weit gediehen, war sein Interesse erschöpft; es war, als kenne er keinen andern Zweck, als die Ueberlegenheit seiner Schlüsse dem Feinde anschaulich zu machen. So hatte er mit aller Kraft seiner Seele an dem Plane der Vereinigung mit Wartensleben gearbeitet, und dann, als er sie bei Amberg vollzogen, nur mit lässiger Bedächtigkeit die Verfolgung des Feindes fortgesetzt. Und jetzt hatte er nochmals durch gute Combinationen den Feind in die hoffnungsloseste Lage gebracht, und wieder sank in dem Augenblick der gewonnenen Entscheidung das Feuer seiner Thätigkeit in ein mattes Glimmen zusammen. Der größte Feldherr des da-

maligen Oesterreich nannte den Krieg das größte aller Uebel; der fünfundzwanzigjährige Officier machte sich, wie Clausewitz sagt, aus dem Angriffe kein Fest; es fehlte ihm an dem letzten Drange, den Gegner zu vernichten, an Unternehmungsgeist und Siegesdurst [1]).

Wie er nach Wartensleben's glänzendem Reitergefecht die Verfolgung des besiegten Feindes führte, darüber lassen wir ihn am besten selbst reden. „Der Erzherzog, sagt er, befahl eine Vorrückung auf der ganzen Linie. Die Grenadiere marschirten in Front gegen das Wäldchen vom rothen Hof, die schwere Cavallerie folgte auf ihrem rechten Flügel. Das Gefecht beschränkte sich größtentheils auf eine heftige Kanonade. Der Feind leistete keinen hartnäckigen Widerstand mehr, und Championnet zog sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach und nach zurück." Er schildert dann weiter, wie Grenier durch Kray's überflügelnden Angriff allmälich genöthigt wird, seinerseits zurückzugehn; und nun alle französischen Divisionen dem weit ausgedehnten Gramschatzer Wald auf der Arnsteiner Straße zustreben. Die Oesterreicher marschiren in musterhafter, beinahe parademäßiger Ordnung hinter ihnen drein. „Als sie das durchschnittene Terrain bei Mühlhausen erreichten, fährt der Erzherzog fort, formirte die schwere Cavallerie ein drittes Treffen. Das Geschütz ging vor der Front und spielte auf den zurückziehenden Feind, den einzelne Flankeurs verfolgten." Bei solchen Anstalten war es allerdings kein Wunder, daß Jourdan ohne durchgreifende Verluste sich der Verfolgung entziehen konnte; er büßte sieben Kanonen und ungefähr 2000 Mann ein, wozu dann noch den folgenden Tag die rettungslos abgeschnittene Besatzung der Citadelle kam.

In strategischer Beziehung war die Bedeutung des Tages für die Oesterreicher immerhin höchst bedeutend. Für Jourdan war und blieb der Weg nach Frankfurt und Mainz verlegt, er mußte zurück durch Hessen zur Lahn, über Kissingen und Hammelburg nach Wetzlar, während die Sieger sich stromabwärts nach Aschaffenburg und Frankfurt ergießen und gleich darauf den Entsatz von Mainz bewirken konnten. General Marceau, der bis dahin mit 28,000 Mann die Blokade dieses Platzes sowie die Einschließung von Ehrenbreitstein geleitet hatte, war so wenig wie Jourdan im Stande, den Fortschritten des Erzherzogs Schranken zu setzen; die Schlagfertigkeit der andern Divisionen war seit der vergeblichen Anstrengung

[1]) Vgl. Perthes Politische Zustände II, 356.

vor Würzburg vollkommen erschöpft, die Bevölkerung in Hessen erhob sich gegen die fremden Eroberer mit gleicher Heftigkeit wie in Franken: genug, an der Lahn war ebenso wenig wie an der Rednitz oder dem Main ein Halt zu gewinnen, und nachdem der ritterliche Marceau selbst in einem Scharmützel bei Freilingen am 19. September gefallen, eilten die völlig zerrütteten Divisionen unaufhaltsam auf das linke Rheinufer zurück. Jourdan, welcher inmitten all dieses Elendes an der Lahn die Antwort des Directoriums auf seinen Bericht über das Amberger Treffen empfing, las hier mit bitterer Entrüstung den Auftrag, jedenfalls an der Rednitz, bei Nürnberg oder Forchheim den Fortschritten des Feindes ein Ziel zu setzen: im innersten Herzen empört über eine Regierung, deren Befehle ihn und seine Gefährten in diese Tiefe des Unglücks geworfen hatten, reichte er ohne Zaudern seine Entlassung ein. Der Feldzug hatte im Ganzen dem Sambreheere 11,000 Mann gekostet, ungerechnet die Massen der Versprengten und Marodeure, die sich nur sehr allmälich und in wenig kampffähiger Verfassung wieder bei den Fahnen einfanden.

Der Erzherzog hatte persönlich die Verfolgung des Sambreheeres bei Altenkirchen und Neuwied geleitet. Er ließ jetzt in diesen Gegenden den General Werneck mit 32,000 Mann zur Beobachtung des Niederrheins stehn, um sich selbst zu seinem zweiten Gegner, zu Moreau, zurückzuwenden. Er hatte gleich von Amberg aus den General Nauendorf mit etwa 9000 Mann zu Latour's Verstärkung an die Donau zurückgesandt; dann hatte er aus Aschaffenburg am 7. September an General Petrasch den Befehl erlassen, 7000 Mann aus den Garnisonen Mannheim und Philippsburg zu ziehen und mit diesen stromaufwärts in Moreau's Rücken zu wirken, die Bauernaufstände zwischen Rhein und Neckar zu organisiren und Moreau's Verbindungslinie zu beunruhigen; am 20. brach er selbst mit 16,000 Mann unter Wartensleben über die Lahn nach Süden auf, um in die gegen Moreau gerichteten Bewegungen Einheit und Zusammenhang zu bringen.

Sehen wir, wie sich Moreau's Lage bis dahin gestaltet hatte.

Am 18. August, wie wir bemerkten, empfing Moreau eine erste Kunde von dem Marsche des Erzherzogs nach Norden gegen Jourdan, mithin einen starken Antrieb, seinerseits mit allen Kräften in der gleichen Richtung zu folgen. Drei Tage nachher aber langte auch eine neue Depesche des Directoriums vom 16. bei ihm an, in welcher dieses ihm den Plan mittheilte, den General Wurmser in Tyrol durch einen gleichzeitigen Angriff des Rheinheers und Bonaparte's zu erdrücken, und ihm demnach

befahl, seinen rechten Flügel auf 15,000 Mann zu verstärken und ihn so schnell wie möglich auf Innsbruck, ja auf Brixen in Marsch zu setzen. Moreau war unterdessen über die Donau gegangen und hatte seine Truppen gegen den Lech in Bewegung gebracht: gleichzeitig war auch die Division Ferino aus Oberschwaben herangekommen, so daß Moreau seine sämmtlichen Streitkräfte mit sehr geringem Abzug wieder in seiner Hand vereinigt hatte, ungefähr 64,000 Mann. So ansehnlich aber eine solche Masse war, so viel fehlte daran, mit derselben die beiden Aufgaben, die Unterstützung Jourdan's und Bonaparte's, gleichzeitig lösen zu können. Es galt, sich für die eine oder die andere zu entscheiden, und zwar mit äußerster Schnelligkeit zu entscheiden, da hier der Erzherzog in vollem Marsch auf Amberg war, dort Bonaparte den Angriff auf Trient zu eröffnen im Begriffe stand. Aber wir haben schon früher wahrgenommen, daß unter Moreau's guten und großen Eigenschaften gerade die hier wesentliche, die rasche Entschlußkraft, völlig fehlte. Am 23. August versammelte er seine Generale zu einem Kriegsrath [1]), dem gewöhnlichen Auskunftsmittel schwankender Gemüther. St. Cyr gab ohne Zaudern seine Meinung für die schleunigste Verfolgung des Erzherzogs ab, worauf Moreau etwas verdrießlich meinte, daß eine dringende Gefahr für Jourdan nicht vorhanden sei, wenn er nur dem Stoße des Erzherzogs durch rechtzeitigen Rückzug ausweiche. St. Cyr entgegnete, daß dieser Rückzug dann leicht bis zum Niederrhein gehen und damit auch für das Rheinheer die Nothwendigkeit raschen Zurückweichens eintreten würde: wolle also Moreau nicht mit ganzer Macht dem Erzherzog folgen, so sei es zum Mindesten unerläßlich, den linken Flügel, etwa 20,000 Mann, zu Jourdan's Unterstützung zu entsenden. Dagegen erhob sich aber der Führer dieses Heertheils, General Desaix, mit dem höchsten Nachdruck, in der allerdings berechtigten Sorge, daß dann der Erzherzog gegen ihn umkehren und ihn mit übermächtigen Kräften erdrücken könnte. So kam die Verhandlung nicht von der Stelle, und da endlich doch irgend etwas geschehen mußte, so beschloß man, den Lech zu überschreiten und mit möglichstem Nachdruck den von Carl zurückgelassenen General Latour anzugreifen: hoffentlich würde dies den Erzherzog bestimmen, dem bedrängten Genossen zu Hülfe zu kommen und somit von Jourdan abzulassen.

An sich selbst waren Moreau's Aussichten gegen Latour so günstig

---

[1]) St. Cyr III, 204.

wie möglich. Dieser hatte überhaupt nicht die Hälfte der französischen Stärke und noch dazu waren seine Truppen im höchsten Maße zersplittert, da General Frelich mit 15,000 Mann zur Deckung der Tyroler Grenze nach Süden abgerückt war und Latour selbst also auch nur mit 15,000 dem unmittelbaren Angriff Moreau's gegenüberstand. Er hätte demnach allen Grund zur höchsten Vorsicht gehabt, zur Vermeidung jedes größern Zusammentreffens; seine Aufgabe wäre völlig gelöst gewesen, wenn er das Vorgehn der Franzosen, soweit es ohne eigne Gefährdung anging, erschwert und verzögert hätte. In diesem Sinne hatte ihm der Erzherzog beim Abschied mit etwas übertriebenem Ausdruck gesagt: wenn Moreau bis Wien kommt, es thut nichts, vorausgesetzt, daß ich Jourdan schlage. Aber Latour war ein ungestümer Haudegen von hitzigem Temperament, erfüllt von natürlicher Rauflust und in seinem Ehrgefühle gekränkt, wenn er auch der größten Uebermacht ohne Kampf weichen sollte, der extremste Gegensatz gegen den stets rechnenden und wägenden Erzherzog, der sich denken ließ. Die Fähigkeiten beider Männer in einem Kopfe vereinigt, hätten einen Feldherrn ersten Ranges geliefert: damals wäre es ein Glück für Oesterreich gewesen, wenn sie ihre augenblicklichen Stellungen hätten tauschen können. Schwerlich hätte Latour zehn Tage, wie Carl es that, auf dem Marsche von Ingolstadt bis Neumarkt verzettelt, und ganz gewiß würde der Erzherzog mit geringeren Einbußen als Latour den General Moreau beschäftigt und aufgehalten haben. Am 24. August stand Latour mit seinem Hauptcorps eine halbe Stunde hinter dem Lech auf den Höhen von Friedberg, seine Vorposten bis an die Ufer des Flusses vorgeschoben. Es wurde den Franzosen nicht schwer, diese kleinen Abtheilungen durch überlegenes Geschützfeuer zurückzudrängen; dann durchwateten ihre Colonnen auf mehreren Fuhrten den Fluß, nicht ohne Schwierigkeit und Verlust, da das Wasser durch das Schmelzen des Gebirgsschnees hoch angeschwollen und reißend dahinströmte. Darauf ging St. Cyr zum Sturme auf die Front und die nördliche Flanke des Gegners über: Latour sah die Uebermacht herankommen, ohne sich vom Flecke zu rühren, und erst als Ferino, der eine Stunde stromaufwärts den Lech überschritten, ihm auch die linke Seite und den Rücken bedrohte, suchte er das ringsum beginnende Gefecht abzubrechen. Jetzt aber war es zu spät: der französische Angriff entlud sich mit vollem Ungestüm; Latour's Bataillone wurden gebrochen, die Reiterei über den Haufen geworfen, zwölf Geschütze genommen, die ganze Abtheilung mit schwerem Verluste auseinander gejagt. Hätten die

Sieger die Verfolgung gründlich ausgenutzt, so wäre Latour's Armee für den ganzen Feldzug ruinirt worden.

Aber Moreau war und blieb gelähmt durch den inneren Widerspruch seiner Doppelaufgabe. Mit der einen Hand strebte er nach Innsbruck, mit der andern nach Ingolstadt zu greifen: die Folge war, da eine völlige Zerreißung und Zertheilung des Heeres sich in seiner damaligen Lage schlechterdings verbot, daß er überhaupt nicht vom Flecke kam und nur äußerst langsam sich in einer mittleren Richtung vorwärts bewegte. Am 1. September stand sein linker Flügel unter Desaix, der Donau wieder sich annähernd, bei Geisenfeld, das Centrum unter St. Cyr bei Pfaffenhofen, die Rechte unter Ferino in der Nähe von München bei Dachau und Schleisheim: in sechs Tagen also hatte die siegreiche und verfolgende Armee gerade sechs Meilen zurückgelegt. Moreau's Meinung ging dahin, daß General Desaix zunächst einen Versuch gegen den Brückenkopf von Ingolstadt machen sollte, um durch dessen Einnahme sich einen sichern Weg nach Norden zur Unterstützung Jourdan's zu eröffnen, während Ferino durch die Besetzung Münchens die große Heerstraße nach Innsbruck erreichen würde. Indessen hatte seine Langsamkeit dem Gegner Zeit gegeben, seine zersprengten Bataillone hinter der Isar wieder zu sammeln, und da am 29. August General Nauendorf mit der jetzt doppelt erwünschten Verstärkung von Amberg her an der Donau anlangte, so zauderte Latour keinen Augenblick, wieder zur Offensive überzugehn, kam auf das linke Isarufer zurück und fiel mit lebhaftem Angriff auf Desaix's Vortrab. Der kecke Streich hätte ihm übel ausschlagen können, wenn während seines Kampfes mit Desaix der nur zwei Meilen entfernte St. Cyr ihm in Flanke und Rücken ging: zu Latour's Glücke ließ der Südwind den Schall des Geschützes in Pfaffenhofen nicht vernehmlich werden, und Desaix in seinem Ehrgeiz, den Ruhm des Tages für sich allein zu behalten, sandte keine Botschaft hinüber: so wurde Latour allerdings zum Rückzug genöthigt, konnte aber ohne erhebliche Beschädigung eine neue Vertheidigungsstellung hinter dem Flusse Laber nehmen. Am 3. September eroberte St. Cyr mit einem wohlgeleiteten Handstreich die Isarbrücke bei Freising und lieferte am 7. einer Abtheilung Latour's ein glänzendes Gefecht bei Mainburg an der Abens: dafür aber wurde Ferino bei einem Versuche auf München abgewiesen und fand Desaix den Ingolstadter Brückenkopf ohne regelmäßige Belagerung uneinnehmbar.

So verging ein Tag nach dem andern, ohne einen entscheidenden

Schlag zu bringen. Moreau's Lage begann immer unbehaglicher zu werden. Er wußte, daß Jourdan bei Amberg den Kürzeren gezogen hatte und gegen den Main zurückgewichen war; das Gerücht vergrößerte die Erfolge des Erzherzogs noch um ein Bedeutendes, und die Bevölkerung beeilte sich, mit herzlicher Schadenfreude den Franzosen jede umherfliegende Nachricht über Carl's Triumphe zuzutragen. Es war einleuchtend, daß unter solchen Verhältnissen an einen Zug auf Innsbruck und Brixen nicht mehr zu denken war; aber auch jetzt konnte Moreau sich zu dem einzig Wesentlichen, einem entscheidenden Vormarsch in den Rücken des Erzherzogs nicht entschließen: er hatte ihn nicht unternommen, als er ungefährlich und nöthig war; sollte er seinem damaligen Verhalten durch die nachträgliche Ausführung selbst das Verdammungsurtheil ausstellen? Statt dessen trug er sich mit dem Gedanken, mit ganzer Macht auf Regensburg zu ziehn [1]), wo er allerdings in diesem Augenblicke wenig mehr als die Verjagung des zitternden deutschen Reichstags hätte bewirken können. Eine kleine Erquickung in seinen Sorgen gab ihm damals die elende Angst der baierischen Regierung, deren Kurfürst vor der Annäherung der Franzosen aus Nürnberg auf ein Landgut bei Dresden geflüchtet war, und die im Augenblick des glänzendsten Aufschwungs der deutschen Waffen keinen andern Gedanken hatte, als in tiefer Unterwürfigkeit die Gnade des französischen Feldherrn zu erbetteln. Moreau bewilligte ihrer Gesandtschaft am 7. September zu Pfaffenhofen einen Waffenstillstand, ganz nach dem Muster der schwäbischen und fränkischen Verträge, auf Abberufung der baierischen Truppen, Friedensverhandlung in Paris, Zahlung von zehn Millionen Franken, Entrichtung ansehnlicher Naturallieferungen, welche, wie Moreau vorsichtig dictirt hatte, bei einer etwaigen Entfernung der Franzosen aus Baiern durch eine weitere Baarzahlung von vier Millionen ersetzt werden sollten. Aber auch die Früchte dieses schimpflichen Vertrags zu erndten war Moreau nicht bestimmt; ehe derselbe dem Kurfürsten zur Ratification vorgelegt werden konnte, stand kein Mann des französischen Heeres mehr in Baiern.

Denn inmitten dieser Verhandlung kam die erste Kunde von der Würzburger Schlacht in Moreau's Hauptquartier, und zwar anfangs nur aus deutschen Quellen, eine rauschende Schilderung des vollständigen Untergangs der Sambre-Armee. Wie begreiflich, war er schwer davon

[1]) Moreau an Jourdan 11. September (St. Cyr III, 436).

betroffen; die Verantwortung, die er durch die bisherige Unthätigkeit auf sich genommen, fiel drückend auf seine Seele, und so beschloß er, jetzt wenigstens eine Bewegung zu machen, die man hinterher für einen Versuch zur Rettung Jourdan's ausgeben könnte; er befahl also dem größern Theil seines Heeres bei Neuburg auf das linke Ufer der Donau zu gehn und dann 10,000 Mann unter General Desaix über Eichstädt in der Richtung auf Nürnberg streifen zu lassen. Während seine Colonnen am 10. September zu diesem Zwecke aufbrachen, empfing er eine Depesche Jourdan's vom 4., aus welcher er ersah, daß das Sambreheer zwar noch existirte, aber allerdings in vollem Rückzug an die Lahn begriffen war. Damit hatte Desaix's Bewegung jeden sachlichen Zweck verloren, jedoch nahm Moreau seine Befehle nicht zurück, schrieb vielmehr an Jourdan, daß Desaix nach Nürnberg und, wenn möglich, noch weiter marschiren sollte, um dem Sambreheer die Wiederaufnahme der Offensive zu erleichtern. In Wahrheit handelte es sich nur noch um Beschönigung der früheren Fehler und Maskirung des beginnenden Rückzugs, dessen Unvermeidlichkeit Moreau selbst in jenem Briefe unumwunden anerkannte [1]).

In der That kam Desaix nur wenige Meilen über Eichstädt hinaus, wo er dem General Nauendorf in unthätiger Beobachtung gegenüberstand. Latour war im Süden der Donau den abziehenden Franzosen auf der Ferse gefolgt und schritt gegen die dort zurückgelassenen Abtheilungen zum Angriff, wo er konnte. Von der Tyroler Grenze nahm General Frelich die Offensive gegen Oberschwaben wieder auf, ja die österreichischen Garnisonen von Mannheim und Philippsburg begannen gegen die schwachen französischen Beobachtungscorps am Oberrhein angriffsweise vorzugehn. Genug, Moreau sah die Gefahr auf allen Seiten sich entwickeln, und obwohl er am 13. einen gemessenen Befehl des Directoriums empfing, mit dem größern Theil seines Heeres auf Würzburg und den obern Neckar, also in den Rücken des Erzherzogs, zu marschiren, fand er unter den jetzigen Verhältnissen die Ausführung desselben schlechthin unmöglich, da sie ihn der Gefahr ausgesetzt hätte, zugleich von dem siegreichen Erzherzog in der Fronte und von Latour und Nauendorf im Rücken angegriffen zu werden. Er rief vielmehr seine Divisionen auf das südliche Donauufer zurück und begann darauf, freilich stets zaudernd und widerstrebend, den entschiedenen Rückzug westwärts zum Rhein.

---

[1]) St. Cyr III, 250 ff.

Am 19. September erreichte seine Armee die Ufer des Lech, den sie vier Wochen früher mit einer so glänzenden Waffenthat überschritten hatte. Aber auch hier war kein Halten mehr. Bereits war Frelich bis Kempten und Isny gekommen, Nauendorf aber auf dem nördlichen Donauufer im Marsche gegen Ulm begriffen, beide Flanken des Rheinheeres wurden also gleichzeitig bedroht. Zugleich hatte General Petrasch, nach einem vergeblichen Versuche, Kehl den Franzosen durch Ueberfall zu entreißen, den Kniebis überschritten, Stuttgart erreicht, seine Reiterei mit Nauendorf in Verbindung gesetzt: wohin die Oesterreicher kamen, erhob sich in Schwaben, wie früher in Franken, der Aufstand des rachedurstigen Landvolks, so daß keine französische Munitionscolonne mehr zur Armee, kein Transport verwundeter Soldaten von dort nach Frankreich gelangen konnte. Je größer im Sommer der Schrecken vor den französischen Waffen gewesen, desto lebhafter war jetzt nach der Wendung der Dinge die übermüthige Siegessicherheit; man sah Moreau auf allen Seiten bedroht; man meinte, daß das Rheinheer rettungslos umstellt sei und kein Mann auf französischen Boden zurückgelangen könne. Ich hoffe, schrieb Latour damals an Frelich, die Franzosen an den Bodensee zu drängen und dort ihr ganzes Heer zur Ergebung zu nöthigen. So wenig bequem nun Moreau's augenblickliche Stellung war, so übertrieben waren diese hochfliegenden Erwartungen. Das französische Heer zählte mehr als 60,000 Mann, die in engem Umkreis vereinigt und bisher bei jedem Zusammentreffen siegreich gewesen waren. Seine Gegner waren erheblich schwächer und nach allen Seiten zersplittert, vier Abtheilungen, deren größte kaum ein Drittel der feindlichen Stärke zählte, die in lockerem Zusammenhange unter einander standen, deren jede nach eigenem Ermessen operirte; der Erzherzog selbst aber, dessen Eingreifen allein bedeutende Ergebnisse hätte herbeiführen können, war noch in weiter Ferne und Ende September eben über den Main hinüber zurückgelangt. Eine ernstliche Gefährdung des Rheinheeres hätte unter diesen Umständen nur dadurch sich herbeiführen lassen, daß alle kleineren Abtheilungen der Oesterreicher so rasch wie möglich sich vor Moreau's Ankunft in den Pässen des Schwarzwaldes vereinigt, Latour aber, um seine Kraft für den entscheidenden Augenblick unversehrt zu erhalten, bis dahin jedes Zusammentreffen mit der feindlichen Uebermacht sorgfältig vermieden hätte. Allein hievon geschah das gerade Gegentheil. Während Petrasch in den Schwarzwald hinüberzog, wandte sich Nauendorf in das oberere Neckarthal, und

Latour hatte in seiner unbesonnenen Hitze keinen andern Gedanken, als den Feind nicht entwischen zu lassen, und drängte so rücksichtslos in seine Nähe heran, daß Moreau am 2. October ihm bei Biberach am Federsee eine völlige Niederlage beibrachte, 20 Geschütze abnahm und 5000 Mann außer Gefecht setzte. St. Cyr, der auch an diesem Tage das Beste gethan, gab nach dem Siege seinem Oberfeldherrn den eifrigen Rath, ohne Zaudern sich jetzt auf Nauendorf und Petrasch zu stürzen, deren schwache Heerestheile gründlich zu zerstreuen und dann in unbestrittenem Besitze des Schwarzwaldes eine gebietende Stellung über ganz Schwaben zu behaupten. Da Latour durch die blutige Lection von Biberach vollständig abgekühlt, der Erzherzog aber mit seinen 26,000 Mann damals erst an der Murg angelangt war, so ist nach menschlicher Einsicht nicht abzusehn, welche Hindernisse dem Plane St. Cyr's hätten in den Weg treten können. Moreau aber, welcher bei dem Vordringen im Sommer stets bedenklich und langsam gewesen, gelangte unter den Gefahren des Rückzugs erst recht zu keinem mannhaften Entschlusse. Er besorgte, auf jenen Wegen den Erzherzog mit dessen ganzer Armee anzutreffen und zog es nach langen Erwägungen vor, so weit wie möglich von diesem gefährlichsten Gegner entfernt, den Durchgang zur Rheinebene im obern Schwarzwald durch das Höllenthal bei Freiburg zu suchen. Dieser schmale und langgestreckte Paß hat, wie man weiß, außer dem Namen sonst keine infernalischen Eigenschaften, und da ihn Petrasch bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte nur mit einem kleinen Beobachtungsposten hatte besetzen können, so genügte der erste Angriff einer französischen Division, die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung frei zu machen und die Armee ohne weiteren Verlust am 15. October in das Gebiet des Rheinthals und damit in die ersehnte Verbindung mit der Heimath zurückzuführen.

Bei den planlosen und lockeren Bewegungen der Oesterreicher war der Verlust der Franzosen auf diesem Marsche vom Lech bis zum Rhein nur gering gewesen: Moreau zählte noch 58,000 Mann unter den Fahnen, die zwar Entbehrungen und Strapazen aller Art durchgemacht, aber an keiner Stelle schwere Kämpfe bestanden oder gar Niederlagen erlitten hatten, die also nach jeder Hinsicht in ungleich besserer Verfassung als die Trümmer des Sambreheeres an den Rhein zurückgelangten. Der Erzherzog, der jetzt bis an die Elz, wenige Meilen nordwärts Freiburg, vorgerückt war und im Augenblicke nur über Wartensleben's und Petrasch's Abtheilungen,

etwa 22,000 Mann, verfügte, war in lebhafter Sorge vor einem energischen Angriff jener Uebermacht und erließ die dringendsten Befehle an Latour und Nauendorf, so rasch wie irgend möglich zu ihm zu stoßen. Moreau aber zeigte sich hier am Schlusse des Feldzugs als derselbe Mann, wie wir ihn während des Verlaufes desselben kennen gelernt: er erwog, schwankte, wartete; begann darauf in langsamer Entwickelung von Freiburg gegen Norden vorzugehn: indessen aber hatte der Erzherzog jene Verstärkungen glücklich herangezogen und schritt jetzt mit aller Entschlossenheit seinerseits zum Angriff auf die französischen Colonnen. Es gelang ihm am 19. October, sie bei Emmendingen und Waldkirch unter scharfem Gefechte zurückzudrängen und damit Moreau's schwache Kampflust zu ersticken. Am 21. sandte der französische Feldherr den General Desaix mit zwei Divisionen bei Breisach auf das linke Rheinufer zurück und bezog mit dem Reste des Heeres eine natürlich starke Stellung zwischen Strom und Gebirge bei Schliengen. Der Erzherzog, ohne auf die mögliche Gefahr zu achten, daß Desaix etwa nach Straßburg marschirte und dann durch Kehl in den Rücken der Oesterreicher vorbräche, eilte mit gesammter Macht zum Angriff auf Schliengen, um hier ohne Aufenthalt die letzte Entscheidung des Feldzugs zu suchen. Am 24. October kam man an die feindliche Aufstellung heran, richtete zwar gegen St. Cyr am Rheinufer nichts Erhebliches aus, drängte aber den General Ferino von den Waldhöhen in das Thal der Kander hinab und war im Begriffe, am folgenden Morgen den Angriff fortzusetzen, als man inne wurde, daß Moreau im Laufe der Nacht auf allen Punkten den weitern Rückzug angetreten hatte. Sämmtliche französische Abtheilungen passirten am 25. den Rhein bei Hüningen, um, durch den Strom gedeckt, auf heimischem Boden sichere Quartiere zu suchen. Die einzigen Punkte, welche sie noch auf der deutschen Seite behaupteten, waren die wohlbefestigten Brückenköpfe von Kehl und Hüningen.

So hatten die streitenden Heere zu Anfang November im Wesentlichen dieselben Landstriche inne, wie wir sie vor der Eröffnung der Operationen aufgestellt fanden. Der Erzherzog war der Meinung, daß es jetzt an der Zeit sei, durch eine starke Entsendung kriegsgeübter Truppen vom Rhein nach Italien die Rettung Mantua's zu sichern. In Wien aber fürchtete man eine entsprechende Vorkehrung Seitens der französischen Regierung, sobald man aufhöre, die republikanischen Streitkräfte am Rheine ernstlich zu bedrohen, und besorgte zugleich von jener Maßregel einen übeln

Eindruck auf die verbündete englische Regierung: aus diesen Gründen erhielten die schon in Marsch gesetzten Truppen Gegenbefehl und der Erzherzog schickte sich an, durch eine regelmäßige Belagerung die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen den Franzosen zu entreißen. Das Unternehmen war nicht leicht, da man sich nicht in der Lage befand, den Besatzungen der beiden Plätze die Verbindung mit dem linken Ufer abzusperren und dieselben also unaufhörlich mit Lebensmitteln, Kriegsvorräthen und frischer Mannschaft versehen werden konnten. Es dauerte bis zum Februar 1797, ehe die an sich wenig erheblichen Punkte in die Hände der Oesterreicher fielen: wir werden später sehn, wie schädlich dieser unverhältnißmäßige Kraftaufwand für Oesterreich im Verlaufe des großen Krieges war.

Der französischen Republik hatte der deutsche Feldzug vier Monate hindurch die freie Verpflegung ihrer Heere auf Kosten des Gegners, ihren Cassen gewaltige Beute jeder Art und ihrer Diplomatie den Rücktritt der schwäbischen Reichsstände von der großen Coalition eingebracht. Der preußische Vertrag vom 5. August, der, wie wir sahen, immer nur eventuelle Verheißungen gegeben hatte, verlor seinen Werth vollständig, sobald das Kriegsglück sich wandte und damit die Aussicht auf den Reichsfrieden wieder in unbestimmte Ferne rückte. Nach den Siegen des Erzherzogs wagte Preußen nicht einmal mehr, seine eignen Vortheile in Franken weiter zu verfolgen, sondern lehnte selbst die freiwillige Unterwerfung Nürnbergs unter seine Herrschaft ab. Ebenso verweigerte der Kurfürst von Baiern die Ratification des Pfaffenhofer Vertrages; das Ansehn Oesterreichs war auf's Neue weit und breit im deutschen Reiche aufgefrischt, und der Ruhm des jungen Erzherzogs, des Retters und Rächers, zu einer Herzenssache des ganzen Volkes geworden. In Paris hatte das Directorium die ganz entsprechende Empfindung. Diese Revolutionsmänner dachten und fühlten wie aufgeregte Volksversammlungen; ihre Stimmung wechselte mit den Ereignissen des Augenblicks zwischen brutalem Uebermuth und haltungsloser Niedergeschlagenheit. Jourdan war bei ihnen völlig verurtheilt, weil sein Heer bis zur Auflösung geschlagen an den Rhein zurückgekommen war; sie beeilten sich zu vergessen, daß Jourdan's Fehlgriffe ausnahmslos durch ihre Depeschen befohlen worden waren, und nahmen keine Notiz von Moreau's beklagenswerther Unthätigkeit, ohne welche der Gegner nimmermehr zu seinen großen Erfolgen gelangt wäre. Im Gegentheil, so grundlos wie ihre Verwerfung Jourdan's, ebenso in das Schöne gemalt war damals ihr günstiges Urtheil über Moreau. Diesem kam es

in Paris zu Gute, daß das Directorium im September an seiner Rettung schon verzweifelt und ihm Vollmacht gegeben hatte, im Nothfalle durch das neutrale Schweizergebiet die Flucht zu versuchen: als er dann im October fast ohne Verlust durch Schwaben hindurch den Elsaß wieder erreichte, wurde die Trefflichkeit seines Rückzugs in allen Tönen gepriesen und in lächerlicher Uebertreibung sogar mit Xenophon's Leitung der Zehntausend verglichen. Indessen, so viel man lobte, so konnte man doch den Rückzug nicht in einen Sieg verwandeln; die Summe des Feldzugs gegen Oesterreich war und blieb unabänderlich diese, daß zwar in Italien General Bonaparte die Fahne der Republik hoch getragen hatte, in Deutschland aber Moreau und Jourdan vollständig unterlegen waren. Während man den ganzen Sommer hindurch sich in den stolzesten Träumen von der Eroberung Wiens gewiegt hatte, sah man jetzt den Elsaß und nächstens vielleicht sogar Belgien von den kaiserlichen Waffen bedroht; man erlebte, daß der Krieg mit Oesterreich auch seine Schattenseiten haben könnte, und begann zu erwägen, ob man sich nicht im Interesse des Friedens zu günstigeren Angeboten als bisher entschließen sollte.

Siebentes Capitel.

Lockerung der Coalition.

Während des Verlaufs des deutschen Feldzugs war, so lange das Vordringen der Franzosen dauerte, begreiflicher Weise die Aufregung in Wien keine geringe gewesen. Wir halten Stand, so lange wir können, schrieb Thugut an Cobenzl am 23. Juli, aber die Lage ist entsetzlich. Wie immer, war er auch dieses Mal überzeugt, daß die eigentliche Schuld alles Mißgeschicks an dem bösen Feinde, an Preußen, liege. Die Unfälle am Oberrhein, sagte er, sind zweifellos zum größten Theil die Folge eines verrätherischen, durch Preußen vorbereiteten Einverständnisses zwischen Baden, Würtemberg und Frankreich; beide Stände haben bereits die preußische Vermittlung für ihren Separatfrieden mit der Republik angerufen; das deutsche Reich ist in vollständiger Auflösung. Ueber die Haltung der Russen war der Minister in hohem Grade mißvergnügt. Die Hoffnung auf ein russisches Hülfscorps hatte er schon im Februar aufgegeben, dann aber um so lebhafter auf ein kräftiges Auftreten der russischen Gesandten in Berlin und Regensburg gedrungen. Diese hatten es denn auch an beredten Ermahnungen nicht fehlen lassen, Thugut aber fand ihre Sprache bei Weitem nicht ernst, nicht drohend genug; ihre freundlichen Reden, klagte er, haben, wie vorauszusehn, nicht die mindeste Wirkung gehabt.

Unterdessen setzten damals die beiden kaiserlichen Heere ihren Rückzug fort; durch Moreau wurde Tyrol, durch Jourdan Böhmen bedroht; zum ersten Male seit dem Beginn des Kriegs waren die deutschen Erblande der Monarchie, war diese selbst in ihrem innersten Bestande einem feindlichen Einbruche ausgesetzt. Wenn Rußland sein Bündniß nicht offen vor aller Welt als inhaltleere Lüge brandmarken wollte, so konnte es unter

diesen Umständen die vertragsmäßige Unterstützung nicht länger zurückhalten. So meldete Thugut am 10. August dem Grafen Cobenzl, der Abfall im deutschen Reiche sei allgemein, im Bunde mit dem Feinde dehne sich Preußen in den fränkischen Landen aus, der Regensburger Reichstag selbst sende schimpfliche Botschaft an die französischen Generale: da die Franzosen sich in raschem Zuge der böhmischen Grenze annäherten, so sei der Fall der Bundeshülfe für Rußland ohne Zweifel eingetreten und der Kaiser fordere somit die schleunige Absendung der verheißenen Hülfstruppen. Es war der Höhestand der Bedrängniß, welcher nach so vielen Abweisungen dem hochmüthigen Staatsmanne die neue Bitte entriß: in diesem bittern Augenblicke trat noch einmal eine Wendung der Dinge ein.

Ehe die Kaiserin Katharina von dem Inhalt der österreichischen Depesche Kenntniß erhielt, war sie selbst durch die Entwicklung der Kriegsereignisse zu dem von Thugut gewünschten Entschlusse gekommen. Bisher hatte sie, stets ihre Bundespflicht anerkennend, die Absendung des Hülfscorps wegen der Möglichkeit eines Bruches mit Preußen in Sachen der Krakauer Grenzregulirung hinausgeschoben. Allerdings mußte es jetzt auch dem reizbarsten Mißtrauen klar geworden sein, daß eine solche Gefahr nicht existirte. Die gemischte Commission zankte Monate lang über einen schmalen Landstreifen von wenigen Quadratmeilen, von dem der österreichische Commissar, Marquis Chasteler, selbst erklärte, daß er ohne militärische Bedeutung sei, wenn die Kaiserhöfe ihn weigerten, so führte Preußen deshalb keinen großen Krieg, und wenn man ihn abtrat, so war der letzte Funke eines Zerwürfnisses ausgelöscht. So war denn auch Thugut, der wegen dieser Händel im Frühling Italien gegen die französische Offensive entblößt hatte, im Juli ohne weiteres Bedenken zur Verwendung galizischer Bataillone in Tyrol geschritten, und im August entschloß sich Katharina ihrerseits, den nichtigen Vorwand fallen zu lassen. Am 21. konnte Cobenzl nach Wien die frohe Nachricht schicken, daß Katharina nicht bloß das vertragsmäßige Hülfscorps, sondern daß sie ein Heer von 60,000 Mann zum französischen Kriege absenden wolle, vorausgesetzt, daß ein Theil der für den erschöpften russischen Schatz zu schweren Kosten von England übernommen werde. Während diese Meldung den weiten Weg nach Wien zurücklegte, war dort die Spannung noch immer höher gestiegen. Nürnberg hatte Preußen seine Unterwerfung angeboten und der Convent der niedersächsischen Stände dem Könige Geldbeiträge für die Deckung der Demarcationslinie bewilligt; Erzherzog Carl aber hatte die Donau ver-

lassen und damit Baiern preisgegeben, und noch am 2. September hatte man in Wien keine nähere Kunde über seine Erfolge gegen Jourdan. Da schrieb denn am 2. der Kaiser einen eigenhändigen Brief an Katharina: er sei jetzt durch den Abfall der deutschen und italienischen Fürsten in die Lage gekommen, das Herz seiner Staaten zu vertheidigen; wenn er keine Unterstützung erhalte, so sei er in die Wahl zwischen einem völligen Verderben und einem nachtheiligen Frieden gestellt. Am 3. September erläuterte Thugut in einer ministeriellen Depesche die Bedürfnisse der Lage im Einzelnen. Preußen, erklärte er, greife immer weiter in Franken um sich und halte Westfalen unter seiner Hand; es sei dringend, mit Rußland zu einer umfassenden Erörterung zu gelangen, wie entweder diesem preußischen Wachsen Einhalt geschehn, oder mindestens eine entsprechende Vergrößerung für Oesterreich ermittelt werden könne. Was Frankreich betreffe, so solle Cobenzl ein starkes russisches Hülfscorps in Anspruch nehmen, und zwar für den activen Krieg zur Deckung Böhmens, da offenbar das Eindringen der Franzosen in dieses Land ganz Polen in die gefährlichste Gährung versetzen würde. Immer wieder sei dann das Begehren zu wiederholen, daß Rußland durch energische Vorstellungen die bösen Willen Preußens und der übrigen Reichsstände einschüchtern müsse.

So weit hatte er geschrieben, als er mit erleichtertem Herzen die Nachschrift hinzufügen konnte, daß eben etwas günstigere Nachrichten vom Erzherzog Carl eingelaufen seien. Bald nachher kam die Siegeskunde von Würzburg; es kam auch Cobenzl's Depesche vom 21. August und mit ihr die Aussicht auf den baldigen Marsch der Russen; die nächste, drängendste Gefahr war abgewandt und eine breite Hoffnung für den ferneren Fortgang des Krieges eröffnet. Und von Tag zu Tag besserten sich die Aussichten; Jourdan floh über den Rhein, Moreau begann seinen Rückzug, Preußen wies Nürnberg zurück; unter diesen Umständen machte nicht einmal Wurmser's Niederlage bei Bassano einen tiefen Eindruck, im Gegentheil, man nahm es für einen halben Sieg, daß der Marschall Mantua erreicht und die Besatzung verstärkt habe. Auf der Stelle wurden starke Aushebungen in Böhmen und Croatien angeordnet, eine ungarische Recrutirung durchgesetzt, die Heerestrümmer in Friaul und Tyrol unablässig verstärkt, um möglichst bald zu einem dritten Entsatzversuche zu schreiten. Zur Unterstützung desselben verhandelte man mit dem Papste, der sich bitter über die Franzosen beschwerte, ob er in Ermangelung brauchbarer Truppen mit geistlichen Waffen helfen und die Bekämpfung der Franzosen

für einen Religionskrieg erklären wollte: man suchte den verzagten Hof von Neapel zu neuer Schilderhebung zu ermuthigen, da seine 30,000 Mann, wenn auch nicht gerade Soldaten bester Qualität, bei der geringen Truppenzahl Bonaparte's ein erhebliches Gewicht in die Wagschale werfen konnten. Auch hier zeigten sich gute Aussichten, da der neapolitanische Gesandte, Fürst Belmonte, welcher in Paris den definitiven Frieden zu bearbeiten hatte, von dem Directorium in äußerst hochfahrender Weise behandelt wurde und mehrmals schon an Abbruch und Abreise gedacht hatte. Kurz, Thugut war der besten Hoffnungen voll, den ereignißreichen Feldzug noch zu einem glänzenden Schlusse zu bringen.

Aber wenn überall für die irdischen Dinge die Zukunft ungewiß ist, so gibt es nichts Unzuverlässigeres als den kommenden Tag in einem Coalitionskrieg. In demselben Augenblicke, in welchem die militärischen Erfolge einen seltenen Aufschwung zu nehmen schienen, begann das diplomatische Gerüst der großen Tripleallianz aus allen Fugen zu weichen. Zunächst entwickelte sich ein tiefgreifendes Zerwürfniß zwischen Oesterreich und England, zu dessen Erläuterung wir einen etwas weiteren Rückblick auf die inneren Zustände des britischen Reiches werfen müssen.

König Georg III. war von dem Abscheu gegen die französischen Jacobiner so tief durchdrungen, wie irgend einer seiner gekrönten Collegen, und deshalb unerschütterlich in dem Wunsche, sie bis zu völliger Ausrottung zu bekämpfen. Aber der wichtigste Theil seines Ministeriums neigte längst zu einer andern Auffassung hinüber, und diesen Männern bot der Zustand des Landes ebenso viele Beweispunkte für ihre Ansicht wie die allgemeine Lage Europa's.

Wir wissen, daß Pitt sich nur nach langem Sträuben zu der Haltung entschlossen hatte, welche dem Convente der Anlaß zur Kriegserklärung geworden war. Sowohl nach seinen Talenten als nach seinen Neigungen war er im vollen Sinne des Wortes ein Staatsmann des Friedens. Ein Meister der Verwaltung, der Finanzen, der parlamentarischen Taktik, war er für diplomatische Leistungen nur mäßig begabt und hatte keine Ader von Eroberungslust und militärischer Ruhmbegier in seinem Innern. Er war dabei liberal in allen seinen Interessen, trug sich mit den mannichfaltigsten Reformen und fand sich mit innerem Bedauern durch die Kriegsgefahr genöthigt, alle Kräfte auf die Erhaltung des Bestehenden zu sammeln. So führte er den Krieg aus Pflichtgefühl weiter, so lange ihm ein erhebliches Interesse Englands oder die allgemeine Sicherheit Europa's be=

droht schien: sein innerster Wunsch aber war Frieden, gleichviel ob in Frankreich Robespierre oder Rewbell, Dictatur oder Verfassung, Himmel oder Hölle regierte, sobald nur die Republik den Nachbarstaaten gleiche Ruhe ließe. Seine Gesinnung theilte sein nächster persönlicher Freund, der Kriegs= und Colonialminister Dundas, von Grund seines Herzens, und in der Hauptsache war auch der Minister des Auswärtigen, der stolze Lord Grenville, einverstanden. Dieser traute, wie wir bemerkt haben, seit dem Herbste 1794, seit der Räumung Belgiens, der österreichischen Kriegführung schlechterdings nicht mehr, und war demnach mit Pitt der Ansicht, während der Dauer des Krieges gar keine Opfer zu scheuen, aber auch kein Mittel zur baldigen Beendigung desselben unbenutzt zu lassen.

In anderem Lichte freilich betrachteten die große Frage diejenigen Mitglieder des Ministeriums, welche im Sommer 1794 auf Burke's Betreiben sich von der Whigpartei abgelöst und unter der Leitung des Herzogs von Portland mit Pitt verbündet hatten. Diese Männer hatten mit ihren früheren Genossen, Fox, Grey, Sheridan, gebrochen, nach der Ueberzeugung, daß die Bekämpfung der französischen Revolution die wichtigste Aufgabe jedes britischen Staatsmannes sein müßte; sie hatten von Burke's gewaltigem Geiste die Lehre empfangen, daß mit dem jacobinischen Radicalismus kein Abkommen möglich, daß seine Existenz mit dem Bestande jedes geordneten Staates unverträglich sei. So hatten sie durch ihren Eintritt in das Ministerium Pitt's damalige Kriegspolitik im Parlamente und im Lande in hohem Grade befestigt, und nur ihr Beistand hatte den Sturz des Cabinets nach den großen Niederlagen von 1794, der Eroberung Belgiens und Hollands durch die Franzosen, dem zweideutigen Rückzuge des österreichischen und der schimpflichen Flucht des englischen Heeres zu hindern vermocht. Zu großem Theile ihrem Eifer war es damals zuzuschreiben, daß die Regierung nicht zu schleuniger Beendigung des unheilvollen Krieges gedrängt wurde, daß man vielmehr nach der Rückkehr der Landtruppen alle Kraft auf das befreundete Element des Oceans warf, und mit einer mächtigen Anstrengung die Zahl der Linienschiffe auf 150, die Stärke der Flottenmannschaft auf 130,000 Köpfe erhöhte und seitdem mit sicherem Schritte sich der vollen Ueberlegenheit auf allen Meeren des Erdballs annäherte. In Westindien, wo eine Zeit lang die fanatische Energie des Conventscommissars Victor Hugues den Engländern mehrere Inseln entrissen, und überall gegen sie blutige Auf=

stände der Neger und der Caraiben bewirkt hatte, gelang es allmälig, die Rebellen niederzuschlagen und die meisten der verlorenen Antillen wieder zu gewinnen. Den Batavern wurde in Ostindien Ceylon und Malacca, in Afrika das Cap der guten Hoffnung genommen, und eine zur Wiedereroberung des letztern ausgesandte Flotte in der Saldanha-Bai vollständig vernichtet. So hatte das französische Bündniß nur die Holländer selbst beschädigt, und auch der drohenden Verstärkung des Feindes durch die Spanier sahn die conservativen Whigs in Bezug auf den See- und Colonialkrieg mit großer Gelassenheit entgegen. In weiten Kreisen herrschte die Stimmung, man möge die Mächte des Continents so viel sie wollten sich zu Grunde richten lassen, aber um so unbeschränkter müßte Britannien fort und fort die Wogen beherrschen. Es war die große Mehrheit der regierenden und besitzenden Classen, welche so dachte, des Adels und der Gentry, der Geldmacht der City, der Industrie im Norden, der wohlhabenden Pächter in allen Theilen des Landes.

Allerdings fehlte es daneben nicht an abweichenden Meinungen. Mit jedem Jahre des Krieges wuchs die Staatsschuld und die Steuerlast, und wurde von der ärmeren Bevölkerung um so schwerer empfunden, als das gesteigerte Bedürfniß hauptsächlich durch Verbrauchsabgaben herbeigeschafft wurde. Armee und Flotte forderten immer stärkere Recrutenmassen, und wo die freiwillige Werbung nicht zureichte, mußte die Matrosenpresse und gewaltthätige Einstellung aushelfen. So wurde besonders unter den kleinen Einwohnern der Städte die Zahl der Friedenssehnsüchtigen und Unzufriedenen immer größer, und wenn im Unterhause die whigistische Opposition es oft nur auf zwölf und äußerst selten über fünfzig Stimmen brachte, so zählten im Lande die radicalen Vereine ihre unruhigen Anhänger nach Hunderttausenden. Seit 1793 war die Regierung, auf die zweifellose Stimmung der Mehrheit gestützt, nachdrücklich gegen alle meuterischen Versuche eingeschritten, und der Lordkanzler Loughborough, ein ehrsüchtiger, talentvoller und charakterloser Mensch, der so eben erst die Reihen der Whigs verlassen hatte, um durch königliche Gunst zu Amt und Würden zu gelangen, hatte mit dem hitzigen Eifer des Proselyten Gerichte und Polizei in solche Thätigkeit gegen die Radicalen gesetzt, daß diese noch lange Jahre nachher seine Verwaltung als die englische Schreckenszeit bezeichneten. Indessen so grundlos und gehässig viele der von ihm veranlaßten gerichtlichen Verfolgungen waren, muß doch immer hervorgehoben werden, daß diese angebliche Schreckenszeit niemals einen Beklagten dem

Wahrspruch der Geschworenen entzog, daß sie nicht die geringste Anstalt zur Erdrückung der Preßfreiheit machte; und daß sie geraume Zeit hindurch auch das Vereins- und Versammlungsrecht keinen gesetzlichen Beschränkungen unterwarf. So erlitt die Regierung im Sommer 1794 bei einem Versuche, den ausgedehntesten der radicalen Vereine durch eine Reihe von Hochverraths-Processen zu vernichten, eine vollständige Niederlage; die glänzende Beredsamkeit des Vertheidigers Erskine entschied nach einander die Freisprechung sämmtlicher Angeklagten. Die Clubs setzten darauf mit verdoppeltem Eifer ihr Treiben fort; sie vermieden es sorgfältig, mit einem ausdrücklichen Strafgesetze in Berührung zu kommen, forderten aber mit der größten Lebhaftigkeit Reform des Parlaments, einjährige Wahlperioden und allgemeines Stimmrecht, und brandmarkten mit allen gesetzlichen Mitteln die unselige Kriegspolitik der Regierung, die erdrückende Geld- und Blutsteuer des Volkes.

Seit dem Frühling 1795 schlug diese Bewegung höhere und gefährlichere Wellen, als durch anhaltendes Unwetter die Erndte verdarb, und die nothwendigsten Lebensmittel mit Theurungs- und im Herbste mit wahren Hungerpreisen bezahlt werden mußten. Noth und Elend erfüllten weit und breit das Land, und der Natur der Sache nach war es wieder die städtische Arbeiterclasse, welche am härtesten davon betroffen wurde. Es ging dann in London wie gleichzeitig in Paris: die darbende Masse ergriff gierig die ihr von allen Seiten gepredigte Lehre, daß die Hauptschuld ihrer Bedrängniß an der schlechten Regierung liege, die für das arme Volk kein Herz habe. Keine Woche verging ohne kleinere und größere Aufläufe; am 26. October gelang den Radicalen in London eine große Volksversammlung, angeblich von 150,000 Köpfen, welche die heftigsten Beschlüsse gegen das bisherige Regierungssystem faßte, und als den 29. der König in feierlichem Zuge zur Eröffnung des Parlamentes fuhr, wurde sein Wagen von einem tobenden Volkshaufen umringt, und unter wüstem Geschrei die Entlassung der Minister und das Ende des Krieges gefordert. Der Lärm wuchs mit seiner Dauer; die Masse schrie: fort mit Pitt, keinen Krieg, nieder mit Georg; dann flogen Steine gegen den Wagen, die Kugel einer Windbüchse schlug durch die Scheiben und strich dem Könige dicht an der Stirne vorüber. Der alte Herr verlor die Fassung nicht, begnügte sich bei der Ankunft im Parlamentshause mit dem kurzen Worte: „man hat auf mich geschossen“, und las seine Thronrede mit ruhiger Stimme ab. Minister und Parlament waren einmüthig,

daß eine solche Rohheit nicht ungestraft hinzunehmen sei: Lord Grenville erklärte dem Oberhause mit großem Nachdrucke, dies seien die Früchte der ungezügelten Wildheit, zu der man die aufrührerischen Vereine habe heranwachsen lassen, und rasch nach einander passirten in den letzten Monaten von 1795 zwei Gesetze, wovon das eine den Behörden die Befugniß zur sofortigen Auflösung jeder meuterischen Volksversammlung gab, das andere aber unter die Klage auf Hochverrath jede Mißhandlung der königlichen Person einbegriff, und alle Aufreizungen zum Hasse gegen den König oder die Verfassung mit Deportation bedrohte. Zugleich wurden umfassende Vorkehrungen zur Minderung der Hungersnoth getroffen, die Regierung bevollmächtigt, die Kornausfuhr zu sperren und die Einfuhr von Nahrungsmitteln durch Prämien zu belohnen, die Anfertigung von Mais- und Kartoffelbrod verfügt, die Verwendung des Mehls zu anderweitigen Zwecken als zum Brodbacken verboten. Die besitzende Classe unterstützte nachdrücklich diese Bemühungen des Staates durch eine im Großen organisirte Wohlthätigkeit; eine Reihe mächtiger Corporationen schaffte Vorrath von Korn, Reis, Kartoffeln für wohlfeile Vertheilung an, und viele tausend wohlhabende Familien verpflichteten sich, nur jene geringeren Brodsorten auf ihrem Tische zuzulassen. So gelang es noch im Laufe des Winters, der Noth und damit auch der Aufregung des Volkes Herr zu werden.

Immer aber hatten diese Vorgänge auf Pitt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. „Wenn ich heute," sagte er einigen Freunden im November, „mein Amt niederlegte, so wäre binnen sechs Wochen mein Kopf verloren" [1]). Vor allem peinigte ihn die finanzielle Bedrängniß, welche ihm aus dem Nothstande inmitten der wachsenden Ausgaben des Krieges erwuchs. Er bedurfte zur Füllung seines nächsten Budgets einer Anleihe von 18 Millionen Pfund, und mithin, wenn der Staatshaushalt nicht aus seiner festen Ordnung gebracht werden sollte, neuer Abgaben zur Deckung der Zinsen. Einige Luxussteuern ließen sich auftreiben, welche die ärmeren Classen wenig belasteten, dafür aber freilich auch nur geringen Ertrag verhießen, Pitt griff also für ihre Ergänzung zu einer Erbschaftssteuer von zwei bis sechs Procent, von der nur die Wittwen und die Kinder des Erblassers befreit sein sollten, mußte hier jedoch die Erfahrung machen, daß das Unterhaus die Steuer zwar für bewegliches Vermögen

---

[1]) Wilberforce, Diary.

genehmigte, für Landgüter aber die Zustimmung der sämmtlich grundbesitzenden Abgeordneten nicht zu gewinnen war. Zum ersten Male während seiner langen Verwaltung war er genöthigt, für ein Deficit in den ordentlichen Einnahmen mit einem neuen Anlehn von 7½ Millionen aufzukommen, in demselben Augenblick, im Frühling 1796, in welchem ihn Oesterreich mit immer erneuerten Geldforderungen bestürmte, und von englischen Vorschüssen, wie wir gesehn haben, geradezu die Fortsetzung seiner kriegerischen Thätigkeit abhängig machte. Wohl lag hier die Erwägung nahe, ob irgend ein wahrscheinliches Ergebniß des Krieges die Häufung so ernster innerer Schwierigkeiten rechtfertige, ob es nicht Pflicht sei, wenigstens einen Versuch zur Beendigung des verhängnißvollen Kampfes zu machen. Es war in dem Zusammenhange dieser Umstände, daß Pitt schon im Januar 1796 dem König den Vorschlag unterbreitete, an das französische Directorium eine Anfrage über die Verhandlung eines für alle Theile ehrenhaften Friedens zu richten. Es ist nicht denkbar, schrieb er ihm am 30., daß das Land und das Parlament noch länger das Ausbleiben irgend eines Schrittes zum Frieden ertragen; es ist aber deutlich, daß wenn die Regierung jede solche Maßregel aufschiebt, bis sie durch das Parlament oder die öffentliche Meinung dazu gezwungen ist, dann viel schlechtere Bedingungen erduldet werden müssen, als wenn sie jetzt mit voller Freiheit das Erforderliche vorkehrt. Der König antwortete gleich am 31., er könne nur seinen lebhaften Widerwillen gegen jede diesseitige Eröffnung an Frankreich aussprechen, wolle sich aber der vorgeschlagenen Maßregel fügen, so wenig er davon einen Nutzen erwarte; er vertraue sicher, daß das Directorium jeden Antrag dieser Art mit schnöder Zurückweisung beantworten würde [1]). Wir haben früher schon gesehn, daß Pitt hierauf seinen Vorschlag ohne Zaudern auch in Wien anmeldete, daß der König aber in seinem Urtheil über das Directorium schließlich Recht behielt, und Wickham's Note die gröbste Zurückweisung erfuhr.

Der Krieg ging also fort. Pitt aber verharrte trotz des rauhen Benehmens des Feindes in seiner Gesinnung. Was ihn in dieser Hinsicht noch stärker als Theurung, Finanznoth und englischer Radicalismus bestimmte, war die in dieser Zeit immer mächtiger sich entwickelnde Gefahr der irischen Zustände: es ist nöthig, von den wesentlichen Momenten derselben hier eine kurze Uebersicht zu geben.

---

[1]) Beide Briefe in Stanhope life of Pitt vol. II, appendix.

Ueber das unglückliche Irland war seit dem 12. Jahrhundert eine Fluth der Unterdrückung nach der andern hinübergegangen. Zu dem Gegensatz der sächsischen Race gegen die celtische war dann der religiöse Hader zwischen Anglicanern und Katholiken gekommen. Der Angriff war mit der schweren Wucht der englischen Ueberlegenheit erfolgt, der Widerstand erfüllte sich mit der ganzen Hitze und Unverwüstlichkeit celtischer Leidenschaft. Bei der letzten großen Erhebung der katholischen Iren, 1689, entlud sich der hundertjährige Haß in einem barbarischen Ausbruche des nationalen und religiösen Fanatismus, dessen Frevel nach dem endlichen Siege Englands jeden Gedanken an Billigkeit und Barmherzigkeit gegen die Unterworfenen auslöschten. Die anglicanische Colonie, etwa ein Viertel der Bevölkerung, behauptete seitdem das Eigenthum von drei Vierteln des Bodens [1]), wo die Nachkommen der alten Besitzer, als arme Pächter, Tagelöhner und Knechte ein kümmerliches Dasein führten, ausgeschlossen von Macht, Wohlstand und Bildung, nur die Erinnerung an alte bessere Zeiten als unvertilgbaren Sporn zur Rache im Herzen. Das Parlament zu Dublin, die Aemter in Heer und Staatsdienst, der Einfluß in Grafschaft und Gemeinde, die Dotation der Kirche und die Befugniß zum Schulunterricht, Alles, Alles war einzig für die herrschende Colonie vorhanden. Man nahm den Bekennern der unterdrückten Religion nicht mehr wie im Mittelalter das Leben, aber man entzog ihnen Jegliches, was das Leben lebenswerth machen konnte. War auf diese Art die englische Colonie allmächtig nach unten, so stand sie selbst in einer beinahe unbedingten Abhängigkeit nach oben. Feste Zolllinien trennten den irischen von dem englischen Markte, und die Ansätze ihrer Tarife waren sämmtlich zu Gunsten der englischen Industrie bemessen. Bis 1782 hatte neben der Dubliner Volksvertretung auch das Londoner Parlament Gesetze für Irland erlassen, und das englische Oberhaus auch für irische Processe als höchster Appellhof Gerichtsbarkeit geübt. Als in jenem Jahre die damals herrschenden Whigs dem Dubliner Parlamente die volle Gleichberechtigung zugestanden, trat nach den ersten Grundsätzen des britischen Staatsrechts sofort eine anderweitige Schwierigkeit hervor. Welch eine Stellung sollte das beiden Parlamenten verantwortliche Ministerium einnehmen, wenn dieselben einmal über eine gemeinsame Angelegenheit in entgegengesetztem Sinne entschieden? Ein solcher Fall erschien 1788, als der König für

[1]) Dies war Burke's Schätzung. Adolphus, history VI, 280 meint 19 Zwanzigstel.

kurze Zeit geisteskrank wurde, bei der Frage, mit welchen Rechten der Prinz von Wales die Regentschaft führen würde: die Genesung des Königs machte glücklicher Weise dem Streite thatsächlich ein Ende, aber die bloße Ankündigung desselben hatte die innere Unmöglichkeit des Systems anschaulich gemacht. Das Ministerium begnügte sich, zunächst die Wiederholung eines solchen Conflictes auch wieder thatsächlich zu verhüten, indem es sich durch alle Mittel der Einschüchterung und Bestechung eine dienstwillige Mehrheit in Dublin sicherte. Aber die Schmählichkeit und Verderblichkeit eines solchen Zustandes mußte jedem politischen Auge klar sein, und niemand erkannte sie mit schärferem Blicke und weiterem Gesichtskreise als Pitt.

Mit Recht hat Macaulay von diesem gesagt, er sei der erste englische Minister gewesen, der in Wahrheit fruchtbare Gedanken für Irland gehabt habe. Schon im Jahre 1785 sprach er im englischen Unterhause seinen allgemeinen Standpunkt aus. „Es gibt," sagte er, „für ein Verhältniß wie jenes zwischen Großbritannien und Irland nur zwei denkbare Systeme: das eine besteht in der völligen Unterordnung des kleineren Landes unter das größere, so daß alle Arbeit des ersteren nur dem letzteren zu Gute kommt; dies ist unser bisheriges Verfahren gegen Irland gewesen; das andere ist die Theilung und Gemeinschaft der Vortheile, ein System der Gleichheit und Billigkeit, welches ohne Verkürzung des einen Theiles das verbundene Interesse des gesammten Reiches zu fördern sucht." Er bethätigte damals diese Gesinnung durch den Antrag auf einen Zollverein beider Lande; er wünschte ferner die irische Hochkirche auf einen weniger gehässigen Grund als die allgemeine Entrichtung des Zehnten zu stellen; er sprach dem damaligen Vicekönig, dem jungen Herzog von Rutland, die feste Ueberzeugung von dem endlichen Siege seiner Bestrebungen aus, und trieb ihn an, die bestehende Unzufriedenheit durch möglichste Reform der unbilligen Gesetze zu beschwichtigen, jede Auflehnung aber gegen ein bestehendes Gesetz mit fester Strenge niederzuhalten.

Allein es war ein schwieriger Weg, den er nach diesen Gesinnungen einzuschlagen wünschte. Die herrschenden Classen waren in ihrer großen Mehrheit jeder liberalen Reform abgeneigt, die Masse aber des unterworfenen Volkes durch alle irgend erreichbare Reform nicht zu versöhnen. Die englische Kirche wollte so wenig von Abschaffung der Zehnten wie der englische Handel von Beseitigung der Binnenzölle hören. Die irischen

Tories wiesen eben so heftig wie ihre englischen Parteigenossen die Ausdehnung des parlamentarischen Wahlrechts zurück, obwohl Pitt's Wünsche, wie sie wohl wußten, in dieser Frage mit dem Sinne der Whigs übereinstimmten. Mit gleichem Eifer widersetzte sich die Mehrheit beider Häuser jeder Erleichterung der Katholiken, weil dieselben, behauptete sie, alle Concessionen nur als Waffe zu weiteren Forderungen und endlich zum Sturze der englischen Herrschaft gebrauchen würden. Nun war Pitt der Minister eines parlamentarischen Regiments; seine Herrschaft stand und fiel mit der Stärke und Einigkeit seiner Partei; nach der gebieterischen Kraft seiner Persönlichkeit legte er ihr zwar manches unerwünschte und heilsame Gebot auf, aber er selbst wußte am Besten, daß ihre Folgsamkeit sehr bestimmte Grenzen hatte. Wenn er seine ganze Machtstellung nicht in ihrer Grundlage zerstören wollte, so mußte er fort und fort bei jedem Reformplane auf jene Stimmungen der Tories Rücksicht nehmen, und sich freuen, ihnen langsam abzugewinnen, was durch raschen Befehl einmal nicht durchzusetzen war. Leider wirkte dann hier wie in England der Ausbruch der französischen Revolution erschwerend ein. Irland erfüllte sich auf der Stelle mit glühender Aufregung; die protestantischen Dissenters stifteten republikanisch gesinnte Clubs, die gaelischen Bauern begannen mit zahlreichen Meuchelmorden ihre sächsischen Gutsherren zu bekämpfen, und alle liberal Gesinnten vereinigten sich in dem Rufe auf vollständige Emancipation der Katholiken. Allerdings enthielt diese allseitige Gährung einen starken Antrieb für die englischen Minister, jeder möglichen Reform zur Beschwichtigung der Gemüther nachzutrachten: aber um so stärkere Beweise lieferte sie auch den irischen Machthabern für ihren Satz, daß bei so hochgehenden Wogen jede Neuerung den ganzen Zustand mit tödtlicher Gefahr bedrohe. Man verhandelte, erwog, und kam mehrere Jahre hindurch zu keinem Entschlusse.

Bei dieser Unsicherheit der Verhältnisse war es die Entschiedenheit Edmund Burke's, welche Anfang 1792 der irischen Politik ihre neue Richtung gab. Der große Staatsmann hatte längst seinen hitzigen Kampf gegen die französische Revolution eröffnet, und dadurch die englische Whigpartei auf das Tiefste gespalten; jetzt forderte er mit gleichem Ungestüm umfassende Reform in Irland, um das Land vor dem Versinken in Anarchie und Bürgerkrieg zu bewahren. Lebhaft sprach er die Zuversicht aus, daß eine allmäliche Ertheilung politischer Rechte an die Katholiken den Clerus und Adel und schließlich die große Masse derselben zu getreuen

Unterthanen der britischen Krone machen, und die revolutionäre Neigung auf einen kleinen Haufen verbrecherischer Hitzköpfe beschränken würde. Sein Sohn Richard wirkte als Sachwalter des katholischen Generalausschusses in Dublin; er selbst war unermüdlich, seine Auffassung bei Pitt und Dundas zur Geltung zu bringen. Es kostete nicht geringe Mühe, hüben und drüben. Die Dubliner Regierung und die Mehrheit des irischen Unterhauses kämpften mit allen Mitteln gegen die Reform, und der katholische Generalausschuß zählte mehr als ein Mitglied, dessen Beziehungen zu den republikanischen Clubs oder den agrarischen Frevelthaten schweren Verdacht begründeten. Indessen nach unsäglichen Anstrengungen gelang es Burke trotz aller Hindernisse, die Minister von der Durchführbarkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Im März 1792 bewirkten sie im Dubliner Parlamente die Annahme eines Gesetzes, welches die Katholiken von den harten Bestimmungen über katholische Schulen und gemischte Ehen befreite: dann folgte ein Jahr später ein weiteres Gesetz, welches ihnen den Zugang zu den meisten Aemtern in Flotte, Heer und Staatsdienst eröffnete, und ihnen zugleich ein allerdings durch hohen Census beschränktes Wahlrecht in den Grafschaften verlieh. Es war ein großer Schritt vorwärts: aus einer rechtlosen und ehrlosen Unterdrückung waren die Katholiken zu dem Besitze aller persönlichen Freiheitsrechte britischer Bürger emporgehoben. Aber noch immer gehörten sie nicht zu dem regierenden Theile des Volkes, und blieben von eigner Mitwirkung an Gesetzgebung und Verwaltung ausgeschlossen. So war denn auch unter den Gemäßigten und Loyalen nur eine Stimme, daß man nicht auf halbem Wege stehn bleiben dürfe. Daß das katholische Bekenntniß keine Gefahr für den englischen Staat enthalte, dünkte ihnen bei der damaligen Schwäche und Friedfertigkeit der römischen Curie unzweifelhaft; die vornehmsten katholischen Facultäten des Festlandes hatten auf Anfrage der englischen Regierung amtliche Gutachten gegeben, daß nach den Kirchengesetzen der Papst zu irgend welcher Einmischung in Staatsangelegenheiten nicht befugt sei. Wenn das Ministerium von der Richtigkeit dieser Auffassung nicht überzeugt wäre, so hätte es auch die Emancipationsgesetze von 1792 und 1793 nicht billigen können: hatte es aber diese Ueberzeugung, aus welchem Grunde, fragte man, durfte es dann noch die abschließende Bewilligung, den Eintritt in das Parlament, den Katholiken als solchen länger verweigern?

Diese Forderung erhielt nun in London selbst verdoppelten Nach=

druck, als im Juli 1794 der Herzog von Portland und seine Genossen in das Ministerium eintraten. Wie in der französischen waren sie auch in der irischen Frage Burke's getreue Schüler, und wenn sie im Kampfe gegen die Jacobiner den Premierminister fast eifriger als ihm lieb war, unterstützten, so begehrten sie mit gleichem Nachdruck ein rückhaltloses Voranschreiten auf der Bahn der irischen Reformen. Der Herzog von Portland war selbst im Jahre 1782 liberaler Vicekönig in Dublin gewesen; er forderte jetzt für dieses Amt die Ersetzung des torystischen Marquis von Westmoreland durch den nächsten seiner Parteifreunde, den jungen Grafen von Fitzwilliam. Pitt hatte nach seinen persönlichen Gesinnungen nicht viel einzuwenden, erklärte aber mit der größten Bestimmtheit, daß vor Allem sein bisheriger Parteiverband nicht erschüttert werden dürfe; er willigte in Westmoreland's Abberufung erst dann, als sich für diesen eine glänzende Entschädigung in London ausfindig machen ließ, er bedang sich überhaupt die Erhaltung der bisherigen irischen Beamten aus, vorausgesetzt, daß sie dem neuen Lordstatthalter keinen Anlaß zu Beschwerden gäben, und verwahrte sich überhaupt gegen eine plötzliche Aenderung des in letzter Zeit befolgten Regierungssystems [1]). Nachdem Fitzwilliam's Ernennung auf Grund dieser Abreden festgestellt war, verhandelte Pitt mit Portland und mit dem Führer der liberalen Dubliner Minorität, Henry Grattan, die brennende Frage der Katholiken-Emancipation. Seine Meinung ging dahin, daß die Regierung — ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Stimmung der Tories — dieselbe nicht vorschlagen könne, daß er aber sich ihr nicht widersetzen würde, wenn das Dubliner Parlament sie der Regierung entgegenbrächte. Die künftige Haltung Fitzwilliam's war damit zweifellos bezeichnet. Er selbst und seine Beamten sollten bei einem solchen Antrage strenge Neutralität bewahren, ein Verhalten, welches nach der bisherigen Feindschaft der Dubliner Behörden gegen jede Reform als erhebliche Förderung der katholischen Sache gelten konnte. Bei dem Gewichte, welches Pitt's eigne, wohlbekannte Ansicht in diese Wagschale warf, lag hier noch einmal ein großer Erfolg des Friedens und der Versöhnung in erreichbarer Möglichkeit.

Leider war jedoch Graf Fitzwilliam nicht der Mann, um unter so

---

[1]) Daß diese Forderungen von Pitt gestellt, und von Portland bewilligt wurden, ist nach zahllosen Controversen jetzt durch die von Lord Stanhope, theils im Leben Pitt's, theils in den Miscellanies veröffentlichten Correspondenzen als völlig erwiesen anzusehen.

vielfach brausenden Strömungen den irischen Staat mit sicherer Hand zu steuern. Sei es, daß der sehr beschränkte und unbeholfene Herzog von Portland ihn nicht deutlich genug über Pitt's Absichten aufgeklärt hatte, sei es, daß er nach eigner Hast und Haltungslosigkeit sich der in Irland winkenden Popularität überließ: kaum hatte er, im Februar 1795, den irischen Boden betreten, als er auf jeder Seite die von Pitt bezeichnete Linie überschritt. Vier und zwanzig Stunden nach seiner Ankunft sandte er zwei hervorragenden Schatzbeamten der bisherigen Verwaltung schriftlich ihre Entlassung zu, eine Maßregel, die nicht bloß eine Verletzung der allgemeinen Abrede, sondern für Pitt, als Finanzminister und Vorgesetzten der beiden Verabschiedeten, persönlich beleidigend war. Zugleich umgab er sich mit den Häuptern der Opposition; Grattan, welcher jetzt den Antrag auf Zulassung der Katholiken in das Parlament stellte, ging täglich bei ihm aus und ein; das Land wußte es nicht anders, als daß der Lordstatthalter die Bill begünstige, und die populäre Bewegung schwoll in allen Theilen der Insel zu lärmender Höhe an.

Bei einer so überraschenden Wendung konnte es nicht fehlen: die Gegenwirkung trat nicht minder heftig auf. Die irischen Anglicaner sahen bereits die Katholiken im Besitze des Unterhauses und im Bunde mit der Regierung: sie meinten damit die Vernichtung der Hochkirche und des protestantischen Uebergewichts vor Augen zu haben. Laut und drohend erhoben sich ihre Klagen: alle ihre Freunde in London rührten sich; die Tories von reinem Blute bedauerten Pitt, daß er seine ächten Freunde aufgebe und sich von diesen Bastardwhigs in das Schlepptau nehmen lasse. Bereits aber hatte Pitt mit ganzer Raschheit und Bestimmtheit seine Stellung genommen. Portland und die Seinen vermochten ihm nicht abzuläugnen, daß Fitzwilliam seine Weisungen verletzt habe, und Pitt sprach darauf in einem höflichen aber höchst gemessenen Schreiben dem Lordstatthalter die Mißbilligung der Regierung aus. Fitzwilliam verstand seine Meinung, und kehrte aus der übelberathenen Thätigkeit wieder nach London zurück. Da ihn Portland, Spencer und Windham verläugneten, trat er auf's Neue zu dem alten Freunde Fox, und damit in die entschiedene Opposition hinüber; das Cabinet aber blieb in voller Einigkeit, und die Mehrheit beider Häuser vereinigte sich nur um so fester zur Unterstützung des Ministeriums.

Desto unheilvoller war die Wirkung dieser Vorgänge in Irland. So groß zuerst der Jubel, so grimmig bitter war nachher die Ent=

täuschung. Aeußerlich schien keine Störung der Ruhe einzutreten, obgleich jetzt auch Grattan's Bill im Dubliner Unterhause mit starker Mehrheit verworfen wurde. Aber Tausende und wieder Tausende, welche bisher an der Hoffnung gesetzlicher Reformen festgehalten, wandten seit Fitzwilliam's Entfernung ihr Herz der gewaltsamen Revolution zu. Seit 1791 hatte sich in Dublin eine Genossenschaft gebildet, unter dem Namen der Vereinten Iren, mit dem nächsten Zwecke, die früher bitter verfeindeten Katholiken und Dissenters zu einer großen Gemeinschaft, zur Parlamentsreform und Katholikenemancipation zu verschmelzen. Anfangs hatte der Bund unter den einflußreichern Katholiken nur geringe Fortschritte gemacht; die republikanischen, und folglich damals französischen Tendenzen mehrerer Führer stießen vornehmlich die katholische Geistlichkeit ab. Immer blieb eine gewisse Verbindung zwischen beiden Gruppen; ein Hauptführer der Vereinten Iren, der protestantische Jurist Wolfe Tone, übte großen Einfluß auf den katholischen Generalausschuß, bis er durch eine peinliche Anklage auf Hochverrath zur Flucht nach Amerika genöthigt wurde. Nach der Abberufung Fitzwilliam's aber gewannen die Vereinten Iren breite Bahn, und geradezu die Trennung von England wurde ihr Programm. Die mannichfaltigsten Verstärkungen strömten ihnen zu. Aus dem Dubliner Parlamente, also dem Mittelpunkte der anglicanischen Colonie selbst, traten einzelne Männer der äußersten Linken in den Bund, in begeistertem Mitgefühl für die Sache der Unterdrückten, in heißer Schwärmerei für die Fortpflanzung der in Paris verkündeten republikanischen Gedanken. Unter ihnen ragte an erster Stelle ein junger, liebenswürdiger Mann hervor, ein Sprößling aus dem vornehmsten Geschlechte der Insel, Lord Edward Fitzgerald, eine reichbegabte, tapfere, leicht bestimmbare Natur, früher ein glänzender Officier, dann wegen seiner politischen Ketzereien aus dem Dienst entlassen, bald nachher im Dubliner Unterhause der hitzigste Vorfechter der Reformpartei. Auch er hatte gejubelt bei Fitzwilliam's Ankunft; auch er erklärte bei dem Abschied desselben die gesetzliche Reform für hoffnungslos. Er trat Anfang 1796 in die vordersten, leitenden Reihen des Bundes, und kein Contrast konnte schärfer sein, als der zwischen diesem ritterlich-anmuthigen Herzogssohne, und der aus Banditen und Bettlern gemischten Mannschaft, deren Waffen der Bund zu seinen ersten Angriffen aufbot. Mit dem Anwachsen der politischen Bewegung hatten natürlich auch die agrarischen Unruhen stets größere Verhältnisse angenommen; es gab da-

mals kaum eine Grafschaft der Insel, in der nicht bewaffnete Banden ihr Unwesen trieben, der Erhebung der Pachtzinsen, Heerdsteuern, Kirchenzehnten Widerstand leisteten, die Gutsherren mit Einbruch und Plünderung heimsuchten, die gegen sie aufgestellten Polizeibeamten und Zeugen durch Meuchelmord aus dem Wege schafften. Nichts war leichter für den Bund der Vereinten Iren, als diese verzweifelten Haufen in den Dienst ihrer Verschwörung zu ziehn. Die Mittel der Regierung waren ohnmächtig gegen die allgegenwärtige Verschwörung; man setzte die Habeas-Corpus-Acte außer Wirksamkeit, bedrohte die Ausschreitungen mit Verbannung nach Botany-Bay, sandte fliegende Colonnen in die aufgeregtesten Bezirke: aber weder die Truppen noch die Gerichte waren im Stande, die Sicherheit von Personen und Eigenthum herzustellen. Die Anglicaner griffen unter diesen Umständen zur Selbsthülfe, gründeten ihrerseits den bewaffneten Verein der Orangemänner, so genannt nach dem großen Oranier, König Wilhelm III., dessen Siege den bisherigen Zustand in Irland gegründet hatten: und schon im September 1795 kam es zwischen ihren Banden der „Dämmerungsburschen" und jenen der katholischen „Vertheidiger" zu blutigen Gefechten, in welchen die Katholiken unterlagen und mit wilder Grausamkeit verfolgt und niedergemacht wurden. Damit war von beiden Seiten der Krieg auf Leben und Tod erklärt. Die Anstrengungen und Erfolge der Vereinten Iren verdoppelten sich; der Grimm der katholischen Bauern gegen die Engländer führte der Gesellschaft täglich neue Mitglieder zu, und machte ihr die Vollendung einer völlig geschlossenen, militärischen Organisation möglich. Je zwölf Mitglieder bildeten eine Rotte unter einem Unterofficier, je fünf Rotten eine Compagnie unter einem Hauptmann, je zehn Compagnien ein Bataillon unter einem Obersten. Jede der vier Provinzen der Insel hatte einen leitenden Ausschuß, der seine Befehle von einem Generaldirectorium in Dublin empfing. Die Unterofficiere wurden durch die Mannschaft ihrer Rotten, die Hauptleute durch die Unterofficiere der Compagnie, die Obersten durch die Hauptleute des Bataillons gewählt. Alle Wahlen aber fanden durch verschlossene Zettel statt, welche sämmtlich dem Provinzialausschusse eingesandt und nur von dessen Secretär eröffnet wurden, so daß dieser allein in der Provinz die Namen der gewählten Officiere kannte, die Mannschaft aber ihre Befehle nur durch anonyme Briefe empfing. Die erste Pflicht jedes Mitgliedes war die Anschaffung von Gewehr und Schießbedarf, oder, wenn dies unmöglich war, einer Pike. Im Sommer 1796 war die

Zahl der auf solche Art vereinigten Rebellen auf mehr als Hunderttausend gestiegen; gegenüber dem Orange der Anglicaner trugen sie die Farbe der grünen Insel; ihr Directorium zählte eine Reihe angesehener und reicher Mitglieder, und stand in lebhafter geheimer Unterhandlung mit der französischen Regierung über baldigste Sendung eines Hülfscorps [1]. Lord Edward Fitzgerald und Arthur O'Connor gingen im Mai 1796 heimlich auf das Festland hinüber, hatten eine Besprechung mit General Hoche, und schlossen mit dem Directorium einen Vertrag, nach welchem das französische Corps vom Augenblicke seiner Landung an im Dienst und Sold der revolutionären Regierung Irlands stehen sollte, ganz so wie zwanzig Jahre früher General Rochambeau unter die Befehle des amerikanischen Congresses gestellt worden war. Ohne Zweifel meinten sie es ehrlich und redlich mit der Selbständigkeit ihres Vaterlandes; immer aber war es auch für irische Unbedachtsamkeit ein starkes Stück, noch im Jahre 1796 Barras und Rewbell für uneigennützige Weltbefreier zu halten.

Es war unmöglich, trotz alles Geheimnisses und aller Treue der Mitglieder, daß eine so gewaltige Rüstung ihr Dasein der Wahrnehmung der Behörden vollständig hätte entziehn können. Die Regierung fand kein Mittel sie zu fassen, aber die Spuren derselben drängten sich an tausend Punkten dem ängstlichen Blicke auf. Alles, was noch auf der Insel sich zur anglicanischen Kirche und zur englischen Krone bekannte, drängte sich im Angesichte der wachsenden Gefahr um die Regierung zu gemeinsamer Vertheidigung zusammen. Neben den Logen der Orangemänner entstand eine weitere Vereinigung der loyalen Bürger, Pächter und Gutsbesitzer, welche, als bewaffnete Freiwillige, ihre Dienste dem neuen Lordstatthalter, Lord Camden, zur Verfügung stellten, und bald eine Masse von 37,000 Mann zu mustern im Stande waren. So war die Bevölkerung des unglücklichen Landes in zwei feindliche Heerlager gespalten, eines gegen das andere mit Haß, Verachtung und Todfeindschaft erfüllt, ein Kampf um Staat und Nationalität, um Religion und Eigenthum, dessen ganzer Umfang sich noch in drohendes Dunkel hüllte, der aber ununterbrochen in seinen jammervollen Ausläufern, in kläglichen Scenen wechselnder Gewaltthat, Raub und Mord und blutiger Rache zu Tage trat. Die französische Regierung sah mit innerem Jubel diese Gefahr sich unter den Füßen des

[1] Bericht an das Unterhaus 15. März 1799. Vgl. Adolphus VII, 2 ff.

zähesten und verhaßtesten Gegners entwickeln. General Hoche erhielt den Befehl, aus den siegreichen Heeren der Bretagne ein Expeditionscorps für Irland zu rüsten; Wolfe Tone, der aus Amerika nach Paris hinübergeeilt war, empfing eine Anstellung im französischen Heerdienste und berieth mit dem Sohne eines andern irischen Emigranten, mit Carnot's militärischem Vertrauten Clarke, die Einzelnheiten der großen Unternehmung. Mit Sicherheit nahm das Directorium an, daß Hoche noch im Laufe des Herbstes seefertig sein, und dann gegen die Fundamente der englischen Macht seinen zerschmetternden Schlag führen würde.

Dies also waren die Momente der innern Lage, welche im Sommer 1796 Pitt's politische Erwägungen bestimmten, in England die Nachwehn eines Hungerjahrs, in Irland die Vorboten von Revolution und Bürgerkrieg. Es war keine Kleinigkeit, unter solchen Verhältnissen einen Kampf wie den französischen fortzusetzen; es war nur natürlich, daß man ringsum mit gespannter Sorge nach allen Mitteln zu einer günstigen Lösung spähte. Indessen hatte man bei der Allianz mit Oesterreich auf gesonderten Frieden verzichtet, und mußte also bei jedem Schritte auf die Interessen und Wünsche des Kaisers Rücksicht nehmen. Nun hatte zwar auch Oesterreich so viele Nöthe und Lasten des Krieges zu empfinden, daß die Beendigung desselben ihm nicht weniger wünschenswerth als den englischen Ministern erschien: ebenso verschieden aber wie die Lage der beiden Mächte war auch ihre Ansicht über den Inhalt eines annehmbaren Friedens. Oesterreich, welches Belgien und die Lombardei eingebüßt hatte, begehrte dafür nicht bloß eine Entschädigung, sondern gegenüber den preußischen Erwerbungen seit 1793 eine Vergrößerung seines Gebietes. England hatte eigne Lande nicht verloren, sondern ansehnliche Colonien der Feinde erobert; Pitt war bereit, dieselben im Interesse des Friedens wieder herauszugeben, hielt aber alle Bundespflichten für erfüllt, wenn er damit dem Kaiser Herstellung oder Entschädigung verschaffte, und war wenig geneigt, für eine Vergrößerung Oesterreichs weitere Kriegsopfer zu bringen. Aus diesen abweichenden Auffassungen ergab sich dann von selbst, daß Thugut erst nach allseitigen Siegen, Pitt bei der ersten Gelegenheit die Unterhandlung zu eröffnen wünschte.

Die Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes trat grell genug sofort bei dem ersten Schritte Englands in dieser Richtung hervor. Pitt und Grenville waren keine Verehrer der unsichern preußischen Staatskunst,

aber nicht wie Thugut durch alten Haß über die Nothwendigkeit der preußischen Mitwirkung verblendet. Als Ende Juli Schwaben und Franken von den republikanischen Heeren überfluthet wurde, beschlossen sie noch einmal einen Versuch auf Gewinnung des Königs zu machen. Ein englischer Diplomat Namens Hammond wurde nach Berlin gesandt, um den Grafen Haugwitz zu befragen, welche Friedensbedingungen Preußen für angemessen erachte, und nach erlangter Auskunft den Antrag zu stellen, daß Preußen dieselben im eignen und im Namen der Verbündeten den Franzosen vorlege, unter Drohung der Kriegserklärung, falls die Republik dieselben zurückweise. Thugut grollte heftig, als er es erfuhr. Klingende Subsidien, sagte er, kann England bei seiner eignen Geldklemme nicht geben; für nichts thut Preußen nichts; also wird es für jeden der von ihm gewünschten Dienste Landerwerb begehren. Dies aber zu hindern, schien Thugut die dringendste Pflicht. Er forderte sogleich am 13. August durch den Grafen Cobenzl die russische Regierung auf, gegen eine für Oesterreich so ganz widerwärtige Aussicht wirksam einzuschreiten. Indessen schien sich die drohende Wolke bald wieder zu verziehn. Haugwitz, der kaum vierzehn Tage früher den geheimen Vertrag mit Caillard abgeschlossen hatte, war entfernt nicht in der Lage, auf Hammond's Erörterungen einzutreten. Er mäkelte so gründlich an Hammond's Vollmachten, daß der Engländer die Geduld und Hoffnung verlor und sehr entrüstet über die Spitzfindigkeiten des Ministers wieder abreiste.

Der Ausgang dieses ersten Versuches war für Pitt nicht ermuthigend. Aber die Ereignisse drängten England mit immer größerer Entschiedenheit auf der einmal betretenen Bahn vorwärts. Eben jetzt kam der französisch-spanische Angriffsbund zum Abschluß, und wir haben gesehn, wie schon vor der Unterzeichnung des Vertrags die feindliche Gesinnung Spaniens sich den Engländern erkennbar machte, wenngleich die förmliche Kriegserklärung erst im October verkündet wurde. Nun kannte England ganz genau die Schwäche der Madrider Regierung und die Verkommenheit ihrer Streitmittel, und vielleicht hätte jetzt wie 1761 ein Feuergeist wie Lord Chatham ihre Feindseligkeit mit Freude als ein Signal zu vermehrtem Ruhm und Kampfgewinn begrüßt. Zur Zeit aber waren die Minister in anderer Stimmung. Ohne daß sie Spanien gerade gefürchtet hätten, sank ihnen durch sein Auftreten das Interesse am Continente immer tiefer, und steigerte sich der Wunsch, alle Kräfte auf den großen Seekrieg zu sammeln. Am 2. September schrieb der Herzog von Clarence an den

Commodore Nelson, welcher damals unter Sir John Jervis auf der Mittelmeerflotte diente: „Oesterreichs Angelegenheiten in Deutschland und Italien haben schwer gelitten. Bei der jetzigen Lage Italiens, nach allen Niederlagen der Oesterreicher, sehe ich nicht ab, was unsere Flotte noch im Mittelmeere nutzen soll; zudem scheint der spanische Krieg unvermeidlich; Westindien bedarf also einer starken Streitkraft, und es wird sich dringend empfehlen, zum Schutz unserer eignen Küste die Canalflotte ansehnlich zu vermehren. Es wird also die Mittelmeerflotte zurückberufen, ein Theil derselben nach Westindien, der Rest nach England bestimmt werden." So geschah es; wenige Tage nachher gingen diese Weisungen an Admiral Jervis ab. Man meinte, im Interesse der Hauptsache alle untergeordneten Bedenken hintansetzen zu müssen, so groß die Vortheile auch waren, welche die Maßregel dem Feinde auf dem italienischen Kriegstheater zuwandte. Zunächst wurde damit die corsische Krone König Georg's unhaltbar und die englische Besatzung der Insel sofort zur Einschiffung befehligt. Bei der feindseligen Stimmung der Bevölkerung wäre sie unrettbar verloren gewesen, sobald die französische Flotte oder Bonaparte's Freischaaren in Sicht der Küste gelangten. In der That gehörte Nelson's ganze Kraft und Umsicht dazu, um die Garnison von Bastia inmitten des Tumults der Einwohner und vor den Augen der eben gelandeten Franzosen unversehrt auf die Schiffe, und dann trotz der Nähe der spanischen Flotte ohne Mißgeschick nach der Insel Elba hinüberzubringen[1]). Sodann aber war mit der Beherrschung des Mittelmeeres durch die feindlichen Flaggen die Beugung Toscanas, Roms und Neapels unter den Willen Frankreichs besiegelt. Noch einmal ließ König Ferdinand in London anfragen, ob er im Falle des erneuten Bruches mit Frankreich auf englische Unterstützung rechnen könne: er erhielt jedoch umgehend die Antwort, daß England ihm lediglich zum schleunigsten Friedensschlusse rathe und es ihm sogar nicht übel nehmen würde, wenn er zur Erlangung desselben den Franzosen die Aussperrung der englischen Flagge aus seinen Häfen bewillige. So weit indessen brauchte Belmonte die Fügsamkeit nicht zu treiben. Die Siege des Erzherzogs hatten das Directorium einigermaßen abgekühlt, und ein über das andere Mal schrieb aus Italien General

---

[1]) Nelson schrieb damals, daß die Art der englischen Verwaltung für Corsica nicht geeignet sei; die Corsen selbst hätten gesagt: wir bedürfen eine Regierung, die ihre Parteigenossen bezahlt und ihre Opponenten todtschlagen läßt. Dispatches of Nelson II, 298.

Bonaparte in der drängendsten Weise, daß man für seine kleine Armee die Zahl der Widersacher verringern möge. Das Directorium bewilligte also in dem Friedensvertrage vom 10. October dem Könige äußerst leidliche Bedingungen: Neapel verhieß Naturallieferungen im Werthe von acht Millionen, trat definitiv zur Neutralität zurück, verpflichtete sich, in seinen Häfen gleichzeitig nicht mehr als vier bewaffnete Fahrzeuge einer kriegführenden Nation zuzulassen, und versprach, in die Unterhandlung eines günstigen Handelsvertrags einzutreten. Die politische Selbständigkeit Neapels trat also unversehrt für den Augenblick aus der Verhandlung hinaus, aber allerdings für die Errettung Mantua's war die neapolitanische Hülfe definitiv verloren.

Pitt war unterdessen weiter vorangegangen und hatte gleich nach dem Scheitern der Hammond'schen Sendung den wichtigsten Schritt gethan, indem er sich bei König Georg die Vollmacht zur Eröffnung einer Friedensverhandlung mit Frankreich selbst erwirkte. Man machte zuerst den Versuch, durch dänische Vermittlung anzuknüpfen, dies aber wurde von dem Directorium in heftigem Tone zurückgewiesen: wenn England ehrlich den Frieden wolle, hieß es, solle es seinen eignen Gesandten unmittelbar nach Paris schicken. Pitt ließ sich durch die rauhe Form der Antwort nicht abschrecken, sondern kam mit Lord Grenville zu dem Beschlusse, den hervorragendsten unter den englischen Diplomaten, Lord Malmesbury, mit der wichtigen Sendung zu beauftragen. Darauf erklärte das Directorium sich bereit, Pässe für diese Botschaft zu senden, bekundete aber sofort seine feindselige Gesinnung in der unzweideutigsten Weise, indem es in einer Botschaft an die Räthe der Anzeige des Geschehenen den Ausspruch hinzufügte, daß die englische Regierung bei ihrem Friedensantrag nicht aufrichtig sei, sondern damit nur die Beschwichtigung der öffentlichen Meinung in England bezwecke.

Wenn eine solche Haltung des Gegners für Pitt's Wünsche nicht glückverheißend war, so fand er nicht geringere Schwierigkeiten bei dem Verbündeten. Lord Grenville hatte am 7. September die erste Mittheilung über den Plan nach Wien gesandt; seine Depesche erörterte, daß England an einen Separatfrieden schlechterdings nicht denke, wohl aber sich zu dem Beginn einer Unterhandlung auch ohne Oesterreich berechtigt halte, daß man danach streben werde, entweder den Besitzstand vor dem Kriege für alle Betheiligten durchzusetzen, oder einen Austausch der beiderseitigen Eroberungen zu bewirken, in welchem letzteren Falle England im Interesse

seines Alliirten kein Opfer scheuen werde. Als Sir Morton Eden sich dieses Auftrags entledigte und zugleich die Abberufung der Mittelmeerflotte anzeigte, gerieth Thugut in lebhafte Aufregung: „Euer Friedensantrag, rief er, wird in Paris den ganzen Eindruck unserer deutschen Siege wieder auslöschen; Catharina wird davon neuen Vorwand zur Zurückhaltung der versprochenen Kriegshülfe nehmen; Cobenzl muß ihr auf der Stelle erklären, daß wir nicht das Mindeste damit zu schaffen haben; die Abberufung der Flotte bedeutet den gänzlichen Ruin Italiens [1])." In demselben Sinne schrieb er den 20. September an Cobenzl: „In diesem Augenblicke, wo das Kriegsglück sich bessert und Rußland endlich uns ein ansehnliches Armeecorps verspricht, eröffnet England eine Friedensverhandlung und richtet aus Furcht vor den Spaniern durch die Abberufung seiner Flotte Italien zu Grunde! Eden, setzte er hinzu, sucht mich zwar durch die Versicherung zu trösten, daß es sich nur um eine Form handele, das Parlament von Englands Friedensliebe und Frankreichs Unversöhnlichkeit zu überzeugen: leider aber hat Oesterreich in früherer Zeit zu Utrecht und Aachen die Unsicherheit der englischen Versprechungen kennen gelernt, und bei der schwankenden und unsichern Politik des jetzigen Ministeriums ist es unmöglich, ein rechtes Vertrauen zu ihm zu fassen."

Einigermaßen verbessert wurde Thugut's Stimmung, als Rußlands Begehren nach englischen Subsidien für das Hülfscorps in London zur Verhandlung gelangte und einer durchaus freundlichen Aufnahme begegnete. Zwar änderte die Ankündigung russischer Kriegshülfe nicht das Geringste an Pitt's Friedenswünschen, aber bei dem Benehmen des Directoriums wäre es Thorheit gewesen, sich nicht auf alle Fälle vorzusehn und ein so wichtiges Mittel wie das Erscheinen einer russischen Armee durch übel angebrachte Sparsamkeit in Frage zu stellen. Freilich zwang die eigne Geldnoth zu einigen Einschränkungen; man wollte den Russen die begehrte Hauptsumme von 1½ Millionen Pfund Sterling bewilligen, lehnte aber die außerdem gewünschten Mobilisirungs- und Fouragegelder ab; zugleich erklärte man den Oesterreichern, daß hienach auch für den Kaiser nicht mehr als 1½ Millionen jährlich verfügbar blieben, die bisherigen monatlichen Vorschüsse also von 150,000 auf 120,000 Pfund herabgesetzt werden müßten. Diese Verminderung war bitter genug bei der Ebbe der

---

[1]) Eden an Grenville 23. September.

kaiserlichen Casse, desto tröstlicher aber die Aussicht, die Russen bald in Bewegung zu sehn und dann hoffentlich eine ganz neue Wendung des Kriegsglücks zu erleben. Thugut meinte, die Russen durch Böhmen nach Mainz vorgehn zu lassen, sie mit den dortigen Besatzungstruppen, Condé's Emigranten und 10,000 Sachsen zu vereinigen und so eine Heeresmasse von etwa 100,000 Mann am Mittelrheine aufzustellen, mit deren Oberbefehl der ungestüme Polensieger Suworoff zu betrauen wäre. Zwischen dem Neckar und der Schweizer Grenze würde sich an dieselbe die Hauptmacht der Oesterreicher, ungefähr 120,000 Mann, anschließen, und dann immer noch so viel Mannschaft übrig bleiben, um das Heer in Italien auf die imposante Stärke von 90,000 Mann zu bringen und dadurch den Ausfall der Neapolitaner mehr als zu ersetzen. England war mit dem Allen einverstanden, indem es die Führung des Landkriegs ganz dem Ermessen der Verbündeten anheimstellte. Sollte Catharina auf der früheren Forderung bestehn, den Verzicht auf jede Losreißung französischer Provinzen zu verkünden, so wollten beide Mächte nicht widersprechen, obwohl sie denselben nicht für zweckmäßig hielten.

Während dieser Erörterungen für den Kriegsfall waren denn in London die Pässe für den Friedensboten angelangt, und am 15. October machte sich Lord Malmesbury auf den Weg nach Paris. Die oft besprochene Frage, ob Pitt bei dieser Sendung es ehrlich mit dem Frieden gemeint, oder nur die Gehässigkeit des weiteren Krieges dem Directorium habe zuschieben wollen, ist eine höchst müßige; die einfache Lösung ist, daß Pitt nicht das Eine oder das Andere, sondern Beides erstrebte, bei Weitem am liebsten den Frieden, wenn er auf erträgliche Bedingungen zu haben war, und im entgegengesetzten Falle eine sichere Befestigung seiner Stellung im Parlamente. Daß die Chancen für den englischen Frieden schlecht standen, war sicher vom ersten Augenblicke der Unterhandlung an, und zwar nicht bloß nach den Entwürfen des Gegners, sondern auch nach den Wünschen des Verbündeten. Das Directorium, wie wir gleich sehn werden, war nach den Siegen des Erzherzogs einem Abkommen mit Oesterreich gar nicht abgeneigt, wollte jedoch in der Hoffnung auf eine irische Revolution um keinen Preis eine Versöhnung mit England. Vollends aber in Bezug auf die Form und den Inhalt des Friedensvertrags zeigte sich bald genug, daß Oesterreichs Tendenzen den französischen ungleich näher als den englischen standen. Unter solchen Umständen konnte dem englischen Gesandten seine Reise wenige höhere

Freuden als die persönliche Bekanntschaft mit einer demokratischen Republik[1]) eintragen.

Malmesbury fand auf der Fahrt von Calais bis Paris überall eine freundliche, zuweilen selbst festliche Aufnahme, die Bevölkerung erfüllt von der Sehnsucht nach Frieden, die Straßen ohne Verkehr, die Felder wohl bestellt, aber fast nur Frauen auf den Aeckern beschäftigt. In Paris empfing ihn Delacroix mit ernster und zurückhaltender Höflichkeit, die ihm ohne Zweifel von den Directoren eingeschärft worden war, aus der jedoch seine renommistische und theatralische Weise gelegentlich in ausführlicher Schilderung der republikanischen Macht und Unbesiegbarkeit hervorbrach. Nach den üblichen Eingangsformalitäten überreichte Malmesbury am 24. October dem Minister eine Denkschrift, welche als Ausgangspunkt der Unterhandlung den Vorschlag machte, Frankreich für die erforderlichen Zugeständnisse an Oesterreich durch entsprechende Rückgabe der von England eroberten Colonien zu entschädigen. Gleich die erste Besprechung dieses Antrags ergab die Schwierigkeit der hier von England genommenen Stellung. „Ist es Euere Meinung," fragte Delacroix, „daß wir für die Herausgabe unserer Antillen auf die belgischen Departements, welche nach der Verfassung einen Theil der Republik bilden, oder auf die von Baden und Würtemberg abgetretenen rheinischen Bezirke verzichten sollen?" Malmesbury sagte, es sei noch nicht an der Zeit, diese Einzelnheiten zu besprechen; es komme jetzt darauf an, ob Frankreich mit dem für England unabänderlichen Grundsatz einverstanden sei, daß der englische Friede mit dem continentalen verbunden, und überall bei der englischen Unterhandlung auf die Interessen Oesterreichs Rücksicht genommen würde. Natürlich ergab sich damit für Delacroix die Frage, ob, wie es hienach den Anschein habe, der Wiener Hof bei Malmesbury's Sendung mitwirke. In der That, wenn über Oesterreichs Interessen und Territorien verhandelt werden sollte, mußte das Directorium über die Voraussetzung Sicherheit haben, daß die englischen Anträge von dem Kaiser gebilligt wurden, und leider wußte Malmesbury nur zu gut, wie wenig auf diese Zustimmung zu rechnen war. Er begnügte sich also mit der ausweichenden Antwort, daß keine Sylbe seiner Aufträge dem Kaiser unbekannt sei; auch werde

---

[1]) Er wurde darum in England vielfach beneidet; die Londoner vornehme Welt war äußerst neugierig zu erfahren, wie sich in dem jacobinischen Paris nach der Schreckenszeit noch leben lasse.

er, sobald das Directorium den Grundsatz anerkannt habe, einen Courier nach Wien abfertigen. Delacroix legte demnach die Denkschrift dem Directorium vor, und dieses erließ darauf den 26. an Malmesbury eine Antwort, welche zuerst die unendliche Weitläufigkeit einer solchen combinirten Unterhandlung beklagte und die bequemere Form separater Friedensschlüsse empfahl, dann in geradezu beleidigender Weise die Aufrichtigkeit der englischen Friedensliebe bezweifelte, endlich aber mit der Erklärung schloß, man werde bereitwillig auf die Erörterung jedes speciellen Antrags eintreten, sobald Malmesbury dergleichen unter ausdrücklicher Vollmacht nicht bloß Englands, sondern auch des Kaisers vorlegen könne.

So lebhaft man nun auch englischer Seits die Verdächtigungen der eignen Ehrlichkeit zurückwies, so wenig ließ sich etwas gegen die Hauptforderung der Note erwidern: entweder englische Separatverhandlung, wenn ihr keine Vollmacht des Kaisers habt, oder Vollmacht des Kaisers, wenn euer Gesandter auch über österreichische Interessen gehört sein will. Wenigstens Malmesbury wußte keine Antwort darauf, und schrieb in diesem Sinne sowohl an Lord Grenville als nach Wien an den Ritter Eden. „Einstweilen," sagte er, „ist mir hier zu Muthe, wie einem schwindeligen Manne an dem Rande eines Abgrundes; jeden Tag bin ich darauf gefaßt, vom Directorium den Befehl zur Abreise zu erhalten. Erst dann," setzte er hinzu, „ist meine Unterhandlung in Wahrheit begonnen, wenn Delacroix und ich bestimmte Anträge über die einzelnen Abtretungen und Entschädigungen ausgetauscht haben." Solche Anträge aber konnte er offenbar nicht stellen, ohne Oesterreichs Meinung zu kennen und sah deshalb Eden's Antwort mit der höchsten Spannung entgegen.

Dieser beeilte sich denn, den österreichischen Minister zu bestimmten Erklärungen zu drängen. Am 6. November hatte er darüber ein langes Gespräch mit Thugut, zunächst über die allgemeine Frage, ob Oesterreich sich überhaupt an der Verhandlung betheiligen wolle, sodann über die einzelnen Wünsche des Kaisers, welche Malmesbury in diesem Falle den Franzosen vorzutragen hätte. Thugut zeigte sogleich wieder eine höchst verdrießliche Stimmung. „Daß die Franzosen," rief er, „sich auf eine gemeinsame Unterhandlung einlassen, ist nichts als ein hinterlistiger Streich, um unsern Hof in Verlegenheit zu setzen und die Entwicklung unserer Siege zu hemmen." Auf's Neue tadelte er den ganzen Friedensversuch in diesem Augenblicke und erklärte, daß schon die Rücksicht auf Rußland ihn schlechterdings abhalte, einen entsprechenden Schritt ohne vorher-

gegangene Befragung Catharina's zu thun. Indessen, wohl oder übel, Malmesbury war einmal in Paris, und wenn seine Unterhandlung Fortgang gewann, so mußte Thugut immerhin wünschen, daß er nicht gegen, sondern für Oesterreichs Interessen wirke. Demnach ging der Minister allmälich doch auf die Erörterung der einzelnen Punkte des eventuellen Friedens ein, allerdings mit dem Vorbehalt, seine Forderungen je nach den Waffenerfolgen in Italien zu steigern. Er räumte ein, daß Oesterreich keine Ansprüche an England weiter machen könne, falls dieses von den Franzosen den Besitzstand vor dem Kriege erlange. In diesem Falle aber, setzte er hinzu, würden wir uns nicht auf lange mit dem zurückgenommenen Belgien belasten, sondern es so schnell wie möglich gegen Baiern eintauschen. Wird aber nicht, fragte Eden, Preußen diesem Tausche alle denkbaren Schwierigkeiten bereiten? Thugut rief mit grimmiger Energie: „wenn Frankreich und England den Tausch genehmigt haben, wird ihn der Kaiser gegen Preußen mit den Waffen zu schützen wissen." Als sich Eden nach Thugut's Absichten, betreffend das deutsche Reich, erkundigte, sagte jener, daß der Kaiser es in seinen alten Grenzen und Rechten möglichst zu bewahren wünsche; vornehmlich, wenn er Belgien behalten müsse, sei es klar, daß er den Landstrich zwischen der belgischen Ostgrenze und dem Rheine nicht den Franzosen überlassen könne. „Ein Anderes wäre es, bemerkte er weiter, wenn die belgische Frage nach unseren Wünschen geordnet würde; dann würden die Angelegenheiten des deutschen Reiches wenig Schwierigkeit machen." [1]) Wenn also Frankreich der österreichischen Monarchie Baiern gönnte, hatte, wie wir sehen, der kaiserliche Minister geringe Neigung, der Republik den Besitz des linken Rheinufers noch länger streitig zu machen; es war dieselbe Gesinnung, welche 1795 aus Carletti's Erzählungen in Paris geredet, und welche jetzt nicht etwa als flüchtige Gesprächswendung, sondern als Richtschnur für Malmesbury's Unterhandlung hervortrat. Allerdings, wenn nach Baierns Erwerbung das Aufgeben des Rheinlandes für Thugut nur noch „geringe Schwierigkeit" machte, so war immer zur vollständigen Bereinigung des Handels bei ihm eine weitere wichtige Bedingung zu erledigen. Mit Sir Morton kam er endlich auch auf Italien; „dort würde England, sagte er, ohne Zweifel seinem Bundesgenossen eine Erwerbung

---

[1]) Nach Eden's Bericht: if the point relative to the Netherlands could be satisfactorily settled, the affairs of the Empire would meet with little difficulty.

gönnen, welche von so unendlicher Wichtigkeit für die Vertheidigung Oesterreichs und Italiens gegen einen ehrgeizigen Nebenbuhler sein würde."

Bei diesen Sätzen blieb Thugut in mehreren folgenden Berathungen stehen, ohne jedoch damit eine formell bindende Verpflichtung damit eingehen zu wollen. Man müsse hören, was Catharina sage, man könne nach so vielen Beleidigungen nicht mit Frankreich unterhandeln, man müsse erwarten, was General Allvintzy bei dem eben begonnenen Entsatzversuche Mantua's ausrichte. Gelegentlich machte er über Belgien noch die Bemerkung, der Kaiser würde, wenn er das Land, sehr gegen seinen Wunsch, noch einmal an sich nehmen müsse, dann jedenfalls die Vergrößerung desselben durch Nordbrabant und Lüttich und freie Hand in den belgischen Verfassungsfragen fordern. Vergebens bemühte sich Eden, etwas Näheres über die von Thugut gewünschte italienische Erwerbung zu erfahren: erst später erhielt Lord Grenville Kenntniß, daß es sich um eine Vergrößerung der Lombardei auf Kosten Piemonts handelte. Wovon Thugut den Engländern aber durchaus keine Mittheilung machte, war der an Allvintzy ergangene Befehl, wenn er die päpstlichen Legationen Ferrara und Bologna den Franzosen entrissen hätte, sie dann nicht den päpstlichen Behörden zurückzugeben, sondern sie unter eigner militärischer Verwaltung zu behalten[1]). Er sah, scheint es, schon damals diese Provinzen als Bonaparte's Kriegsbeute, und damit für die Gegner Frankreichs als herrenloses Gut an, eine etwas zweifelhafte Anwendung des antiken Kriegsrechtes in dem Augenblicke, in welchem man mit dem früheren Eigenthümer über neues Waffenbündniß und Erklärung des Religionskriegs gegen die Franzosen verhandelte. Um die Tragweite des Planes vollständig zu übersehn, muß man sich auch hier an den Petersburger Vertrag von 1795 erinnern: wenn Oesterreich Mantua befreite und die Legationen einnahm, so war Venetien ringsum von kaiserlichen Besitzungen umschlossen, und damit für die endliche Erwerbung dieses Landes, wie man sie in Petersburg verabredet hatte, die möglichst feste Sicherheit gegeben. Für das Ohr der englischen Regierung waren diese Dinge freilich noch nicht geeignet: bei Sir Morton blieb Thugut's letztes Wort: man muß erst sehn, wie weit unsere Siege reichen werden.

---

[1]) Vivenot, Thugut u. s. w. S. 511 ff. Daß es sich dabei um mehr als die bequemere Verpflegung der Armee handelte, zeigt daneben der Befehl, in Modena die Beamten des Herzogs zuzulassen.

In formeller Beziehung behielt sich also Thugut für die englische Unterhandlung völlig freie Hand vor, und von einer ausdrücklichen kaiserlichen Vollmacht für Malmesbury wollte er nicht reden hören. Nichtsdestoweniger hatte Sir Morton Eden allen Grund, die Ausbeute seiner Gespräche nicht für gering zu schätzen. Während Thugut zu Anfang des Jahres jede Aeußerung über die Zwecke seiner Kriegspolitik abgelehnt hatte, war jetzt für England aller Zweifel über die Wünsche seines Bundesgenossen beseitigt. Man wußte, was Malmesbury in Paris zu fordern und zu bieten hatte, um auch ohne förmliche Vollmacht der Zustimmung Oesterreichs sicher zu sein. Eine stattliche Erwerbung in Italien und die Einverleibung Baierns auf der deutschen Seite, dafür Verzicht auf Belgien, und, wenn nöthig, Abtretung eines ansehnlichen Theils des linken Rheinufers an Frankreich: falls Malmesbury auf dieses Programm zum Abschluß käme, so würde Thugut keine Einwendung mehr erheben.

Kaum hatte aber Eden in diesem Sinne seinen Brief nach London niedergeschrieben, so empfing er von dort fernere Weisung, die zum Theil sein Auftreten verstärkte, schließlich aber auf Thugut den schlimmsten Eindruck machen mußte. Lord Grenville beauftragte ihn nämlich mit der Erklärung, daß England die Theilnahme seines Verbündeten an der Pariser Unterhandlung auf das Dringendste begehre und bei fortgesetzter Weigerung auf den Abschluß seines Sonderfriedens bedacht sein müsse [1]. Was Oesterreichs Interessen angehe, so wünsche England in erster Linie die Rückgabe Belgiens an Oesterreich, in welchem Falle man mit der Vergrößerung des Landes durch Nordbrabant und Lüttich ganz einverstanden sei. Bestehe jedoch der Kaiser auf seinem Widerwillen gegen Belgien, so gebe England seine Zustimmung auch zu der Erwerbung Baierns. Nur müsse in diesem Falle England darauf bestehn, daß Belgien dann in die Hände einer Macht gelange, welche es wirksam gegen Frankreich beschützen könne: man wisse aber keine Macht in Europa, welche dieses besser vermöchte als Preußen. „Bei der Nennung dieses Namens," schrieb Lord Grenville, „höre ich schon den Widerspruch und die Eifersucht Oesterreichs: aber ich hoffe, daß man in Wien begreifen wird, wie Preußen in eine Vergrößerung Oesterreichs auf deutschem Boden nur bei entsprechendem eignem Gewinne

[1]) Depesche vom 7. November.

einwilligen, wie überhaupt Europa nicht zur Ruhe kommen wird, ehe die Wünsche Preußens wenigstens bis zu einem gewissen Grade befriedigt sind."

Etwas Widerwärtigeres, als diese Wendung hätte nun Thugut in der weiten Welt nicht entgegentreten können. Ihm, der seit Jahren die Hinderung preußischen Gedeihens als den herrschenden Gesichtspunkt seiner Politik betrachtet hatte, dem Preußen als die Summe von Bosheit und Verächtlichkeit, dem die französische Revolution im Vergleiche mit den Hohenzollern beinahe harmlos erschien, ihm wurde jetzt zugemuthet, Belgien zu einer preußischen Provinz selbst machen zu helfen. Mit unwilligem Erstaunen stieß er den Gedanken von sich. Kurz zuvor hatte ihm ein geheimer französischer Agent wieder einmal Baiern angeboten, wenn er Belgien den Franzosen überlasse: er hatte ihn zur Zeit zurückgewiesen; aber wir dürfen sagen, daß er hundert Mal lieber dem Feinde des Reichs als dem selbständig gewordenen Reichsstande Belgien gegönnt hätte. „Womit soll," rief er Eden zu, „wenn Belgien preußisch wird, der Kurfürst von Baiern entschädigt werden?" Als Eden auf die Möglichkeit hinwies, einige Bisthümer zu diesem Zwecke zu säcularisiren, entgegnete Thugut, daß der Kaiser fest entschlossen sei, dergleichen nimmermehr zuzulassen; er habe als Reichsoberhaupt Jeden bei seinem Rechte zu schützen, er könne als Beherrscher Oesterreichs keine Vergrößerung Preußens dulden; er sei sicher, in dieser Frage Rußlands Unterstützung zu finden [1]. Es war sicher nicht strenge Kirchlichkeit, der er hier Ausdruck gab; soeben hatte er ja für Oesterreich die Hand nach dem Bisthum Lüttich und den päpstlichen Legationen ausgestreckt. Vielmehr war es der Entschluß, im Nothfall auf jeden deutschen Gewinn für Oesterreich zu verzichten, damit für Preußen hiedurch jeder Vorwand zu ähnlicher Vergrößerung abgeschnitten werde, dafür aber um so eifriger die künftige Machtstellung Oesterreichs auf italienischem Boden zu suchen. Doch wie hierüber auch die Zukunft entscheiden möchte, mit England war er schon jetzt in seinem Innern fertig. Daß bei dessen Ministern nichts als treulose und selbstsüchtige Gesinnung zu finden sei, davon war er ganz und gar durchdrungen. Sie hatten ihn im Frühling abgehalten, den Haupttheil der kaiserlichen Heeresmacht nach Italien zu senden; sie hatten dann dieses Land durch die eigenmächtige Abberufung ihrer Flotte

---

[1]) Eden an Grenville, 26. November. Thugut an Cobenzl, 25. November.

schwer gefährdet [1]); sie bereiteten durch Malmesbury offen ihren Abfall von der gemeinen Sache vor: und zu dem Allen hatten sie jetzt sogar die Stirne, zwei Millionen ehemals kaiserlicher Unterthanen für Preußen zu begehren!

Um das Maß des Unmuthes zu füllen, kam in den letzten Novemberwochen die Nachricht nach Wien, daß Allvintzy von General Bonaparte zurückgeschlagen, und damit die Befreiung Mantua's auf's Neue hinausgeschoben sei. Es war um so härter, je lebhafter Thugut's Entwürfe sich gerade an diesen Kriegsschauplatz geheftet hatten. In seiner Bedrängniß wandte er sich noch einmal an den so oft angerufenen Schirm und Hort, an die große nordische Kaiserin. Nicht als wäre er selbst mit Rußland innerlich zufriedener gewesen, als mit England — Rußlands langsame Unentschlossenheit, sagte er damals, hat uns fast ebenso viel geschadet, wie die französischen Waffen und die preußische Hinterlist — aber es war das letzte Mittel. „Englands Egoismus," schrieb er den 30. November an Cobenzl [2]), „ist empörend, seine eigenmächtige Willkür in den wichtigsten Dingen wird unerträglich. Offenbar thut es jetzt Alles, um möglichst bald zum Frieden mit Frankreich zu gelangen. Es ist unmöglich, daß der Kaiser bei solcher Unsicherheit seinen erschöpften Landen weitere Opfer ohne bestimmte Garantien zumuthe. Die vereinigten Kaiserhöfe müssen zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit England schreiten, und dieses zu erneutem Verzicht auf einseitigen Frieden, zur Zurückziehung jeder uns unwillkommenen Friedensbedingung nöthigen. Der Kaiser hat bei seinen kolossalen Anstrengungen ein Recht nicht bloß auf Herstellung oder Entschädigung, sondern auch auf angemessene Vergrößerung; er muß ferner begehren, daß Preußen außer der Rückgabe seiner linksrheinischen Besitzungen keinen weiteren Gewinn bei dem Frieden macht, denn ein jeder Gewinn auf dieser Seite wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Coalition und ein verhängnißvoller Schlag für Oesterreich. Sollte sich der leider nur zu wahrscheinliche Abfall Englands vollziehn, so muß der Kaiser der Entfaltung der russischen Gesammtmacht für seine Unterstützung sicher sein; sonst würde ihm seine Weisheit nicht gestatten, ein Opfer der englischen Unredlichkeit zu werden, und allein den Kampf

[1]) Ende October widerrief das englische Ministerium auf Betreiben Nelson's und des bisherigen Statthalters von Corsica, Sir Gilbert Elliot, den Befehl, kam aber bereits Mitte November auf die ursprüngliche Anordnung zurück.

[2]) Ich wiederhole die sehr umfangreiche Depesche in abgekürzter Form.

mit dem übermächtigen Feinde fortzusetzen.“ In weiteren Ausführungen machte Thugut dann dem Zorne über das Luft, was er Englands Vorliebe für Preußen nannte. Dadurch werde ein rasches Vorgehn der Kaiserhöfe dringend nöthig; es sei Zeit, entscheidende Beschlüsse zu fassen; wenn Rußland fernere Zögerungen noch für angemessen halten sollte, für Oesterreich seien sie jetzt unmöglich geworden. Cobenzl wurde demnach angewiesen, ungesäumt zu einer Erörterung der künftigen Friedensbedingungen zu schreiten, der Erwerbungen des Kaisers in Italien und anderwärts. Baiern, bemerkte Thugut, wäre für Belgiens Verlust gerade ein knapper Ersatz; fiele Belgien gar an Preußen, so würde uns für dessen Wachsthum eine neue Entschädigung gebühren, und wo wäre eine solche außerhalb Italiens zu finden? Vor Allem aber, schloß er diese Weisungen, drängt auf den sofortigen Vormarsch der russischen Armee.

Die ganze Haltung des Briefes zeigt, daß die Aussicht des Schreibenden auf volle und rasche Erfüllung seiner Forderungen nicht groß war. Unmittelbar nachher sollte er erfahren, daß auch die kleinste Hoffnung eitel gewesen wäre. Als Thugut die dringenden Worte absandte, wußte er noch nicht, daß die Herrscherin, auf die sie berechnet waren, nicht mehr existirte [1]). Catharina II. hatte ihre lange Regierung in plötzlichem Tode beschlossen.

So weit Cobenzl's Berichte erkennen lassen, war es ihr dieses Mal Ernst mit der Sendung des Hülfscorps gewesen. Die Truppentheile, 64,000 Mann stark, waren bezeichnet, Suworoff zum ersten, Derfelden zum zweiten Befehlshaber ernannt. Die Verpflegung sollte nach Thugut's Vorschlag [2]) im deutschen Reiche auf Kosten der Kreise erfolgen, und durch Requisition eingetrieben werden; Rußland hätte allerdings statt dessen eine Baarzahlung, 25,000 Pfund Sterling monatlich, vorgezogen; im Uebrigen war man mit England einig über eine monatliche Subsidie von 100,000 Pfund, und eine vorausgehende Zahlung von 300,000 Pfund für die erste Ausrüstung. Catharina war damals 67 Jahre alt, körperlich durch übermäßige Beleibtheit und Anschwellung der Beine etwas belästigt, geistig aber so frisch wie jemals und erfüllt von weitgreifendem

---

[1]) Die Briefe zwischen Petersburg und Wien brauchten damals vierzehn Tage und mehr zu ihrer Beförderung.

[2]) An Cobenzl, 3. Octbr. Deutschland, schreibt er, sei noch reich an Ressourcen; es gelte hier, das Reich auch gegen seinen Willen zu retten, und auf die Selbstsucht kleiner Stände keine Rücksicht zu nehmen.

Ehrgeiz. Als Cobenzl sie einmal ersuchte, durch ihre Gesandten die deutschen Reichsstände zu rüstiger Kriegsführung anzutreiben, sagte sie: ich könnte dort viel mehr ausrichten, wenn ihr mich als Garanten der deutschen Reichsverfassung ausdrücklich anerkennen wolltet — worauf ihr dann Cobenzl eilig ausweichend antwortete: 60,000 Mann am Rheine und 200,000 Mann an der preußischen Grenze werden kräftiger wirken als alle Garantieverträge [1]). Wie auf beherrschenden Einfluß in Deutschland, blickte Catharina damals auch macht- und geldbegierig in den fernsten Orient: sie hatte 30,000 Mann unter Valerian Suboff, dem Bruder ihres letzten Günstlings, gegen Persien geschickt, hoffte in zwei Feldzügen das ganze Reich bis zum persischen Meerbusen zu erobern, und dann auf der einen Seite die Türkei im Rücken zu fassen, auf der andern sich des gesammten ostindischen Handels zu bemeistern [2]). Den einzigen Kummer hatte ihr in der letzten Zeit der junge König von Schweden, Gustav IV., gemacht, der, wie wir bemerkten, durch finanzielles Bedürfniß eine Zeit lang zu einem Bunde mit Frankreich geneigt, neuerlich sich der Politik seiner mächtigen Nachbarin angenähert hatte. Anfangs verlief sich Alles auf das Beste; Catharina, eifrig bemüht, den alten Einfluß in Schweden wieder zu gewinnen, veranlaßte im August 1796 den König zu einem Besuche in Petersburg; hier entstand zu höchster Genugthuung Catharina's eine lebhafte Neigung zwischen ihrer schönen Enkelin Alexandra und Gustav, und bald war der Beschluß gefaßt, durch dieses Familienband die beiden Staaten auf's Neue zu verknüpfen. Auf den 21. September war die feierliche Verlobung anberaumt, und zu der festgesetzten Abendstunde eine glänzende Gesellschaft in den Räumen des Palastes versammelt. In diesem Augenblicke eilte der Minister Markoff zu dem Könige, um ihm den Heirathsvertrag zur Unterschrift vorzulegen: indem jedoch Gustav denselben überflog, fand er darin die früher niemals erwähnte Clausel, daß Alexandra als Königin von Schweden Katholikin bleiben solle. Er erklärte sogleich, daß dies unmöglich sei, und war doppelt entrüstet über das Verfahren, wodurch man seinen Entschluß mit einem Handstreich hatte übertölpeln wollen. Er blieb fest trotz aller Vorstellungen: drüben wartete die geschmückte

---

[1]) Cobenzl 4. November. Miliutin, Krieg von 1799, I, 301, ist also im Irrthum, wenn er glaubt, Oesterreich habe einen solchen Garantieanspruch anerkannt.

[2]) (Masson) mémoires secrètes etc. Vol. II.

Braut, aber der Bräutigam erschien nicht. Die Gesellschaft trennte sich nach mehrstündigem Warten in höchster Verwirrung; Alexandra erreichte mit Mühe ihr Zimmer, wo sie sogleich in schwere Krankheit verfiel, und Gustav reiste unmittelbar nachher von Petersburg ab. Ein so unerhört ärgerliches Ende nach so vielverheißendem Beginne erregte bei Catharina einen solchen Zorn, daß sie einen schlagflußartigen Anfall von Schwindel empfand. Indessen stellte sich der gewohnte Zustand bald wieder her; noch am 16. November begann sie den Tag in Heiterkeit und Geschäftigkeit, nahm die Vorträge mehrerer Beamten entgegen, und beschied den letzten derselben im Vorzimmer auf ihre Entschließung zu warten. Aber sie ließ nichts weiter vernehmen; endlich trat der Kammerdiener besorgt in ihr Gemach, und fand sie bewußtlos auf der Erde ausgestreckt. Da ihr Bett in einem wenig luftigen Alkoven stand, legte man sie mitten im Zimmer auf eine Matratze, versuchte alle ärztlichen Mittel, bewirkte aber keinen Erfolg. Indessen erfüllte sich das Schloß und die Stadt mit Unruhe und Aufregung; die Minister eilten herbei; Couriere flogen hinüber nach Gatschina, um den Thronfolger Paul zu rufen, welcher dann gegen Abend mit seiner Gemahlin anlangte. Er war nicht unfreundlich gegen die Umgebung der Mutter, aber in großer Ruhe neben dem Lager der Sterbenden, stets mit den Vorbereitungen für die nächsten Tage beschäftigt. Sein persönliches Verhältniß zu der Kaiserin war seit lange ein sehr trübes gewesen; sie hatte ihn geradezu gehaßt, gedrückt, von Einfluß und Geschäften ferne gehalten; noch in den letzten Wochen war das Gerücht gegangen, daß sie die Krone mit Uebergehung Paul's dessen ältestem Sohne Alexander zugedacht habe. Catharina lebte noch die Nacht und den folgenden Tag hindurch, ohne jedoch Sprache oder Bewußtsein wieder zu gewinnen. Nach schwerem Todeskampf starb sie Abends 10 Uhr am 17. November.

Paul war vom ersten Augenblicke an entschlossen, ein anderes politisches System als seine Mutter zu befolgen. „Sie hat," sagte er, „stets nach Eroberungen getrachtet; ich will meine Völker glücklich machen." Der eigentlich leitende Minister der letzten Zeit, Markoff, wurde seines Amtes entlassen; ein gleiches Schicksal hatte Fürst Suboff und dessen Bruder Valerian, dessen Divisionsgenerale den Befehl zum sofortigen Rückmarsch in die Heimath ohne Benachrichtigung ihres Vorgesetzten erhielten. Cobenzl erkundigte sich bei dem neuen Minister, Fürsten Kurakin, wann das Hülfscorps aufbrechen würde, empfing die schönsten Worte,

dabei aber auch die Mittheilung, daß der Kaiser die Armee in Folge der unordentlichen Verwaltung seiner Mutter für schwer zerrüttet und zum Felddienst augenblicklich nicht brauchbar halte. In den ersten Tagen des December kam die entsprechende officielle Erklärung, zugleich mit der Aeußerung des Kaisers, daß er nichts einzuwenden habe, wenn Oesterreich die französische Republik anerkenne, und daß er mit der Erwerbung Baierns durch seinen hohen Verbündeten völlig einverstanden sei. Mit einem Worte, Krieg zu führen sei er zur Zeit nicht im Stande, übrigens aber wünsche er lebhaft, alle bisherigen Beziehungen zu Oesterreich unverändert beizubehalten. In gleicher Weise wurde der englische Gesandte beschieden. Noch einmal war es vorbei mit einem thätigen Eingreifen Rußlands in den Revolutionskrieg. Das Fundament, auf welches seit dem Beginne seines Ministeriums Thugut die gesammte Politik Oesterreichs zu stützen gesucht hatte, die thätige Freundschaft Rußlands, war zertrümmert; die Hoffnung, aus Rußlands Händen Serbien, Bosnien und Venetien zu erlangen, war in das völlig Unbestimmte vertagt, und für den französischen Krieg sah man sich, ohne jeden sonstigen Rückhalt, auf die nach Thugut's Meinung längst gebrochene Bundestreue Englands angewiesen.

Achtes Capitel.

Arcole und Rivoli.

Thugut fanden wir am 6. November bereit, zur Erlangung des Friedens Belgien und Rheinland aufzugeben, wenn der Kaiser dafür in Baiern, und vor Allem in Italien reichliche Entschädigung erhielte. Die Meinung des französischen Directoriums aber war um diese Zeit eine ganz ähnliche. Es wollte dem Kaiser solche Entschädigungen bewilligen, wenn Frankreich Belgien und einen erheblichen Theil des Rheinlandes empfinge. Hätten also damals Carnot und Thugut allein und frei mit einander zu verhandeln gehabt, so würden sie vielleicht über ein Mehr und Minder der Einzelnheiten gestritten, über jene Grundlinien des Friedens aber sich schnell verständigt haben.

Allein beide hatten noch mit andern Mächten zu rechnen, deren Einwirkung eine solche Annäherung einstweilen in unbestimmte Ferne hinausschob. Oesterreich, über die Ansichten des Directoriums ungewiß, wagte sich nicht von England offen abzulösen, und England, sonst zu großen Opfern bereit, war unerbittlich gerade über den einen Hauptpunkt, die Ueberlassung Belgiens an Frankreich. Was aber die andere wesentliche Frage betraf, die Entschädigung Oesterreichs in Italien, so mußte das hier bereitwillige Directorium die Erfahrung machen, daß eine stärkere Hand in seine Ansichten verbietend eingriff, nicht eine auswärtige Macht, sondern sein eigner Feldherr, der General Bonaparte.

Wir haben dessen Entwürfe für die Zukunft Italiens bereits kennen gelernt. Wie wir sahen, ging seine Absicht dahin, Oesterreich für immer aus Italien entfernt zu halten, zu diesem Zwecke die eroberten Landschaften als republikanische Staaten unter französischem Schutze zu constituiren,

und das Directorium zum öffentlichen Bekenntniß dieser Politik zu veranlassen. Seine neuen Triumphe von Bassano hoben ihn über die letzten Bedenken hinweg, die ihn bis dahin noch zurückgehalten hatten; zehn Tage nach dem Gefechte von S. Giorgio that er den ersten Schritt in dem neuen System, indem er den Ortsbehörden von Mailand und Bologna die Aufstellung bewaffneter Legionen zum heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland vorschlug. Die Zeit ist gekommen, schrieb er den Bolognesen, wo Italien sich mit Ehre unter den mächtigen Nationen zeigen wird; Mailand, Bologna, Modena, Ferrara, Reggio, vielleicht die Romagna werden eines Tags Europa in Erstaunen setzen; ich werde euere Bataillone lenken, und euer Glück wird zum Theil euer eignes Werk sein. Modena, Reggio, die Romagna standen damals noch unter der Verwaltung ihrer alten Regierungen; was ihre Erwähnung in diesem Zusammenhang bezeichnete, konnte für niemand zweifelhaft sein. In der That erhob sich eine Woche nachher die demokratische Partei in Reggio gegen ihre Behörden, und als die Regentschaft einen ähnlichen Versuch in Modena mit Waffengewalt niederschlug, erließ Bonaparte am 4. October ein Manifest, worin er den Waffenstillstand wegen unvollständiger Entrichtung der verheißenen Zahlungen für gebrochen erklärte, das Volk von Modena unter seinen Schutz nahm, und jeden Angreifer mit der Wucht der französischen Waffen bedrohte. Darauf kam denn rasch die Bildung einer lombardischen Legion in Mailand, einer italienischen in Bologna, jede über 3000 Mann stark, zu Stande; die Landschaften Modena's und der Legationen sandten Abgeordnete nach Bologna zur Verabredung weiterer Organisationen; ich hoffe, schrieb Bonaparte dem Directorium, daß diese Ereignisse einen durch ganz Italien wirkenden Anstoß geben werden.

In der That wurde erst von diesem Augenblicke an die Bildung einer französischen Partei in Italien möglich. Wohl hatte es in Piemont, Rom und Neapel schon früher zahlreiche Mißvergnügte, es hatte Anhänger der revolutionären Grundsätze gegeben. Immer aber waren sie nur eine Minderheit der gebildeten Classe gewesen, während Bauern und Handwerker durch ihre Pfarrer und Mönche mit Angst und Grauen vor den jacobinischen Freveln erfüllt wurden: vollends aber seit den Plünderungen der französischen Armee erfüllte der bitterste Haß gegen die Eroberer neun Zehntel des italienischen Volkes. Die Berichte der französischen Agenten waren darüber einstimmig, aus Genua und Livorno, aus Mailand und Venedig; selbst in Bologna wandte trotz alles Widerwillens gegen die päpstliche

Mißregierung die große Mehrheit der Einwohner den fremden Befreiern den Rücken. Die kleine Zahl der französisch Gesinnten durfte sich gar nicht zu zeigen wagen, so lange sie bei ihren Bestrebungen nicht öffentlich unter Bonaparte's mächtigem Schutze stand. Jetzt begann sie keck als Organ des souveränen italienischen Volkes aufzutreten; seit Bonaparte's Manifest war sie sicher, daß die ihr feindliche Mehrheit keinen Widerspruch gegen ihre angemaßte Befugniß wagen würde. In diesem Sinne konnte Bonaparte bald nachher dem Directorium melden, daß fortan in Italien die demokratische Begeisterung ein Gegengewicht gegen den päpstlichen Fanatismus bilden würde.

Er wußte nun sehr wohl, daß er mit diesen Maßregeln ganz entschieden den Wünschen seiner Regierung entgegentrat, die, wie wir sahen, mit Italien keine andern Zwecke hatte, als finanzielle Ausnutzung während des Krieges, und diplomatische Verwerthung beim Frieden als Entschädigungs- und Tauschobject. Bonaparte, längst gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, handelte um so entschiedener nach seinem Sinne, je unzufriedener er damals mit dem ganzen politischen System des Directoriums war. Unaufhörlich betonte er ihm den leitenden Gesichtspunkt, daß man vor der Einnahme Mantua's alle Kraft zur Bekämpfung der österreichischen Heere nöthig habe; folglich gelte es, bis zu dieser höchsten Entscheidung sich in Italien keine sonstigen Feinde zu machen, mit Neapel zum Frieden, mit Sardinien zu einem Bündniß zu kommen, Genua und Venedig für den Augenblick zu schonen, den Papst durch behutsame Unterhandlung hinzuhalten, vor Allem aber die ganze Reihe dieser Fragen stets in einem einzigen großen Zusammenhange zu behandeln, d. h. ihm und ihm allein nebst der Führung des Krieges auch die Leitung der Unterhandlungen zu übertragen. So lange ihr nicht, schrieb er, eueren General zum Mittelpunkte aller Geschäfte in Italien macht, so lange werden hier euere Angelegenheiten stets verdorben werden. Aber für alle diese Gesichtspunkte fand er geraume Zeit so wenig Empfänglichkeit, daß er Anfang October sogar wieder einmal zu dem großen Mittel des Abschiedsgesuches griff. „Ihr wißt," sagte er, „daß mich kein persönlicher Ehrgeiz bestimmt; meine Gesundheit ist so zerrüttet, daß ich kaum noch ein Pferd besteigen kann; ich wünsche dringend, daß ihr mir einen Nachfolger gebt."

Das Directorium hatte ihm allerdings hinreichenden Grund zum Verdrusse geliefert. Den Frieden mit Neapel verschleppte es, wie wir wissen, Monate hindurch, bis es endlich am 10. October Bonaparte von der Gefahr

befreite, das nächste österreichische Entsatzheer durch 30,000 Neapolitaner unterstützt zu sehn. Die Friedensunterhandlung mit dem Papste war zuerst in Paris begonnen, die von dem Directorium gestellten Forderungen aber von dem Cardinalscollegium als völlig unzulässig abgelehnt worden. In Rom schwankte die Regierung zwischen Furcht und Zorn; Clerus und Volk waren wüthend gegen die Franzosen, dieses über die Wegführung der Gemälde und Statuen, jener über die ihm angesonnenen Geldbeiträge zu der französischen Contribution. Verschiedene Marienbilder in den römischen Klöstern begannen bei dieser Stimmung die Augen zu verdrehen; es gab großen Zulauf und Volksjubel; die Mönche veranstalteten Andachten und Missionen zur Steigerung des Hasses gegen die republikanischen Kirchenschänder [1]. Unter solchen Umständen beauftragte das Directorium seine Commissare Garreau und Salicetti, nochmals eine Friedensberathung unter spanischer Vermittlung in Florenz zu eröffnen,. zu welchem Zwecke der neue Staatssecretär, Cardinal Busca, dann einen Monsignor Galeppi hinübersandte. Dessen Berichte aber lauteten vollends trostlos. Salicetti legte einen Friedensvertrag in 21 Artikeln, dazu acht geheime Artikel, einen Handelsvertrag und einen Vertrag über die Consulargerichtsbarkeit vor, verbat jeden Aenderungsvorschlag, und forderte die unbedingte Annahme des Ganzen binnen sechs Tagen, bei Strafe sofortiger Kriegserklärung. Hienach sollte der Papst jedem Bündniß mit einer andern Macht entsagen, den französischen Truppen jederzeit Durchmarsch durch den Kirchenstaat gewähren, Avignon, Benevent und Pontecorvo der Republik abtreten, bis zum allgemeinen Frieden Bologna und Ferrara den Franzosen überlassen, und in Ancona und Civita Vecchia französische Garnison aufnehmen. Er sollte ferner alle politischen Gefangenen frei geben, den in Rom wohnenden Franzosen Cultusfreiheit gestatten und sie unter die Gerichtsbarkeit ihres Gesandten stellen. Endlich sollte er in seiner Capelle keine Castraten mehr haben, die Inquisiton aufheben, alle Bullen und Breven, die er gegen die revolutionären Kirchengesetze erlassen, vollständig zurücknehmen, und den französischen Priestern, die in Folge dessen Frankreich verlassen möchten, in Rom eine Zufluchtsstätte und Unterhalt gewähren. Es war vergebens, daß Galeppi gegen so ausschweifende, Kirchliches und Weltliches vermischende Forderungen den Schutz des spanischen Vermittlers anrief; Azara zuckte die Achseln; in Rom wollte man wissen, daß Spanien selbst dem Infanten

[1]) Depeschen des Grafen Strasoldo an Thugut, Juli und August.

von Parma einige römische Provinzen zuzuwenden wünsche, und wenigstens darüber ließ bald nachher der Friedensfürst der Curie keinen Zweifel, daß König Carl, gerade nach seiner Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche, im wohlverstandenen kirchlichen Interesse dem Papste dringend zu vollständigem Verzicht auf den weltlichen Besitz rathen müsse [1]). Der König von Neapel gab allerdings eine unbestimmte Hoffnung auf militärische Unterstützung bei einem neuen französischen Angriff: einstweilen aber nahm er seinerseits Benevent und Pontecorvo, um diese Orte möglichst sicher vor republikanischer Feindseligkeit zu schützen, in militärischen Gewahrsam.

So von allen Seiten gehetzt und bedroht, kam man in Rom zu dem resignirten Muthe, welchen die Gewißheit des Verderbens geben kann. Man brach die Florentiner Unterhandlungen ab; man setzte die Bezahlung der versprochenen Contributionen aus; man hielt die noch nicht abgesandten Kunstwerke zurück. Wir werden nicht den Krieg erklären, sagte Cardinal Busca, aber wir werden uns zur Wehre setzen. Er erließ ein Rundschreiben an alle Behörden, beim Einrücken der Franzosen Sturm zu läuten, alles Volk zu bewaffnen, Vieh und Getreide hinwegzuflüchten. Der Gesandte in Wien, Monsignore Albani, eröffnete dem kaiserlichen Ministerium, daß der Papst seine einzige Hoffnung auf Oesterreich setze, und zu jeder Unterstützung der kaiserlichen Armeen bereit sei. Thugut antwortete, daß General Allvintzy auf das Emsigste einen dritten Entsatzversuch vorbereite, und hatte frohe Hoffnung auf einen guten Erfolg: daß für diesen Fall Allvintzy angewiesen sei, die päpstlichen Legationen nicht den päpstlichen Behörden zurückzugeben, sondern unter eigner militärischer Verwaltung zu behalten, davon machte er begreiflicher Weise dem Prälaten noch keine Mittheilung.

Die Folgen dieser neuen Verwicklung machten sich dem General Bonaparte auf der Stelle fühlbar. Das Ausbleiben der päpstlichen Gelder war sehr empfindlich für die Kriegscasse, und so elend die päpstlichen Truppen waren, so wenig gleichgültig war Bonaparte gegen die Aufregung des Volkes, welche, durch den Einfluß der Geistlichkeit angefacht, auf hundert Punkten zu Tage trat. Hauptsächlich dieser Umstand, wie wir sahn, bestimmte sein entschiedenes Hervortreten zu Gunsten der kleinen französischen Partei, mit dem er zunächst sich persönlich für die Abwehr jeder Herstellung der

[1]) Note vom 31. October.

alten Regierungen verpflichtete. Zugleich that er auf eigne Hand dem Papste einen versöhnlichen Schritt entgegen, indem er den früheren Vicelegaten von Ferrara, Cardinal Mattei, den er wegen heftiger Predigten gegen die Franzosen eine Weile in Haft gehalten, zunächst nach Ferrara entließ, und dann nach Rom sandte, mit freundlichen Zusicherungen, daß er lieber der Retter als der Zerstörer des Papstthums zu sein wünsche, und nur bitte, ihm nicht durch hastige Feindseligkeit ein solches Streben unmöglich zu machen. Dem Directorium aber entwickelte er mit größtem Nachdrucke, daß wer den Zweck begehre, auch die Mittel wollen müsse. Sein Heer sei durch Gefechte, Krankheiten und Strapazen zur Zeit auf 27,000 streitbare Soldaten geschmolzen; er bedürfe im besten Falle 10,000 Mann Verstärkung, um Allvintzy zu widerstehn; sodann aber sei es erforderlich, daß er in seinem Rücken Ruhe habe, daß man ihm die Verhandlung mit dem Papste überlasse, und ihm Vollmacht gebe, mit Sardinien einen Bündnißvertrag auf die Bahn zu bringen. Im entgegengesetzten Falle würden 20,000 Mann Verstärkung und mehr schlechthin unerläßlich zur Behauptung der Lombardei und zur Einnahme Mantua's werden.

Das Directorium wehrte sich lange gegen diese Erörterungen. Nach den Berichten der Irländer wünschte es Krieg gegen England, nach den Siegen des Erzherzogs ersehnte es Separatfrieden mit Oesterreich. So hatte es gar keine Neigung, sich nach Bonaparte's Wunsch mit den italienischen Demokraten unwiderruflich zu verstricken. Auf die Depesche des 2. October, worin der General diese Politik zuerst ernstlich empfahl, antwortete es am 11. einfach ablehnend. „Gewiß, hieß es dort [1]), ist es besser, so lange unsere Truppen in Italien stehn, daß die Bevölkerung uns geneigt, als daß sie uns feindselig ist. Aber wenn wir die Lombarden zur Freiheit aufriefen, wenn wir die Verpflichtung übernähmen, ihre Interessen von den unsern niemals zu trennen, so würden wir ohne Zweifel höchst unpolitisch handeln, und den Frieden, welchen Frankreich und seine Regierung herbeiwünscht, in hohem Grade erschweren. Vergessen wir nicht, daß man für unsere Eroberungen auf dem linken Rheinufer von uns Entschädigungen gerade in Italien fordern wird; unser Mißgeschick im deutschen Feldzug kann nicht anders als unsere Neigung, Italien dem Despotismus zu entreißen, erheblich abkühlen. Was von der

---

[1]) Correspondance inédite II, 106.

Lombardei, gilt auch von Bologna und Ferrara, von Reggio und Modena, so wie von allen Kleinstaaten Italiens. Wir müssen unsere Vorsicht verdoppeln, um nicht durch einen unbesonnenen Schritt die großen Interessen der Republik zu schädigen. Es ist in der Ordnung, daß ihr den Herzog von Modena zur Zahlung der rückständigen Summen anhaltet, aber man muß sich hüten, seine bisherigen Unterthanen gegen ihn zu bewaffnen; wir müssen vorher größere Klarheit an unserem politischen Horizonte haben und können erst beim allgemeinen Frieden Italiens Schicksal sicher stellen." Wäre diese Depesche durch irgend einen Zufall Ende October in Thugut's statt in Bonaparte's Hände gefallen: wie nahe hätten sich dann die beiden Regierungen dem vollen Einverständniß befunden. Aber allerdings, als das Directorium sie abschickte, wußte es noch nicht, daß schon seit mehreren Tagen Modena im Aufstand war, daß Bonaparte über alle jene Entschädigungsobjecte nach eigenmächtigem Sinne verfügt hatte. Als das Directorium es nachträglich erfuhr, was wollte es machen? Am Rheine gingen die Erfolge des Erzherzogs weiter; Moreau wich über den Strom zurück, wie es Jourdan einige Wochen früher gethan; Hoche war durch die gegen Irland beschlossene Unternehmung völlig in Anspruch genommen; aus Tyrol und aus Friaul wurden die Nachrichten über Allvintzy's wachsende Verstärkung immer bedrohlicher. Unter solchen Verhältnissen mußte Bonaparte's Abschiedsgesuch den Directoren wie ein bitterer Hohn erscheinen; der General war ihnen unentbehrlicher als je; sie erwähnten das Gesuch in ihren Antwortschreiben nicht mit einer Sylbe. Statt dessen thaten sie auch jetzt, was sie schon mehrmals gethan hatten: sie nahmen die Thatsachen hin, wie sie Bonaparte ihnen zu geben für gut befand. Sie blieben bei ihrer Ansicht, aber sie ließen sich einstweilen die Republikanisirung der Lombardei und der Legationen gefallen, gaben dem General wiederholte Vollmacht, mit Venedig je nach den Umständen zu verfahren, und übertrugen ihm, wie er es begehrt hatte, die weitere Verhandlung mit dem Papste und mit Sardinien. So war auf's Neue die thatsächliche Unabhängigkeit Bonaparte's von der Regierung anerkannt, und das Schicksal von ganz Italien, und hiemit, bei der damaligen Lage der Interessen, die Entscheidung über Krieg und Frieden in seine Hand gelegt.

Während diese Erörterungen das Selbstgefühl des französischen Feldherrn nicht wenig steigerten, war die österreichische Regierung, angefeuert durch die deutschen Erfolge, unermüdlich bestrebt, ihre italienischen Streit=

kräfte wieder auf achtunggebietenden Fuß zu bringen [1]). Croatien und die Militärgrenze lieferte durch eine große Aushebung nahe an 20,000 Mann [2]), weitere Verstärkungen wurden aus dem endlich ganz gesicherten Galizien herangezogen; im Laufe des October wuchsen die Trümmer von Bassano in Friaul unter Quosdanowitsch von 4000 auf 28,700, die Division Davidowitsch in Tyrol von 13,000 auf 18,400 Mann an, während zur Landesvertheidigung von Tyrol und Vorarlberg nahe an 7000 freiwillige Schützen aufgeboten wurden. Den Oberbefehl über alle diese Abtheilungen führte seit dem 26. September der Feldzeugmeister Baron Allvintzy, ein bejahrter, schlichter, nicht gerade hochbegabter, aber fester und thätiger Mann; die Leitung des Generalstabs war auf's Neue dem Obersten Weirother übertragen worden. Zu geistreichen Erfindungen und strategischen Zauberstücken war hier allerdings der Ort nicht; nachdem die letzten Niederlagen den beiden Heertheilen ihre damalige Stellung einmal angewiesen hatten, lautete ihre Aufgabe mit unabänderlicher Einfachheit für jeden derselben auf nachdrücklichen Vormarsch, für Davidowitsch die Etsch hinab nach Süden auf Verona, für Allvintzy aus Friaul nach Westen, über die Brenta, und hoffentlich über die Etsch; es galt für beide, den Feind zu schlagen wo man ihn fände, und sich mit dem Schwerte den Weg zur Vereinigung, sei es hinter Verona oder vor Mantua zu bahnen. In Mantua litt die zahlreiche aber eng blokirte Garnison durch Mangel und Krankheiten wachsende Noth; seit dem 2. October erhielten die Soldaten Pferdefleisch; mehr als die Hälfte der Mannschaft lag in den Spitälern, wo die Sterbfälle täglich nach Hunderten zählten, so daß bis Ende October die Stärke des streitbaren Standes auf 13,000 Mann gesunken war. Nach der Beschaffenheit des sumpfigen Bodens rings um die Stadt, wo nur auf wenigen großen Straßen ein Truppenkörper sich bewegen konnte, mithin deren Schließung die Blokade vollständig machte, war Bonaparte im Stande, mit 9000 Mann Wurmser's überlegene Heeresmasse von der Außenwelt abzusperren. Immer aber war die Existenz dieser starken Garnison im Rücken der französischen Armee für deren Sicherheit eine weitere, sehr erhebliche Gefahr.

Bonaparte hatte, um sich zwischen den drei ihn bedrohenden Wider-

---

[1]) Ueber die österreichischen Operationen vergl. österr. militärische Zeitschrift 1828, Heft 5 und 9, 1829 Heft 2, Vivenot, Thugut &c. S. 518 ff. Rüstow 287 ff.

[2]) 15 Bataillone zu 1200 bis 1300 Mann.

fachern zu behaupten, Anfang November etwas über 41,000 Mann[1]), mithin, nach Abzug des Blokadecorps, zur Bekämpfung des Entsatzheeres kaum 32,000 Mann verfügbar. Davon war zur Abwehr des feindlichen Tyroler Corps die Division Vaubois, etwas über 10,000 Mann in und vor Trient aufgestellt, und Massena mit 9500 Mann als Vorhut gegen Allvintzy nach Bassano an der Brenta vorgeschoben: zur Unterstützung aber, je nach Bedürfniß des Einen oder des Andern, stand Augereau, 8300 Mann, und eine Reserve von 4300 Mann in Verona und Umgegend. Die Oesterreicher hatten also wieder wie Ende Juli eine höchst beträchtliche Ueberzahl: nochmals kam für Bonaparte Alles darauf an, ob die getrennten Heertheile derselben ihm gestatten würden, sie nach einander mit vereinigter Kraft einzeln zu schlagen. Erheblich günstiger als das Verhältniß der Kopfzahl war übrigens auf französischer Seite die Qualität der Truppe. Wohl hatte auch sie in den bisherigen Kämpfen einen starken Abgang kriegsgeübter Mannschaft gehabt, und besonders unter den höheren Officieren waren viele der Tüchtigsten durch Wunden oder Krankheit damals nicht dienstfähig. Aber im Ganzen war es doch stets die Armee von Lodi, Castiglione, Bassano, streitlustig, unermüdlich, gewohnt an Kampf und Strapazen, und vor allen Dingen erfüllt mit blindem Vertrauen auf ihren Führer und mit tiefer Verachtung des so oft besiegten Gegners, so daß Bonaparte ganz ihre Stimmung aussprach, als er in einem stolzen Tagesbefehle Allvintzy's Heer als einen Haufen von Flüchtlingen und den letzten Rekruten des Reiches bezeichnete. Der Ausdruck war stark übertrieben, aber leider nicht unbegründet. Die Hauptmasse von Allvintzy's Heertheil bildeten, wie wir bemerkten, 20,000 Croaten, größtentheils frisch ausgehobene Mannschaften, diensteifrig und rauflustig, wie man es wünschen mochte, aber ganz und gar ohne militärische Schule und völlig unerfahren im Kriege. Es kam dazu, daß sie kaum die Hälfte der etatsmäßigen Officiere besaßen, ja daß es Bataillone gab, deren Befehlshaber der einzige Officier seiner Truppe war. Ebenso unvollständig war das Material ihrer Ausrüstung und Bewaffnung, ihres Proviant- und Medicinalwesens; von einer solchen Truppe konnte man immerhin einen feurigen Ansturm, gewiß aber bei irgend welcher Widerwärtigkeit kein festes Ausharren erwarten. Daß im Allgemeinen das österreichische Officiercorps damals nicht geeignet war, solche Mängel der Mannschaft

[1]) Die Etats bei Jomini IX, 158.

durch eigne Ausdauer und Hingebung zu ersetzen, haben wir schon früher angeführt: die verdrossene Abneigung gegen diesen, wie man sagte, unnützen und heillosen Krieg war natürlich durch die Tage von Roveredo und Bassano nicht vermindert worden.

Die Feindseligkeiten begannen am 2. November in Tyrol, da Bonaparte dem General Vaubois Befehl gegeben hatte, dem Angriff der Oesterreicher durch ein keckes Vorbrechen über Lavis zuvorzukommen. Vaubois war jedoch viel zu schwach, hier einen großen Erfolg zu erzielen; eine seiner Brigaden trug einen kleinen Vortheil bei S. Michele davon, an den übrigen Punkten aber hielten sich die Oesterreicher, bis Davidowitsch mit seiner Hauptmasse herankam, und nun die Franzosen zurück mußten, und vor der feindlichen Uebermacht in die Stellung von Caliano wichen. Hier vertheidigte sich Vaubois am 6. November mit großer Standhaftigkeit: in seiner westlichen Flanke aber drang General Ocskai unwiderstehlich auf dem rechten Etschufer vor, und als er hier am 7. unter scharfen Gefechten die Ufer des Gardasees erreichte, mußte Vaubois, in Seite und Rücken bedroht, Caliano räumen, und neue Deckung weiter rückwärts bei La Corona und Rivoli suchen. Er hatte erheblichen Verlust erlitten, und fühlte sich wenig sicher, bei einem kräftigen Vorgehn des Gegners demselben die Straße nach Verona sperren zu können. Auch Bonaparte war betroffen; er sandte den General Massena, der im Juli und September diese Gegenden gründlich kennen gelernt, hinüber, um alle nöthigen und möglichen Vorkehrungen treffen zu lassen. Massena kam dann zurück mit leidlicher Auskunft: das Erfreulichste dabei war für Bonaparte, daß Davidowitsch für's Erste nicht zu weiterem Angriff schritt, sondern sehr behutsam auf weitere Nachricht von dem Friauler Heertheil unter Allvintzy's eigner Führung wartete.

Dieser hatte denn am 1. November die Piave überschritten, und sich gegen die Brenta und Bassano in Marsch gesetzt. Massena's Vortruppen wichen vor dem Andrang zurück; die Oesterreicher besetzten Bassano und Citadella; Bonaparte, damals noch nicht ernstlich wegen Vaubois beunruhigt, sandte darauf Augereau zur Unterstützung Massena's vor und ließ am 6. die Oesterreicher auf allen Punkten ihrer Aufstellung mit großem Nachdrucke angreifen. Es gelang beiden Divisionen, den feindlichen Vortrab zurückzudrängen; weiter aber kam man nicht; Massena vermochte das Hauptcorps der feindlichen Rechten, unter Quosdanowitsch, nicht zu werfen, Augereau nicht einmal zum Gefechte mit der Masse des

österreichischen linken Flügels unter Provera zu gelangen. Da also die Kaiserlichen dieses Mal nicht durch den ersten Stoß über den Haufen geworfen worden, so beschloß Bonaparte seine Truppen ohne Zögern wieder in die centrale Stellung von Verona zurückzunehmen; wer konnte wissen, wie bald dort ihre Anwesenheit gegen das Tyroler Corps erforderlich sein könnte? Auch hier war der Verlust nicht unbeträchtlich gewesen, Massena allein hatte 1200 Todte und Verwundete [1]), und wenn sein Gegner 1600 eingebüßt hatte, so war dies bei dem allgemeinen Mißverhältniß der Kräfte ein wenig ausreichender Trost.

Auch war das Selbstgefühl der Oesterreicher groß, als sie am 7. Morgens an keiner der so hart umstrittenen Stellen noch eine Spur vom Feinde entdeckten. Der Führer ihres Vortrabs, General Prinz Hohenzollern, drängte den abziehenden Colonnen gegen Verona nach und stellte am 10. bei Allvintzy den Antrag, einen Handstreich auf den wichtigen Ort zu versuchen. Seine Patrouillen beunruhigten die Vorstädte Verona's in solcher Nähe, daß Bonaparte ihm eine scharfe Zurechtweisung zudachte, und am 12. die Divisionen Massena und Augereau zu einem zweiten Angriff in Bewegung setzte. Vor ihrer Uebermacht wich Hohenzollern eilfertig in die feste Bergstellung von Caldiero zurück, wo er, durch die Brigade Sticker auf 8000 Mann verstärkt, den Kampf annahm, die mehr als doppelte Masse der Gegner unter blutigem Ringen bis zum Nachmittage in Schach hielt, und es dadurch Allvintzy möglich machte, weitere Divisionen heranzubringen und die Franzosen mit einem Verluste von wahrscheinlich 3000 Mann [2]) zum Rückzug nach Verona zu nöthigen.

Bonaparte's Lage begann bedenklich zu werden. Gegen die beiden Widersacher hatten seine Divisionen bisher rühmlich aber unglücklich gekämpft. Zwar mit langsamen Schritten aber wie es schien mit unhemmbarer Wucht rückte die Gefahr von beiden Seiten näher. Die Stimmung der Truppen wurde um so unsicherer, je größer vorher bei ihnen die Verachtung des Feindes gewesen. Bonaparte berichtete dem Directorium die bisherigen Vorfälle, bereitete es auf die Möglichkeit weiterer Verluste vor, sprach aber zugleich die Absicht aus, noch einen letzten Versuch zur Rettung zu wagen. Ein gewöhnlicher Fachofficier an seiner Stelle würde damals,

---

[1]) Mémoires de Masséna II, 226.

[2]) Massena hatte 900 Todte und Verwundete, 800 Gefangene und 2 Geschütze eingebüßt. Viel geringer kann Augereau's Verlust nicht gewesen sein. Die Oesterreicher hatten 900 Todte und Verwundete, 300 waren gefangen worden.

nach der Zahl und der Stellung der beiderseitigen Heertheile, höchst wahrscheinlich die Partie verloren gegeben, und das Heer, so lange es noch Zeit war, hinter die Adda zurückgeführt haben: General Bonaparte aber verstand es, noch andere Factoren als Mannschaftszahlen und geographische Punkte in Rechnung zu bringen. Mit seinem unvergleichlichen Scharfblick durchschaute er den Charakter des Gegners und damit seine bevorstehenden Entschlüsse. Allvintzy hatte von Caldiero den weichenden Feind ohne einen Versuch der Verfolgung abziehn und ungeschädigt Verona erreichen lassen; die Truppen, hieß es, waren zu müde, der Schneesturm abscheulich, die Wege bodenlos. Davidowitsch ließ seit Caliano eine volle Woche in schlaffer Unthätigkeit vergehn, streute seine Abtheilungen so weit auseinander wie die durch See und Gebirg begrenzte Landschaft es irgend erlaubte, und schob dann den von Allvintzy dringend geforderten Angriff auf Rivoli weiter hinaus, um vorher die verzettelten Streitkräfte wieder zu sammeln. In Mantua endlich hielt sich Wurmser mit seinen 13,000 Mann vollkommen ruhig, und ließ das Blokadecorps so ungestört, als wenn kein Allvintzy in der weiten Welt existirte. Auf allen Seiten wartete der Eine auf den Andern; sie hatten alle Tugenden eines guten Soldaten, nur nicht die entscheidende Kraft des Feldherrn, den vorandrängenden Schwung, welcher die Quelle der schöpferischen Entschlüsse ist. Bonaparte fand, daß er bei solchen Widersachern noch Zeit und Mittel zu einer kühnen Wendung habe. Ohne Zweifel war für ihn Allvintzy's Heertheil zur Zeit der gefährlichste. Mit den bisher verwandten Mitteln hatte er ihm nicht beizukommen vermocht; woher aber weitere Verstärkung gewinnen? Bonaparte beschloß, sowohl von dem Blokadecorps als aus Vaubois' Division je 3000 Mann an sich heranzuziehn, so daß Vaubois, der mit 10,000 Mann gegen Davidowitsch zu schwach gewesen, jetzt nur noch 6000 in Rivoli behielt, und das Blokadecorps, im Angesichte Wurmser's und seiner 13,000, gar nur auf 5000 vermindert wurde, nach der einfachen Erwägung, daß 5000 ganz so ausreichend waren, wie die doppelte Zahl, wenn die Oesterreicher nach ihrer Langsamkeit überhaupt nicht angriffen, oder doch erst nach Allvintzy's Niederlage dort in Bewegung kämen. Auf diese Art erheblich verstärkt, wollte Bonaparte den Hauptgegner nicht wie bisher in seiner starken Front angreifen, sondern gegen Flanke und Rücken desselben operiren, in der sichern Hoffnung, den wackern aber etwas unbehülflichen Mann durch einen so überraschenden Streich vollständig außer Fassung zu setzen.

Zu diesem Behufe wurde dem zuverlässigen Kilmaine mit 3000 Mann die Behütung Verona's anvertraut; mehr bedurfte es nicht, da für den Augenblick Allvintzy das ganze französische Heer in der Stadt wußte, also gewiß keinen ernstlichen Angriff auf dieselbe wagte. Die übrigen Truppen, etwas über 20,000 Mann, ließ Bonaparte Abends am 14. November antreten, über die Etschbrücken auf das westliche Ufer des Flusses zurückgehn, und durch das Dunkel der Nacht ungefähr drei Meilen stromabwärts marschiren. Die Stimmung der Soldaten war schwer gedrückt; sie glaubten nichts anderes, als daß der definitive Rückzug beginne, und Mantua und Italien aufgegeben sei. Plötzlich aber wurde in Ronco Halt gemacht; eine Pontonbrücke war über den Strom geworfen, und unter freudiger Wiederbelebung der Kampflust schwenkte die Colonne wieder ostwärts ein, um noch einmal auf dem linken Ufer die Entscheidung der Waffen zu suchen.

Eine halbe Stunde unterhalb Ronco mündet in die Etsch unter spitzem Winkel ein von den lessinischen Bergen herunterkommender Gießbach, der Alpone, welcher hier im letzten Abschnitt seines Laufes im flachen Tieflande gemächlich dahinfließt, und durch zahlreiche Gräben zum Reisbau benutzt, den Boden weithin in bodenlosen Sumpf verwandelt. Eine Strecke von mehreren Stunden in verschiedenen Richtungen, sowohl gegen Caldiero nordwestlich, als nach S. Bonifacio im Nordosten, ist hier nur auf schmalen und hohen Dämmen zurückzulegen, ehe man bei den genannten Ortschaften wieder auf festes Erdreich gelangt. Bei Caldiero stand das österreichische Heer, bei S. Bonifacio dessen Geschützpark und Proviantcolonne; Bonaparte, welcher auf völlige Ueberraschung des Gegners rechnete, dachte Massena auf dem westlichen Damme in den Rücken von Caldiero zu senden und Augereau auf dem östlichen über den feindlichen Troß in S. Bonifacio fallen zu lassen. Gelang die Bewegung, so war Allvintzy, seines Parks, seiner Verpflegung und seiner Rückzugslinie beraubt, in offenbar gefährdeter Stellung, während den Franzosen auch im ungünstigsten Falle ein kleiner Posten am Eingang der Dämme die sichere Zuflucht in das unzugängliche Sumpfland deckte. Die Hauptsache, die Ueberraschung des Gegners, war bis dahin trefflich gelungen. Allvintzy hatte für den 16. November seinerseits den Uebergang über die Etsch (bei Zevio, halbwegs zwischen Verona und Ronco) beabsichtigt, so daß auch dieses Mal wieder die Franzosen dem österreichischen Feldherrn um 24 Stunden zuvorkamen; die Ufer des Flusses von Zevio abwärts sollte Oberst Brigido mit drei Bataillonen beobachten; der Marsch der Franzosen aber war so rasch

und so still erfolgt, daß Brigido's Posten nichts davon bemerkt hatten, am Morgen des 15. November vor dem Andrang des Feindes auf beiden Dämmen zurückwichen, und erst am Ende derselben sich in zwei kleinen Dörfern, Porcile im Westen und Arcole im Osten festsetzten, von wo sie dann eilige Bitten um Unterstützung an ihre Befehlshaber abgehn ließen. Augereau, dessen Division die Spitze des Marsches gehabt, und demnach zuerst die Etschbrücke passirte, folgte den flüchtenden Croaten eifrig nach Arcole, in der sichern Hoffnung, mit ihnen zugleich in das Dorf einzudringen, und dann ohne weitere Schwierigkeit nach S. Bonifacio zu gelangen. Aber es sollte anders kommen, und das elende Dorf die blutige Stätte eines dreitägigen Ringens von beispielloser Hartnäckigkeit werden.

Oberst Brigido machte, was er an der Etsch durch Unachtsamkeit versäumt hatte, durch rasche Entschlossenheit in Arcole wieder gut. Das Dorf liegt am linken Ufer des Alpone, und steht mit der Dammstraße, auf welcher Augereau jetzt herankam, nur durch eine schmale Holzbrücke in Verbindung. Brigido ließ vor deren Mündung seine beiden Geschütze auffahren, und das Ufer und die nächsten Häuser mit dichten Schützenschwärmen erfüllen. Dazu kam, daß parallel mit Augereau's Straße auch auf dem linken Ufer des Baches ein zweiter, etwas höherer Damm zur Etsch, nach Albaredo, hinabführte; auch diesen besetzte Brigido mit seinen Croaten, die hinter der Böschung des Dammes eine völlig gedeckte Stellung fanden, und aus dieser auf einer mehrere tausend Schritte langen Strecke die anrückende französische Colonne mörderisch beschossen. Was half unter diesen Verhältnissen den Franzosen ihre Uebermacht? Sie liefen auf dem schmalen Damm in lang gestreckter Reihe vorwärts, empfingen das tödtliche Feuer von allen Seiten, erlitten wehrlos argen Verlust, und stürzten in wilder Unordnung seitwärts auf die Böschung des Dammes oder zurück auf die folgenden Bataillone. Es war vergebens, daß ihre Generale sich an die Spitze der Colonne setzten; einer nach dem andern, Bon, Lannes, Verne, kam verwundet zurück. Augereau selbst ergriff eine Fahne, und pflanzte sie mitten im Kugelregen auf der Brücke auf; er blieb wie durch ein Wunder unverletzt, aber auch er war nicht im Stande, die Soldaten hindurch zu reißen.

Unterdessen hatte Bonaparte die Division Massena gegen Porcile in Marsch gesetzt, und eilte dann, von der Stockung bei Arcole benachrichtigt, persönlich an die gefährdete Stelle. Sofort gab er der noch bei

Ronco stehenden Brigade Guyeux den Befehl, die Etsch hinab bis Albaredo zu ziehn, dort über den Strom zu setzen, und dann am linken Ufer des Alpone vordringend, Arcole in der Flanke zu nehmen. Indessen mußten mehrere Stunden vergehn, ehe diese Umfassung wirksam wurde, und in jeder Stunde konnte die Nachricht einlaufen, daß Allvintzy das schwach besetzte Verona oder Davidowitsch das ebenso schwach vertheidigte Rivoli genommen. Bonaparte ertrug diese Spannung nicht lange; sollte es denn schlechterdings unmöglich sein, auch vor Guyeux's Ankunft hier durchzudringen? Er befahl noch einmal einen Angriff, und als die Soldaten wieder versagten, stürmte er selbst, eine Fahne in der Hand, seinen Generalstab hinter sich, auf die Brücke los. Aber auch er hatte kein besseres Schicksal als seine Vorgänger. Sein Adjutant Muiron fiel dicht neben ihm, drei andere Officiere des Stabes wurden an seiner Seite verwundet, die Truppe hielt inne, und als jetzt die Oesterreicher ihrerseits zum Angriffe schritten, fluthete Alles in tumultuarischer Verwirrung zurück. Bonaparte wurde von den Fliehenden mit fortgerissen, vom Damme hinab in den Sumpf gestürzt; die verfolgenden Oesterreicher waren nur noch fünfzig Schritte entfernt, als es Marmont und Ludwig Bonaparte gelang, den General aus dem Moraste herauszuheben und nach Ronco zurückzubringen. Die Dunkelheit des frühen Winterabends begann hereinzubrechen; obgleich Massena bei Porcile einige feindliche Bataillone besiegt und übel zugerichtet hatte, blieb doch nichts übrig, als die Truppen sämmtlich über die Etsch zurückzunehmen, und sie in und um Ronco die Nacht zubringen zu lassen. Guyeux war darüber vergessen worden; er langte Abends 7 Uhr vor Arcole an; eine seiner Halbbrigaden wurde von Brigido zurückgeschlagen und hitzig verfolgt; in diesem Augenblicke drang die zweite von einer andern Seite in das fast leerstehende Dorf ein, und ergriff davon ohne Schwierigkeit Besitz. Guyeux aber vermochte, so weit er spähte, keine Franzosen mehr zu entdecken, empfing keine Nachricht aus dem Hauptquartier und hielt es gegen Mitternacht gerathen, ebenfalls wieder über die Etsch zurückzugehn. So besetzten die Oesterreicher den hart umstrittenen Ort am 16. November Morgens auf's Neue; die Franzosen mußten die Blutarbeit ganz von vorne beginnen.

Bonaparte's ursprünglicher Plan war vereitelt. Den Gegner zu überraschen, im Rücken zu fassen, in Verwirrung zu setzen, davon konnte keine Rede mehr sein. Was man hier noch erreichen wollte, mußte im directen Kampfe, Mann gegen Mann, den Oesterreichern abgerungen wer-

den, auf einem Boden, der, wie man eben durch schwere Opfer erfahren, zur Vertheidigung in seltener Weise geeignet war. Indessen man hatte einmal den Versuch an dieser Stelle begonnen; die Einleitung eines neuen Entwurfes hätte neuen Verlust an Zeit erfordert, während jede Stunde kostbar war, bei der Möglichkeit in der nächstfolgenden Wurmser und Davidowitsch vorbrechen zu sehn: genug, Bonaparte entschloß sich, nicht vom Platze zu weichen, bis Arcole, koste es, was es wolle, genommen sei. Auch Allvintzy's Erwägungen kamen zu einem ähnlichen Schlusse. Er hätte nach den Erfahrungen des 15. November Arcole und Porcile durch geringe Verstärkung in sicheren Vertheidigungsstand setzen, und dann mit seiner Hauptmasse Verona stürmen oder die Etsch bei Zevio überschreiten können: mit dem Einen wie mit dem Andern würde er Bonaparte's Verbindungen und Rückzugslinie schwer bedroht haben. Aber auch er sah von derartigen Evolutionen ab, und beschloß, den unmittelbaren Kampf auf der Fronte des Gegners zu suchen. So blieb nur Hohenzollern mit 12 Bataillonen vor Verona stehn, Provera aber führte zwei Brigaden nach Porcile, Mitrowski zwei andere nach Arcole, um von hier vordringend, Alles, was sich von feindlichen Truppen diesseits der Etsch noch vorfände, über den Strom zurückzuwerfen. Dieser Entschluß des österreichischen Heerführers führte das weichende Glück zu den republikanischen Fahnen zurück. In der Enge jener Dammstraßen war unter allen Umständen die Vertheidigung stärker als der Angriff. Das erfuhren die Oesterreicher, indem sie am 16. November aus ihren Dörfern heraus gegen die französische Stellung bei Ronco herandrangen, mit gleichem Schaden wie Tags zuvor die Franzosen es empfunden hatten. Ihre beiden Colonnen wurden mit schrecklichem Verluste zurückgeschlagen; allerdings als dann die Franzosen heftig verfolgten, erlitten auch sie an der verhängnißvollen Brücke von Arcole ein gleich blutiges Mißlingen. In solchen Wechselfällen dauerte der Kampf, unter einem furchtbaren Verbrauche von Menschenleben und Menschenkraft, den ganzen Tag hindurch; jeder Angriff, gleich viel von welcher Seite, wurde zermalmt. Am Abend stand man genau an demselben Flecke wie beim Beginn des Tages, nachdem besonders schlimm die Franzosen bei Arcole, die Oesterreicher aber bei Porcile zugerichtet worden waren. Allvintzy hatte deshalb im Laufe des Nachmittags auch Hohenzollern aus seiner Stellung vor Verona nach Caldiero zurückgezogen, um nöthigenfalls hier gegen Massena als Reserve zu dienen, worauf dann General Kilmaine, jetzt wegen Verona's unbesorgt, mit raschem Ent-

schlusse die Hälfte seiner Garnison als höchst willkommene Verstärkung nach Ronco sandte.

Wenn auf solche Art das angestrengte Ringen des 16. das äußere Machtverhältniß der Gegner wenig geändert hatte, so war nach dem Schlusse des Tages die Stimmung der Truppen und der Führer in beiden Lagern höchst verschieden. Die kriegsharten Bataillone der Franzosen fanden in dem fortdauernden Kampfe ihre schwach gedämpfte Streitlust wieder; die ungeübten Neulinge und Recruten Allvintzy's fühlten ihre physische und moralische Kraft zur Neige gehn. Allvintzy selbst war von doppelter Sorge gedrückt; noch immer ließ Davidowitsch von Rivoli her nicht das Mindeste vernehmen, und ohne Störung von dieser Seite her konnte also der Feind seine Stöße gegen Arcole wiederholen und die Rückzugslinie der Oesterreicher damit erheblich gefährden; Allvintzy's Muth war noch nicht völlig gebrochen, aber die bisherige Hoffnung auf glänzendes Gelingen hatte bangen Zweifeln Platz gemacht. Bei Bonaparte dagegen gab es keinen andern Gedanken als den einen, zu kämpfen und zu siegen. Die Verhältnisse aber standen hier so, daß bei den sonst völlig gleichen Chancen die größere Willenskraft die Entscheidung des Erfolges in sich schloß.

Schon im Laufe des 16. November hatte Augereau den Oberbefehlshaber darauf hingewiesen, daß man nicht eher durchdringen würde, bis man gleichzeitig auf beiden Ufern des Alpone gegen Arcole vorgehe. Man hatte demnach während des Nachmittags verschiedene Versuche gemacht, eine Brücke über den Bach nicht weit von seiner Mündung zu schlagen, jedes Mal aber hatte Major Miloradowitsch, der mit zwei kaiserlichen Bataillonen das linke Ufer des Alpone bewachte, die Anstrengungen der französischen Ingenieure vereitelt. Während der Nacht aber gelang es Bonaparte's persönlicher Einwirkung, den Brückenbau zu Stande zu bringen, und nun entwickelte sich am Morgen der gedoppelte Angriff auf Arcole mit Aufwendung aller vorhandenen Kräfte. Ein Theil von Massena's Division wirkte zu der Bewegung auf dem rechten Ufer des Alpone mit, um Augereau hier die über den Bach hinübergesandten Bataillone zu ersetzen. Lange Zeit aber schien auch diese Anstrengung vergeblich. Miloradowitsch, auf vier Bataillone verstärkt, setzte drüben seinen Bedrängern einen heldenmüthigen Widerstand entgegen, und hüben schlug Augereau wohl einen Ausfall der Oesterreicher vernichtend zurück, für ihn selbst aber blieb die Brücke von Arcole nach wie vor unnahbar. Allmälich gewann indessen der Angriff auf dem linken Ufer Boden; immer

näher drängten dort die französischen Streiter an das blutumströmte Dorf heran; immer höher stieg damit trotz neuer furchtbarer Einbußen ihre Zuversicht, und immer unsicherer begannen die in ihrer Flanke bedrohten Croaten seitwärts und rückwärts zu blicken. Bonaparte, der für die Haltung seiner Gegner ein selten scharfes Auge hatte, beschloß gegen drei Uhr Nachmittags den entscheidenden Streich zu führen. Massena erhielt den Befehl, nur eine Halbbrigade als Deckung gegen Porcile stehn zu lassen, und sonst alle seine Streitkräfte gegen Arcole heranzuführen; Augereau sollte seine Truppen jenseits des Alpone verstärken, und mit höchster Energie zum letzten Angriff anspornen; endlich wurde ein Lieutenant Hercule mit 25 Reitern und allen Trompetern der Division befehligt, sich einen Weg in weitem Bogen um die Stellung des Majors Miloradowitsch herum zu suchen, und dann in dessen Rücken erscheinend so großen Lärmen wie irgend möglich zu machen. Um dieselbe Zeit schrieb Mitrowski aus Arcole an den Feldzeugmeister, daß die steten Angriffe der feindlichen Uebermacht die Kräfte seiner Truppen erschöpft hätten, und wenn nicht auf dem rechten Flügel Provera von Caldiero aus eine starke Diversion gegen Porcile mache, Arcole nicht länger zu behaupten sei. Dieser Hülferuf aber hatte auf den bereits erschütterten Sinn Allvintzy's eine weit andere Wirkung, als welche Mitrowski beabsichtigt hatte. Heute so wenig wie gestern hatte man irgend eine Nachricht von Davidowitsch und Wurmser; bei der wachsenden Bedrohung Arcole's sah Allvintzy vor Allem die Gefahr, in welche der Rückzug seiner Armee gerieth, falls Bonaparte bei Arcole durchbrach: er befahl Provera nicht auf Porcile vorzugehn, sondern sich rückwärts nach Villanova und San Bonifacio zu wenden. So traf der letzte Ansturm der Franzosen überall auf halb entmuthigte Gegner. Miloradowitsch, in seiner Fronte von Augereau schwer bedrängt, hörte von drüben den Donner des neuen Angriffs auf die Brücke von Arcole, und vernahm dann plötzlich unmittelbar hinter sich das Geschmetter von Hercule's Trompetern: er konnte nur vermuthen, daß der Feind Arcole genommen, und von dort eine große Reiterschaar zu seiner Vernichtung ausgesandt habe. Er beeilte sich, aus der lange vertheidigten Stellung ostwärts nach Cologna zu gehen, und ließ damit Augereau den Weg nach Arcole offen. Mitrowski, jetzt von zwei Seiten her bedroht, und von Allvintzy ohne Unterstützung gelassen, trat darauf seinerseits den Rückzug auf S. Bonifacio an, so daß die Franzosen gleichzeitig von Osten und Westen her ohne Widerstand in den Ort eindrangen, welcher drei Tage

lang den Fortschritt ihrer siegreichen Waffen gehemmt, welcher ihnen 4500, den Gegnern 6200 Mann gekostet hatte. In lebhafter Verfolgung setzten sie darauf in der Abenddämmerung dem abziehenden Mitrowski nach, und waren nahe daran, bei San Bonifacio die Hauptstraße von Verona nach Bassano zu erreichen, und damit der Division Provera den Rückzug abzuschneiden. Zur Verhütung dieser Gefahr setzte sich Allvintzy selbst an die Spitze der Brigade Schubirz, und führte sie auf der letzten Strecke des Dammes den heranbrausenden Franzosen entgegen. Ein heftiger Zusammenstoß erfolgte; die Franzosen, in der wachsenden Dunkelheit unsicher geworden, hielten inne; ihre Gegner aber geriethen in die wildeste Verwirrung, drängten aufgelöst und fassungslos zurück, und rissen ihren vergeblich mahnenden und drohenden Feldherrn in ihrem Fluchtgetümmel mit sich fort. Das Maß ihres Könnens war eben erschöpft. Haufenweise liefen sie auseinander, warfen die Gewehre weg, ließen sich ohne Kampf gefangen nehmen [1]). Allvintzy sah, daß weitere Versuche zu ihrer Ermuthigung für den Augenblick vergeblich sein würden, und verfügte den weiteren Rückzug nach Montebello. Zum dritten Male war die Befreiung Mantua's gescheitert.

Der eigentlich Schuldige war dieses Mal ohne Zweifel General Davidowitsch gewesen. Zu dem so lange ersehnten Angriffe auf Rivoli gelangte er erst an dem 17. November, an welchem bei Arcole die unwiderrufliche Entscheidung fiel. Mit seiner fast doppelten Uebermacht schlug er jetzt den General Vaubois aus Rivoli mit einem Verluste von 1800 Mann hinaus. Auf diese Nachricht schöpfte Allvintzy noch einmal einigen Muth, und ging wieder nach Westen, zunächst bis Caldiero vor, um zu versuchen, ob das Vordringen Davidowitsch's ihm doch noch den Uebergang über die Etsch eröffnen würde. Er fand nur schwache Beobachtungsposten des Feindes auf seinem Wege, aus dem einfachen Grunde, weil Bonaparte gleich nach der Einnahme Arcole's zuerst Augereau, und dann auch den größten Theil der Division Massena in schleunigem Marsche gegen Davidowitsch entsandt hatte, welcher darauf am 21. November, demselben Tage, an welchem Allvintzy in Caldiero einzog, von allen Seiten angegriffen und mit einem Verluste von beinahe 2000 Mann nach Tyrol zurückgeworfen wurde. Damit sah denn auch Allvintzy die letzte Hoffnung zertrümmert, und führte seine Truppen definitiv hinter die Brenta zurück, um sich erholen zu lassen, die Verluste durch frischen Nachschub zu ersetzen,

[1]) Allvintzy an den Kaiser 23. November. (Vivenot, Thugut 518).

und vor Allem die Zahl und die Zucht der Officiere zu stärken. Wieder trat auf dem italienischen Kriegsschauplatze eine mehrwöchentliche Waffenruhe ein. Denn auch die Franzosen bedurften der Ruhe und Pflege; fast alle ihre Generale waren verwundet, eine Menge ihrer eifrigsten Officiere getödtet, die Soldaten stolz und selbstbewußt aber im höchsten Grade ermattet. An eine weitere Verfolgung des so mühsam zurückgewiesenen Feindes war nicht zu denken. General Beaupoil schrieb damals an den Minister Delacroix: die Armee hat bewundernswerthe Thaten gethan; aber wir können mit Pyrrhus sagen, daß noch ein zweiter Sieg dieser Art uns zu Grunde richten würde. Bonaparte selbst klagte dem Directorium, daß seine besten Leute in den Spitälern lägen und der Rest eine nur mittelmäßige Truppe sei.

Es ist begreiflich, daß ein Mann von Thugut's Bestrebungen und Charakter wegen eines solchen Mißlingens die Partie noch nicht verloren geben wollte. Allerdings war er nicht mehr gesonnen, aus Rücksicht auf die Verbündeten, die seinen Wünschen zuwider handelten, oder auf das deutsche Reich, dessen Stände ihn verließen, den Krieg auch nur um einen Tag zu verlängern. Aber was er begehrte, war ein für Oesterreich günstiger Frieden, und darunter verstand er vor Allem einen solchen, welcher stattliche Erwerbungen in Italien lieferte. Da war es denn klar an sich selbst, daß diese besser ausfallen mußten, wenn man in Italien Sieger als wenn man dort besiegt war, und der Verlauf der letzten Kämpfe schien nicht danach angethan, jede Hoffnung auf einen schließlichen Erfolg zu vernichten. Wie wenig hatte bei Arcole an dem glänzendsten Siege gefehlt! Warum sollte dieses Wenige bei einem neuen wohl vorbereiteten Versuche unerreichbar sein? Thugut erwirkte also bei dem Kaiser den Beschluß, Allvintzy mit Kriegsmaterial und Ersatzmannschaften nach allen Kräften zu verstärken, und ihn zu möglichst baldiger Wiederaufnahme der Feindseligkeiten anzutreiben.

In Paris beurtheilte das Directorium die Erfolge von Arcole nicht wesentlich anders, als sein österreichischer Gegner. Hätte es dieselben für einen zerschmetternden Sieg gehalten, so würde ihm nichts ferner gelegen haben, als ein entgegenkommender Schritt gegen den Ueberwundenen, und gerade ein solcher wurde jetzt von ihm beschlossen. Immer war Allvintzy abgewehrt, und Mantua's Entsatz vereitelt worden, und damit ein gewisser Grund, bei Oesterreich jetzt eine vermehrte Gefügigkeit vorauszusetzen. Andererseits war Bonaparte in so augenfällige Gefahr gerathen, daß das

Directorium sich nur immer mehr in seiner alten Ansicht befestigt hatte, die italienischen Eroberungen seien völlig unsicher, und ausschließlich als diplomatisches Material zur Erlangung Belgiens und Rheinlands zu verwerthen. Gleich nach dem Beginne von Allvintzy's Bewegungen waren sie bereits zu dem Entschlusse gekommen, in diesem Sinne, trotz Bonaparte's Widerspruch, zu handeln, und, unabhängig von der Unterhandlung Malmesbury's, ein Separatabkommen mit Oesterreich zu versuchen. Ein außerordentlicher Gesandter der Republik sollte zunächst nach Bonaparte's Hauptquartier abgehn, diesem die Wünsche des Directoriums mittheilen, und dann bei Allvintzy um Pässe zur Reise nach Wien nachsuchen. Die Wahl des Gesandten zeigte, daß vornehmlich Carnot für den Schritt gewirkt hatte; es war sein nächster Vertrauter, General Clarke, welchem das Directorium am 14. und 16. November Vollmacht und Instruction für diese Unterhandlung gab. Er sollte zunächst die Stimmung der italienischen Bevölkerung untersuchen, in der Lombardei, in den päpstlichen Legationen, in den venetianischen Provinzen; er sollte die Fragen studiren, ob sie ohne Schwierigkeiten die österreichische Herrschaft ertragen würden, ob sie reif zur republikanischen Freiheit seien, ob man bei den vielfachen Beschwerden gegen Venedig dessen Landstädte mit der lombardischen Republik vereinigen könnte. Dem Kaiser sollte Clarke sodann einen Waffenstillstand am Rhein und in Italien vorschlagen, und hieran Eröffnungen zum Frieden knüpfen, auf der Grundlage wechselseitiger Entschädigungen. Ein solches System, bemerkte Delacroix, ist der mannichfaltigsten Anwendungen fähig. Man könnte dem Kaiser die Herausgabe seiner früheren italienischen Besitzungen, und dazu in Deutschland Salzburg, Passau und die Oberpfalz anbieten, wofür Baiern am Rheine entschädigt würde. Oder der Kaiser erhielte statt Mailand die päpstlichen Legationen, der Großherzog von Toscana den Rest des Kirchenstaats, der Herzog von Parma Florenz. Oder umgekehrt der Kaiser verzichtete auf Italien, und erhielte außer Salzburg und Passau ganz Baiern, der Kurfürst von Baiern aber dafür den Kirchenstaat. Oder man bildete anderweitige Combinationen, wie sie sich Clarke an Ort und Stelle ganz von selbst darbieten würden. Daß unter all diesen Voraussetzungen Frankreich die belgischen Provinzen und einen erheblichen Theil der Rheinlande behalten würde, verstand sich von selbst. Bei solchen Ansichten, die noch dazu für alle Einzelnheiten als völlig flüssig bezeichnet wurden, war das Directorium, wie man sieht, von Thugut's Standpunkt nur durch eine geringfügige Verschiedenheit getrennt. Clarke

durfte neben Salzburg und Passau die Lombardei oder die päpstlichen Legationen bieten: Thugut wäre im Nothfall zufrieden gewesen, wenn er ohne Salzburg und Passau die päpstlichen Legationen und die Lombardei erhalten hätte. Ihm lag nichts an Belgien und Rheinland, dem Directorium sehr wenig an den italienischen Fragen. Die Verständigung wäre also, wenn nur einmal die erste Anknüpfung gelang, ohne sachliche Schwierigkeit gewesen. Auch der Sieg von Arcole brachte in diesen Auffassungen des Directoriums nicht die mindeste Aenderung hervor; im Gegentheil, Clarke's Sendung wurde eher dadurch noch beschleunigt, so daß er am 25. November aus Paris nach Italien abreiste.

Desto entschiedener blieb der Ton, welchen gleichzeitig das Directorium gegen Malmesbury anschlug. Der unglückliche Unterhändler hatte müßige Tage, so lange seine Regierung noch nicht mit Oesterreich zum Einvernehmen gelangt war, und darüber verging bei der Langsamkeit der damaligen Reiseverbindungen der größte Theil des Novembers. Am 12. November erhielt er von Delacroix eine kurze Mahnung, ohne weiteren Aufschub die einzelnen Gegenstände namhaft zu machen, welche England zum gegenseitigen Austausch vorschlage. Er antwortete umgehend, daß er dazu erst befugt sei, nachdem das Directorium das Princip des Austausches in der beantragten Weise anerkannt hätte; übrigens werde er Delacroix's Note seiner Regierung einsenden. Das Directorium zeigte seine üble Laune, indem es darauf anfragte, ob Malmesbury bei jeder französischen Aeußerung einen Courier zur Einholung näherer Weisungen nach London schicken müsse, worauf Malmesbury ebenso bündig antwortete, er müsse jedes Mal einen Courier schicken, wenn er näherer Weisungen bedürftig sei. Am 22. sandte darauf Lord Grenville eine neue Erklärung, daß er lebhaft wünsche, auf die Erörterung der Einzelnheiten einzutreten, sobald das Directorium das vorgeschlagene Princip annehme; was denn zur Folge hatte, daß Delacroix noch einmal einen Versuch machte, den englischen Gesandten im Voraus über Belgien auszufragen, und als Malmesbury stumm blieb, dann am 28. nach Englands Wunsch die Annahme des Princips aussprach, um so dringender aber auch die sofortige Mittheilung der englischen Specialvorschläge forderte. Man war hiemit durch die vorläufigen Formalien hindurch gedrungen; man kam jetzt auf die wirklichen Streitpunkte, und schnell genug sollte sich hier die Unversöhnlichkeit der beiderseitigen Bestrebungen zeigen.

Lord Grenville hatte unterdessen Eden's Berichte empfangen. Er

war bereit das Mögliche zu thun, um Oesterreich eine piemontesische Provinz zu verschaffen; er erklärte sich höchlich einverstanden mit Thugut's Bereitwilligkeit, den Franzosen die Rheinlinie zu überlassen; Belgien wünschte er in erster Linie dem Kaiser zu erhalten und dann durch Nordbrabant zu vergrößern, wollte sich aber in zweiter auch zu der Genehmigung des bairisch-belgischen Tausches verstehn, und damit Baiern dem Kaiser zuwenden[1]). Auf diese Art fühlte er sich mit Thugut geeinigt, und gab Malmesbury die entsprechende Weisung, dem Directorium die Rückgabe aller eroberten Colonien zu bieten, wenn es dafür seinerseits auf Belgien und Mailand verzichte. Für ihn war dies der wesentliche, ja beinahe der einzig erhebliche Punkt, daß Belgien nicht in französischen Händen bleibe: in dieser Beziehung sollte Malmesbury dem Directorium jede Hoffnung auf englische Nachgiebigkeit benehmen[2]). Der Gesandte empfing diese Befehle am 15. December und besprach ihren Inhalt am 17. mit Delacroix. Der Minister erklärte sofort, daß Belgien gemäß der Verfassung einen gesetzlichen Bestandtheil Frankreichs bilde, und weder das Directorium noch die Räthe, sondern nur die Urversammlungen der Nation zu seiner Abtretung befugt seien. Nachdem Malmesbury diese Verfassungstheorie, natürlich ohne Erfolg, bekämpft hatte — es ist, sagte ihm Delacroix, die Ansicht unserer besten Publicisten — kam die Rede auf eine etwaige Entschädigung des Kaisers, und Delacroix trug dieses Mal die uns bekannten Gedanken des Prinzen Heinrich von Preußen über die Säcularisation der geistlichen Kurfürstenthümer und mehrerer Bisthümer als den bequemsten Ausweg vor. Malmesbury wandte ein, daß dies eine gänzliche Umwälzung der deutschen Reichsverfassung in sich schließe, deutete aber an, daß wenn man sich über Belgien einige, eine Vergrößerung Frankreichs auf der Rheinseite keine Schwierigkeit finden werde. Also über Belgien bleibt ihr fest? fragte endlich Delacroix, und auf Malmesbury's nachdrücklich bejahende Antwort erklärte er die Unterhandlung für hoffnungslos. Am folgenden Tage empfing darauf der Gesandte die Aufforderung, binnen 24 Stunden Englands Ultimatum einzureichen, und als er dann seinerseits beantragte, Frankreich möchte, wenn ihm Englands Vorschläge nicht gefielen, einen Gegenentwurf aufstellen, verfügte das Directorium seine Abreise aus Paris binnen der nächsten zwei Tage.

---

[1]) Grenville an Eden 13. December.

[2]) Grenville an Malmesbury 11. December.

Da der unheilbare Gegensatz der beiden Mächte in der belgischen Frage klar und bestimmt durch die Verhandlung zu Tage getreten war, so war die Grobheit, womit das Directorium sein Verfahren würzte, ohne Zweifel ein politischer Mißgriff. Je mehr die französischen Machthaber der Ansicht waren, daß Pitt die Unterhandlung nur zur Gewinnung des Parlaments und der öffentlichen Meinung begonnen hätte, desto zweckwidriger für das französische Interesse mußte diese brutale Verletzung aller hergebrachten Formen erscheinen. Die einzige Erklärung dafür gibt der Umstand, daß vier Tage vorher, am 15. December, General Hoche mit den Vorbereitungen zu der irischen Expedition fertig geworden und mit 17 Linienschiffen, 13 Fregatten und etwa 20,000 Mann Landungstruppen in See gegangen war. Das Directorium erwartete in wenigen Wochen England's Größe an der Wurzel zu treffen, und mochte meinen, jetzt aller sonst üblichen Rücksichten überhoben zu sein. In trauriger Weise charakteristisch für die Sinnesweise dieser Regierung war dabei der Umstand, daß sie zugleich auch einen Haufen von Vagabunden und Galeerensclaven unter dem Titel der schwarzen Legion militärisch organisirt, und ihr die Bestimmung gegeben hatte, während Hoche in Irland die großen Schläge führte, durch die Plünderung und Verbrennung Bristol's in England selbst Verwirrung und Angst zu verbreiten. Wolfe Tone, welcher die Bande vor ihrer Einschiffung sah, schrieb in sein Tagebach: „es ist eigentlich gräßlich, diese Menschen zur Vernichtung einer großen Handelsstadt loszulassen; aber es geht einmal nicht anders, und ich hasse Alles, was den englischen Namen trägt."

Die Folgen eines solchen Verfahrens waren dieses Mal schon vorhanden, noch ehe Hoche's Fahrzeuge die Anker gelichtet hatten. Seine geräuschvoll betriebene Rüstung, das Benehmen des Directoriums gegen Malmesbury, die lauten Ankündigungen der englischen Niederlage in der französischen Regierungspresse hatten in der schweren Masse der englischen Bevölkerung das stolzeste Nationalgefühl entflammt. Als am 1. December in Westminster das Parlament eröffnet wurde, konnte Pitt es unternehmen, für die Vertheidigung des Vaterlandes ein Anlehn von 18 Millionen Pfund vorzuschlagen, auszugeben zum Course von 112 Procent, rückzahlbar zu 100 zwei Jahre nach dem Friedensschluß, ein Anlehn, bei dem jeder Theilnehmer sich einem sichern Verluste unterziehe, damit aber einen Beitrag zur Rettung des heimischen Bodens liefere. Die Unterzeichnung wurde am 5. December, Morgens zehn Uhr eröffnet; schon in den vor-

ausgehenden Tagen waren mehr als fünf Millionen Pfund angemeldet worden; noch vor halb zwölf war die ganze gewaltige Summe vergeben, und eine Menge überflüssiger Bewerber ging verdrießlich nach Hause. Mit einer überwältigenden Mehrheit beschloß dann das Parlament neue Steuern zum Betrage von zwei Millionen Pfund, verfügte die Einreihung von 60,000 Milizen in das Linienheer und die Bildung freiwilliger Reiterei in allen Grafschaften. In Irland standen an 30,000 Mann Linientruppen; die loyalen Freiwilligen strömten in gleicher Anzahl zu ihren Bannern; im Norden und Süden der Insel waren die umfassendsten Vorkehrungen zur sofortigen Erdrückung jeder aufständischen Regung getroffen. Unter solchen Umständen wird man es eher ein Glück als ein Mißgeschick für Hoche nennen müssen, daß seine Flotte zwar der englischen nicht begegnete, aber durch Sturm und Nebel zerstreut wurde, so daß der Admiral mit dem größern Theile der Kriegsschiffe den verabredeten Landungsplatz in Bantry Bai, erreichte, Hoche selbst an einen andern, die Munitionscolonne an einen dritten Punkt verschlagen wurde. Man wartete einige Tage, dann kehrten, da auf dem Lande keine Spur von befreundeter Bewegung, wohl aber kriegerischer Alarm jeder Art sichtbar wurde, alle Parteien höchst niedergeschlagen nach Frankreich zurück.

Keinen bessern Erfolg als mit der Vernichtung des modernen Karthago hatte in denselben Wochen das Directorium mit seinem österreichischen Separatfrieden.

Clarke, der Anfang December in Mailand angelangt war, meldete am 6. dem Directorium seine durchaus freundliche Aufnahme bei Bonaparte; zugleich aber erklärte dieser der Regierung die Unthunlichkeit und Schädlichkeit eines Waffenstillstandes, ehe Mantua gefallen sei. Dieser Zeitpunkt sei nahe bei der schweren Hungersnoth der Garnison; dann würde man mit einiger Verstärkung der Armee den Papst in Rom, den Kaiser in Wien aufsuchen können; dann würde man in der Lage sein, die Bedingungen eines glorreichen Friedens zu dictiren. So lange Oesterreich aber Mantua besitze, würde es sich zu erheblichen Opfern nicht verstehn; während des Stillstandes würde eine ausgiebige Verproviantirung des Platzes auch für die Zukunft nicht zu hindern sein, nach dem Ablaufe des Stillstandes also die französische Armee ihr schweres Werk ganz von vorne beginnen müssen. Immerhin wurde der erste Schritt gethan, welchen die Befehle des Directoriums nöthig machten; Bonaparte schrieb an Allvintzy, um Pässe für Clarke zur Verhandlung eines Waffenstillstandes zu erbitten,

und Clarke legte einen Brief an den Kaiser bei, in welchem er seine Bevollmächtigung auch zur Erörterung eines vorläufigen Friedensvertrags ankündigte. Als diese Nachricht in Wien eintraf, zeigte sich, daß Thugut die Frage ganz in demselben Lichte wie Bonaparte betrachtete. Was den Stillstand betraf, so wollte er ihn nicht am Rheine, wo Oesterreich siegreich war, sondern nur in Italien, wo er durch denselben Mantua's Bedrängniß hätte erleichtern können. Ueberhaupt aber war er zu unterhandeln wenig geneigt, in dem Augenblick, wo er Allvintzy neu verstärkt und zu einem wiederholten Angriff ermuntert hatte. Wenn auch dieser abgewehrt würde, so wäre Oesterreichs Lage nicht viel ungünstiger als heute: sollte er aber gelingen, Mantua entsetzt und Bonaparte hinter den Mincio zurückgeworfen werden, so würde der Kaiser aus einem andern Tone reden können. So empfing Clarke unter den wärmsten Betheuerungen humaner Friedensliebe die abschreckend kühle Antwort, daß man bedauere, ihn nach Wien nicht zulassen zu können, daß er den militärischen Theil seines Auftrags in einer Besprechung mit dem kaiserlichen Obersten Vincent zu Vicenza, den diplomatischen aber mit dem kaiserlichen Gesandten Gherardini in Turin verhandeln möge. Damit war das Schicksal der Unterhandlung deutlich ausgesprochen; die hier von Thugut bezeichneten Unterredungen fanden einige Wochen später Statt, blieben aber vom ersten bis zum letzten Augenblick inhaltlos und ergebnißlos. Bonaparte war, wie man sich denken kann, mit dieser Wendung höchlich einverstanden. Vor allen Dingen verdoppelte er in Paris sein Drängen um ansehnliche Verstärkung und machte jetzt den wichtigen Vorschlag, ihm außer den verheißenen 10,000 Mann aus der Vendee noch 20,000 Mann vom Rheinheere zu schicken, womit er dann im Stande sein würde, gleich nach dem Falle Mantua's einen Angriff auf Inneröstereich zu eröffnen. Sodann that er noch im December weitere Schritte zur Feststellung seines italienischen Systems. Denselben Landschaften der Legationen und Modena's, welche seine Regierung so eben wieder in Clarke's Instructionen für die vielleicht erforderliche Entschädigung sich zu freier Verfügung hatte vorbehalten wollen, gestattete er jetzt die Berufung eines constituirenden Congresses zu Reggio, dessen Ergebniß die Vereinigung jener Provinzen zu einer neuen cispadanischen Republik war. Er hatte nichts einzuwenden, daß auch die Lombarden Abgeordnete zu dem Congresse hinüber sandten; denn, sagte er, die Kraft freier Völker besteht in der Vereinigung. Während er aber auf solche Art die Ehre Frankreichs immer entschiedener den Demokraten

Mailands und Bologna's verpfändete, eröffnete er zugleich eine Reihe von Maßregeln, deren Schlußergebniß ihm die zum Frieden nöthigen Entschädigungsobjecte anderwärts zu liefern bestimmt war: er begann damals, Ende December, das Verhängniß Venedigs vorzubereiten. Wenn der Kaiser Mailand und Mantua behielt, während seine Brüder in Florenz und Modena residirten, so war damit der herrschende Einfluß über die ganze Halbinsel in Oesterreichs Hand gelegt. Blieben dagegen in Bologna und Mantua die Franzosen die Herren, so mochte Oesterreich das venetianische Land bis zur Etsch dahin nehmen, ohne deshalb die geringste Einwirkung auf den allgemeinen Zustand Italiens ausüben zu können. Denn die Kämpfe dieses Sommers hatten genügend gezeigt, daß eine französische Armee an der Etschlinie die Halbinsel gegen Norden und Osten hermetisch abzuschließen vermochte. Die Ueberlassung Venetiens an den Kaiser, wenn eine derartige Abtretung überhaupt nicht vermieden werden konnte, war also im Vergleiche mit der Herstellung Oesterreichs in der Lombardei ein durchaus geringfügiges Opfer.

Ausgesprochen hat es Bonaparte an keiner Stelle, daß er in diesem Zeitpunkte den Plan zur Vernichtung Venedigs und zur Ueberlieferung desselben an Oesterreich gefaßt hat. Im Gegentheil, er hatte, wie wir noch sehn werden, die dringendsten Gründe, der Entwicklung den Schein zu geben, als erfolge sie ohne sein Zuthun, nach der innern Nothwendigkeit der Verhältnisse. Das Directorium wollte keinen Krieg mit Venedig; die Volksstimme in Frankreich wollte überhaupt keinen neuen Krieg. Bonaparte war also genöthigt, die äußere Schuld des Bruches, dessen er bedurfte, um Venetien dem Kaiser zu überliefern, auf das Opfer selbst hinüberzuwälzen. Zum Beginne der Verwicklung ließ sich vielleicht die Neigung des Directoriums gebrauchen, die wir so eben erst in Clarke's Instructionen bemerkten, Venedigs Landstädte zu demokratisiren. Das französische Volk aber würde hoffentlich den einmal begonnenen Krieg gegen Venedig sich gefallen lassen, wenn ihm daraus der ersehnte Frieden mit Oesterreich und Deutschland hervorginge. Wie gesagt, nicht aus Bonaparte's Worten ist dieser Zusammenhang der Ereignisse zu entnehmen. Die Thatsachen aber, nicht die officiell verkündeten, sondern die wirklich geschehenen, reden darüber, wie uns scheint, mit unverkennbarer Deutlichkeit.

Allvintzy's Croaten hatten im östlichen Venetien reichlich so schlimm gehaust, wie Bonaparte's Bataillone im westlichen. Zu allen Zeiten haben jene Truppen den schlimmsten Ruf als Einquartierung bei Freund

und Feind gehabt; damals waren sie eilig zusammengerafft, und doppelt zuchtlos bei mangelhafter Verpflegung und unzulänglicher Zahl der Offiziere. Die Signorie, aufgeschreckt durch den Jammerruf des mißhandelten Landes, that, was sie konnte, sandte ihre Beamten in das Lager und opferte von Staatswegen Geld und Lebensmittel in Masse, um die Barbaren möglichst zu beschwichtigen. Nach dem Kampfe erhoben sich gleiche Klagen im Westen, aus den französischen Quartieren in Bergamo, Brescia, Verona. Durch die Unordnung und Unredlichkeit der französischen Armeeverwaltung wurden die reichen Hülfsquellen Italiens fast ohne Frucht für die Truppen verschleudert [1]); die Soldaten, durch die Nöthe der letzten Kämpfe ausgehungert und verwildert, erlaubten sich Ausschweifungen aller Art, und der Generalproveditore von Verona, Battagia, sandte darüber endlich eine bittere Beschwerdeschrift an Bonaparte, da er jeden Tag einen Ausbruch der auf das Höchste getriebenen Verzweiflung besorgen mußte. Die Antwort war ein Schreiben des Generals, worin er in heftig drohendem Tone jene Anklage als beleidigende Verleumdung zurückwies; er sehe in diesen gehässigen Märchen einen neuen Beweis von der feindseligen Gesinnung Venedigs gegen Frankreich, wie er eine solche bereits neuerlich in der liebevollen Verpflegung der österreichischen Streitkräfte wahrgenommen habe; die einzige Schuld liege an der selbstsüchtigen Regierung, die, auf ihren Lagunen eingeschlossen, sich um das Loos ihrer armen Unterthanen in Bergamo und Brescia nicht kümmere. Einige Wochen nachher meldete er dem Directorium, daß er bei der Vorliebe, mit welcher Venedig das Heer Allvintzy's verpflegt habe, eine neue Vorsichtsmaßregel habe ergreifen müssen; er habe sich durch bewaffneten Handstreich in den Besitz des Schlosses von Bergamo gesetzt, welches die unter seinen Kanonen liegende Stadt beherrsche. Nur auf diese Art habe er die Verbindungslinie der Armee zwischen Etsch und Adda sichern können, da der Bezirk von Bergamo von allen venetianischen Provinzen die entschieden feindseligste Gesinnung gegen Frankreich zeige, die meisten Mordthaten gegen französische Soldaten aufweise, das Entweichen österreichischer Kriegsgefangener unaufhörlich begünstige. Es war ein erster Schritt unverhüllter Feindseligkeit. Venedig wagte außer fruchtlosen Klagen keinen Widerstand; für den Augenblick wurde die öffentliche Aufmerksamkeit von der kleinen

---

[1]) Bonaparte's Briefe an das Directorium aus dem December sind angefüllt von derartigen Beschwerden.

Gewaltthat durch den Donner neuer großer Schlachten vollständig abgelenkt[1]).

Wurmser's Berichte aus Mantua waren mit jeder Woche dringender geworden. In einem Monate waren 2300 Mann der Besatzung dem Elend erlegen, in den Hospitälern aber ihre Plätze sogleich durch eine stärkere Anzahl neuer Kranken ersetzt worden. Der Rest der Gesunden war durch Hunger und Wachen tief heruntergekommen, und zu Gefechten und Ausfällen nicht mehr im Stande. Vielleicht bis Mitte Januar, meldete Wurmser, würde er den Todeskampf noch verlängern können, im äußersten Falle bis Anfang Februar. So drängte die Regierung den General Allvintzy unablässig, zum letzten Versuche sich aufzumachen und den hartgeprüften Genossen die Erlösung zu bringen. Allvintzy ging nun mit schweren Sorgen an die Aufgabe heran. Am 9. December meldete er, daß auf den Abhängen des Montebaldo der Schnee bereits vier Fuß tief liege, und seine sämmtlichen Generale einen glücklichen Erfolg für schlechthin unmöglich erklärt hätten. Drei Tage später schrieb er nochmals: „ich nehme mir die Freiheit, zu bekennen, daß ich mir in diesem Augenblicke wenig Hoffnung zur Erreichung E. M. Allerhöchsten Wünsche machen kann, und ich gründe es theils auf die mir von gesammten Generals unterlegten Aeußerungen, theils auf die eigne Ueberzeugung." Indessen er verhieß, trotz Alter, Gebrechlichkeit und Ermüdung Alles zu thun, was Menschen zu erzielen möglich sei. Er arbeitete darauf mit Weirother einen neuen Angriffsplan aus, nach welchem der Hauptstoß, welcher das letzte Mal von Osten her ohne Erfolg versucht worden war, jetzt von Norden her aus Tyrol, die Brennerstraße abwärts geführt werden sollte, durch 26,000 Mann unter Allvintzy's eigner Führung. Vom Friauler Corps würde gleichzeitig Bayalitsch mit 6000 Mann gegen Verona demonstriren, und dadurch hoffentlich die ganze Division Massena an diesem Punkte festhalten, während Provera mit 9000 Mann weiter stromabwärts etwa bei Legnago die Etsch überschritte, und so schnell wie möglich nach Mantua zur Vereinigung mit Wurmser zöge. Da bei Allvintzy's Vordringen die Hauptmasse der Franzosen voraussichtlich an die Tyroler Grenze eilte, konnte Provera's Zug vielleicht ohne große

[1]) Ueber das Folgende sind vor Allem zu vergleichen Massena's Memoiren, die österreichische militärische Zeitschrift 1832, und Rüstow's gerade hier äußerst anschauliche Darstellung.

Hindernisse gelingen; mit Wurmser zusammen würde er dann nahe an 20,000 Mann stark sein, zu denen im glücklichen Falle noch 6000 päpstliche Soldaten stoßen könnten, da Thugut im Angesicht des neuen Kampfes dem Papste Bundeshülfe versprochen und den General Colli zur besseren Einrichtung der römischen Streitkräfte in den Kirchenstaat hinübergeschickt hatte. Verkehrt war bei diesem Plane die Detachirung des General Bayalitsch, welche den streitenden Heeren 6000 Mann entzog und doch viel zu schwach war, bei Verona etwas Erhebliches auszurichten, vor Allem bedenklich aber der Umstand, daß bei dem winterlichen Zustande der Gebirgswege das Hauptheer gerade vor den entscheidenden Stellungen von Corona und Rivoli auf die Mitwirkung der Reiterei und Geschütze nicht rechnen, und das Fußvolk selbst nur langsam unter ermüdenden Beschwerden sich vorwärts arbeiten konnte.

Als die österreichischen Colonnen, etwas besser gekleidet und verpflegt als vor zwei Monaten, immer aber mit Officieren nur sehr dürftig versehen, sich in Bewegung setzten, war Bonaparte in Bologna, um dort die Bildung der cispadanischen Republik und ihrer Legionen zu beschleunigen, und die Bewegungen der päpstlichen Truppen in der Nähe zu überwachen, nachdem Mattei's Sendung ganz und gar ohne Ergebniß geblieben war. Er ließ jetzt außer 4000 Italienern noch etwa 1000 Franzosen zur Beobachtung der Schlüsselsoldaten zurück und eilte dann schleunigst auf den Schauplatz der großen Ereignisse. Er hatte aus Frankreich ungefähr 8000 Mann Verstärkung erhalten; mit dem Ende der heißen Jahreszeit besserte sich auch der Gesundheitszustand der Truppen, so daß er jetzt einschließlich des Blokadecorps vor Mantua ungefähr 45,000 Mann in das Feld brachte, mithin den Oesterreichern dieses Mal bis auf wenige 1000 Mann auch der Zahl nach gewachsen war. Die Division Vaubois, an der Etsch gegen die Tyroler Grenze vorgeschoben, hatte als neuen Befehlshaber den jungen, feurigen und geistreichen Joubert erhalten; die Deckung der mittleren Etsch war bei Verona der Division Massena übertragen, während Augereau bei Legnago den unteren Lauf des Stromes beobachtete. Eine neugebildete Reservedivision Rey, 4000 Mann, stand bei Salo, am Ausgang des Chiesathals; endlich befehligten Victor und Dugua etwas über 2400 Mann in einer centralen Stellung am Mincio, um nach Bedürfniß zur Unterstützung eines bedrohten Punktes verwandt zu werden.

Am 7. Januar gingen zuerst Bayalitsch und Provera vorwärts gegen die Etsch. Jener richtete, wie vorauszusehn war, nicht das Mindeste

thatsächlich aus; die einzige Wirkung seines Erscheinens bestand darin, Bonaparte einen Tag lang in Ungewißheit über die Stelle des Hauptangriffs zu halten. Provera machte einen vergeblichen Versuch, Legnago durch Ueberfall zu nehmen, entschloß sich dann, den Strom bei Anghiari zu überschreiten, brauchte aber zu seinen Vorbereitungen so viel Zeit, daß er erst am 13. auf das rechte Ufer gelangte, und dann unter steten Gefechten mit Augereau's Abtheilungen seinen Marsch auf Mantua fortsetzte. In der Hoffnung, durch diese Bewegungen einen ansehnlichen Theil der französischen Heeresmacht im Süden beschäftigt zu sehn, hatte dann Allvintzy seine Colonnen am 11. Januar gegen Joubert's Stellung vor Madonna della Corona aufbrechen lassen. Die Straße geht hier auf dem rechten Ufer der Etsch, zwischen dem Strome auf der einen und den letzten, meistens steil abfallenden Ausläufern des Montebaldo auf der andern Seite. Allvintzy hatte deshalb seine Streitkräfte in sechs Colonnen zerlegt, von denen die erste unter Oberst Lusignan als äußerste Rechte den höchsten Kamm des Montebaldo ersteigen, und auf ihm vorwärts dringend, die Stellungen der Franzosen in ihrer westlichen Flanke überflügeln sollte. Die drei folgenden Colonnen unter Liptay, Köblös und Ocskai würden auf den Abhängen des Montebaldo, die fünfte unter dem Fürsten Reuß auf der Straße im Etschthale vorgehn, die sechste endlich unter Vukassewitsch vom linken Etschufer aus durch ihre Artillerie die französischen Stellungen beschießen, und zugleich durch Streifpartieen mit Bayalitsch Verbindung suchen. Diese Bewegungen vollzogen sich am 11. und 12. im Ganzen und Großen nach dem angegebenen Plane, nur daß Lusignan die höchsten Abhänge des Montebaldo völlig unwegsam fand, und deshalb, um die ihm aufgegebene Umgehung des Feindes auszuführen, auf der Mittelhöhe rechts ausbiegend sich einen Weg auf der Westseite des Gebirges suchte, hiemit aber durch die ganze Breite des großen Bergrückens von seinen Genossen getrennt wurde. Ueberhaupt aber kam man viel langsamer und mühseliger vorwärts, als man bei der Entwerfung des Planes vorausgesetzt hatte. Die Bergwege waren steil und schmal, bald eisig glatt, bald tief verschneit; die Soldaten keuchten unter der Last ihrer Waffen und ihres Gepäcks; zuweilen nahm eine Colonne eine falsche Richtung, mußte dann wieder zurück, und mit neuer Anstrengung andere Pfade suchen. Ein ganzer, kostbarer Tag ging darüber verloren; es ist menschlicher Weise nicht abzusehn, wie ohne diese Zögerung Bonaparte den Durchbruch hätte hindern sollen. Joubert leistete Widerstand an

allen Punkten, wich aber vor der mehr als doppelten Uebermacht zuerst nach Corona, und als Lusignan nach Passirung des Montebaldo auch dort in seinem Rücken erschien, am 13. Januar in die Stellung von Rivoli. Von hier aus sandte er einen bei ihm eingetroffenen Adjutanten Bonaparte's an den General mit der Meldung des feindlichen Andrängens nach Verona zurück, und bereitete sich für den folgenden Tag zu kräftigem Widerstande auf den Höhen bei Rivoli vor. Allein gegen Abend begann ihm seine Lage besorglich zu werden. In seiner Fronte wurden die Vortruppen Liptay's und Köblös' sichtbar; jenseits der Etsch in seiner Rechten begann Vukassewitsch die Anstalten zur Ueberbrückung des Stromes, auf seiner Linken aber setzte Lusignan seine umgehende Bewegung fort, so daß Joubert sich von allen Seiten her bedroht sah, und Abends gegen 10 Uhr den Befehl zum weiteren Rückmarsch gab. In diesem Augenblick erschien ein Bote des General Bonaparte, mit dem Auftrag, um jeden Preis die Stellung zu halten, da ausreichende Verstärkung im Anzuge sei. Sofort ließ Joubert die Bataillone die eben verlassenen Hügel auf's Neue besetzen, und sah mit heißer Ungeduld der nahenden Entscheidung entgegen.

Bonaparte war seit dem 12. in Verona, und dort, wie wir bemerkten, durch Bayalitsch's und Provera's Vorgehn bis zur letzten Stunde unsicher, von welcher Seite her er den wesentlichen Angriff zu erwarten habe. Er sandte Augereau einige Verstärkungen, zog Rey, da im Chiesathale die tiefste Ruhe herrschte, von Salo nach Valeggio heran, und hielt die Division Massena am 13. marschbereit, zunächst in dem Gedanken, mit ihr, wenn es Noth thäte, persönlich gegen Provera zu marschiren. Wäre in diesen Stunden Allvinzy zum Angriffe auf die Division Joubert mit voller Kraft gelangt, so hätte er ohne Zweifel das um Mantua gelegte Netz zerrissen[1]). Erst gegen Abend empfing Bonaparte Joubert's Meldung und verlor nun gegenüber der von Tyrol heranrückenden Gefahr keine Minute. Auf der Stelle ließ er Massena von Verona und Rey von Valeggio her gegen Rivoli abrücken, und eilte selbst den Truppen voraus zu dem bedrängten Unterfeldherrn hinüber. Am 14. Morgens 2 Uhr langte er bei ihm an und traf nach raschem Ueberblick — in der kalten, mondhellen Nacht ließen die langen Linien der Bivouakfeuer die Stellung des Feindes deutlich erkennen — die Vorkehrungen für die Schlacht.

---

[1]) Massena II, 303.

Die Stellung bei Rivoli ist eine Hochebene, deren östlicher Rand in steiler Senkung gegen das Etschthal abfällt, aus welchem an dieser Stelle die große Straße bei Incanale den Strom verläßt, und in scharfen Windungen zu der Hochebene hinansteigt. Gegen Südwesten senkt sich die letztere allmälich gegen den Gardasee hin; nordwärts ist sie durch eine Hügelreihe abgeschlossen, hinter welcher dann das Gelände in die Abhänge des Montebaldo und seiner Ausläufer übergeht. Auf diesen Hügeln hatten, wie gesagt, Joubert's Truppen Fuß gefaßt, und hinter sich die Heerstraße bei deren Ausmündung auf die Hochfläche stark verschanzt. Sie standen hier wie auf dem Rande einer großen Bastion, zu welcher der Feind nur auf schwierigen Pfaden emporklimmen, zunächst also nur sein Fußvolk wirken lassen kann, während der Vertheidiger oben freien Raum für die Entfaltung aller Waffengattungen hat. Der Kampf begann schon um 5 Uhr Morgens, durch einen Vorstoß der Franzosen unter General Vial am östlichen Rande der Fläche gegen die Division Köblös, man stritt hier lange und blutig um den Besitz der hochgelegenen Capelle von St. Marco, bis endlich die Division Ocskai herankam, die Franzosen in der Flanke angriff, und sie bis dicht an die Heerstraße und den Paß von Incanale zurückwarf. Unterdessen war auf dem andern Flügel der Stellung auch Liptay zum Angriff geschritten, und hatte hier den General Leblai entsprechend zurückgedrängt, so daß nur noch im Mittelpunkt eine einzige französische Halbbrigade, rechts und links überflügelt die alte Stellung behauptete. Zugleich beschoß Vukassewitsch über die Etsch hinüber die feindlichen Schanzen von Incanale, und stieg der Vortrab des Fürsten Reuß zum directen Angriff auf dieselben die Heerstraße hinauf. Wenn er hier durchdrang, was kaum mehr schwierig erschien, da die Besatzung der Schanzen bereits durch Köblös im Rücken bedroht wurde, so war der Tag für Oesterreich gewonnen. In diesem spannungsvollen Augenblicke, um 10 Uhr, erschien, von Joubert mit Jubel begrüßt, Massena mit seiner ersten Brigade auf dem Schlachtfelde, und brachte, schleunig eingreifend, zunächst das Vordringen Liptay's zum Stehn. Aber noch war die Gefahr für Bonaparte nicht vorüber. Eben während Massena das Gefecht im Westen durch seinen kräftigen Angriff herstellte, brach Köblös im Osten den letzten Widerstand der Brigade Vial; ihre Bataillone wichen, von Köblös' Plänklermassen verfolgt, in unordentlicher Eile, rissen auch die Besatzung der Schanzen mit sich fort, und eröffneten damit der Colonne Reuß den Zugang zu der Hochebene. Bereits entwickelten sich deren erste Abtheilungen,

einige Züge Dragoner und ein Bataillon Fußvolk, auf dem Rande der Fläche: da gelang es Joubert und Berthier inmitten des heftigsten Feuers einen Trupp ihrer aufgelösten Grenadiere zum Stehn zu bringen und sie mit einem Regimente reitender Jäger auf den Feind zu werfen. Ein kurzes und wildes Handgemenge erfolgte, und die österreichische Spitze wurde wieder über den Rand zurückgeworfen, und auf die Straße hinabgetrieben, wo unterdessen die nachrückenden Truppentheile sich dicht auf einander geschoben hatten, und nun ein wüstes Getümmel entstand, welches durch das Auffliegen einiger Pulverkarren gesteigert wurde und mit der Flucht der ganzen Colonne in das Etschthal endigte. Und nicht besser gestaltete sich gleichzeitig das Schicksal Ocskai's und Köblös' auf der Hochebene selbst. Durch die Verfolgung des weichenden Feindes waren ihre Haufen größtentheils aus der geschlossenen Ordnung heraus gerathen; es waren, wie wir wissen, durchgängig junge und unerfahrene Truppen mit wenigen kriegsmüden Officieren; da geschah, daß der französische Rittmeister Lasalle mit 200 Pferden an einer Stelle Köblös' Plänkler angriff, um für einen Moment den fliehenden Truppen Vial's Luft zur Sammlung zu schaffen. So unglaublich es klingt, das Erscheinen dieser Handvoll Reiter stürzte zwei siegreich vorrückende Divisionen in panischen Schrecken; alle Bemühung und Aufopferung ihrer Generale war vergebens, sie flohen, ein jeder wie er konnte, den Abhängen des Montebaldo zu. „Ich strengte alle Kräfte an, schrieb Allvintzy dem Kaiser [1]), durch mein eignes Beispiel und die Mitwirkung meiner Suite die in wilder Flucht sich selbst niederstürzenden Truppen zum Halten und Herstellen zu bringen; die einzig mögliche Schilderung dieses mehr denn panischen Schreckens liegt in der wahren Erzählung, daß weder meine eigne Anführung die Zaghaften neu zu beleben vermochte, weder das Beispiel eines wegen Ungehorsam auf der Stelle arquebusirten Mannes, noch die Säbelhiebe meiner Suite die Angst des gemeinen Mannes vor dem Anblick des einzeln und in beträchtlicher Ferne folgenden Feindes durch jene des gewissen Todes von unsern Händen überwiegen machen konnten. Alle Hoffnung der Wiederformirung wild gedrängter Haufen schwand mit jedem Schritt; ich ward mitgerissen, fast vom Pferde im Gedränge geworfen, und die fliehende Horde mit meiner ganzen Suite zu vermehren gezwungen — endlich machte die Entkräftung der Flucht Einhalt."

---

[1]) Vivenot, Thugut, 578.

Ein schwacher Versuch, den Allvintzy am 15. Januar zu neuem Vordringen auf Rivoli machte, endigte bei der gänzlichen Muthlosigkeit der Truppen nach den ersten Flintenschüssen mit neuer toller Flucht.

Man wird sich in die Stelle des wackern, rühmlich ergrauten Feldherrn versetzen können. Fast ohne Hoffnung ist er, dem Rufe der Pflicht Folge leistend, ausgerückt; trotz Zauderns und Widerstrebens dringt er hart bis zu dem glänzendsten Gelingen vor; nur noch wenige Minuten kräftigen Aushaltens, und er hat den entscheidenden Sieg in seiner Hand. Und von dieser Höhe freudiger Erwartung ein so entsetzlicher Sturz, in welchem Erfolg und Macht und Waffenehre mit einem Schlage zu Grunde geht! Und schon hier im verzweifelnden Ringen mit der rasenden Auflösung hat er es vor Augen, wie verhängnißvolle Folgen sich aus dieser Niederlage entwickeln müssen! Er sieht den tapfern Lusignan, der, im Rücken des Feindes zu dessen Verderben bereit stehend, jetzt selbst aus jeder Verbindung mit dem Heere gerissen, dem sichern Untergange preisgegeben ist. Er gedenkt Provera's, für welchen es vor dem siegenden raschen Feinde kein Entrinnen über die Etsch mehr geben wird. Und endlich erinnert er sich an Wurmser in Mantua, dessen hartes Geschick heute den letzten Todesstoß erhalten hat! Der Krieg ist aus, und Oesterreich ist besiegt.

Dies Geschick vollzog sich denn mit unerbittlicher Schnelligkeit. Lusignan, von Rey und einigen Bataillonen Massena's auf allen Seiten umstellt, suchte vergebens bald am See, bald im Gebirge einen Ausweg. Nach der vierten Winternacht, welche seine hungernden Truppen im Bivouak zugebracht, zerstreuten sie sich am 15. Januar und wurden in einzelnen Haufen gefangen; Lusignan selbst entkam am 17. mit einigen Officieren in einem Boote über den Gardasee. Indem dann Bonaparte die Beobachtung Allvintzy's den Divisionen Rey und Joubert überließ, eilte er mit Massena's Truppen zur Zermalmung Provera's, der, wie wir sahen, am 13. Januar durch Augereau's Truppencordon hindurchgebrochen und dann, von diesem verfolgt, über Cerea auf Mantua gezogen war. Er erreichte das Fort St. Giorgio am 15., vermochte es aber nicht zu nehmen; ein Ausfall, den Wurmser zu seiner Unterstützung am 16. versuchte, wurde mehr als aufgewogen durch Bonaparte's und Massena's Ankunft, und am Nachmittage streckte Provera mit seiner ganzen Abtheilung die Waffen. Mantua's Stunde war abgelaufen. Wurmser durfte sich sagen, daß er bis auf den letzten Bissen, bis auf den letzten Athemzug ausgehalten, und die schlimmen Fehler von Castiglione und Bassano durch seine heldenmüthige Geduld für

seinen Nachruhm gutgemacht hatte. General Klenau eröffnete für ihn mit Serrurier die Unterhandlung über die Capitulation; man stritt einige Tage über die Bedingungen, bis Bonaparte bei der dritten Conferenz selbst erschien, und dem österreichischen Feldherrn nebst dessen Stabe, 700 Mann und 6 Geschützen freien Abzug gegen Kriegsgefangenschaft der übrigen Besatzung anbot. Hierauf wurde am 3. Februar die Uebergabe vollzogen.

Von dem kaiserlichen Entsatzheere waren noch 31,000 Mann übrig, von denen jetzt 7000 zur Deckung Tyrols, die übrigen hinter der Piavelinie aufgestellt wurden. Bonaparte war bereits Ende Januar nach Bologna hinübergegangen, um von dort einen entscheidenden Angriff auf den Kirchenstaat vorzubereiten. Indessen waren nach seinen frühern Anträgen 30,000 Mann Verstärkung aus Frankreich in vollem Marsche; nach ihrem Eintreffen sollte durch Kärnthen der Einbruch in die Erblande erfolgen. Der junge corsische Eroberer, jetzt der Fessel ledig, welche so lange seinen Fortschritt gehemmt hatte, schickte sich an, dem Papste, dem Kaiser und der eignen Regierung den Frieden nach seinem Sinne zu dictiren.

Drittes Buch.

L e o b e n.



Erstes Capitel.

Der Kirchenstaat.

General Bonaparte hatte, als er über den Kirchenstaat hereinbrach, zunächst das militärische Interesse, für seinen bevorstehenden Feldzug nach Inneröstereich den Rücken und die Verbindungen der Armee gründlich sicher zu stellen. So geringfügig an sich die päpstlichen Regimenter auch waren, so gefährlich hätte nach seinem Abmarsch ihr Erscheinen inmitten der gährenden, mit Franzosenhaß erfüllten Bevölkerung werden können. Der General hatte sich lange mit der Hoffnung geschmeichelt, durch Schonung der Kirche die römische Regierung zu beschwichtigen; statt dessen aber hatte der kürzlich aufgefangene Briefwechsel des Cardinals Busca mit Wien ihm den unbedingten Anschluß der Curie an Oesterreich gezeigt; es blieb ihm also keine Wahl mehr, als den feindlichen Willen durch Waffengewalt zu brechen, und so eilte er, noch ehe die Capitulation Mantua's förmlich unterzeichnet war, nach Bologna, um von dort mit etwa 10,000 Mann, darunter 4000 Mann neuer italienischer Formationen, den Zug auf Rom zu eröffnen.

Wie weit er damals, außer der augenblicklichen militärischen Absicht, seinen Entwürfen über Papst und Kirche bereits eine feste Form gegeben, wer will es sagen? Er hat es sein Leben lang geliebt, stets mehrere Sehnen an seinem Bogen zu haben, und so lange wie möglich sich verschiedene Wege zum Ziele offen zu halten. Fest stand ihm immer nur das Eine, selbst zu herrschen und keine andere Selbständigkeit zu dulden. Der Kirche war er nicht Feind noch Freund; sie war ihm als religiöses Institut vollkommen gleichgültig, vielleicht aber werthvoll als Herrschaftsmittel, wenn sie sich ihm unterwürfig zeigte, und ihm ihren

Einfluß auf die Gemüther zur Verfügung stellte. Am Ende des 18. Jahrhunderts aber war dieser Einfluß nur noch stark bei der bäuerlichen Bevölkerung und einem Theile der Frauen, sonst aber bei den gebildeten Classen und den politischen Machthabern in ganz Europa ungefähr auf Null gesunken. So sehr also Bonaparte die römische Hierarchie als Gegengift gegen Alles, was er Ideologie nannte, das heißt gegen jede individuelle Geistesfreiheit schätzte, und sich ihr in dieser Hinsicht völlig wahlverwandt fühlte, so weit war er bei ihrer damaligen Schwäche davon entfernt, erhebliche Preise für ihre Bundeshülfe zu bezahlen. Er ließ die Zukunft herankommen, gleich bereit, je nach den Umständen das Papstthum zu stärken, wenn es auf jeden eignen Willen verzichtete, oder zermalmende Streiche darauf zu führen, falls dies seiner Politik größeren Gewinn zu versprechen schiene.

Dagegen läßt sich von keiner Seite her bezweifeln, daß schon damals bei ihm die Auflösung des Kirchenstaats eine fest beschlossene Sache, und die Ausführung des Beschlusses lediglich eine Frage der Zeit und der Umstände war. Das ergab sich für ihn ohne Weiteres aus dem Vorsatze, ganz Italien zu beherrschen, und unter den damaligen Verhältnissen fast noch mehr aus dem Wunsche, keine Unabhängigkeit auch des kirchlichen Oberhauptes zu dulden. Denn so völlig aus der Luft gegriffen die moderne Behauptung der clericalen Partei ist, daß die Selbständigkeit des Kirchenfürsten unter allen Umständen mit seiner weltlichen Herrschaft stehe und falle, so gewiß war damals, im Jahre 1797, der kleine Kirchenstaat eine große Sache für Papstthum und Kirche. Der Grund ist einfach für die Regel und für die Ausnahme. Wenn in der Curie und in der Kirche ein starker religiöser Geist lebendig ist, wenn der Papst mehr an das Seelenheil der Katholiken als an die Beherrschung des Erdkreises denkt, und wenn dann seine Hirtenbriefe die Kraft haben, das religiöse Gewissen von Millionen Menschen zu erschüttern: dann wird er kein Interesse an weltlicher Macht nehmen und kein Bedürfniß derselben empfinden. Die Gründung des Kirchenstaats wurde bekanntlich nicht hervorgerufen durch ein religiöses Bedürfniß, sondern sie war der erste Schritt zur päpstlichen Weltherrschaft: wer den Königen gebieten will, muß selbst ein König sein. Für die Päpste des Mittelalters war der Kirchenstaat, trotz seines geringen Umfanges, ausreichend für die Aufgabe, in Italien keine starke nationale Staatsgewalt aufkommen zu lassen, und damit den Papst an die Spitze der großen Halbinsel zu stellen: dieselbe Aufgabe,

welcher das kleine Territorium auch in unserer Gegenwart eilf Jahre lang mit Erfolg zu dienen bestimmt war. Es handelte sich dabei durchaus nicht um das Problem, der Kirche für ihre inneren Angelegenheiten die nöthige Selbständigkeit zu schaffen: dies wäre vielmehr nirgend leichter und gedeihlicher als auf dem Boden eines festen Staatswesens zu lösen; sondern gerade umgekehrt erwuchs der Kirchenstaat aus dem Bestreben, alle Politik der Erde unter das Joch des höchsten Priesters zu beugen. Allerdings im 18. Jahrhundert war es mit der Verwirklichung solcher Ansprüche gründlich vorbei, aber nicht deshalb, weil die Päpste sich mehr als früher von der Welt hinweg ihrem ursprünglichen religiösen Berufe zugewandt hätten, sondern weil die Welt stärker als jemals gegen Religion und Kirche gleichgültig geworden war. Jetzt erschien der Kirchenstaat der Curie nicht mehr als Stützpunkt großer Eroberungspläne, um so mehr aber als das letzte einigermaßen sichere Asyl, als das sicherste, wenn auch nicht als das glänzendste Kleinod der päpstlichen Krone. Die weltlichen Gewalten, welche gelassenen Muthes ein kirchliches Recht des Papstes nach dem anderen verletzten, trugen Scheu vor solchen Störungen des europäischen Gleichgewichts, ohne die sich die Einziehung des Kirchenstaats nicht wohl vollstrecken ließ. Während Joseph II. höchst unbefangen von der Möglichkeit sprach, die Kirche Oesterreichs ganz von dem Papste zu trennen, erklärte er der Kaiserin Catharina, daß die Annexion der Stadt Rom für ihn unmöglich sei, trotz alles Erbrechts von Kaiser Augustus her. Und nicht bloß sicherer als ihre kirchliche Gewalt war für die Curie damals der Kirchenstaat, sondern auch einträglicher. Der Zufluß kirchlicher Gefälle, der vor Luther's Zeiten unendlich größer als die Einnahmen des Kaiserthums gewesen, lieferte jetzt beträchtlich weniger als die Abgaben des Kirchenstaats. Der Curie hätte im Jahre 1789 der Verlust ihres Fürstenthums einen größeren materiellen Nachtheil zugefügt, als die Vernichtung ihrer geistlichen Hoheit. In diesem Sinne war allerdings der Kirchenstaat damals wichtig für den äußern Bestand der Kirche; er war gleichsam die Krücke des lahmen Mannes, und mithin der Kirche, so lange deren religiöse Gebrechlichkeit dauerte, unentbehrlich genug.

Dem fremden Besucher zeigte sich Rom im vorigen Jahrhundert ganz ähnlich, wie es die Bewunderung der Reisenden unserer Zeit erweckt hat. Alle Größe und alle Bildung, welche während drei Jahrtausenden in Europa erwachsen war, hatte dort ihre Denkmäler zurückgelassen, die Tüchtigkeit der Republik und die Begeisterung des Urchristenthums, die Welt=

macht der Imperatoren und die größere der gekrönten Priester, und vor Allem der höchste Aufschwung der bildenden Kunst in antiker und moderner Zeit. Unter dem tiefen Blau des südlichen Himmels, eingerahmt von einer auch in ihrer Verödung großartigen Landschaft, dehnte sich diese Stadt der Paläste und Ruinen, der Kirchen und Museen aus, eine Stätte prächtigen Behagens und unendlicher Erinnerungen. Wohl hatten ihre Herrscher seit dem Ausgange der großen Religionskriege auf eine dritte Unterwerfung der Welt verzichten müssen; der Stadt aber war auch diese Wendung zu Gute gekommen, da die Päpste seitdem ihre Mittel durchaus auf stattliche Einrichtung und fesselnden Prunk des äußeren Daseins gesammelt hatten. Erst damals hatte, zwischen den mächtigen Ueberresten seiner antiken und feudalen Größe, das moderne Rom seinen vollen Schmuck gewonnen; es gab vor hundert Jahren keine andere Stadt in Europa, die sich auch nur entfernt an Zahl und Styl der mannichfaltigsten Prachtbauten, der Burgen und Villen, der Klöster und Aquäducte mit dieser Priesterresidenz hätte messen können. Auch das menschliche Treiben inmitten dieser Herrlichkeit machte dem herantretenden Fremden einen durchaus günstigen Eindruck. Der päpstliche Hof imponirte wie kein anderer in seiner Vereinigung geistlicher und weltlicher Majestät; die höhere Gesellschaft bewegte sich in geschmackvollem Luxus und bequemer Leichtlebigkeit; bei allem kirchlichen Pompe machte sich nirgend ascetische Strenge und nur an vereinzelten Punkten religiöse Wärme fühlbar; das Kirchenregiment verlebte eine Epoche würdiger Muße, nahm Antheil an allen Interessen der irdischen Welt, und pflegte die schöne Kunst mit gleichem Eifer wie sonst die Mirakel und die Ketzerprocesse. Die Masse der niederen Bevölkerung ließ überall in ihrer äußeren Erscheinung Freundlichkeit und Anmuth, und in ihrem ganzen Verhalten Genußfähigkeit und Befriedigung erkennen. Bei den rauschendsten Festlichkeiten wurde nie eine Rohheit und Plumpheit sichtbar, und wenn gleich die südliche Leidenschaft rasch zum Dolche griff und über die gräßliche Häufigkeit der Mordthaten geklagt wurde [1]), so entschädigte dafür wieder, daß geschlechtliche Ausschweifungen zwar bei dem Clerus und den höheren Ständen, aber äußerst selten bei Bürgern und Bauern vorkamen. Auch zwischen Volk und Regierung schien das Verhältniß ganz und gar erfreulich zu sein; die Regierung ließ die

---

[1]) In den eilf Regierungsjahren Clemens' XIII. 4000 in der Stadt Rom, 11,000 im Kirchenstaat. Novaes, Storia de' sommi pontifici 16, 27.

scharfe Zunge ihrer Unterthanen sich in beinahe ungebundener Keckheit ergehn; dafür bekundete das Volk in seiner großen Mehrheit nicht bloß rückhaltlose Verehrung für die Kirche, sondern auch warme Anhänglichkeit an die päpstliche Staatsgewalt. Der nordische Besucher fand diese gute Stimmung höchst begreiflich, wenn er sich des geplagten Daseins der heimischen Arbeiter erinnerte: hier war nirgend eine Ueberanstrengung zu sehen; es war, als wenn die üppige Natur ihren Lieblingskindern das süße Nichtsthun zum mühelosen Geschenke mache. Ungefähr die Hälfte des Jahres bestand aus kirchlichen Feiertagen, deren jeder in seinem bunten Aufputze von Musik und Feuerwerk, von Processionen und Maskentreiben auch dem Aermsten und Niedrigsten sein volles Theil an Genuß und Erregung spendete. „Ein Jeder, schrieb Montaigne bereits 1580, nimmt hier Theil an der geistlichen Behaglichkeit; Sonntag und Wochentag macht kaum einen Unterschied; es gibt in Rom kein Arbeiterviertel, in jedem Quartiere der Stadt meine ich mich in einer der eleganten Straßen von Paris zu befinden" [1]). Auch das Volk hatte Muße wie seine Regierung und seine Kirche: es war, als hätte das Leben keine andere Bestimmung, als die Ausbildung des Schönheitssinnes im Angesichte so unendlicher Schönheit der Natur und der Kunst. Niemand entzog sich der Kraft dieser Eindrücke. „Ich kenne keine Stadt in Europa," sagte der geistreiche und welterfahrene Präsident de Brosses 1740, „Paris nicht ausgenommen, welche angenehmer und erfreulicher wäre, und die ich lieber bewohnen möchte." Nirgend fand sich der Fremde schneller daheim; nach der kirchlichen Stellung der Regierung durfte jeder rechtgläubige Ankömmling sich sofort als einen Angehörigen betrachten und geltend machen, und die Bevölkerung hieß mit gewinnender und berechnender Freundlichkeit die aus allen Nationen zuströmenden Gäste willkommen. So wurde Rom der Sammelpunkt von Pilgern und Touristen, Intriganten und Abenteurern, Künstlern und Gelehrten, Fürsten und Prälaten: für einen Jeden bot die ewige Stadt stets neue Reize, Anregung und Förderung. In den letzten Jahrzehnten vor der Revolution reifte bei Gibbon beim Anblicke des damals von Kutten und Kapuzen erfüllten Capitols der Entschluß zu seiner unsterblichen Darstellung des sinkenden Kaiserreichs; Winckelmann fand den Stoff zu den Werken, welche durch neue Erschließung der classischen Kunst in Deutschland eine neue Epoche geistiger Befreiung er=

[1]) Vgl. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 2, 792 ff.

öffneten, und endlich erlebte Goethe, die Seele mit dem Studium alter und neuer Schönheit sättigend, in Rom die tiefe Befriedigung und harmonische Ausgestaltung seines mächtigen Geistes. Wer diese drei Namen nennt, spricht damit allein die Bedeutung Roms für den damaligen Bildungsgang Europa's aus, bezeichnet aber auch in der schärfsten Fassung, wie wenig dieselbe in jener Zeit auf dem religiösen, wie sie ganz und gar auf dem wissenschaftlichen und ästhetischen Gebiete lag.

Immerhin, alle diese schönen und großen Wirkungen waren möglich gewesen und zur Vollziehung gekommen unter der weltlichen Herrschaft des Papstes. Wird man es also nicht beklagen müssen, daß jetzt der revolutionäre Eroberer die zerstörende Hand nach den Fundamenten derselben ausstreckte? Mag einer religionsstarken Kirche der Kirchenstaat entbehrlich sein: ist der Fall desselben nicht als schwere Schädigung der europäischen Cultur und zugleich als völlig unnütze Rechtsverletzung zu beklagen?

Die geschichtliche Betrachtung wird, wenn sie nicht allein die äußere Erscheinung, sondern auch die Voraussetzungen und Folgen der Dinge in's Auge faßt, zu einem völlig entgegengesetzten Ergebniß gelangen. Denn niemals ist der Schein löblicher Zwecke mit schlechteren Mitteln erstrebt, mit verderblicherem Preise bezahlt, mit beschränkterer Wirkung verfolgt worden. Trotz aller ästhetischen Herrlichkeit der römischen Verhältnisse, trotz aller Gewaltthätigkeit und Habgier des französischen Angriffs, muß man es aussprechen: es war eine unermeßliche Wohlthat für Rom und Italien, wenn die Revolution die geistliche Staatsgewalt der nahen Vernichtung entgegenführte.

Es war allerdings kein Wunder, wenn einige Tausende von Priestern und Mönchen, von Fürsten und Baronen zu Rom sich in seltener Weise wohlbefanden, wenn sie geschmackvoll, geistreich und würdig dahinlebten, und sich einen Zustand einrichteten, der jeden in diese Kreise Eintretenden mit Respect und Behagen erfüllte. Es war kein Wunder; denn groß und stattlich zu sein auf Kosten Anderer: diese Kunst hatte bereits das antike und mittelalterliche Rom in weltumfassendem Maße geübt, und nach seinem Muster lebte jetzt die römische Prälatur, nachdem die Welt sich ihr entzogen, auf Kosten des römischen Volkes und des Kirchenstaats. Was ihre Verdienste um dieses Volk betrifft, so ist es seit lange der Brauch, die Milde der päpstlichen Regierung zu preisen. De Brosses bemerkte 1740: die Verwaltung sei die mangelhafteste in Europa, aber auch

die mildeste; das Land sei verarmt, weil die Milde in Nachlässigkeit und Schwäche ausgeartet sei. Döllinger erkennt an, daß dem Fremden zunächst bei dem Eintritte in das Land die Allmacht des Souverains aufgefallen sei; indessen betont er, daß bei näherer Prüfung diese absolute Gewalt sich doch sehr ermäßigt gezeigt habe durch Gebräuche, über die sich ein Papst nie, oder doch fast nie hinwegsetzte, durch manche zu nehmende Rücksichten, durch längst zum Princip gewordene Schonung der Personen, so daß der, ohnehin im Ganzen mit Milde gehandhabte Absolutismus mehr zum Schein und in der Theorie als im praktischen Leben existirte[1]). Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich, daß diese Milde in Wahrheit nur ein anderer Ausdruck der völlig schrankenlosen Willkür, der Abwesenheit jeder festen Rechtsordnung ist, wie sie sich aus dem Wesen der Priesterherrschaft mit innerer Nothwendigkeit ergibt. Döllinger selbst erläutert das Verhältniß, seinerseits hier in mildester Form, aber in voller Anschaulichkeit. „Der Geistliche, bemerkt er[2]), wenn er mit der doppelten Macht, der gerichtlichen und der administrativen, ausgerüstet ist, vermag sich nur äußerst schwer der Versuchung zu erwehren, sein individuelles Dafürhalten, sein subjectives Urtheil über die Personen, sein Mitleid, seine Neigung Einfluß gewinnen zu lassen auf seine amtlichen Handlungen. Er ist als Priester vor Allem Diener und Herold der Gnade, der Vergebung, des Strafnachlasses; er vergißt daher allzu leicht, daß in menschlichen Verhältnissen das Gesetz taub und unerbittlich ist, daß jede Beugung des Rechtes zu Gunsten des Einen sich in eine Beschädigung eines oder vieler Andern oder der ganzen Gesellschaft umwandelt; er gewöhnt sich allmälich, seine Willkür, anfänglich immer in der besten Meinung, über das Gesetz zu stellen. Die einmal betretene abschüssige Bahn führt dann unaufhaltsam weiter." Nun war der Kirchenstaat in allen Stücken unvergleichlich für die Entfesselung dieser milden Willkür eingerichtet. Die regierende Gesellschaft der Cardinäle, Nepotenfamilien und Prälaten war nachsichtig und gnädig, zunächst gegenseitig für ihre eigenen Genossen, so daß auch ein gestrenger Papst nicht leicht die Möglichkeit zu durchgreifendem Handeln fand, sodann auch gegen das römische Volk, nur daß dafür auch von dieser Gnade Leben und Denken und Habe aller Regierten in jeder Beziehung abhängig war. Nicht eine Scholle Erde und nicht einen Winkel seines Gehirns konnte der Römer

---

[1]) Döllinger, Kirche und Kirchen 546.
[2]) Ebenda 577.

zu freier Verfügung sein Eigen nennen. Es gab keine staatsrechtliche Verfassung, als den jedesmaligen Willen des Papstes, und da sich die Unfehlbarkeit desselben in Angelegenheiten der Moral bekanntlich nicht auf seine eignen Leidenschaften und Handlungen erstreckt, so fehlte den Unterthanen jede Bürgschaft für eine heilsame und gerechte Anwendung seiner Macht. Es gab keine Satzung des Privatrechts oder des Civilprocesses, auf welche der römische Bürger mit Sicherheit hätte rechnen dürfen; es gab keine kirchliche und keine richterliche Behörde, die nicht bereit gewesen wäre, hier nach persönlichem Ermessen, dort nach einflußreichem Fürwort oder auf Bestechung das Gesetz zu beugen[1]). Dabei war die Masse der seit einem Jahrtausend erlassenen Gesetze unübersehbar, die juristische Bildung der Prälaten höchst unzulänglich, die Zahl der Behörden übertrieben groß, und ihre gegenseitige Competenz in hohem Grade unbestimmt. Wer klug und keck und mit persönlichen Verbindungen versehen war, konnte bei einer solchen Verfassung die schlimmsten Pläne durchsetzen; umgekehrt war die unbeschützte Masse des Volkes der Laune jedes geistlichen oder politischen Würdenträgers rettungslos Preis gegeben. Fand der Wunsch eines durch die officielle Milde Begünstigten bei der einen Behörde Schwierigkeit, so brachte man die Streitsache bei einer anderen auf bequemeren Boden; eine Berufung gegen deren Urtheilsspruch hatte durchgängig keine andere Folge als eine wiederholte Prüfung durch dieselbe Behörde, und um die Rechtsunsicherheit zu verewigen, konnte in vielen Fällen ein solches Gesuch um Wiederholung des Processes sechs Mal nach einander erneuert werden. Half endlich kein anderes Mittel, so konnte der Papst jede anhängige Proceßsache an seine persönliche Entscheidung ziehn, worauf sie dann sein juristischer Consulent, der heiligste Auditor, ausdrücklich nicht nach den Gesetzen, sondern nach seinem billigen Ermessen entschied. So waren alle Thüren geöffnet, um den gutgesinnten Unterthanen jeglichen Segen der Regierung zuzuwenden, mochte es dabei um Recht und Gesetz stehen wie es wollte. Nicht minder sorgsam ausgearbeitet waren die Vorkehrungen, um keinen Gedanken des Widerstandes auch bei den unruhigsten Köpfen aufkommen zu lassen.

Die verschmolzene Staats- und Kirchengewalt umgab den Unterthanen von seinem ersten Athemzuge an, und begleitete ihn auf Schritt

---

[1]) (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats, Helmstädt 1792, S. 318. Dieselbe Thatsache ist für das 19. Jahrhundert vielfach bezeugt.

und Tritt, herrschend, hütend, strafend, in allen seinen Lebensverhältnissen. Vor Allem war dafür gesorgt, daß jede Regung geistiger Selbständigkeit, jede Vorstellung eines menschenwürdigeren Zustandes von dem Volke entfernt blieb. Bücher und Zeitungen unterlagen der strengsten Censur, und das Einbringen fremder Literatur war zwar nicht verboten, aber mit so hohen Zöllen belastet, daß es nur für die herrschende Classe möglich blieb. An Unterrichtsanstalten fehlte es nicht; sie standen aber, wenn nicht ausschließlich so doch ganz vorherrschend unter der Leitung des Clerus, und erzeugten nur ein geringes Maß wissenschaftlichen Lebens, weil sie die Quelle aller Wissenschaft, das selbständige Urtheil, nicht entwickelten. Die Universitäten, deren das kleine Land nicht weniger als sechs zählte, waren in tiefem Verfall, die materielle Ausstattung dürftig, alle Docenten zum Gebrauche bischöflich approbirter Handbücher bei ihren Vorlesungen verpflichtet, die Studenten einer strengen kirchlichen Disciplin unterworfen. In den Gymnasien, welche durchgängig Stiftungen geistlicher Orden waren, herrschte die jesuitische Lehrmethode, die fast ausschließliche Uebung der lateinischen Grammatik, Poetik und Rhetorik, bei völliger Vernachlässigung des Griechischen, der Mathematik und der Geschichte; man verkündete den richtigen Grundsatz, daß es für die Schule weniger auf vielerlei Kenntnisse als auf formale Bildung ankomme, aber man richtete die letztere auf oberflächliche Dressur anstatt auf geübte Selbständigkeit des Geistes. Die Volksschulen wiederum, großentheils von geistlichen Orden geleitet, waren zahlreich, ihre Leistungen aber höchst unbedeutend, da keine gesetzliche Schulpflicht bestand, und die große Masse des niederen Volkes ihre Kinder lieber zu häuslicher Arbeit oder auf dem Acker verwandte, als etwas Gründliches lernen ließ. Die Behörden waren damit zufrieden. Da noch siebenzig Jahre später, trotz aller von verschiedenen Regierungen gemachten Anstrengungen, in ganz Italien 78 Procent der Einwohner auch nicht die geringste Schulbildung besaßen, so wird man, ohne Gefahr der Uebertreibung, schließen dürfen, daß 1797 im Kirchenstaate neun Zehntel der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnten, also der ersten und unerläßlichsten Hülfsmittel entbehrten, um ihren geistigen Gesichtskreis über den körperlichen hinaus zu erweitern. Sie erfuhren, daß die heiligste Madonna alle gläubigen Christen beschütze, daß die Kirche mit Andachten und Opferspenden zu ehren sei, und jeder Ungehorsam gegen die kirchlichen Gebote zur ewigen Höllenpein führe. Andere Dinge erfuhren sie nicht.

Waren sie herangewachsen, so fanden sie sich in jeder Regung des Daseins von derselben zwieschlächtigen Gewalt umspannt. Hielten sie sich, wie die Machthaber es wünschten, so ließ man sie in harmlosen Vergnügungen gewähren, erfreute sie durch die bunten Festlichkeiten des Kirchenjahrs, und sorgte in der Hauptstadt auch für wohlfeilen Preis der wichtigsten Lebensbedürfnisse, des Brodes, Oels und Fleisches. Wer irgendwie unliebsam wurde, konnte mit hundert Mitteln auf bestem Wege Rechtens ohne erhebliches Aufsehen beseitigt werden. Die heilige Inquisition verbrannte die Ungläubigen nicht mehr, verpflichtete aber jeden Hausgenossen zur Anzeige jeder von ihm in der Familie bemerkten Uebertretung. Die Polizei bediente sich aller Befugnisse des Seelsorgers, und der Beichtvater besaß alle Rechte des Polizeibeamten. Jeder Pfarrer durfte auf die Anklage unsittlichen Lebenswandels, ohne Verhör noch Vertheidigung, jeden Einwohner der Pfarrei, Männer und Frauen jedes Standes, auf einige Wochen zum Arbeitshaus verurtheilen, und war vor jeder Ahndung sicher, wenn sich auch nachher der völlige Ungrund der Klage herausstellte. Ueberhaupt galt die Regel, daß auch bei groben Verbrechen der Priester immer gelinder als der gleich straffällige Laie behandelt wurde. Dieselbe Allmacht der Behörde prägte sich in den Satzungen des Criminalprocesses aus, wo der Angeklagte weder den Kläger noch die Zeugen erfuhr, und nicht von jenem der Beweis der Schuld, sondern von dem Beklagten der Beweis der Unschuld verlangt wurde. Die gleiche ungeheuerliche Regel wurde auf dem Gebiete der Polizeigerichtsbarkeit befolgt: wer z. B. von seinem Bedienten auf rückständigen Lohn belangt wurde, mußte vor Allem das Geld der Behörde einhändigen, und dann derselben seine Nichtschuld darthun. Wohl verstanden, dies Alles galt stets unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Angeklagte nicht mächtige Gönner besaß, einen Cardinal oder Nepoten oder Gesandten: in jedem Falle dieser Art trat umgekehrt die gepriesene Milde dieser Regierung in vollem Glanze zu Tage. Mit der übrigen Bevölkerung konnte man unter solchen Formen jeden Tag nach jedem Belieben verfahren, und dies Verhältniß war aller Welt so anschaulich, daß die unbedingte daraus entspringende Fügsamkeit die Anwendung blutiger Strenge nur sehr selten erforderlich machte. Der Papst hatte das Recht, ohne gerichtliches Verfahren, „aus uns wohlbekannten Gründen", wie die officielle Formel lautete, für einige Jahre auf die Galeeren zu schicken. Man rühmte die väterliche Gnade, daß dergleichen beinahe gar nicht vorkam: es reichte eben hin, daß die Möglichkeit einem

Jeden wohlbekannt war. Fand einmal ein Einzelner sich unwiderruflich mit der Staatsgewalt überworfen, so floh er zu den Banditen in das Gebirge, und war dann, nach einigen besonders auffälligen Mordthaten, einer weiten Volksgunst sicher, wie sie in andern Ländern den gefeierten Oppositionsredner oder Advocaten umgibt.

Vollendet wurde das System durch die gründliche Abhängigkeit, worin es den größten Theil der Bevölkerung auch in seiner gewerblichen Thätigkeit, also in seinem materiellen Nahrungsstande erhielt. Es gab keine Art der Arbeit, in welcher die Behörde nicht die gesetzliche Macht besaß, jedem Bürger das Maß des Erwerbes zu bestimmen. Etwa drei Viertel der Bevölkerung lebten vom Ackerbau. Niemand aber durfte, bei Androhung der Excommunication und schwerer Geldstrafe, Getreide in das Ausland bringen ohne Erlaubniß der Regierung. Niemand durfte Getreide aus einer Provinz des Staates in die andere ausführen, es sei denn nach der Hauptstadt oder in den drei Legationen nach Bologna. In Rom kaufte die Regierung das Getreide für ihre Magazine zu selbst gemachtem Preise, und nöthigte diesen dem Bauern auf, indem sie ihm den Verkauf an Dritte auf unbestimmte Zeit untersagte. War man der Ansicht, daß die Verpflegung der Hauptstadt gesichert sei, so wurde nicht etwa der Kornhandel frei gegeben, sondern einzelnen Begünstigten die Ausfuhr des Getreides verstattet, welche dann ihrerseits vermöge ihres Monopols den Bauern die Preise machten[1]). Ganz ähnliche Einrichtungen belasteten den Vertrieb des Schlachtviehs, des Rauch- und Salzfleisches, des Oeles, des Salzes, der Eier. Die Behörde nahm entweder den Handel überhaupt als eigenes Monopol in Beschlag, wie beim Oel, dessen Producenten alle ihre Vorräthe nach Rom abzuliefern hatten, oder sie machte den Verkauf von ihrer Erlaubniß abhängig und bestimmte Zeit und Ort des Marktes so wie die Preise[2]). Es leuchtet ein, daß bei solchen Gesetzen jeder Grundbesitzer und Pächter kein dringenderes Interesse hatte, als das Wohlwollen der herrschenden Prälaten und ihrer Diener zu gewinnen, aber freilich auch, daß in einem der fruchtbarsten Landstriche der Welt weder Ackerbau noch Viehzucht zu kräftigem Aufschwunge gelangen konnten. Von der Präfectur der Annona, wie die höchste Behörde für den Getreidehandel hieß, erwartete der Staat eine ansehnliche Jahresein-

[1]) Le Bret, Magazin IX, 419 ff. Schlözer's Staatsanzeigen Bd. I, 220.
[2]) (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats S. 130 ff.

nahme; statt dessen war sie damals mit zwei Millionen Scudi Schulden belastet, nachdem in einem Jahrzehnt dreimal eine Hungersnoth über das Land gekommen, und dann fort und fort über dürftige Erndten geklagt worden war. Wie hätte es anders sein sollen? Denn die Bauern fanden schließlich, daß bei guter Erndte die Annona ihnen jeden erheblichen Gewinn verhindere, daß sie also bei schlechter wenig einbüßten und Transporte und Verdruß ersparten. Immer größere Landstrecken blieben unbebaut.

Man hat die Verderblichkeit der Annona durch ein eigenthümliches Argument herabmindern wollen, nämlich durch die Bemerkung, daß nach Abschaffung derselben im 19. Jahrhundert der Getreidebau sich dennoch nicht gehoben habe, vielmehr die überwiegende Masse des Landes fort und fort zu Viehtriften benutzt werde. Der Napoleonische Präfect von Rom, Graf Tournon, allerdings ein clerical gesinnter Schriftsteller aus der Zeit der ersten Bourbonischen Restauration, ist der Meinung[1]), daß die Erscheinung lediglich klimatische Gründe habe. Die gewöhnliche Regel war, daß der Acker ein Jahr zum Kornbau und dann drei bis vier als Hutung benutzt ward. Damit könnte, bemerkt Tournon, der Vorwurf der Trägheit gegen die Römer berechtigt erscheinen; aber wenn man sieht, wie bei den ersten Regengüssen des October die unermeßlichen Felder sich mit dem trefflichsten Graswuchse von selbst bedecken, so begreift man, wie die Römer sich mit einer so verführerischen Benutzung begnügen: welches Volk, das von der Natur so reich mit mühelosem Segen bedacht wäre, würde noch von angestrengtem Ackerbau einen vielleicht reicheren, aber auch ungewisseren Ertrag begehren? Die Antwort ist, daß die Römer des Alterthums ihn mit dem besten Erfolge begehrt haben. Bekanntlich haben erst mit dem Reichthum und der Sittenverderbniß der Kaiserzeit die Latifundien und ihre Viehtriften sich über Italien ausgedehnt, und damit auch die Klagen über Verödung und ungesunde Luft begonnen. Die päpstliche Verwaltung ließ diese trübsten Seiten der Kaiserzeit fortbestehn und steigerte sie weiter, indem sie durch die völlige Erdrückung von Recht und Freiheit den Trieb zur Arbeit in der Bevölkerung vollends erstickte. Das Gebiet der Fieberatmosphäre hat sich seitdem verdoppelt, die Bevölkerungsziffer ist stationär geworden; in der begünstigten Hauptstadt selbst überstieg im Laufe des

---

[1]) Etudes statistiques sur Rome I, 267, 273. Die letzte Stelle wiederholt Ranke, Staatsverwaltung des Cardinal Consalvi, Historisch-politische Zeitschrift I, 696.

18. Jahrhunderts die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten um mehr als hunderttausend[1]).

Das städtische Gewerbe lag in ähnlichen Banden wie der Ackerbau. Der Müller durfte kein Getreide zum Mahlen annehmen, ohne bescheinigte Genehmigung der Behörde. Der Bäcker in Rom mußte seinen Ofen, sein Mehl und seine Kohlen von der Regierung kaufen. Der Weinhändler in Bologna mußte seine Preise nach der Taxe amtlicher Weinkoster stellen, die auch den Transport der verkauften Fässer besorgten, und deshalb den Einzelverkauf in Flaschen außer dem Hause verboten. Einer bedeutenden Entfaltung der Industrie standen alle denkbaren Hindernisse im Wege, die Mangelhaftigkeit des Unterrichts, die Masse der Feiertage, die Erschwerung des innern Verkehrs durch eine unabsehbare Reihe von Binnen-, Brücken- und Wegeabgaben, ein durchaus willkürliches und unaufhörlich wechselndes System von Ein- und Ausgangszöllen, so daß man 1781 die jährliche Einfuhr auf einen Werth von ungefähr 3½, die Ausfuhr auf etwas über zwei Millionen Scudi berechnete. Der jährliche Unterschied von mehr als einer Million mußte mit baarer Zahlung ausgeglichen werden, und der Verlust wurde um so empfindlicher, als die Ausfuhr fast ausschließlich aus Rohproducten, die Einfuhr überwiegend aus Fabrikaten bestand, und trotz einer langen Seeküste und zahlreicher Häfen fast nur ausländische Kaufhäuser und Schiffer den Handel vermittelten[2]).

Bei einem so kümmerlichen Vegetiren des öffentlichen Wohlstandes konnte trotz der Allmacht des Staats der Haushalt desselben unmöglich gedeihen. Mit jedem Menschenalter trat im 18. Jahrhundert ein Sinken des Ertrags der Einnahmen ein; von etwas über drei Millionen Scudi am Ende des 17. Jahrhunderts war man unter Pius VI. auf wenig mehr als zwei Millionen angelangt[3]). Um auch nur diesen Betrag zu erreichen, scheute man vor keinem Mittel verkommener Finanzverwaltungen zurück: man plünderte das Volk durch achtzehn Ziehungen des Lotto im Jahre; man richtete den letzten Rest von Ordnung und Redlichkeit in der Verwaltung durch massenhaften Aemterverkauf zu Grunde. Aber aus dem

---

[1]) Tournon II. 243.

[2]) Nach Moltò, Osservazioni economiche bei Schlözer, Staatsanzeigen Bd. II, 125 ff.

[3]) Immer abgesehn von den kirchlichen Einkünften der Dataria, die um die Mitte des Jahrhunderts auf 2½ Millionen Scudi geschätzt wurden. (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats 338. Novaes XVI, 38.

Deficit kam man nicht heraus: die Staatsschuld wuchs unaufhaltsam; ihre Zinsen verschlangen mehr als die Hälfte der Einnahmen [1]). Um fort zu existiren, nahm man zu der Hülfe des Papiergeldes seine Zuflucht; die Banken des Monte di Pieta und des Hospitals Spirito Santo, die zugleich mit der Verwaltung der Gelder der päpstlichen Kammer beauftragt waren, erhielten das Recht der Notenausgabe ohne die Verpflichtung die zurückkommenden Scheine in Silber einzulösen: ein Zustand, der um so weniger sich sittlich rechtfertigen ließ, als alle vor Gericht deponirten Gelder sofort dem Monte di Pieta abgeliefert werden mußten. So berechnete man 1790 die Masse des circulirenden Papiergeldes auf vier bis fünf Millionen Scudi; die Silbermünze war aus dem Verkehre völlig verschwunden.

Der große Jesuit Mariana hat einmal gesagt, daß der Staat bequemer von den Geistlichen als von den Laien regiert würde, oder, wie es sein Ordensgenosse Barisonius energisch ausdrückte, „nichts würde wohlthätiger sein, als wenn nach Beseitigung des pestilenzialischen Geschlechtes der Politiker, und nach Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt, das Gemeinwesen nur von uns (den Priestern, den Jesuiten) regiert und verwaltet würde" [2]). Wenn dagegen der berühmte englische Lordkanzler Clarendon fand, daß unter allen Menschen niemand so ungeschickt in der Behandlung menschlicher Dinge sei wie die Geistlichkeit, so ist es deutlich, in wie fern seine und Mariana's Ansicht sehr wohl zusammen bestehen. Denn die höchste Regentenfähigkeit hat auch im Kirchenstaate der Clerus darin bewährt, daß er durch völlige Zähmung und Dressur der Unterthanen die Herrschaft bequem zu machen wußte. Dafür aber hat in ihren Wirkungen keine andere Verfassungsform sich gleich verderblich gezeigt. Der Despotismus eines bewaffneten Eroberers tritt in rauheren Formen auf: er schädigt den Leib seiner Opfer; aber er hat kein Mittel, aus den Seelen den Trieb zur Freiheit auszutilgen. Der päpstliche Staat aber beherrschte seine Unterthanen mit milder Hand, nachdem er ihr geistiges Leben ertödtet und ihre Willenskraft in der Wurzel erstickt hatte. Daß das römische Volk mit seiner Regierung damals zufrieden war, ist das schlimmste Zeugniß über die Folgen ihres Waltens, der Ausdruck der völligen Entnervung und Entmannung. „Die

---

[1]) Vgl. Ranke, Päpste III, 107 ff.

[2]) Vgl. Lang, Geschichte der Jesuiten in Baiern 35.

päpstliche Herrschaft," schrieb ein französischer Reisender 1774, „ist die absoluteste in Europa". „Mit Ausnahme der Türkei," sagte ein Lobredner des damaligen Papstes, „ist der Kirchenstaat das am schlechtesten verwaltete Land" [1]).

Der damalige Beherrscher dieses Gemeinwesens, Pius VI., stammte aus der adligen, aber wenig bedeutenden Familie Braschi aus Cesena. Er war emporgekommen nicht als Theologe oder in kirchlichen Würden, sondern im Staatsdienste der Prälatur, und hatte es durch Fleiß, Rührigkeit und Schmiegsamkeit Schritt auf Schritt bis zum Amte des Schatzmeisters oder Finanzministers und dann zum Cardinalate gebracht. Die letzten Pontificate waren vornehmlich durch den Kampf der Curie gegen die bourbonischen Höfe, der endlich zur Aufhebung des Jesuitenordens führte, erfüllt worden; es war charakteristisch für Braschi, der sich im Allgemeinen zur Jesuitenpartei hielt, daß er sich zwar das Amt des Schatzmeisters von deren eifrigem Gönner, Clemens XIII., dann aber den Eintritt in das heilige Colleg von dem Vernichter des Ordens, Clemens XIV., zu erwerben wußte. Als dieser kurze Zeit nach der Auflösung der mächtigen Gesellschaft starb, bewegten sich lange Monate hindurch die Verhandlungen des Conclave um die Frage, ob Freund oder Feind der Jesuiten. Die Mehrheit der Cardinäle gehörte den Gönnern des Ordens, war aber nicht stark genug, um die zur Wahl erforderlichen zwei Drittel der Stimmen zu gewinnen. Ein Candidat nach dem andern wurde aufgestellt und verworfen; am Wenigsten dachte Jemand an den erst vor Kurzem zu dem Purpur erhobenen Braschi. Indessen hatte dieser, ohne seine jesuitischen Verbindungen aufzugeben, ein persönliches Verhältniß mit dem französischen Gesandten, dem Cardinal Bernis, anzuknüpfen gewußt: Bernis fand, daß jener vielfache Kenntnisse und große Thätigkeit besitze, Geist genug habe, um sich unentbehrlich zu machen, oder doch Einfluß zu verschaffen, genug daß er ein Mann sei, dessen man sich bei einem Conclave zu versichern gut thue [2]). Als die bourbonischen Höfe sich überzeugt hatten, daß sie keinen der ihrigen durchsetzen würden, und nun zu überlegen begannen, welcher der Gegner sich am Wenigsten widerwärtig zeigen

[1]) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen S. 566, 577.

[2]) Aufzeichnung des Cardinal Bernis, bei (Bourgoing) Mémoires sur Pie VI. et son pontificat I, 15. Novaes, Storia de' sommi pontifici XVI, 1, 121, ist sehr unzufrieden mit diesen Mémoires „philosophiques", unterläßt aber jeden nähern Beweis seiner Verurtheilung.

würde: da begannen Braschi's Sterne zu leuchten, und nach kurzen Verhandlungen kam den 14. Februar 1775 seine einstimmige Wahl zu Stande. Die Zeiten Innocenz' III. waren vorüber, und so war auch Pius VI. in keiner Beziehung ein Innocenz. Wenn die äußere Repräsentation der Herrschaft den Fürsten machte, so wäre er freilich ein geborener Fürst gewesen. Damals noch in kräftigem Alter — er war 1717 geboren — imponirte und gewann er durch die Stattlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Züge, die freundliche Majestät seines Benehmens; er wußte das, und hielt darauf mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, deren Aeußerungen jedoch nicht leicht die Grenzen des guten Geschmacks überschritten. Ueberhaupt war das Bewußtsein des eignen Werthes und ein daraus entspringender unruhiger Ehrgeiz der Grundzug seines Charakters. Er hatte eine Menge guter Eigenschaften. Er war wohlwollend und menschenfreundlich, von tadellosem Wandel in seinem Privatleben, unübertrefflich in den Formen hingegebener Andacht bei jeder priesterlichen Function. Aber das Maß seiner Tugend und seiner Thatkraft wurde vor Allem durch die Regungen seiner Eitelkeit bestimmt. Sein Pontificat sollte ein glänzendes und ausgezeichnetes werden; so griff er mit Vorliebe zu Unternehmungen, welche der Menge in das Auge fielen und bleibenden Nachruhm verhießen. Eine Anzahl prächtiger, wenn auch nicht immer stylgerechter Bauten in Rom, Hafenanlagen in Ancona und Civita-Vecchia, Beschützung von Künstlern und Gelehrten, und vor Allem ein großer, leider nicht zur Vollendung gebrachter Versuch, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, erfüllten die innere Thätigkeit seiner Staatsverwaltung. Auch von Reformen der verschiedenen Regierungszweige war häufig die Rede; strenge Verordnungen gegen die Käuflichkeit der Gerichte, den wucherischen Geldhandel, die nachsichtige Behandlung der Meuchelmörder, die unberechtigten Binnenzölle wurden erlassen; überall aber setzte sich die Masse der eingewurzelten Privatinteressen mit fester Kraft der Trägheit den Bestrebungen des Papstes entgegen, und Pius nahm an diesen Fragen kein so tiefes Interesse, um ihretwillen auf den schmeichelnden Beifall seiner Umgebung zu verzichten. So blieben die Zustände wie sie waren, in Ackerbau und Handel, in Gerichtswesen und Finanzen. Dafür griff Pius um so eifriger auf das Vorbild der alten Päpste in einer Richtung zurück, welche von seinen letzten Vorgängern zu großem Beifall der katholischen Welt verlassen worden war: er gründete noch einmal eine Nepotenfamilie, indem er einen seiner Neffen zum Cardinal, den andern zum

Herzog von Braschi machte, und sie durch mannichfaltige und nicht immer ehrenhafte Mittel[1]) mit fürstlichem Besitze ausstattete.

In den kirchlichen Angelegenheiten hatte er vom ersten Tage seiner Regierung mit dem Geiste des Jahrhunderts und zugleich mit den Folgen seiner eignen Vergangenheit zu kämpfen. Wie er zwischen beiden Parteien emporgekommen war, suchte er sich auch zwischen beiden auf der Höhe zu erhalten, durch kleine Concessionen die Hauptsache zu retten, durch den Zauber seiner Persönlichkeit Erfolge zu erringen. Aber nur zu bald mußte er erfahren, daß er in einen Kampf der Principien gestellt war, zwischen welchen es keine Vermittlung noch Ausgleichung gab. Es freute ihn im innersten Herzen, daß Friedrich der Große und Catharina II. in ihren Staaten die Collegien der Exjesuiten aufrecht hielten, weil sie für den Augenblick die Schulen derselben für ihre katholischen Unterthanen nicht zu ersetzen wußten, und es ist nicht zweifelhaft, daß für Rußland der Papst selbst zu der Maßregel mitgewirkt hat. Dann aber erhoben Frankreich und Spanien so drohenden Einspruch gegen diese halbe Erneuerung des verhaßten Ordens, daß Pius keinen Widerstand wagte, und selbst die Auflösung jener Collegien verfügte. Da mußte er nun erleben, daß Friedrich und Catharina mit dem höchsten Befremden und in den herbsten Formen ihm erklärten, daß er in ihren Staaten keine Befehle zu ertheilen habe, und diese demüthigenden Zeugnisse seiner Unmacht mußte er dann wieder den Gesandten der bourbonischen Höfe vorlegen, mit einer gewissen Befriedigung, ihnen damit die Unmöglichkeit weiterer Maßregeln gegen die Jesuiten darzuthun. Nicht bessere Erfahrungen machte er mit Kaiser Joseph II. Als dieser den österreichischen Protestanten eine gewisse Duldung gewährte, im katholischen Gottesdienste die deutsche Sprache einführte, und die Rechte des päpstlichen Nuncius ebenso wie die Zahl der Klöster und Wallfahrtsorte beschränkte: da fiel Pius, nachdem alle Versuche diplomatischer Unterhandlung fehlgeschlagen, auf den Gedanken, selbst nach Wien hinüber zu gehn, in der sichern Hoffnung, daß seinem persönlichen Einwirken der Kaiser nicht lange widerstehen werde. Aber trotz aller Andacht, womit unendliche Volksmassen auf allen Stationen der Reise seinen Segen erbaten, und trotz der äußern Höflichkeit und Ehrfurcht,

[1]) Eine colossale Erbschleicherei zu Gunsten des Herzogs führte zu einem langjährigen Scandalprocesse vor der Rota, bei dem Pius mehrmals in den Lauf der Justiz eingriff, und seine päpstliche Machtvollkommenheit im Interesse seiner Familie verwerthete.

mit welcher Joseph seinen hohen Gast umgab, war Pius nicht im Stande, den Kaiser auch nur um eines Haares Breite von seinem Wege abzubringen: im Gegentheil verstand es Joseph, welcher den Charakter des Mannes mit raschem Scharfblick durchschaut hatte, durch eine geschickte Mischung von schmeichelnder Vertraulichkeit und imponirender Ruhe den Papst trotz aller Vereitelung seiner Wünsche in persönlicher Zufriedenheit zu erhalten, und in fast zärtlichem Abschied zu entlassen.

So war der Gegner beschaffen, welchen die französische Revolution jetzt seit sieben Jahren auf ihrem Wege gefunden hatte. Sie hatte unendlich Härteres von ihm gefordert als Kaiser Joseph; sie hatte sich niemals die Mühe gegeben, wie dieser, durch liebenswürdige Formen ihr Verhalten dem Papste erträglich zu machen; es war kein Wunder, daß sie auch einen so geschmeidigen Charakter, wie Pius VI. war, zu unbedingtem Widerspruche zwang. Jeden Schritt, welchen die Revolution auf kirchlichem Gebiete that, hatte er mit seinen Protesten begleitet, und wir wissen, welche furchtbare Folgen der religiöse Krieg für das revolutionäre Frankreich gehabt hatte. Lange Zeit hatte Pius aus sicherer Entfernung seine verdammenden Breven der Revolution zuschleudern können; jetzt endlich hoffte das Directorium die Stunde der Vergeltung herankommen zu sehen. Larevellière-Lepeaux hatte bereits seit dem Herbste 1796 die neue Religion und Kirche fertig, welche an die Stelle des mit der Wurzel zu vertilgenden Katholicismus treten sollte, einen Cultus der Gottes- und Menschenliebe (Theophilanthropie), ohne Mysterium noch Wunder, mit freien Lehrvorträgen ehrwürdiger Greise und moralischen Chorgesängen weißgekleideter Jungfrauen. Freilich hatte er wie seine Collegen nicht umhin gekonnt, dem General Bonaparte unbeschränkte Vollmacht für die Verhandlung mit Rom zu geben, und dieser, wie wir wissen, stellte die Lösung der Frage unter eine Reihe politischer Erwägungen, von welcher der enge Geist Larevellière's gar keine Ahnung hatte.

Wie im Sommer zuvor war auch jetzt für Bonaparte der Krieg mit Oesterreich die Alles entscheidende Hauptsache, die römische Expedition ein davon in jeder Hinsicht abhängiger Nebenpunkt. Den bei Weitem größten Theil seiner Truppen ließ er unter Joubert gegen Tyrol, unter Massena und Augereau gegen Friaul aufgestellt; zur Ueberwältigung des Papstes glaubte er mit 6400 Franzosen [1]) unter General Victor und 4000 Italie-

[1]) Masséna, Mémoires t. II, pièces n. 32 p. 531.

nern, der lombardischen und bolognesischen Legion unter Brigadier Lahoz auszureichen. Von vorn herein war er entschlossen, sich dieses Mal auch mit einem beschränkten Ergebniß zu begnügen, nur daß es rasch gewonnen und definitiv abgeschlossen würde. Am 1. Februar 1797 erließ er von Bologna aus seine Kriegserklärung, welche im härtesten Tone über die Verletzung des Waffenstillstandes, die Thorheit und Hinterlist der römischen Priesterschaft Klage führte. Zugleich aber erklärte sein Manifest der römischen Bevölkerung seine hohe Achtung vor ihrer Religion; die Truppen erhielten die strengsten Befehle, Personen und Eigenthum der Einwohner zu achten, und an den Cardinal Mattei sandte er einen Brief, in welchem er im Sinne des Directoriums allerdings die Forderung erhob, der Papst solle die Civilverfassung des Clerus in Frankreich anerkennen, zugleich aber bat, der Cardinal möge den Papst versichern, Pius könne, was auch geschehn möge, unbesorgt in Rom bleiben, da er als erster Diener der Religion stets für sich und seine Kirche Schutz finden werde[1]). Der Zweck des Schreibens ist deutlich genug: der General wünschte möglichst schnell einen förmlichen Friedensschluß zu erreichen, während eine Flucht des Papstes den Kriegsstand verewigt hätte. So ging er vorwärts, zunächst nach Süden, zur Besetzung der Delegationen zwischen dem Gebirge und dem adriatischen Meere.

Der Papst hatte sich, wie wir sahen, in Wien einen General zur Führung seines kleinen Heeres erbeten; in Folge dessen war vor einigen Wochen General Colli, der aus sardinischem in kaiserlichen Dienst übergetreten war, mit einer Anzahl niederer Officiere in Ancona gelandet. Wir haben ihn früher[2]) als einen durchaus tüchtigen Kriegsmann kennen gelernt; aber aller Muth verging ihm, als er die Haufen der Schlüsselsoldaten musterte, und seine Stimmung wurde nicht gehoben durch den Umstand, daß er zwar die Mühe und Verantwortung des Oberbefehls zu tragen hatte, die Ehre aber des höchsten Commando's nach der Weise dieses Staates einem Cardinal überwiesen war. Er nahm dann bei dem Anmarsche der Republikaner mit 6000 Mann, theils Linientruppen, theils bewaffneter Bauern, eine Stellung hinter dem Senio, einem vom Apennin in kurzem Laufe dem Meere zueilenden Bergflusse, der im Frühling und Herbst reißend und tief, leider damals an vielen Stellen zu durchwaten

---

[1]) Aus Tavanti, Fasti di Pio VI angeführt bei Novaes XVI, 2, 67.

[2]) Oben S. 174.

war, immerhin aber ein gewisses Hinderniß darbot und durch eilig aufgeworfene Schanzen und Batterien verstärkt wurde. Als die Feinde heranrückten, sandte der commandirende Cardinal einen Parlamentär hinüber, um die Franzosen zu warnen, nicht weiter vorzugehn, weil man sonst auf sie schießen würde[1]). Indessen überschritt General Lannes mit dem Vortrab in der Morgenfrühe des 3. Februar den Fluß etwa eine Stunde stromaufwärts, um den Gegner von der Stadt Faenza abzuschneiden, und dann ging Lahoz, eine Schützenkette vor seiner Colonne, durch das Wasser hindurch den römischen Schaaren unmittelbar auf den Leib. Ein unregelmäßiges Geknatter empfing ihn; man sah in den wirren Haufen Mönche mit hocherhobenen Crucifixen die Mannschaft zum Ausharren ermahnen; als aber die Lombarden den Fuß der Schanzen erreichten, warf sich die ganze Masse in unaufhaltsame Flucht. Der Verlust an Menschenleben war gering auf beiden Seiten; die Franzosen nahmen acht Fahnen und vierzehn Geschütze und machten über 1200 Gefangene, welche Bonaparte gleich nach dem Treffen versammelte, ihnen in kräftigen Worten seine freundliche Gesinnung anschaulich machte, und sie dann als Friedensapostel in das Land hinein laufen ließ, wohin sie wollten. Da er dieses Mal Ernst mit der Disciplin der eignen Truppen machte, bei ruhigem Verhalten der Einwohner die geringste Plünderung mit dem Tode bestrafte, bei der kleinsten Feindseligkeit aber die Verbrennung der ganzen Ortschaft befahl, so erreichte er die gewünschte Wirkung in vollem Maße: trotz aller Predigten der Mönche zerstreute sich der Landsturm, und die Bevölkerung legte die Waffen nieder.

Noch im Laufe des 3. Februar wurde Faenza nach geringem Widerstande genommen, darauf Forli, Cesena, Rimini, Fano besetzt. Bonaparte's Gedanke war, von hier auf der großen Straße über den Apennin nach Foligno vorzugehn, und dadurch den General Colli, dessen Hauptmacht bisher in Ancona stand, von Rom abzuschneiden. Indessen erfuhr er, daß Colli mit der größeren Hälfte seiner Truppen Ancona bereits verlassen, und das Gebirge weiter südwärts bei Macerata überschritten hatte. Es war dadurch unmöglich geworden, ihm bei Foligno zuvorzukommen, und Bonaparte beschloß demnach, zunächst sich zum Meister des wichtigen Ancona zu machen[2]). Als Victor in der Nähe der Stadt erschien, fand

[1]) Montholon, Mémoires de Napoléon IV, 5.
[2]) Ordre an Victor, Pesaro 7. Februar.

er die Besatzung derselben, 3000 Mann unter General Bartolini, auf einem Hügel im freien Felde in flüchtig verschanzter Stellung. Nichts konnte den Franzosen erwünschter sein, da die ungeübten Truppen des Feindes damit die einzige Möglichkeit eines längeren Widerstandes, die Deckung hinter geschlossenen Festungswerken freiwillig aus der Hand gaben. Victor begann zu parlamentiren, und ließ unterdessen durch einige Bataillone die beiden Flanken der feindlichen Stellung einschließen. Während dieser Bewegungen geschah es, daß General Lannes, mit einigen Officieren und Ordonnanzen am Ufer des Meeres daher reitend, bei einer Biegung des Weges plötzlich auf 300 päpstliche Reiter stieß. Der Führer derselben, ein römischer Edelmann Namens Bischi, ließ beim Anblick der Franzosen seine Truppe den Säbel ziehn; Lannes aber faßte mit gasconischer Keckheit rasch seinen Entschluß, sprengte zu Bischi herüber, und fuhr ihn an, als wäre er sein Untergebener: was soll es heißen, daß ihr den Säbel ziehn laßt; auf der Stelle Gewehr ein. Der völlig eingeschüchterte Römer stammelte: zu Befehl, und Lannes commandirte weiter: abgesessen; führt die Pferde in das Hauptquartier, und Bischi sagte wieder: zu Befehl. Mittlerweile machte Victor der Unterhandlung plötzlich ein Ende, indem er durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum allgemeinen Angriff gab. Bei dem Knall lief ein Theil der päpstlichen Soldaten auseinander; die Andern warfen sich platt auf den Boden, und wurden, 1200 an der Zahl, von den herankommenden Franzosen ohne Blutvergießen gefangen genommen [1]). Ancona nebst seiner Citadelle wurde darauf ohne Widerstand besetzt. Gleich am 10. schob dann Bonaparte den General Marmont weiter auf Loretto vor, und berichtete dem Directorium über Ancona, daß der treffliche und bei geschickter Vertheidigung uneinnehmbare Platz im schließlichen Frieden jedenfalls französisches Eigenthum bleiben müsse. Der Blick auf den weiten Meeresspiegel hatte sofort neue Pläne des wachsenden Ehrgeizes in ihm angeregt. „In 24 Stunden, schrieb er, kann man von hier nach Macedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unsern Einfluß auf die Geschicke des türkischen Reichs."

Der reißende Einbruch der Franzosen hatte indessen im ganzen Kirchenstaat eine unermeßliche Aufregung hervorgebracht. Der alte Papst bereitete Alles zur Flucht vor, ließ die besten Kostbarkeiten seines Schatzes

---

[1]) Marmont, Mémoires 1, 260.

einpacken und nach Terracina bringen, und war im Begriffe, selbst zu folgen, als eine Depesche Colli's aus Foligno, daß er dort eine feste Stellung zur Deckung der Hauptstadt inne habe, zum einstweiligen Bleiben bestimmte. Man rief dann nach Hülfe und Friedensvermittlung auf allen Seiten, bei Toscana, dessen Großherzog freilich die französischen Truppen selbst im Lande hatte, und eben jetzt von Bonaparte das Versprechen der Räumung Livorno's erhielt, weil der General diese Truppe gegen den Papst verwenden wollte — bei Spanien, obgleich dessen Gesandter Azara in Rom als ausgemachter Jacobiner galt und als Franzosenfreund allgemein verabscheut wurde — bei Neapel, welches alle die Zeit daher den Papst um schleunigsten Friedensschluß mit Frankreich bestürmte, wie ein gefallenes Mädchen, sagte Thugut, das seine Freundin zu verführen sucht, um nicht allein in seiner Schande dazustehn [1]). Der Erfolg dieser diplomatischen Schritte war also äußerst ungewiß; dazu machten sie der Curie das letzte Kampfmittel, die Verkündigung des allgemeinen Religionskriegs gegen die golttosen Republikaner, unmöglich, da man dadurch die spanische, mit Frankreich verbündete Regierung in die peinlichste Verlegenheit gesetzt hätte. So begnügte man sich mit Aufrufen an die Römer, zur Vertheidigung von Vaterland und Kirche; aber seit dem Gefechte am Senio waren die modernen Quiriten schlechterdings nicht mehr zur Volksbewaffnung zu bringen. Desto größere Massen aber strömten zu den Kirchen, um himmlische Hülfe gegen die revolutionären Frevler zu erflehn. Da gab es denn auf's Neue Wunder in Menge. Von allen Orten vernahm man, daß die Madonnenbilder die Augen bewegt hatten, und Tausende von Zeugen bekräftigten mit heiligen Eiden die Gewißheit der Thatsache. Nur war es zu bedauern, daß sie über die Bedeutung derselben sogleich im bittersten Streite unter einander lagen, da die Einen an der Madonna tröstende und ermuthigende, die Andern aber mitleidige und thränenvolle Blicke wahrgenommen hatten [2]). Auch in Ancona hatte ein solches Marienbild viele Tausende von Andächtigen um sich gesammelt, und Bonaparte, der eine Betrügerei der Priester dabei vermuthete, beschloß die Aufregung durch eine scharfe Untersuchung des Sachverhalts zu dämpfen. Er ließ sich die Statuette in sein Zimmer bringen, betrachtete sie genau, fand aber keine Spur einer mechanischen

---

[1]) Thugut an Colloredo 2. Januar.

[2]) Verri, Vicende memorabili I, 253.

Vorrichtung [1]). Er nahm ihr dann das mit Edelsteinen und Perlen reichgeschmückte Diadem und Halsband ab, und bestimmte den Ertrag halb für das städtische Hospital, halb zur Ausstattung armer Mädchen. Als ihm dann aber ein gewandter Advocat versicherte, daß das gesammte Volk darüber entrüstet sein würde, gab er nach, und ließ das neugeschmückte Bild wieder in seine Kirche zurückbringen [2]). Weniger Gnade fand bei ihm einige Tage später das so viel berühmtere Heiligthum von Loretto. Unter seiner persönlichen Aufsicht ließ er dort sämmtliche Juwelen, im Werthe von etwa einer Million Franken — ein größerer Betrag war vorher geflüchtet worden — und dann das Madonnenbild selbst in Beschlag legen; die Kostbarkeiten überwies er der Casse der Armee; die Statue schickte er nach Paris dem Directorium zu dessen besonderer Verfügung, mit der trocknen Bemerkung: die Madonna ist von Holz. Große Menschenmassen sahen der Plünderung mit Entsetzen zu, und begriffen nicht, daß kein Blitz die Frevler träfe, kein Abgrund sich aufthue sie zu verschlingen. Widerstand aber wagte niemand.

In Ancona empfing Bonaparte den Besuch des neapolitanischen Gesandten, Fürsten Belmonte-Pignatelli, der nach seinem Friedensschlusse aus Paris zurückgekehrt, den Auftrag hatte, dem General auf das Dringendste die Erhaltung des Friedens mit dem Papste an das Herz zu legen. In Neapel hatte das Gesuch des Papstes günstige Aufnahme gefunden, da man dort allen Grund zur Besorgniß wegen der Sicherheit der eignen Grenze hatte, wenn die Franzosen das ganze päpstliche Gebiet überschwemmten; der König hatte ein Beobachtungscorps zusammengezogen, und war bereit als Vermittler zwischen die Streitenden zu treten. Belmonte eröffnete dem General die Wünsche seines Hofes, welche, wie er vertraulich hinzusetzte, so warm und lebhaft wären, daß der König im Begriffe stehe, zu ihrer Unterstützung seine Truppen auf Rom marschiren zu lassen. Da aber fuhr Bonaparte in die Höhe. Schon vor drei Monaten, rief er aus, habe er beobachtet, daß der König sich ohne irgend einen Rechtsgrund in diese Händel einmischen wolle; damals habe er geschwiegen, weil er in der That nicht die Mittel für die gebührende Ant-

[1]) Einen solchen, sehr einfachen Mechanismus zum Bewegen der Augen sah ich vor einigen Jahren in München an einem hölzernen Marienbilde, welches aus einem aufgehobenen oberbaierischen Kloster stammte, und, wenn ich nicht irre, zum Geschenke an ein spanisches bestimmt war.

[2]) Arnaud, Histoire de Pie VII. I, 12 der italienischen Uebersetzung.

wort besessen; jetzt aber habe er 70,000 Mann verfügbar, und, „ebenfalls ganz im Vertrauen, setzte er hinzu, wenn der König mir den Handschuh hinwirft, werde ich ihn aufnehmen". Belmonte lenkte schleunigst ein, und beschränkte seine Anträge auf das Anerbieten der neapolitanischen Vermittlung, worauf dann Bonaparte die Bereitwilligkeit der Republik erklärte, so weit es möglich sei, dem Könige jede Befriedigung zu gewähren. Belmonte beeilte sich darauf, von seinem Hofe Vollmacht und Anweisung für die förmliche Mediation zu erbitten [1]).

Für Bonaparte's weitere Schritte war diese Dazwischenkunft entscheidend. Sie bedrohte ihn, wenn nicht gerade mit einer starken Einschränkung seiner in Rom zu stellenden Forderungen, oder mit der Nothwendigkeit einer scharf feindseligen Stellung gegen Neapel, doch jedenfalls mit Weiterungen aller Art und unendlichem Zeitverlust, während ihm jeder Augenblick kostbar war, um die Oesterreicher noch vor Vollendung ihrer neuen Rüstungen zu treffen. Er verlor also keinen Augenblick, um die Einleitung zu einer unmittelbaren Verhandlung mit dem Papste, vor dem Beginne der neapolitanischen Vermittlung, in die Hand zu nehmen.

Er hatte so eben eine Antwort des Cardinal Mattei auf sein letztes Schreiben erhalten. Der wohlgesinnte Prälat hatte aus diesem wenig Anderes als das Begehren der Anerkennung der Civilconstitution herausgelesen, und erörterte mit opferwilliger Begeisterung, daß man eher in den Tod gehen, als eine solche Schädigung der Kirche und des Evangeliums bewilligen werde. „Uebrigens, sagte er, wenn Ihr den Frieden wünscht, wir wünschen ihn noch mehr; ihn zu erlangen wird der Papst jedes Opfer bringen, welches nicht eine Verletzung seiner heiligen Pflichten in sich schließt [2])." Bonaparte kam nach diesem Briefe auf sein früheres Urtheil zurück, daß der vortheilhafteste Frieden mit dem Papste erreichbar sei, wenn man die kirchlichen Fragen aus dem Spiele lasse. Es war dies, wie wir wissen, seinen eignen Wünschen von jeher gemäß; um so leichter entschloß er sich, von Larevellière's religiösen Bestrebungen völlig abzusehn. „In Euerem Briefe, schrieb er dem Cardinal am 13. Februar, habe ich die Sitteneinfalt wieder erkannt, die Euch charakterisirt." Nachdem er nochmals die feindseligen Schritte der Curie aufgezählt, erklärte

---

[1]) Belmonte an Acton 12. Februar. Bonaparte's Bericht an das Directorium 15. Febr. verschweigt das Anerbieten der Mediation.

[2]) Novaes XVI, 2, 66.

er, daß die unerläßliche Voraussetzung zum Frieden die Entwaffnung der neu gebildeten Regimenter und die Entlassung Colli's und seines Stabes sein müsse. Dann bleibe dem Papste eine Hoffnung, seine Staaten zu retten, wenn er sich vertrauensvoll der französischen Großmuth überlasse. Binnen fünf Tagen solle man dann einen Unterhändler mit unbedingter Vollmacht nach Foligno senden, wo er persönlich Seiner Heiligkeit einen auffallenden Beweis seiner Hochachtung zu geben wünsche.

Dieses Schreiben, mit seiner geschickten Mischung von Schmeichelei und Drohung, mit seinen Aussichten auf Vernichtung und Milde, wäre nicht einmal nöthig gewesen. Der Schrecken, welchen die Einnahme von Ancona in Rom hervorbrachte, schlug alle sonstigen Erwägungen zu Boden. Pius VI. war nicht eine Natur, welche sich zum Martyrium drängen mochte, um eine starre Festigkeit aufrecht zu erhalten. Schon hatte er einen Courier mit der Bitte um Frieden an Bonaparte abgeschickt; als sich durch irgend ein Ungefähr die Rückkunft desselben verzögerte, ertrug der Papst die Ungewißheit nicht länger und sandte ihm am 12. Februar eine feierliche Botschaft nach[1]), bestehend aus dem Cardinal Mattei, dem Florenzer Unterhändler Galeppi, dem Nepoten Herzog Braschi und dem Marchese Massimi, dem einflußreichsten politischen Vertrauten des Papstes. In dem Beglaubigungsschreiben, womit Pius sie zur Unterhandlung eines dauerhaften Friedens ohne Einschränkung bevollmächtigte, sagte er dem General, daß er auf dessen Verheißungen im (ersten) Briefe an Mattei in Rom geblieben sei, woraus Bonaparte entnehmen könne, welch ein Vertrauen er auf ihn setze. So kam es, daß Bonaparte noch vor Ueberschreitung des Apennin, und vor Ablauf der gestellten fünftägigen Frist, die päpstlichen Unterhändler in Tolentino am 18. Februar vor sich hatte. Fast scheint es, daß er die Anerkennung der Civilconstitution ebenso wie die Abtretung von Land und Leuten hätte fordern können.

Allein er hatte schon seit mehreren Tagen die Friedensbedingungen in seinem Sinne festgestellt, und war bei der gänzlichen Ausschließung der kirchlichen Fragen geblieben. Er theilte bereits am 15. dem Directorium seine Absichten mit, und entwickelte die Gründe, die ihn zum Abschlusse drängten, den Wunsch, große Geldsummen zu erhalten, die ihm mit der Flucht des Papstes und der römischen Großen verschwanden, den Vortheil eines anerkannten Besitzes der abzutretenden Provinzen, welche Frank=

---

[1]) Novaes XVI, 2, 72.

reich dann beim allgemeinen Frieden verwerthen könne, statt ihre künftige Erwerbung sich dabei anrechnen zu lassen, die Möglichkeit, die hier beschäftigten Truppentheile sofort gegen Oesterreich zu verwenden, endlich die Sicherheit, daß der Rest des Kirchenstaats, seiner besten Provinzen beraubt, ganz von selbst der revolutionären Auflösung verfallen würde. Gegen seine Umgebung verschloß er sich über den Inhalt seiner Forderungen in tiefes Schweigen und machte davon auch keine Ausnahme bei dem bisherigen französischen Gesandten in Rom, Cacault, der zur Mitunterzeichnung des Vertrags in dem Hauptquartier anwesend war. Dieser, ein gemäßigter und an diplomatisch correcte Formen gewöhnter Mann, nahm einmal Anlaß, den Gegenstand zu besprechen; nach kurzer Weile aber unterbrach ihn Bonaparte mit der Bitte, in Abwesenheit eines Generalstabsofficiers unter seinem Dictat einen militärischen Befehl niederzuschreiben und schien nachher das vorausgegangene Gespräch völlig vergessen zu haben. Die römischen Gesandten empfing er höflich, entließ sie aber ohne eine sachliche Mittheilung nach kurzer Begrüßung.

Deren Haupt, der Cardinal Mattei, war dem jungen Eroberer gegenüber in keiner muthigeren Stimmung als der Papst selbst.

Als er damals aus Ferrara nach Brescia vorgeladen und verhaftet worden, hatte Bonaparte ausgerufen: Herr Cardinal, wissen Sie nicht, daß ich Sie erschießen lassen kann? Mattei hatte geantwortet: ich weiß es, und bitte nur um eine Viertelstunde mich vorzubereiten — worauf dann Bonaparte erwiederte: nichts von alle dem; seid nicht so reizbar; an Euerem Hofe hat man schlimme Vorstellungen von mir; enttäuscht Euch, ich bin Roms bester Freund. Trotz dieses guten Ausganges hatte der erste Schrecken den bejahrten Geistlichen tief erschüttert; auch jetzt konnte er einer nervösen Erregung nicht Herr werden, als er dem gefürchteten Manne wieder gegenüber stand; bei ihm selbst wagte er kein Wort, aber noch spät am Abend suchte er Cacault auf, mit der dringenden Bitte, sobald er etwas erfahre, es zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ihm mitzutheilen, damit er zuerst auf diese Art ihr Schicksal erfahre. Einige Stunden später, tief in der Nacht, ließ Bonaparte den französischen Gesandten rufen, und eröffnete ihm die Bedingungen, die er für den Frieden festgestellt hatte. Cacault, seines Versprechens eingedenk, klopfte darauf an die Thüre des Zimmers, in welchem die römischen Botschafter schliefen, wurde aber von dem Herzog Braschi wegen der Störung seiner Nachtruhe so unhöflich angefahren, daß er zornig hinweggehn wollte. Da

stürzte der Cardinal heraus, ihn zu halten, und als Cacault im ersten Augenblick noch ärgerlich blieb, fiel der Cardinal ihm zu Füßen, daß er sie nicht verlasse. Der gutmüthige Cacault brachte ihn höchst erschrocken wieder zum Stehen, theilte ihm die Artikel mit, und versprach, ihm durch eignes Zögern einige Stunden Bedenkzeit zu verschaffen. Als er zu Bonaparte zurückkam, um den Vertrag in regelrechte Form zu bringen, begann er deshalb mit dem Bedenken, daß er noch keine Vollmacht vom Directorium als Friedensunterhändler erhalten habe; sogleich aber fiel ihm der General in das Wort: ich habe alle Vollmacht, die erforderlich ist, geht an das Werk. Als Cacault die Artikel redigirt hatte, wurden in der ersten Morgenstunde des 19. Februar die römischen Gesandten hereingerufen. Sie brachten ihre Vollmacht bei, ohne nach jener der französischen Vertreter zu fragen; Cacault las ihnen das Urtheil vor, das über ihren Staat verhängt war, und sie gaben ihre Unterschrift ohne Widerrede [1]).

In diesem Vertrage trat der Papst von jedem Bündniß gegen Frankreich zurück, entließ seine neugebildeten Regimenter, schloß seine Häfen den bewaffneten Fahrzeugen der Frankreich feindlichen Mächte und erkannte die früher von Frankreich genossenen Ehrenrechte und Vorzüge der Republik zu. Sodann verzichtete er auf Avignon und Venaissin, trat der Republik die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna ab, und überließ ihr Ancona bis zum allgemeinen Frieden. Außer den noch vom Vertrage zu Bologna rückständigen 16 Millionen zahlte der Papst weitere dreißig im Laufe des März und April, während bis dahin mehrere seiner Provinzen von den Franzosen besetzt blieben. Endlich leistete der Papst Genugthuung für die Ermordung des französischen Diplomaten Basseville, der vor vier Jahren bei einem Auflauf des römischen Pöbels umgekommen war, und verhieß, alle wegen politischer Vergehen Angeklagte in Freiheit zu setzen.

Mattei hatte Grund, bei der Meldung des Abschlusses dem Papste zu schreiben: „die Bedingungen sind äußerst hart, und gleichen der Capitulation eines belagerten Platzes. Ich habe bis zur Stunde gezittert für das Wohl Seiner Heiligkeit, für Rom, für den ganzen Staat. Rom ist jetzt sicher, sicher ist auch die Religion, freilich unter den schwersten Opfern.“ Derselben Meinung war auch der Papst und die Generalcongregation der Cardinäle, welche nach langer und gründlicher Erwägung den Vertrag annahm und bestätigte. Die moderne Theorie, daß die kirchlichen Pflichten

---

[1]) Arnaud l. c. p. 19.

des heiligen Vaters und insbesondere sein Krönungseid unter allen Umständen die Abtretung einer Provinz zur Todsünde machten, die Theorie des absoluten Non possumus, war Pius VI., dem Cardinal Mattei, dem gesammten heiligen Collegium 1797 fremd. Die Religion war ihnen gefährdet erschienen, so lange von der französischen Kirchenverfassung die Rede war: als sie erfuhren, daß es sich nur um den Kirchenstaat handele, waren sie zwar schwer betrübt, weil ihnen, aus den oben entwickelten Gründen, der Kirchenstaat eine wichtige Sache war, aber darüber hatten sie keinen Zweifel, daß es sich jetzt nicht mehr um eine religiöse Frage handele. So wurde am 23. Februar der Friede in Rom feierlich verkündet, und den Einwohnern freundliches Verhalten gegen die Franzosen zur Pflicht gemacht. Im ersten Augenblick war der Jubel groß unter den Einwohnern; bald aber kam der Zorn und Kummer nach. Denn der Betrag der zu leistenden Contribution von beinahe fünfzig Millionen Franken war bei der Armuth des Staates und des Volkes fast unerschwinglich. Alle Kirchen, Leihhäuser, Goldschmiede, und endlich alle Bürger mußten abliefern, was sie an Gold und Silber, sei es in Geld, sei es in Geräthen, besaßen. Tag für Tag sah man die Franzosen lange Wagenreihen, theils mit diesen Schätzen, theils mit den schon früher abgetretenen Kunstwerken aus den Thoren hinwegführen. Der Grimm über die Beraubung war unendlich; zugleich aber rührte sich auch in weiten Kreisen ein Gefühl der Verachtung gegen das Priesterregiment, dessen Schwäche ein solches Unheil nicht abzuwenden vermocht hatte. In der That, es hätte nichts als die Flucht des Papstes und der Cardinäle bedurft, um zu einem günstigeren Ergebniß zu gelangen: die Ortschaften des Kirchenstaates hätten einige Wochen länger die Leiden des Krieges erdulden müssen; dann aber hätte der Kampf gegen Oesterreich alle Kräfte Bonaparte's in Anspruch genommen. In Wien, wo man eine weitere Beschäftigung Bonaparte's durch die römischen Angelegenheiten als große Wohlthat für die eigne Kriegführung empfunden hätte, war jetzt bei der kläglichen Schwäche der Curie der letzte Rest der Sympathie für das Oberhaupt der Kirche ausgetilgt. Thugut meinte: der Friede des Papstes ist gar kein großes Unglück für Oesterreich, wenn wir die militärische Ueberlegenheit in Italien für unsere Rechnung wieder gewinnen können.

Seinerseits wiederholte Bonaparte bei Uebersendung des Vertrages dem Directorium die oben angeführten Gründe für die Abschließung desselben. „Es ist besser," sagte er, „die drei schönsten Provinzen des Kirchen-

staats als festen Besitz unter Anerkennung des Papstes zu haben, als den ganzen Kirchenstaat einstweilen zu erobern, unter Vorbehalt der künftigen Bestätigung bei dem allgemeinen Frieden, bei dem wir schon so viele Fragen zu erledigen haben." Nachdem er auf die neapolitanische Einmischung, und auf die Unmöglichkeit hingewiesen, nach der Flucht des Papstes eine große Contribution aufzutreiben, betonte er, wie seine Anwesenheit bei dem Heere in Friaul unerläßlich, wie der päpstliche Vertrag vielleicht ein Schritt zum allgemeinen Frieden sei. Der Kirchenstaat werde sich nach dem Verluste seiner reichsten Landschaften von selbst auflösen; in den religiösen Fragen aber werde man am besten durch Ueberredung und freundliche Aussichten wichtige Ergebnisse für die innere Ruhe Frankreichs erlangen.

Er wußte sehr gut, daß auch dieses Mal das Directorium die Verweigerung der Ratification nicht wagen würde. Der römische Krieg war für ihn beendigt; noch an demselben Abend des 19. Februar reiste er von Tolentino über Bologna zurück zur Armee, zum letzten Gange mit dem Kaiser.

Zweites Capitel.

Der Feldzug in Oesterreich.

Nach der Niederlage von Rivoli waren die österreichischen Heerestrümmer in sehr geschwächtem Bestande und elendester Verfassung, 17,000 Mann nach Tyrol, 14,000 nach Friaul zurückgekommen [1]). Sie waren, wie wir sahen, schon unsicher und vertrauenslos in den Kampf gegangen, und nach der Katastrophe völlig zerrüttet und entmuthigt. Dabei fehlte es an allem Nöthigen in der Heeresverwaltung. Die Lazarethe waren schlecht versorgt, die Brückenzüge bis auf kleine Reste vom Feinde genommen, das Fuhrwesen zum größten Theil zu Grunde gegangen. So war die Verpflegung der Truppen in dem ausgesogenen Lande kümmerlich; auf den endlosen Märschen bei strengem Winterwetter waren viele Gewehre und Kleidungsstücke unbrauchbar geworden, und die Masse der Kranken und Marodeure erschreckend gewachsen. Unter solchen Umständen war an erfolgreichen Widerstand bei einem ernstlichen Angriff des Feindes nicht zu denken. Jeder General, klagte Thugut [2]), hat den Befehl zum Kampf auf das Aeußerste, und jeder flieht auf allen Beinen bei der ersten Annäherung der Franzosen. Anfangs hatte Allvintzy Bassano an der Brenta und Calliano an der Etsch zu behaupten gewünscht; aber fast ohne Schwertstreich wich bei Joubert's Vordringen General Loudon über Roveredo und Trient hinter den Bach Lavis zurück, und bei Bassano fand sich General Köblös durch Massena's und Augereau's Uebermacht so bedroht, daß Ende Januar Allvintzy selbst ihm den Befehl zum Rückzug hinter die

---

[1]) Oestr. milit. Zeitschrift 1835, I, 12.

[2]) An Colloredo 5. Februar.

Piave gab. Hier kam man denn einstweilen zum Stillstand, nicht aus eigner Kraft oder nach der Stärke der eingenommenen Stellung, sondern weil Bonaparte vor weiterem Angriff seine Verstärkungen abwarten wollte, und diese Pause zur Unterwerfung des Kirchenstaats benutzte. Der alte Allvintzy war am Ende seiner Kraft und bat wiederholt um seine Entlassung; die Officiere klagten und murrten; Alles wich bei dieser unglücklichen Armee aus den Fugen.

Auch in Wien war die Niedergeschlagenheit groß, bei der Kaiserin, die von ihren Eltern in Neapel fort und fort um den Frieden bestürmt wurde, bei dem Adel, welcher längst der Kriegspolitik aus Haß gegen den Emporkömmling Thugut abgeneigt war, bei der Bevölkerung, welche die wachsenden Opfer des Kampfes mit Schrecken und Schmerzen ertrug. Thugut aber ließ sich nicht beirren. Auch er ersehnte das Ende des Krieges; aber er war stets noch entschlossen, nicht ohne Gewinn die Waffen niederzulegen [1]). Nach Rivoli schrieb er dem Grafen Colloredo: die Lage ist kritisch, aber das Schlimmste wäre, den Kopf zu verlieren, wie unsere arme italienische Armee. Nach dem Falle Mantua's sagte er: noch haben wir Mittel, aber es gilt uns zusammenzunehmen. Der Kaiser war damit ganz zufrieden, wurde aber von allen Seiten her durch abweichende Einflüsse bestürmt und kam im Einzelnen nur langsam zum Entschlusse, so daß zu Thugut's Jammer eine Menge kostbarer Zeit unnöthig verzettelt wurde. Nach Englands letztem Verhalten hielt man sich von jeder Rücksicht auf die Wünsche in London entbunden: es sollte jetzt das Hauptgewicht, nicht wie 1796 auf die Operationen am Rheine, sondern ganz ausschließlich auf den italienischen Krieg gelegt, und demnach eine Macht von mehr als 20,000 Mann der siegreichen rheinischen Truppen gegen Bonaparte verwandt werden; leider aber dauerte es bei den Schwankungen des Kaisers bis tief in den Februar, ehe die Befehle dazu erlassen wurden, und so konnte der April herankommen, ehe diese Verstärkungen auf dem italienischen Kriegsschauplatz anlangten. An Allvintzy's Stelle wurde der Erzherzog Carl zum Oberbefehl in Italien berufen; Thugut versprach sich viel von dem Eifer und der Pflichttreue desselben; sein Gedanke war, daß der Erzherzog möglichst viele Truppen in Tyrol anhäufe, und von dort rasch in die Lombardei vorbreche, während

[1]) Auf die Einzelnheiten der diplomatischen Lage komme ich im vierten Capitel dieses Buches zurück.

Bonaparte und ein Theil des feindlichen Heeres im Kirchenstaate abwesend sei.

Aber diesen Hoffnungen war kein langer Bestand gegönnt.

Der Erzherzog ging nicht mit leichtem Herzen an die neue Aufgabe. Er hatte es nicht vergessen, daß man sein Anerbieten, Mantua zu helfen, als es noch Zeit war, aus nichtigen Beweggründen zurückgewiesen hatte: jetzt wurde ihm zugemuthet, unter fast hoffnungslosen Verhältnissen allen Ruhm des letzten Feldzuges auf das Spiel zu setzen. Indessen erklärte er sich ohne allen Rückhalt bereit und eilte nach Tyrol hinüber, zur Besichtigung seiner Streitkräfte. Hier aber fand er Alles viel schlimmer, als er irgend hatte vermuthen können. Reichlich die Hälfte der Linientruppen war so eben auf Allvintzy's Befehl von dort an die Piave abgezogen zur Deckung Friauls; der Rest, kaum 8000 Mann, war eben über den Lavis zurückgegangen und wurde hier bei Salurn nur mit großer Mühe für einen Augenblick zum Stehen gebracht. Die Landesschützen, 10,000 Mann, deren Mitwirkung bei der Schwäche der Linientruppen im höchsten Grade unerläßlich war, schmolzen täglich wie Schnee vor der Sonne zusammen. Ihr Wille war gut und ihr physischer Muth unbestritten. Aber ihre Organisation war äußerst schwach, ihre Officiere hatten nicht mehr militärische Bildung als sie selbst, und die Befehle derselben wurden so weit respectirt wie die Mannschaft es eben für gut fand. Zum Raufen mit dem Feinde waren sie bereit, aber bei längeren Strapazen und Entbehrungen liefen sie auseinander. Vollends die Wälschtyroler, deren Kriegsmuth immer geringer als jener der Deutschen gewesen, und deren Thäler jetzt von dem Feinde besetzt waren, ließen sich nicht mehr zusammenhalten, als Joubert jedes Dorf zu verbrennen drohte, dessen Bauern ferner im Kampfe betroffen würden. Es war mithin um die Vertheidigung des Alpenlandes in jeder Hinsicht äußerst unzulänglich bestellt, so daß der Erzherzog im Stillen alle Vorkehrungen treffen ließ, bei neuem Angriff des Feindes Bozen und selbst Brixen zu räumen [1]). Mit verdoppelter Sorge ging er dann hinüber zu dem Friauler Corps, jetzt ungefähr 23,000 Mann stark, welche der Piave entlang vom Gebirge bis zum Meere eine Linie von mehr als zehn Meilen vertheidigen sollten. Hier trat er nun in die Mitte all jener Auflösung, Verbitterung und Zuchtlosigkeit; er fand keinen Menschen, der noch entfernt an die

[1]) Thugut an Colloredo 21. Februar.

Möglichkeit der Herstellung geglaubt hätte, und was nicht weniger schlimm war, in seiner bedächtigen, regelrechten, vorsichtigen Natur selbst fehlte gerade das Eine, was hier einzig Noth gethan hätte, die fortreißende Kraft, die aufrichtende Siegessicherheit. Je methodischer er zählte und abwog, desto unthunlicher dünkte ihm jeder kühne Entschluß. Er sandte in dieser Stimmung nach Wien ein langes Schreiben, dessen Inhalt, wie Thugut bitter ausrief, sich in den Wunsch zusammenfassen ließ, den Ruhm seiner Königlichen Hoheit schlechterdings nicht zu compromittiren, also gar nichts zu wagen, auch wenn das Interesse des Landes noch so dringend ein Wagestück begehre. Ja noch mehr. Er beschloß, am 16. Februar nach Wien zu reisen, um dort persönlich die Anstalten zur Verstärkung und Verpflegung der Armee in rascheren Gang zu bringen: so sagte er es den Andern, und ohne Zweifel auch sich selbst; schwerlich aber thut man ihm Unrecht, wenn man ihm den Gedanken zutraut, daß sich in Wien vielleicht eine Möglichkeit zeigen würde, dieses unselige Commando wieder los zu werden. Vor der Abreise ertheilte er Allvintzy noch die Weisung, an der Piave nur einen schwachen Vortrab unter Hohenzollern stehen zu lassen, die Hauptmasse aber des Heeres weiter ostwärts hinter den Tagliamento in hoffentlich ungestörte Erholungsquartiere zurückzuführen[1]). Eine solche Bewegung konnte ebenso wie die Entfernung des gefeierten Oberfeldherrn auf die moralische Stimmung der Truppen nur äußerst ungünstig wirken.

Dies waren freilich trübe Aussichten für den Verlauf des bevorstehenden Feldzugs. Man trat in denselben ein, ohne klaren strategischen Plan, ohne festen Willen zum Zweck, ohne rasche Bereitschaft der Mittel. Je ungünstiger der Abschluß der letzten Kämpfe gewesen, desto drängender war die Mahnung, ohne Zaudern den leitenden Gesichtspunkt für die Zukunft zu ergreifen, und nach dessen Forderungen so durchgreifend wie möglich zu handeln. Sobald man den großen Zusammenhang der Operationen in das Auge faßt, so wird man nicht bestreiten können, daß Thugut dieses Mal vollständig das Richtige gesehen hatte. Hätte man in Tyrol die Hauptmacht versammelt, stark genug, um zum Angriff auf die Lombardei bereit zu sein, so wäre jeder Vormarsch Bonaparte's nach Osten sofort unmöglich gewesen, da er damit ja dem Tyroler Heere Flanke und Rücken Preis gegeben hätte. Die Mittel dazu waren vor-

[1]) Oestr. milit. Zeitschrift, 1835, I, 46.

handen. An der Piave hätte bei diesem Systeme ein Beobachtungscorps von 10,000 Mann ausgereicht, und für Tyrol wären dann 21,000 übrig geblieben. Dazu 21,000 Mann vom Rheinheer, 5000 Mann der Mantuaner Garnison, die man durch Auswechselung so eben befreite, 10,000 Mann aus dem Innern, welche damals verfügbar waren, dazu 10,000 Landesschützen und ein Rückhalt von mehr als 13,000 in der Ausbildung begriffenen Recruten: so hätte man in Tyrol bis Mitte März 67,000, bis Ende April 80,000 Mann vereinigen und Joubert mit erdrückender Uebermacht anfallen können. Bonaparte erwartete nichts Anderes, als der Erzherzog in Tyrol erschien, und gab Joubert Anweisung, unter hartnäckiger Vertheidigung langsam zum Gardasee zurückzugehen; er selbst beabsichtigte in einem solchen Fall, mit Massena's und Augereau's Divisionen von Bassano aus durch das Suganer Thal auf Trient zu marschiren, und dem Gegner hier in die Flanke zu fallen[1]). Von einem Vormarsche der Franzosen nach Osten, über Kärnthen auf Wien, war dann keine Rede mehr[2]). Statt dessen aber, was war geschehen? Zuerst hatte Allvintzy nach der sinnlichen Wahrnehmung, daß die Berge Tyrols leichter als die Ebenen Friauls zu vertheidigen seien, die große Masse seiner Truppen aus dem Etschthal hinweg in das venetianische Flachland berufen, ohne irgend eine Erinnerung an die strategische Combination, die östlichen Lande gerade durch eine drohende Aufstellung in Tyrol zu sichern. Die so durch Allvintzy geschaffene Lage nahm dann der Erzherzog, wie es scheint ohne Widerrede, auf sich, und fuhr in dem einmal gegebenen Geleise fort, die Verstärkungen der Armee nach Friaul zu richten. Damit verlor er nun die letzte Möglichkeit, den Feldzug zu beherrschen: er erschwerte sich die Aufgabe und verringerte sich zugleich die Mittel zur Lösung. Denn die weitaus wichtigste seiner Verstärkungen, die Abtheilung des Rheinheeres, brauchte drei Wochen länger, um an den Tagliamento, als auf die Brennerstraße zu gelangen; er war also gegenüber einem so rastlosen Feinde wie Bonaparte, in Friaul drei Wochen länger als in Tyrol auf eine Vertheidigung mit halber Kraft angewiesen. Es war demnach höchst wahrscheinlich, daß er bei dem ersten Vorstoß des Gegners vom Tagliamento zurück, weiter nach Osten würde weichen müssen, und in diesem Falle drohte ihm nach der Beschaffenheit des Landes dann

---

[1]) Bonaparte an Joubert 17. Februar. Montholon IV, 74.

[2]) So ist auch Marmont's Urtheil I, 274.

die besondere Gefahr, seine Rückzugsstraße nach Wien überhaupt einzubüßen, wie wir dies später bei dem thatsächlichen Verlaufe näher beobachten werden. War also an sich selbst die Aufstellung in Friaul von den schwersten Uebelständen begleitet, so kam noch im weiteren Zusammenhange des großen Krieges das üble Verhältniß hinzu, daß der Erzherzog am Tagliamento jede Berührung mit der österreichischen Rheinarmee verlor, während er in Tyrol die Möglichkeit behalten hätte, zwischen den feindlichen Heeren operirend, das glorreiche Spiel des vorigen Feldzugs in größerem Maßstabe zu wiederholen. Offenbar waren es ganz die gleichen Stimmungen, wie im Frühling 1796 am Rhein, welche den Erzherzog zu so unheilvollen Entschließungen veranlaßten: eine Offensivstellung in Tyrol schien ihm ebenso unhaltbar, ebenso unzulässig, wie das Jahr zuvor am Mittelrhein; er vermochte unter gewissen Verhältnissen muthig und klug zu sein, aber für den Gedanken, daß unter Umständen das Allerkeckste auch das Allerweiseste ist, war in seiner Seele kein Raum. Dieses Mal übrigens war er selbst nicht unempfindlich für die Gefahren seiner scheuen Defensive, was sich, bedauerlich genug, in Wien darin zeigte, daß er dort den eben erlassenen Befehl zum Rückzug an den Tagliamento nicht bloß verschwieg, sondern im Gegentheil versicherte, er werde in kürzester Frist von der Piave wieder in frischem Angriff westwärts gegen die Brenta vorgehen[1]). Indessen wurde bis zum Anfang März das Friauler Corps auf 27,000, das Tyroler auf 14,000 Mann, nebst 10,000 Landesschützen gebracht. Eben damals erreichte die erste Division der rheinischen Verstärkungen die Tyroler Grenze, hatte aber von dort noch einen weiten Weg bis zur Vereinigung mit dem Hauptheer in Friaul.

Ebenso wie Thugut gedachte auch, nach Bonaparte's Antrag, das französische Directorium in dem bevorstehenden Feldzuge das Hauptgewicht auf den italienischen Kriegsschauplatz zu werfen, und deshalb ansehnliche Truppentheile vom Rheine an die Etsch zu versetzen. Es waren, wie wir wissen, Bonaparte 30,000 Mann Verstärkung zugesagt, die Division Bernadotte vom Sambreheer, die Division Delmas vom Rheinheer, einige Halbbrigaden aus dem Innern. Hier wiederholte sich nun, was wir im Verlaufe des letzten Feldzuges so oft beobachtet haben: bei entsprechenden Entwürfen der beiden Gegner kamen in der Ausführung die Franzosen

---

[1]) Thugut an Colloredo 9. März.

den Oesterreichern stets zuvor. Obgleich die rheinischen Truppen auf der französischen Seite einen doppelt so weiten Weg zu machen hatten als die Oesterreicher, langten Bernadotte und Delmas schon Ende Februar an der Etsch an, zu einem Zeitpunkt, in dem die entsprechende österreichische Colonne sich eben erst der baierischen Grenze näherte. Allerdings blieb der wirkliche Bestand der Divisionen, nach dem Brauche der directorialen Verwaltung, sehr erheblich hinter der ursprünglichen Verheißung zurück. Die Truppen waren schon bei ihrem Ausmarsch am Rheine schwächer als die Sollstärke angab, und büßten bei der schwachen Zucht und der schlechten Verpflegung der damaligen französischen Heere auf dem weiten Zuge so viel an Kranken und Deserteuren ein, daß bei ihrer Ankunft Bonaparte statt 30,000 kaum noch 19,000 Mann zählte. Als er jetzt die verfügbare Heeresmasse musterte, ergab sich ihm ein Gesammtbetrag von 67,000 Franzosen [1]) und 7000 Italienern, der in einigen Wochen durch Heilung der Verwundeten und einzelnen Zuzug aus Frankreich vielleicht noch auf 80,000 Mann anwachsen mochte. Es ist deutlich, daß er mit so geringen Streitkräften nicht einen Schritt nach Osten hätte thun können, wenn der Erzherzog den gleichen Betrag damals in Tyrol gesammelt und auf Joubert geworfen hätte.

Selbst aber, nachdem die Oesterreicher durch jenen Grundfehler ihrer Aufstellung ihm die Möglichkeit zu seinem Vormarsche gegen Kärnthen eröffnet hatten, blieb das Unternehmen im höchsten Grade gewagt. Von seinen 74,000 Mann waren beinahe 9000 für die nothdürftigsten Garnisonen in den piemontesischen Plätzen, Mailand, Mantua, Verona erforderlich. Mit 6400 Franzosen und 4000 Italienern stand Victor noch in der Romagna, und konnte voraussichtlich erst Ende März auf lombardischem Boden eintreffen. So blieben für den Angriff auf die Oesterreicher kaum 52,000 Mann, und auch diese konnten nicht in einer geschlossenen Masse verwandt werden. Denn wenn es allerdings Anfangs März sich deutlich genug herausstellte, daß die Hauptmacht des Feindes hinter dem Tagliamento zu suchen war, so blieb es auch dann noch unmöglich, die feindliche Stärke in Tyrol genau abzuschätzen: es war fort und fort unerläßlich, einen ansehnlichen Heerhaufen nach dieser Seite hin zu verwenden, zur Vertheidigung der Lombardei im Falle einer unvermuthet starken Uebermacht der Gegner, zum Vorstoße die Brennerstraße

[1]) Die Etats bei Massena II, 431.

hinauf bei entschiedener Schwäche der Oesterreicher, wenigstens bis zum Eingange in das Pusterthal, wo sich dann eine neue Verbindung mit dem Hauptheere in Kärnthen eröffnen ließe. Hiernach wies Bonaparte von seinen Divisionen drei, Joubert, Rey und Dallemagne dieser Bestimmung zu, im Ganzen 18,000 Mann, deren Oberbefehl in Joubert's Hand gelegt wurde. Dann blieben noch vier Divisionen, Massena, Augereau (augenblicklich unter Guyeux's Führung), Serrurier und Bernadotte, für die große Operation gegen Inneröfterreich, also 34,000 Mann für die Invasion des weit ausgedehnten Kaiserstaats, eines Reiches damals von 23 Millionen Einwohnern, eines Weges bis Wien auf der kürzesten Strecke von 70 Meilen. Man braucht diese Ziffern nur auszusprechen, um zu erkennen, daß unter gewöhnlichen militärischen Verhältnissen der Gedanke wahnsinnig gewesen wäre.

Es kam dazu, daß Bonaparte für's Erste auf Unterstützung von keiner Seite zu rechnen hatte. Er hatte in Bologna ein Bündniß mit Sardinien unterhandelt, nach welchem der König gegen die Ueberlassung von Genua 10,000 Mann Hülfstruppen zum österreichischen Kriege stellen wollte: das Directorium aber verwarf den Vertrag, weil es eine Republik nicht in die Hände eines Königs zu liefern Lust hatte. Carnot schrieb allerdings im Februar, daß gleichzeitig mit dem italienischen auch das Rhein- und Sambreheer zum Angriff schreiten sollte: Bonaparte wußte aber zu gut, wie weit dort am Rheine die Rüstungen bei dem elenden Geldmangel der Regierung noch zurück waren. Wenn er mit jenen Heeren zusammen wirken wollte, so mußte er noch eine Reihe von Wochen hindurch deren Fertigstellung erwarten. Dann konnte freilich das Gesammtergebniß glänzend und sicher werden; aber für Bonaparte's persönlichen Ruhm stellten sich die Aussichten mit jedem Tage des Aufschubs schlechter. Denn große Massen des feindlichen Rheinheeres waren ja auf dem Marsche nach Italien: Bonaparte mußte wünschen, den Erzherzog vor deren Ankunft zu schlagen. Wenn er dagegen den Beginn der Offensive verschob, so zog der Erzherzog diese Verstärkungen an sich, und Bonaparte kam schwerlich über eine mühsame Defensive hinaus, während Moreau gegen das geschwächte feindliche Rheinheer die entscheidenden Schläge führte, und als Siegesheld und Friedensschöpfer die erste Stelle in der Republik errang. Mochte also das Spiel noch so gefährlich sein, Bonaparte war entschlossen, es ohne Zaudern zu beginnen. Kriegsruhm hatte er in

Fülle: worauf es bei der jetzigen Stimmung der französischen Nation ankam, war Erlangung des Friedens; wer dies durchsetzte, war des mächtigsten Ansehens in Frankreich gewiß, und keinem Andern als sich selbst gedachte Bonaparte diese höchste Palme zu gönnen. Also hieß es für ihn, Alles an Alles zu setzen, und den Gewinn zu erringen um jeden Preis.

Vom ersten Tage seiner Laufbahn an hatte in seinem rastlos arbeitenden Geiste Politik und Krieg sich mit einander verschlungen. Wie hätte es in diesem Augenblick, wo er dicht vor die letzte Entscheidung gestellt war, anders sein können? Längst war er über die dienende Stellung des bloß militärischen Werkzeugs hinausgewachsen; er wußte genau, welch einen Friedensvertrag er schließen wollte, und nicht minder entschlossen war er über die diplomatischen Mittel, durch welche er Oesterreich für sein System zu gewinnen hoffte. Das Ziel, welches er im Sinne trug, war, wie wir wissen, ein anderes als das von dem Directorium gewünschte: wenn diesem Alles an Belgien und Rheinland und sehr wenig an Italien lag, so wollte er vor Allem Italien diesseits der Etsch behaupten, und stellte damals die deutschen Erwerbungen durchaus in die zweite Reihe. Was die Stimmungen in Wien betraf, so hatten im letzten Jahre so viele Verhandlungen mit Gallo, Gherardini und den toscanischen Staatsmännern stattgefunden, daß Bonaparte, wie bei dem französischen Volke, so auch bei der österreichischen Regierung den entschiedenen Wunsch nach Frieden voraussetzen durfte; immer aber war Oesterreich, wenngleich besiegt, doch keineswegs überwältigt, und Bonaparte wußte, daß er auf raschen Abschluß nur dann rechnen konnte, wenn er für Belgien und Mailand dem Kaiser eine hinreichende und ansprechende Entschädigung zu bieten in der Lage war. Welches Angebot aber würde in Wien reizend erscheinen? Oft genug hatte das Directorium auf Baiern, unter mannichfaltigen Wendungen hingewiesen, jedoch niemals den gewünschten Erfolg gewonnen. Dann hatte es bei Clarke's Sendung verschiedene Combinationen in Italien vorgeschlagen; Thugut aber war auch hier bei allen taub geblieben. Es war Bonaparte's Scharfsinn vorbehalten, das lösende Wort zu finden: schon bei dem Beginne seines Vormarsches war er entschlossen, dem Kaiser Venetien anzubieten, und lebte der Ueberzeugung, damit den von ihm gewollten Friedensschluß zu erreichen. Kein Zeugniß belehrt uns, ob er von den geheimen russischen Verhandlungen Joseph's und Thugut's aus den Jahren 1782 und 1795 eine bestimmte Kunde

gehabt [1]), oder seinen Plan nur aus richtig zutreffender Anschauung der Verhältnisse geschöpft hat. An der Sache selbst ist, wie uns der Verlauf des Ereignisses Schritt auf Schritt belehren wird, ein Zweifel nicht mehr möglich.

Es war dies allerdings eine Auskunft höchst besonderer Art, der Friedensschluß auf Kosten eines ängstlich neutralen Staats, der alle die Jahre daher kein höheres Streben gehabt hatte, als mit beiden krieg-führenden Mächten in Eintracht und Freundschaft zu leben. Indessen eine solche Erwägung des Rechtes und der Moral war nicht geeignet, Bonaparte auch nur einen Augenblick von einem Schritte zurückzuhalten, den er im französischen und im eigenen Interesse für geboten erachtete, und Thugut — darüber durfte er sicher sein — würde zwar auf möglichst correcte Formen dringen, die incorrecte Sache aber sich zu bestem Nutzen gefallen lassen. Die wesentliche Schwierigkeit für Bonaparte lag nicht in Venedig und nicht in Wien, sondern ganz und gar in Paris. Es gab in Frankreich keinen Menschen, der im Voraus dem Entwurfe seine Zustimmung ertheilt hätte. Das Directorium mit seinen Demokraten nahm, wie wir sahen, ursprünglich an Italien überhaupt kein Interesse, und hätte die Lombardei sofort für die Anerkennung der belgischen und rheinischen Annexionen zurückgegeben. Nachdem aber Bonaparte durch die Gründung der lombardischen und cispadanischen Republik sie einmal in italienische Händel verwickelt hatte, wären sie gerne auch in Venetien die Gründer eines demokratischen Freistaats geworden; die ministerielle Presse kündigte im Februar in drohendem Tone den sicheren Fall der verrotteten Adelsherrschaft an, und das Directorium drängte den General, in Venedig einige Millionen zu erpressen, und erkundigte sich wiederholt nach der Möglichkeit der Umwälzung der Terraferma. Wenn dies aber geschah, so wäre es ihnen unter allen Umständen undenkbar erschienen, den selbst geschaffenen Freistaat einem gekrönten Tyrannen auszuliefern. Auf der anderen Seite ersehnte die gemäßigte Partei den auswärtigen Frieden, vor Allem deshalb, weil sie das Aufhören der revolutionären Gewalt im Innern begehrte, und die Wechselwirkung zwischen Krieg und Revolution

[1]) Noch weniger finden Angaben, wie die der Mémoires d'un homme d'état und des Grafen de Maistre, daß die Beraubung Venedigs im Voraus zwischen Thugut und Bonaparte abgekartet gewesen, irgend eine Bestätigung in den authentischen Acten. Dagegen sind Lallemant's Berichte aus Venedig erfüllt von Notizen über die Sorgen, die der Senat seit langer Zeit wegen Oesterreichs Eroberungsluft hatte.

vollkommen begriffen hatte. Sie wäre bereit gewesen, zur Erleichterung des Abschlusses mit Oesterreich die Eroberungen auch im Norden erheblich zu beschränken, und verabscheute um so heftiger weitere Ausdehnung der demokratischen und militärischen Umwälzungen, wie sie Bonaparte damals in Italien vollzog. So gebührt das dunkle Verdienst der Katastrophe Venedigs auf französischer Seite Bonaparte allein und ausschließlich [1]. Er übernahm damit die außerordentliche Aufgabe, zuerst gegen den Willen des französischen und des venetianischen Volkes, Venedig und Frankreich in Krieg zu verwickeln, und dann, gegen den Willen der französischen Regierung, Venedig der österreichischen Eroberung zu überliefern. Worauf er vielleicht rechnen konnte, war bei dem ersten Schritte die revolutionäre Neigung des Directoriums, und bei dem letzten die allgemeine Friedenssehnsucht des französischen Volkes. Immer aber blieb das Spiel für ihn ein höchst gewagtes; es galt, jede vorbereitende Maßregel in tiefes Geheimniß zu hüllen, die Entwicklung sich scheinbar aufzwingen zu lassen, sich selbst in eine Lage zu versetzen, die jeden Argwohn der eignen Urheberschaft unmöglich erscheinen ließ. So ist es höchst begreiflich, daß kein geschriebenes Actenstück den eben dargelegten Zusammenhang ankündigt: um so bestimmter aber wird sich uns zeigen, wie genau auf jeder Stufe die thatsächliche Entwicklung diesen Voraussetzungen entsprochen hat.

Auf der Rückreise von Tolentino hatte sich Bonaparte einige Tage in Bologna aufgehalten, und dort für die lombardische Legion eine neue Organisation verfügt, welche diesem Heereskörper ein festeres Gefüge und eine größere Mannschaftszahl verleihen sollte. Dann war er nach Mantua gegangen, von wo aus er die letzten Vorbereitungen für den bevorstehenden Feldzug traf, und hatte dann am 9. März sein Hauptquartier nach Bassano, inmitten der activen Heeresabtheilungen verlegt. Sein Beschluß stand fest, die Offensive ohne den geringsten Zeitverlust auf allen Seiten zu ergreifen, und mit möglichstem Ungestüm vorwärts zu treiben. Zuerst sollte Massena mit dem linken, nördlichen Flügel des Hauptheeres den Angriff gegen das obere Thal der Piave eröffnen und durch sein Vorgehen die unmittelbare Verbindung des Erzherzogs mit dessen Tyroler

---

[1] Clarke's Correspondenz widerlegt die Behauptung Botta's durchaus, daß er (Clarke) dem Marchese Gherardini Venetien angeboten habe, aber von Oesterreich abgewiesen worden sei. Der venetianische Gesandte Querini in Paris wurde im Januar durch solch ein Gerücht erschreckt; das Directorium erklärte ihm, seinerseits mit voller Wahrheit, daß man solche Absichten nicht habe.

Divisionen abschneiden. Dann würden Serrurier, Guyeux und Bernadotte sich gegen die feindliche Aufstellung des Friauler Corps am unteren Tagliamento in Bewegung setzen, Joubert aber in Tyrol das Etsch- und Eisackthal aufwärts drängen, und hoffentlich die Oesterreicher über den Brenner hinüber bis nach Innsbruck zurückwerfen. Endlich würde in demselben Augenblick, wo diese raschen, allseitigen Schläge auf die Oesterreicher fielen, die Katastrophe Venedigs ihre Entwicklung beginnen, zunächst durch den Sturz der Adelsherrschaft in den Städten der Terraferma. Dann konnte den Oesterreichern zu gleicher Zeit durch das Vordringen des französischen Heeres die Nothwendigkeit des Friedens und durch das Angebot Venedigs die Süßigkeit desselben anschaulich werden.

Der Ausbruch der venetianischen Wirren gerade im Augenblick des Abmarsches des Hauptheeres nach Deutschland hätte einem oberflächlichen militärischen Urtheil höchst bedenklich dünken können. Venedig hatte etwa 15,000 Mann Linientruppen unter den Waffen, und die Bevölkerung in ihrem wilden Zorne gegen die Franzosen war auf das erste Zeichen zur nationalen Erhebung bereit: wie drohend mußte eine solche Erschütterung im Rücken des Heeres erscheinen, wo der in der Lombardei zurückbleibende Kilmaine in Mailand, Mantua, Verona kaum über 6000 Franzosen und schwache italienische Formationen verfügte? Aber gerade die scheinbare Größe dieser Gefahr war für Bonaparte's Pläne ein ganz unbezahlbarer Vortheil, indem sie von ihm für den Augenblick jeden Verdacht, die Unruhen selbst veranlaßt zu haben, auf das Entschiedenste ablenkte. Denn völlig undenkbar schien es doch, daß ein solcher Meister der Kriegskunst die dringendste Regel derselben, den Rücken seines vordringenden Heeres zu sichern, in so gröblicher Weise selbst verletzte. Bonaparte trug eifriger als je seine Ueberzeugung von der Unverbrüchlichkeit dieser Regel aller Orten zur Schau, in seinen amtlichen Weisungen an Kilmaine, die venetianische Neutralität auf das Strengste zu achten, in seinen Erklärungen an die venetianischen Behörden, nicht die leiseste Störung der Ruhe in seinem Rücken zu dulden. Bei diesen Versicherungen blieb ja kein Zweifel möglich, daß es für den General nichts Widerwärtigeres geben konnte, als Empörung und Bürgerkriege in Venetien während seines deutschen Feldzugs [1]). Im Stillen freilich war auch für diese Fälle voll-

[1]) Auch später, bei französischen Angriffen auf seine venetianische Politik, blieb dies Bonaparte's Hauptargument. Le simple bon sens, sagte er zu Bourrienne

kommen vorgesorgt. General Victor mit seinen 10,000 Mann stand, seit Tolentino durchaus verfügbar, in der Romagna, nur wenige Märsche von den venetianischen Grenzen entfernt. Die Besatzung von Livorno, 1200 Mann, war im Begriffe, gegen eine starke Geldzahlung des Großherzogs den Platz zu verlassen. Aller aus Frankreich noch erwartete Nachschub, so wie die Reconvalescenten der Lazarethe, mehrere tausend Mann, in den nächsten Wochen, waren Kilmaine zugewiesen, so brauchbar sie Bonaparte auch zur Verstärkung seines kleinen Angriffsheeres gewesen wären. Endlich blieb, gerade wenn man eilig losschlug, für den Nothfall die Möglichkeit, einen Theil von Joubert's Truppen mit rascher Wendung aus Tyrol nach Venetien hinüber zu werfen. Es war kein Gedanke daran, daß diesen Streitkräften Venedig hätte Widerstand leisten können, zumal, wie Bonaparte nur zu gut wußte, in der morschen Republik keine andere Stimmung als Furcht und Friedensliebe vorhanden war, niemand an einen Kampf oder gar an einen Plan des Kampfes dachte, und ein muthiger Entschluß, wenn er überhaupt zu Stande kam, sicher zu spät gefaßt wurde. Der höchste Beamte der Terraferma, der Generalproveditore in Brescia, Battagia, hatte von jeher zu den Verfechtern einer französischen Allianz gehört und kannte auch in der Neutralität keine höhere Sorge, als durch Nachgiebigkeit gegen die Sieger seinen bedrängten Staat bis zum endlichen Friedensschluß zu fristen. So eben erst hatte er den ihm untergebenen Vicepodesta von Bergamo, Ottolini, bei der Regierung verklagt, weil er überall feindselige Umtriebe der Franzosen wittere und dieselben durch seine Gegenmaßregeln thörichter Weise reize [1]). Einen solchen Staatsmann zu behandeln und zu beherrschen, ihn abwechselnd zu streicheln und einzuschüchtern, war für Bonaparte ein behagliches Spiel. Noch am 10. März schrieb er ihm aus Bassano, beklagte, daß es in Brescia unruhige Auftritte gegeben hätte,

(vgl. dessen mémoires I, 142, édit. Stuttgart 1849), devait faire juger que son projet étant de se porter sur les versants du Danube, il n'avait aucun intérêt à voir ses derrières inquiétés par des révoltes. Cette combinaison, disait-il, était absurde et ne pourrait venir dans la tête d'un homme à qui ses ennemis même ne peuvent pas refuser un certain tact. Ebenso schreibt Bonaparte im Juli 1797 in einer note sur les événements de Venise (Correspondance III, 156): Bonaparte entrait en Allemagne, lorsque les insurrections se manifestèrent dans les états de Venise; donc elles étaient contraires aux projets de Bonaparte, donc il n'a pas pu les favoriser.

[1]) Raccolta I, 391.

die in Wahrheit freilich erst bevorstanden, und bat ihn, nicht zu strenge mit französisch gesinnten Bürgern zu verfahren, was ihm Battagia dann umgehend in der wärmsten Weise zusagte. Für einen Charakter von Bonaparte's Schlag war die Versuchung groß, durch die That zu erproben, wie weit die Geschmeidigkeit dieser Leute gehen würde.

An demselben Tage, an welchem jener verbindliche Brief an Battagia geschrieben wurde, erließ der General das Manifest, worin er seinen Truppen den Beginn des neuen Feldzugs verkündigte. Er zählte die Thaten des vorigen Jahres auf, in dem zum ersten Male die französischen Fahnen am adriatischen Meere geweht hätten, im Angesichte und in der Nähe des alten Macedonien; er pries die Friedensliebe des Directoriums, und klagte Oesterreich an, sich in den Solddienst der englischen Krämerpolitik begeben zu haben; so müßte man den Frieden in Wien selbst erzwingen, und Oesterreich den Rang einer untergeordneten Macht zuweisen, wie derselbe einem Miethling Englands gebühre. Ein solcher Ton war nicht besonders friedeverheißend, und nicht im Verhältniß zu der Geringfügigkeit der damals von Bonaparte geführten Streitkräfte: um so charakteristischer tritt darin die Richtung hervor, welche die vorwiegende Leidenschaft des Feldherrn schon damals genommen, und die von nun an den Gang seines gewaltigen Lebens bestimmen sollte. Der Blick über das adriatische Meer hatte seinen Ehrgeiz auf die Ländermassen des Orients, auf das Vorbild des glänzendsten Helden aller Jahrhunderte gelenkt; über den kleinen europäischen Continent hinaus strebten seine Entwürfe in die ungemessene Weite des Oceans, und als der letzte, der einzige seiner würdige Gegner erhob sich ihm hier das seebeherrschende England. Der Kampf gegen Oesterreich hatte ihm nur noch Bedeutung, insofern er in Wien den dienstwilligen Genossen der britischen Macht zu Boden warf; so schnell wie möglich wünschte er jetzt dieses Nebenwerk abzuthun, um dann die eigne und die volle Kraft seines Landes auf die Hauptsache zu wenden, und mit der Ueberwältigung Englands seine Macht über alle Theile des Erdballs auszudehnen. Mit verdoppeltem Ungestüm ging er vorwärts; ein anderes Zeitmaß der Kriegsbewegung als das Jahr zuvor bei Moreau und Jourdan sollte Erzherzog Carl hier kennen lernen.

Carl hatte bei dem allgemeinen Rückzug seines Heeres hinter den Tagliamento zwei Abtheilungen als Vortrab an der Piave stehen lassen, den Prinzen Hohenzollern mit 3700 Mann in der Ebene bei Conegliano, den Obersten Lusignan mit 3200 Mann stromaufwärts im Gebirge

zwischen Feltre und Belluno. Es war Lusignan, der zuerst am 10. März durch Massena's Stoß beinahe mit vierfacher Uebermacht getroffen wurde; an Widerstand war nicht zu denken; unter steten Gefechten wich er, die Verbindung mit Hohenzollern aufgebend, weiter nach Norden in das Gebirge hinein; schon am 11. rettete sich ein Theil des Corps über die Berge nach Tyrol; am 12. wurde Lusignan mit seiner Hauptmasse bei Longarone ereilt und in dem hier engen und felsigen Thale von allen Seiten umfaßt; mit 700 Mann wurde er selbst gefangen; der völlig zertrümmerte Rest seiner Mannschaft flüchtele auf schwierigen Bergpfaden nach Cortina in Tyrol. Für den Erzherzog war die ganze Abtheilung verloren. Nach diesem Erfolge wandte sich Massena darauf wieder stromab nach Belluno und zog von dort, am Fuße des Gebirges entlang, dem oberen Tagliamento zu, nach Spilimbergo und Osoppo. Unterdessen vermied Hohenzollern ein ähnliches Mißgeschick, womit ihn Guyeux und Serrurier bedrohten, durch eiligen Rückzug auf das österreichische Hauptheer hinter dem Tagliamento, wo auf seine alarmirenden Nachrichten der Erzherzog seinen Divisionen eine neue Aufstellung zur Abwehr des nahenden Feindes gab. Den rechten nördlichen Flügel bildete mit nahe 5000 Mann General Bayalitsch, zwischen Osoppo und Carpacco. Von dort stromabwärts bis Codroipo und Varmo, auf einer ungefähr drei Meilen langen Linie standen die Divisionen Reuß, 6200, und Schulz, 3500 Mann, hinter ihnen als Reserve General Spork mit 4900 Mann. Endlich deckte den unteren Lauf des Flusses bis Latisana die Division Seckendorf, 2900 Mann. Die ganze auf diese Art besetzle Strecke, von Osoppo bis Latisana, betrug sieben Meilen; die österreichische Aufstellung war also äußerst dünn, und die Aussicht auf einen erfolgreichen Widerstand um so geringer, als der in breitem und flachem Rinnsal dahinströmende Fluß damals wasserarm und fast aller Orten zu durchwaten war. Am 16. Morgens erreichten die Franzosen das rechte Ufer des Flusses, gegenüber Codroipo; Bonaparte selbst war an ihrer Spitze, um den passendsten Ort des Uebergangs auszusuchen. Gegen 11 Uhr war ihr Aufmarsch vollendet, Guyeux links, Bernadotte rechts, Serrurier in Reserve, im Ganzen ungefähr 22,000 Mann. Jede Division sandte als Vortrab ein leichtes Infanterie-Regiment voraus, in Linie entwickelt, ein Grenadierbataillon in geschlossener Colonne auf jeder Flanke; es folgten dann die vier Infanterie-Regimenter der Division, eins hinter dem andern, bei jedem das zweite Bataillon in Linie, das erste und dritte in geschlossener Colonne

auf den Flanken. Einige Reiterschwadronen deckten die Verbindung zwischen den einzelnen Massen. Auf Bonaparte's Signal setzte sich Alles mit größter Regelmäßigkeit und Raschheit in Bewegung; das Wasser ging den Soldaten kaum bis zum Gürtel; völlig geordnet betraten die Divisionen das linke Ufer, und eröffneten sofort ihren übermächtigen Angriff auf Reuß und Schulz, denen auch Spork's Unterstützung keine durchgreifende Hülfe zu bringen vermochte. Schon nach wenigen Stunden gab der Erzherzog den Befehl zum allgemeinen Rückzug auf Udine, Cividale, Palmanova, welche Festung vor einigen Wochen General Allvintzy den Venetianern mit ähnlicher Ueberlistung entrissen hatte, wie einst Liptay Peschiera und Baraguay d'Hilliers Bergamo [1]).

Lange zu halten war übrigens auch diese Stellung nicht, da Palmanova in keiner Hinsicht gerüstet war, einem ernstlichen Angriffe länger als einige Tage zu widerstehen. Der Erzherzog erließ also schon am 17. März die Weisungen an die Truppen, auf welche Art demnächst der weitere Rückzug hinter die letzte der Friauler Flußlinien, den Isonzo, vorgenommen werden sollte. Hier dachte er noch einmal einen Halt zu machen, noch einmal das Vordringen des Gegners zum Stehen zu bringen, und dadurch seinen rheinischen Divisionen die Zeit zum Herankommen zu gewinnen. Die erste derselben, unter General Mercandin, hatte jetzt Tyrol durchzogen, und war auf dem Marsche von Brixen ostwärts durch das Pusterthal nach Kärnthen, und der Erzherzog erließ an sie dringende Befehle, so rasch wie möglich sich zu nähern, und die Deckung seiner nördlichen Flanke im Hochgebirge zu übernehmen. In der That, nicht weniger als Alles hing hiervon ab. Die Friauler Straße von Verona nach Wien geht zuerst nach Osten, indem sie nach einander die von den Alpen südwärts zum Meere strömenden Flüsse Piave, Tagliamento, Isonzo überschreitet. Im Isonzothale aber wendet sie sich, fast im rechten Winkel, scharf nach Norden,

---

[1]) Die östr. militärische Zeitschrift 1835, III, 49 ff., stellt dies zur Entschuldigung Allvintzy's so dar, als seien die Venetianer, in ihrem Hasse gegen Frankreich, im Stillen einverstanden gewesen, und giebt diese Versicherung in einer Form, welche die Meinung erweckt, daß auch dieser Theil der Erzählung auf österreichischen Acten beruhe. Er enthält aber nichts als die subjective Ansicht des Verfassers, und diese ist völlig unbegründet. Der Protest der Venetianer war ernst und ehrlich, und Thugut schrieb auf die Nachricht von der Besetzung Palma's an Colloredo: „Allvintzy ist stolz, die offenen Thore Palma's eingestoßen zu haben; dieser Erfolg beweist nur, daß die Venetianer noch schwächer sind als wir.“ — Wie Palma war übrigens auch Osoppo eingenommen worden.

steigt hier dem Flusse entgegen die Abhänge der Alpen hinan, passirt die Engen des Flitscherpasses und erreicht, an den Quellen des Isonzo vorüber, die Kammhöhe des Gebirges auf dem Predil. Von hier aus senkt sie sich in scharfen Windungen nach Tarvis, passirt weiter abwärts bei Villach den Ausgang des Pusterthals, und setzt sich dann in ebenem Gelände nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnthens fort. Für ein Heer, welches seine wesentliche Rückzugslinie nordwärts nach Wien hat, ist also die Stellung hinter dem Isonzo unter allen Umständen mißlich; ein siegreicher Stoß der Feinde auf seinen nördlichen Flügel reicht hin, alle anderen Theile des Heeres von der Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Nun findet sich einige Meilen westlich vom Predil eine andere noch bequemere Paßhöhe bei Saifnitz, zu welcher vom Tagliamento durch das Fellathal eine Fahrstraße über die venetianische Clause und Pontebba hinaufsteigt, um dann bei Tarvis in die Isonzostraße einzufallen. Nachdem Bonaparte die Linie des Tagliamento gewonnen, lag das Fellathal den Franzosen offen: wenn sie von hier aus nach Tarvis gelangten, war dem Erzherzog die gerade Straße nach Inneröfterreich verlegt; es blieb ihm kein anderer Rückzug übrig, als im weiten Bogen südöstlich um die Abhänge der julischen Alpen herum, durch Krain über Laibach, wo es immer höchst fraglich war, ob er jemals wieder den auf der kürzesten Linie über Tarvis vordringenden Franzosen sich würde vorlegen können. Mit Recht hat man also gesagt [1]), daß die Stellung hinter dem Isonzo ohne vollständige Sicherung von Tarvis gar keinen Sinn hatte; das Natürliche wäre gewesen, mit entschlossener Preisgebung des Südens die österreichische Hauptmasse geradezu zur Deckung von Tarvis als des einzig wesentlichen Punktes zu verwenden. Der Erzherzog hatte nun allerdings einige Vorkehrungen zu diesem Zwecke getroffen. Vom Tagliamento aus war die Brigade Ocskai durch das Fellathal in die wichtige Stellung abgerückt; schließlich aber hatte Ocskai nicht mehr als 1500 Mann dorthin gebracht. Mit zwei anderen Bataillonen war Major Zettwitz den Tagliamento hinauf gesandt worden, um die Reste der Lusignan'schen Schaar an sich zu ziehen, uud dann ebenfalls nach Tarvis zu führen. Er hatte aber dort nur einzelne Flüchtlinge angetroffen, und von diesen so arge Schilderungen ihrer Niederlage erhalten, daß er es für das Sicherste hielt, anstatt ostwärts nach Tarvis zu rücken, lieber nach Nordwesten in die entlegenen Alpenthäler von Degano zu entweichen. Endlich war auch

[1]) Rüstow, Feldzüge Napoleons S. 471.

Mercandin im Pusterthal durch die Gerüchte von Lusignan's Niederlage ereilt worden, und hatte sich dadurch in seinem Marsche so gründlich aufhalten lassen, daß er nicht, wie der Erzherzog gehofft, am 20. März nach Tarvis, sondern drei Tage später erst nach Villach gelangte. In Tarvis blieb einstweilen Ocskai mit seinen wenigen Compagnien ganz allein.

Bonaparte war nicht der Widersacher, bei dem man sich ungestraft solche Fehler erlauben durfte. Alle Vorbereitungen zum Angriffe auf Tarvis waren längst getroffen; es war wieder Massena, dem wie an der Piave so auch am Isonzo die Ueberflügelung der nördlichen dieses Mal Alles beherrschenden Flanke des Gegners zufiel. Mit seiner etwa 11,000 Mann starken Division war er gleich nach der Ueberschreitung des Tagliamento durch das Fellathal gegen die venetianische Clause und Tarvis in Marsch gesetzt worden, während Guyeux auf das feindliche Centrum unter Bayalitsch bei Caporetto heranzog, Serrurier und Bernadotte aber den unteren Lauf des Flusses bei Görz und Gradisca bedrohten. Bei ihrem Vorgehen räumten die Oesterreicher ohne Widerstand das nutzlos besetzte Palma und gingen hinter den Isonzo zurück; die Brigade Augustinetz warf sich nach Gradisca hinein und schlug am 19. März einen kecken Ansturm Bernadotte's blutig ab. Gleich nachher aber durchwatete Serrurier ganz in der Nähe den Fluß und schloß die Stadt auf allen Seiten ein; nachdem ein Entsatzversuch der nächsten österreichischen Colonne scharf zurückgewiesen worden war, verlangte Augustinetz zu capituliren, und streckte mit seiner ganzen Abtheilung, 2500 Mann, die Waffen. Damit war bereits die Linie des Isonzo für die Oesterreicher unhaltbar geworden, und der Erzherzog hatte zu erwägen, auf welcher Straße er den weiteren Rückzug nach Deutschland antreten wollte. Er hatte Nachricht, daß gegen sein Centrum bei Caporetto feindliche Massen im Anzuge seien; es schien ihm also bedenklich, ob er hier auf der Isonzostraße so viel Zeit noch frei haben würde, um seine sämmtlichen Divisionen durch die schmalen Pässe hindurchzubringen; er befahl demnach dem Fürsten Reuß, mit dem größeren Theile der Armee den Umweg durch Krain zu nehmen, und so rasch wie möglich von dort auf Villach zu marschiren. Nur den General Gontreuil sandte er mit vier Bataillonen und der großen Artilleriereserve den Isonzo hinauf zu Bayalitsch, um mit diesem vereinigt durch den Flitscher Paß nach Tarvis zu ziehen. Er selbst eilte Reuß voraus über Laibach nach Villach. Wie bedenklich sich schon jetzt bei Tarvis die Dinge verwickelt hatten, wußte er noch nicht.

In denselben Stunden, in denen Augustinetz in Gradisca bedrängt

wurde, hatte Massena am 19. März die vorgeschobenen Posten Ocskai's aus der venetianischen Clause hinausgeschlagen, den Oesterreichern 600 Gefangene abgenommen, und sie zum Rückzug auf Pontafel genöthigt. Bei der gewaltigen Uebermacht des Feindes war aber auch hier kein Halten; Ocskai zählte, nachdem noch zwei Bataillone aus dem Innern zu ihm gestoßen, kaum 1900 Mann: so ging er am 20. nicht bloß nach Tarvis, sondern mit Preisgebung der Isonzostraße die Höhe abwärts bis Wurzen zurück. Bayalitsch, Gontreuil, der Artilleriepark, Alles wäre verloren gewesen, wenn Massena mit raschem Nachdringen seine ganze Division bei Tarvis aufgehäuft hätte. Man darf ihm zutrauen, daß es zwingende Gründe gewesen sein müssen, die ihn abgehalten haben: genug, er blieb mit der Hauptmasse noch in Pontafel auf der Fellastraße stehen, und begnügte sich, durch seinen Vortrab Tarvis besetzen zu lassen. Am 21. kam die Hiobspost hinüber zu den Oesterreichern, zunächst zu dem Artilleriepark, der eben zur Flitscher Clause heranzog, und wurde von hier schleunigst an Bayalitsch nach Caporetto weiter gegeben. Dieser befahl sofort dem General Gontreuil, in möglichster Schnelligkeit über den Predil nach Tarvis vorzugehen und die Straße wieder zu eröffnen; er selbst blieb in verkehrtem Zaudern einstweilen bei Caporetto stehen. Gontreuil gelangte noch an demselben Abend auf den Predil und jagte mit entschlossenem Angriff am 22. die Franzosen aus Tarvis hinaus; so konnte der große Park, von Gontreuil zu unablässiger Eile getrieben, Tarvis passiren und die Straße nach Villach gewinnen. In der Nacht kam auch Ocskai auf besondern Befehl des Erzherzogs wieder nach Tarvis zurück; immer aber hatte man nur 4400 Mann auf dem wichtigen Punkte zusammen, da Bayalitsch mit seinen 3000 am 22. in bedächtigem Zuge erst bis Flitsch gelangt war, hier die Brigade Köblös zur Deckung der Clause wieder stehen ließ, und am Morgen des 23. nur mit 1700 Mann in schleppender Langsamkeit sich bergauf zum Predil bewegte. So konnte Massena von Pontafel her gegen Gontreuil immer noch eine mehr als doppelte Uebermacht entwickeln; er nahm im Laufe des Vormittags zuerst die Paßhöhe bei Saifnitz unter heftigem Gefechte, und als darauf Gontreuil gegen Tarvis hinabzuweichen begann, fand es Ocskai für gut, ohne erst seinen Genossen abzuwarten, den Ort im Voraus aufzugeben, und eine deckende Stellung weiter rückwärts zu suchen. In dieser vorsichtigen Beschäftigung wurde er jedoch in unerwarteter Weise gestört. Erzherzog Carl hatte auf seiner Fahrt von Laibach nach Villach die Bedrohung von Tarvis in Krainburg erfahren

und erschien jetzt persönlich mit einiger Reiterei auf dem Kampfplatz, wo er den General Ocskai sofort umkehren und zu erneuertem Widerstande vorgehen ließ. Aber diese Bataillone zeigten sich völlig mürbe und haltungslos, so daß der Erzherzog sich zuletzt selbst an die Spitze seiner Husaren setzte, und trotz des Glatteises, womit auf dieser Höhe [1]) die Straße bedeckt war, mit einem Reiterangriff den Tag zu wenden suchte. Das französische Fußvolk hielt jedoch Stand, und als dann einige Schwadronen Dragoner heranbrausten, lösten sich die Kaiserlichen in wilder Verwirrung auf, und mit knapper Noth entkam der Erzherzog durch die Aufopferung einiger Officiere aus dem Getümmel.

Damit war denn Tarvis vollständig in Massena's Hand, und die Division Bayalitsch rettungslos zwischen ihm und Guyeux eingeklemmt. Zuerst Köblös bei Klitsch, und dann Bayalitsch selbst auf dem Predil überlieferten sich nach kurzer Gegenwehr der Gefangenschaft. Die beiden Tage hatten dem kaiserlichen Heere mehr als 3000 Mann Verlust gebracht; seit der Eröffnung des Feldzugs betrug der Abgang an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 14,000 Mann, also die größere Hälfte der vorhandenen Streitkräfte. Was noch übrig war, befand sich in schlimmer Verfassung. Unmittelbar in seiner Nähe hatte der Erzherzog nur die Trümmer von Gontreuil's und Ocskai's Brigaden, zu denen jetzt in Villach die ersten Bataillone Mercandin's stießen. Fürst Reuß war aber noch drei Tagemärsche weit entfernt; es war nicht daran zu denken, gegenüber dem nachdrängenden Massena und Guyeux, ihn in Villach abzuwarten, man mußte also die Verbindung mit Tyrol durch das Pusterthal aufgeben, und weiter rückwärts, in Klagenfurt, die vereinzelten Divisionen zu sammeln suchen. Dies hatte dann die weitere Folge, daß die sonstigen rheinischen Verstärkungen nicht mehr auf dem geraden Wege durch Tyrol zur Armee gelangen konnten; der Erzherzog ließ sie vielmehr auf Salzburg marschiren, um sie von dort nach Bruck an der Mur auf seine Straße heranzuziehen. Einstweilen hatte er, als am 25. und 26. März die Divisionen Mercandin und Reuß sich in Klagenfurt vereinigten, General Seckendorf aber mit etwas über 4000 in Krain zur Deckung Slavoniens zurückgeblieben war, noch ungefähr 13,000 Mann

---

[1]) Etwa 2500 Fuß über dem Meere. Bonaparte in seinem Berichte an das Directorium schmückt aus: die Schlacht sei inmitten der Gletscher, hoch über den Wolken geliefert worden.

unter der Fahne. Von wirklichen Kämpfen konnte für diese Armee nicht mehr die Rede sein: der Krieg war entschieden zehn Tage nach Beginne des Feldzugs.

Nicht besser war in derselben Zeit für die Kaiserlichen der Verlauf der Dinge in Tyrol gewesen. Dort hatte Joubert die ersten Tage sich in berechneter Unthätigkeit gehalten, und die Oesterreicher an unbedeutende Vorpostenplänkeleien gewöhnt, bis Bonaparte an die Isonzolinie gekommen, und somit ungefähr ebenso weit von dem östlichen Ausgang des Pusterthals entfernt war, wie Joubert von dem westlichen. In diesem Augenblick, während Massena Pontafel besetzte, brach Joubert durch die feindliche Stellung hinter dem Lavis hindurch, am 20. März, mit solchem Geschick und Ungestüm, daß er den Gegner völlig überraschte, und ihn mit einem Verluste von nahe 4000 Mann zu eiligem Rückzug nöthigte. General Kerpen ließ die Brigade Loudon westwärts in das obere Etschthal nach Meran ausweichen; er selbst folgte, unter mehreren blutigen Gefechten, bei Klausen, an der Laditscher Brücke, in der Plattner Clause, der Brennerstraße, über Bozen, Brixen, bis Sterzing. Damit hatte Joubert sein nächstes Ziel, den Eingang in das Pusterthal, und zugleich die Möglichkeit erreicht, jeder Zeit über Lienz und Spittel mit dem französischen Hauptheer in Kärnthen die Verbindung zu eröffnen. Ein österreichisches Corps unter General Spork, 8000 Mann, welches die Trümmer Lusignan's an sich gezogen, stand noch in diesen Thälern, fand aber seine Lage inmitten des Vordringens der beiden feindlichen Heere so bedenklich, daß es, nordwärts abziehend, über die Gletscherpässe bei Gastein sich den Weg nach Salzburg suchte. Damit war das letzte Hinderniß beseitigt, welches Joubert die Straße nach Villach zu Bonaparte hätte sperren können. Seine Tyroler Gegner hatte er auf das Uebelste zugerichtet; General Kerpen hatte wie der Erzherzog die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt; er selbst stand mit 5000 Mann bei Sterzing, Loudon mit 2000 Mann bei Meran; von den 10,000 Landesschützen hatten sich bei dem Vordringen der Franzosen über fünftausend verlaufen. Einige Verluste hatte natürlich auch Joubert gehabt, verfügte aber immer noch über mehr als 15000 Mann schlagfertiger und siegesbewußter Truppen, mit denen er einstweilen, Bonaparte's Befehle erwartend, gleich bereit zum Marsche nach Kärnthen oder zur Erstürmung des Brenners, bei Brixen und Bozen Stellung nahm.

General Bonaparte selbst hatte gleich nach der Einnahme der Isonzo=

linie sein Hauptquartier nach Görz verlegt, und hier die zunächst dringenden Maßregeln zur Ausbeutung des Sieges und Besetzung der gewonnenen Landschaften ergriffen. Er traf die schärfsten Vorkehrungen zur Herstellung strenger Mannszucht unter seinen Truppen; Bernadotte's Bataillone wetteiferten bisher mit den alten italienischen Brigaden in der Mißhandlung des Landes[1]); Bonaparte aber wollte vor dem Einmarsch in Deutschland sicher sein, daß die Bevölkerung nicht durch Gewaltthätigkeit der Soldaten zum Aufstande veranlaßt würde. Er ordnete die Verpflegung des Heeres, welche nach wie vor ohne irgend welche Schonung aus den venetianischen Bezirken eingetrieben wurde. Er ließ zur Deckung seiner Rückzugslinien Palma und Osoppo, und gleich nachher auch Görz und Gradisca mit neuen Verschanzungen und Kriegsvorräthen aller Art versehen. Er sandte seine Reiterreserve unter General Dugua zur Einnahme von Triest, und die Division Bernadotte nach Laibach zur Besetzung von Krain. Er meldete dem Directorium die rasch errungenen Vortheile, drängte aber um so mehr auf die Eröffnung des Feldzugs auch am Rheine, da im entgegengesetzten Falle der weitere Vormarsch nach Inneröstereich ihn der Gefahr aussetzen würde, von allen Heeren des Kaiserreiches angefallen und erdrückt zu werden. Diesen Vormarsch selbst aber beeilte er auf jede Gefahr aus allen Kräften, um den Erzherzog nicht zu Athem und nicht zur Vereinigung mit seinen rheinischen Verstärkungen kommen zu lassen.

Inmitten dieser vielseitigen, unausgesetzten Thätigkeit empfing er dort in Görz die für alles Weitere entscheidende Nachricht: die venetianische Revolution stand in voller Entfaltung. In demselben Augenblick, in welchem er das österreichische Heer zertrümmert hatte, wurde ihm die dem Kaiser anzubietende Entschädigung verfügbar. In jeder Hinsicht war der Zeitpunkt zum Beginne der Friedensverhandlung gekommen.

Um den Verlauf der venetianischen Ereignisse richtig aufzufassen, muß man von der spätern bonapartistischen Legende völlig absehn. Diese knüpft an die Vorwürfe an, welche der General im April 1797 der venetianischen Regierung zur Beschönigung seiner Angriffe zu machen für gut fand: Venedig habe im Stillen gerüstet und die Bevölkerung aufgewiegelt, um das französische Heer durch heimtückische Erhebung im Rücken zu fassen

---

[1]) Bonaparte an Bernadotte 26. März. Botta's entgegenstehende Angabe kann gegen die amtliche und sehr eingehende Erörterung nicht in Betracht kommen. Die Truppen des Sambreheers betrugen sich in Italien, wie das Jahr zuvor in Deutschland.

und zu vernichten. Es sei also, werden wir belehrt, nur ein Act gerechter Nothwehr gewesen, wenn Frankreich dieser venetianischen Insurrection eine Gegeninsurrection der demokratischen Partei in den venetianischen Provinzen gegenübergestellt hätte. Zur Widerlegung dieser Ansicht wäre schon die Bemerkung ausreichend, daß keiner ihrer Vertreter einen thatsächlichen Beweis dafür hat beibringen können. Die Regierung des Dogen ebenso wie die höchste Behörde der Terraferma reden in ihren zahlreich vorliegenden Verfügungen immer nur von Geduld und Neutralität; alle militärischen Vorkehrungen sind völlig bedeutungslos; die amtliche Correspondenz bezeugt überall den elendesten Mangel an Muth, Geld und Streitkräften. Nichts kann weiter entfernt als diese Haltung von den Vorbereitungen eines Offensivkriegs auf Tod und Leben sein. Dies wird denn auch in vollem Maße von dem Vertreter Frankreichs in Venedig, dem Gesandten Lallemant anerkannt: wiederholt bezeugt er, daß die Bevölkerung die Franzosen hasse, was bei den endlosen Erpressungen und Mißhandlungen allerdings kein Wunder war, daß die Regierung aber Alles aufbiete, den Frieden zu erhalten. Ausführlich erörtert er im Januar und Februar die Beschwerden des Directoriums gegen Venedig, und beweist, daß sie keine thatsächliche Begründung haben. Und schließlich hat Bonaparte selbst, nach Erreichung seines Zweckes, nicht mehr daran gedacht, die vorher ersonnenen Anklagen aufrecht zu halten. Als er den Krieg mit der Republik suchte, griff er allerdings zu dem ersten besten Vorwande, wie er ihm unter die Hand fiel. Später aber, als er in seinen Dictaten auf St. Helena der Nachwelt das von ihm gewünschte Bild seiner Thaten zu zeichnen suchte, als er nicht bloß die letzten Anlässe zum Bruche, sondern die inneren Ursachen des Gegensatzes erörterte: da sagte er keine Sylbe von gefährlichen Umtrieben der venetianischen Regierung, sondern begnügte sich mit der Behauptung, daß der Streit zwischen Aristokraten und Demokraten dort wie anderwärts in der Luft gelegen, daß der Ausbruch desselben ohne sein Zuthun, und sogar sehr gegen seine Wünsche mit Naturgewalt erfolgt sei, und daß er dann freilich nicht umhin gekonnt, die Sache der französisch gesinnten Demokraten zu begünstigen[1]). Der einzige Vorwurf, den er der venetianischen Regierung macht, ist ihre beharrliche Ablehnung der französischen Allianz und einer Verfassungsänderung in Venedig selbst. Das mochte unklug gewesen sein: offen-

[1]) Montholon IV, 118 ff.

bar aber enthielt es für Frankreich keinen gerechten Titel zur Kriegserklärung.

Nach Bonaparte's eignem Zeugniß also hat die venetianische Regierung keine Angriffspläne gegen Frankreich geschmiedet: und nicht leicht wird jemand gerade dieses Zeugniß in seinem Munde für verdächtig erklären. Andrerseits leugnet er dort in gleicher Weise jeden eignen Schritt zur Offensive gegen Venedig, jede Betheiligung an dem Aufstande der Demokraten gegen die venetianische Regierung. Hier kann offenbar seine Aussage zu seinen eignen Gunsten nicht so schwer wiegen wie vorher zu Gunsten Venedigs, und, wie wir gleich sehen werden, steht sie mit den schlechthin beglaubigten Thatsachen in schneidendem Widerspruch. Vielmehr war sein Verhalten gegen Venedig so beschaffen, daß seine Anhänger allen Grund hatten, die Fabel einer vorausgegangenen Feindseligkeit Venedigs auszubilden: es gab keinen andern Weg, um Bonaparte's Maßregeln gegen die wehrlose Republik auch nur einigermaßen in milderes Licht zu rücken.

Wir erinnern uns, daß Bonaparte im December 1796 das Castell von Bergamo unter Anderem auch deshalb in Besitz nahm, weil, wie er dem Directorium schrieb, gerade in dieser Gegend der Haß der Einwohner gegen Frankreich am allergrimmigsten sei. Seitdem war nichts geschehen, diese Stimmung zu bessern: die Requisitionen und Plünderungen waren ihren Weg gegangen; die Bevölkerung war jeden Tag bereit, die Waffen gegen die Unterdrücker zu ergreifen, und ihr tüchtiger Podesta, Ottolini, hatte sie zum Theile militärisch organisirt, freilich nicht um loszuschlagen, was ihm Battagia und die Staatsinquisitoren um die Wette verboten, sondern um sie sicherer im Zügel zu haben. Zugleich aber hatte er seine Kundschafter bei den französischen Behörden, und vornehmlich in Mailand, wo sich nach Bonaparte's Befehlen eine demokratische Regierung und unter deren Schutze eine Anzahl revolutionärer Clubs aus Mitgliedern aller Zungen Europa's gebildet hatte. Seit dem Februar kam von dort an Ottolini eine Nachricht nach der andern, welche drohende Umtriebe gegen die venetianische Herrschaft ankündigte; er sandte endlich seinen Secretär nach Mailand hinüber, der am 9. März dort von dem Advocaten Serpieri wichtige Enthüllungen erhalten sollte. Serpieri empfing den Agenten mit geheimnißvoller Vorsicht; er führte ihn in ein entlegenes Zimmer, wo bald nachher ein junger französischer Officier von kleiner Statur und lebhaftem Benehmen eintrat, der Adjutant des General Kilmaine, Namens

Landrieux, und dem erstaunten Venetianer in ausführlicher Erzählung die Kunde gab, daß nach zehn Tagen ein Aufstand in Brescia bevorstehe, unter Beihülfe der französischen Behörden und der Führung einiger brescianischer Edelleute, welche er dem Agenten namhaft machte. Er erklärte, daß er, um die Ehre der französischen Nation zu retten, sich entschlossen habe, diesen Schurkenstreich durch seine Mittheilung zu vereiteln. Der Agent eilte mit der wichtigen Nachricht so schnell wie möglich zu Ottolini zurück, mit dem Eindrucke, daß schlimme Dinge jedenfalls bevorständen, aber allerdings Landrieux's Zuverlässigkeit ihm höchst verdächtig erscheine. Ottolini gab die Meldung weiter an Battagia, der sich nach seiner Weise zweifelnd und unthätig verhielt.

Jenes Mißtrauen gegen Landrieux war in der That nur zu gerechtfertigt. Er hatte dem Agenten lediglich deshalb von Brescia's Bedrohung erzählt, um die Aufmerksamkeit von Bergamo abzulenken; er selbst hatte die Fäden der Verschwörung in der Hand, und war der Leiter der kleinen Insurrectionspartei, die in den venetianischen Städten nur vereinzelte, über die Alleinherrschaft der Hauptstadt mißvergnügte Notabeln zu Anhängern hatte. Diese hatten nach französischem Muster politische Clubs gebildet, deren Anstrengungen General Kilmaine im Stillen zu unterstützen beauftragt war, immer unter Bewahrung des äußeren Scheines einer höchst gewissenhaften Neutralität. Kilmaine hatte sich dann zu diesem Geschäfte seinen Adjutanten Landrieux als einen gewandten und anschlägigen Kopf erlesen, und ihm Weisung gegeben, mit den Clubs in Verbindung zu treten, ihre Leitung zu übernehmen, immer aber in solcher Weise aufzutreten, daß er im Falle des Mißerfolgs von seinen Vorgesetzten völlig verleugnet werden könnte[1]). Er hatte jetzt seine Vorbereitungen beendigt, und am 12. März empfing Ottolini eine Botschaft des französischen Befehlshabers im Castelle, Lefaivre, der sich über die verstärkten venetianischen Patrouillen beschwerte und dagegen seine Batterien schußfertig machte[2]); gleich nachher stürzten zahlreiche Bürger in das Gemach des Podesta, Lefaivre habe sie aufgefordert, eine Insurrectionsacte gegen Venedig zu unterschreiben und sich einen souveränen Stadtrath zu wählen: was sie thun sollten? Ottolini bat sie, die Treue gegen den rechtmäßigen Fürsten

---

[1]) Mémoires de Masséna II, 368.

[2]) Dies gesteht Lefaivre in seinem spätern Bericht über das Ereigniß selbst ein; seine weitere Betheiligung leugnet er ab.

zu bewahren, wußte aber freilich sonst ihnen wenig Trost zu geben. Im Laufe des Tages sammelten dann zwei französische Officiere von Straße zu Straße unter Verheißungen und Drohungen Unterschriften zu der Acte; in der Nacht fing man einen Courier Battagia's an Ottolini auf, unter dessen Depeschen sich eine Namenliste der einheimischen Verschwörer vorfand, und diese beeilten sich darauf, mit Lefaivre zum Abschluß zu kommen. Am Morgen des 13. März wurde der neue Stadtrath eingesetzt, die Freiheit Bergamo's ausgerufen, und auf Lefaivre's Befehl Ottolini aus der Stadt gewiesen. Die Kanonen des Castells beherrschten den Ort; Ottolini, bei den Bürgern wegen seines privaten Lebenswandels wenig beliebt, hatte nur einige Compagnien slavonischer Truppen bei sich; er verzichtete auf den Widerstand und floh nach Venedig[1]).

Dort fiel die Kunde wie ein Donnerschlag in den Senat. Man wandte sich an Lallemant, der auf das Bestimmteste das Benehmen der französischen Officiere für unverantwortlich und der Gesinnung des Directoriums widersprechend erklärte. Man wies dann den venetianischen Gesandten in Paris, Querini, an, beim Directorium Abhülfe zu begehren; dieser antwortete, Gott werde hoffentlich Venedig vor weiterem Unheil bewahren, er selbst aber sei überzeugt, daß Venetien als Entschädigung für Oesterreich bestimmt sei; jedenfalls werde die Entscheidung nicht von dem Directorium, sondern ganz ausschließlich von Bonaparte gegeben werden. An diesen hatte der Senat schon am 20. März zwei seiner bedeutendsten Staatsmänner, Franz Pesaro und Johann Corner, abgeordnet, gleich nach ihrer Abreise aber die weitere Schreckenskunde empfangen, daß auch Brescia dem Aufstande verfallen sei. Dorthin hatte Battagia einige Truppenverstärkung aus Verona heranziehen wollen, dann aber aus Furcht vor größerer Aufregung den Marsch derselben wieder abbestellt. Die Bürger der Stadt waren kleinmüthig, weil sie die Rebellen der französischen Unterstützung sicher und dann den Widerstand hoffnungslos erachteten. Die umliegenden Dörfer waren kampflustig im höchsten Maße, aber ohne Waffen, ohne Führer, ohne Organisation. So kam Battagia zu keinem Entschluß, und auf die Nachricht von dem Heranrücken einer aufständischen Colonne aus Bergamo begnügte er sich, eine Reiterabtheilung auf der dortigen Straße patrouilliren zu lassen. Diese stieß jedoch am 17. auf einige Compagnien der lombardischen Legion, welche angeblich Befehl

[1]) Ottolini's Bericht an den Senat.

hatten, über Brescia nach Peschiera zu marschiren, kam mit ihnen zum Gefecht und wurde auf Brescia zurückgeworfen. Als die Verfolger sich der Stadt näherten, hielt es Battagia für angemessen, ihnen zur Verhütung von Blutvergießen den Eingang ohne Weiteres zu gestatten. Kaum hatten sie darauf das Thor passirt, so besetzten sie den Markt, verhafteten zuerst den Podesta der Stadt und gleich nachher den Generalproveditore selbst, welchen sie dann am 19. aus der Stadt auswiesen. Darauf wurde auch hier durch einen kleinen Haufen Mißvergnügter ein demokratischer Stadtrath und die Unabhängigkeit Brescia's ausgerufen: die Masse der Bevölkerung sah verblüfft und schweigend zu, unter derselben noch eine Menge gut venetianisch gesinnt, aber nicht muthig genug, damit hervorzutreten [1]).

Die französische Garnison nahm in Brescia keinen unmittelbaren Antheil an der Bewegung, und Kilmaine sandte sogar der venetianischen Regierung die Abschrift eines Briefes ein, in welchem er dem Commandanten Lefaivre in Bergamo mit scharfem Tone die Hoffnung aussprach, daß die gegen ihn erhobene Anklage wegen Unterstützung der Rebellen unbegründet sei. Wie viel aber auf diese schönen Worte zu geben war, zeigte sich sofort auf die grellste Weise, indem die neu befreiten Städte Bergamo und Brescia ohne Zaudern ihre Volksbewaffnung zur weiteren Bekämpfung der venetianischen Tyrannei einrichteten, und zum Oberbefehlshaber derselben eben jenen Generalstabschef Kilmaine's, den Adjutanten Landrieux ernannten, welcher darauf die neue Würde ohne Einsprache seines Vorgesetzten anzunehmen in der Lage war. Am 20. März schrieb er seinem Freunde Augereau, welcher damals in Paris dem Directorium die mantuanischen Trophäen zu überreichen hatte, daß das Volk von Venetien, des aristokratischen Joches müde, sich an ihn gewandt habe; ich habe ihnen, fuhr er fort, einige Rathschläge gegeben, sie haben sie befolgt, sie sind frei, sie haben mich darauf zum Führer ihrer Truppen gemacht. Er bat ihn, die Nachricht dem Directorium mitzutheilen, und demselben anzugeben, auf welche Weise das Ereigniß darzustellen sei, um den Vorwurf des Neutralitätsbruches abzulehnen. Beeilt Eure Rückkehr, schloß er den Brief; man kämpft, man siegt, und Ihr seit entfernt! [2]) Mit dem größten Eifer ging man vorwärts. Die Absicht war, zunächst

---

[1]) Romanin X, 28. Raccolta II, 34 ff.

[2]) Masséna II, 536.

Salo am Gardasee und Crema zu revolutioniren, und damit der Herrschaft des Dogen westlich der Etsch vollständig ein Ende zu machen. Die Mailänder Regierung schaffte Geld, um die dortige Abtheilung der lombardischen Legion auf 2000, eine sogenannte polnische Legion, zumeist aus österreichischen Gefangenen und Deserteuren polnischer Zunge gebildet, auf 1500 Mann zu bringen; wenn diese gegen Venedig kämpften, so ließ sich immer noch in officieller Sprache sagen, daß die Franzosen unbetheiligt geblieben, obgleich freilich jedermann wußte, daß alle jene Truppentheile von Bonaparte begründet, organisirt und befehligt waren, und gegen seinen Willen kein Mann derselben sich zu rühren wagte. Die Geschütze, welche die Insurgenten in den nächsten Tagen zum Vorschein brachten, hatten kaiserlichen Stempel; es waren also keine französische, aber allerdings eroberte österreichische Kanonen, welche jenen durch die französische Behörde überliefert worden waren. In Paris sagte Carnot dem venetianischen Gesandten, das Directorium habe gegen die Unterwerfung der Rebellen nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß dabei die französischen Garnisonen nicht verletzt würden. Als darauf aber der Senat einige kleine Truppentheile über die Etsch hinüber senden wollte, erklärten umgekehrt die französischen Commandanten in Verona und Legnago, daß sie solche Durchmärsche als bedenklich für die Sicherheit ihrer Garnisonen nicht verstatten könnten. Der Senat war außer sich vor Schrecken und Kummer, brachte es aber zu keinem Entschlusse und war entblößt von allem Nothwendigen. Die Bauern in der Umgegend von Brescia, Salo, Verona, die kräftige Bevölkerung der Val Sabbia und Trompia, waren in der höchsten Erregung; auf eine Ansprache Battagia's, der jetzt in Verona seinen Sitz genommen, strömten binnen wenigen Tagen an 30,000 Mann zusammen, und Battagia bat dringend den Senat, zur Organisirung dieses Aufschwungs ihm eine Verstärkung von 3000 Mann Linientruppen, möglichst viele Officiere und Geschütze, vor Allem aber Geld zur Ernährung des Landsturms zu schicken. Im Senat wurde zunächst über die an Battagia zu ertheilende Vollmacht berathen. Er solle, schlug jemand vor, Verona unbedingt vertheidigen, im Nothfalle auch gegen die Franzosen. Da verwahrte sich ängstlich die Mehrheit, weil Bonaparte darin einen beleidigenden Argwohn finden könnte, und der Ausdruck unbedingte Vertheidigung an sich auch jenen Fall in sich schließe. So wurde die Weisung festgestellt, dann aber am folgenden Tage eine zweite Depesche erlassen, welche den Proveditore dringend zur Vorsicht,

Mäßigung und Neutralität ermahnte. Noch schlimmer war es, daß man die Sendung der begehrten Linientruppen nicht wagte, in der Sorge, die Hauptstadt dadurch zu stark zu entblößen; Gewehre und Munition waren nicht vorhanden; man schickte endlich vier Geschütze, die in halb unbrauchbarem Zustande waren, und hatte bei der Erschöpfung des Schatzes keinen Ducaten für Battagia übrig. Der unglückliche Beamte war darauf genöthigt, den größten Theil des begeisterten Landvolks in seine Dörfer zurückzuschicken, und ungefähr 3000 Mann, die er bei Verona zusammenhielt, durch freiwillige Beiträge der Veroneser zu ernähren. In so unruhig wühlender Thätigkeit auf der einen, in so elender Schwäche und Stumpfheit auf der andern Seite ging das venetianische Land den kommenden Katastrophen entgegen.

General Bonaparte war von diesen Dingen Schritt auf Schritt in Kenntniß erhalten worden. Ueber Bergamo's Aufstand hatte er am Tagliamento sowohl von den Empörern als von Battagia Nachricht empfangen; dann gab ihm Lallemant Meldung über Brescia, und am 23. März trafen Pesaro und Corner in seinem Hauptquartiere Görz ein. Er empfing sie mit großer Freundlichkeit, aber gab ihnen nichts als schöne Worte. Es war, schrieb er nachher dem Directorium, ein delicates Gespräch, da unter den augenblicklichen Umständen mir viel daran liegen mußte, einen offenen Bruch mit Venedig zu vermeiden, und doch die gewaltsame Unterdrückung der französischen Partei in den insurgirten Städten zu verhindern; allerdings tadele ich deren Beginnen und halte es zur Zeit eher für schädlich; aber ihre Widersacher sind zugleich unsere grimmigsten Feinde und würden uns bei völligem Obsiegen in Krieg mit der ganzen Bevölkerung verwickeln. Pesaro klagte über das Auftreten Lefaivre's in Bergamo; Bonaparte sagte, das sei ihm unglaublich, aber wenn es sich so verhalte, werde er den Officier vor ein Kriegsgericht stellen. Auf Pesaro's Klagen, daß der Aufstand immer weiter um sich greife, fragte der General, was der Senat zu thun gedenke; Pesaro erklärte die Nothwendigkeit militärischen Einschreitens, und Bonaparte erwiederte sofort, daß er nichts dabei zu erinnern habe, da die französische Regierung sich nicht in innere Fragen anderer Staaten einmische. Als theilnehmender Freund warf er nur die Bemerkung hin, ob es nicht gefährlich sei, das Waffenglück zu versuchen, da bei einem Mißlingen doch die Lage der Regierung sehr viel schlimmer werden müsse? Ob man nicht die Vermittlung Frankreichs anrufen, überhaupt die Beziehungen zu Frankreich enger ziehen

wolle? Als die Gesandten höflich ablehnten, wiederholte er, Venedig müsse am besten wissen, was ihm fromme: das Eine bedinge er sich aus, daß seine Garnisonen nicht durch den Kampf berührt würden. Hierauf sprach ihm Pesaro die Bitte aus, die französischen Besatzungen aus den Schlössern von Bergamo und Brescia zurückzuziehen, da dieselben die Rebellen ermuthigten, und die Operationen der Regierung hinderten, für Bonaparte's militärische Zwecke aber bei der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Kärnthen doch nicht mehr in Betracht kommen könnten. Aber der General belehrte ihn mit wohlwollender Ueberlegenheit, daß es unter allen Umständen die erste Kriegerpflicht sei, die Rückzugslinien für den Fall einer schlimmen Wendung besetzt zu halten, und lenkte das Gespräch von diesem für Venedig wichtigsten Punkte hinweg auf andere Dinge, welche den Gesandten an dieser Stelle ebenso unbequem wie überraschend waren. Wenn er nur sicher wäre, sagte er, über eine ächte Freundesgesinnung bei dem Senate! Aber Jahre lang habe dieser den Prätendenten in Verona beherbergt, jetzt gebe er dem Herzog von Modena in der Hauptstadt selbst seinen Schutz, und verwahre dessen reiches Vermögen und außerdem noch große Capitalien des Königs von England und anderer Feinde Frankreichs. Pesaro erläuterte nach Kräften die Unmöglichkeit, hieran etwas zu ändern und sprach dann die Hoffnung aus, daß mit dem Einrücken der Franzosen in Kärnthen die entsetzliche Aussaugung der venetianischen Landschaften aufhören werde. Hier aber fiel ihm Bonaparte heftig in das Wort. Daran sei nicht zu denken; sein Heer sei verstärkt, er bedürfe also vermehrte Lieferungen; wolle der Senat die einzelnen Bewohner von dieser Last befreien, so möge er monatlich aus der Staatscasse eine Million Franken vorschießen. Pesaro schrie auf, das sei unmöglich, der Schatz sei leer, worauf Bonaparte lächelnd meinte, an eine solche Armuth der reichen Republik möge er nicht glauben, übrigens könnten sie ja die Gelder des Herzogs von Modena nehmen. Noch wagte Pesaro die Einwendung, dann würde Oesterreich eine gleiche Forderung erheben; sofort aber nahm der General wieder einen hohen Ton an: die Oesterreicher habe ich für immer aus Italien verjagt; alle eure Städte, alle eure Plätze sind jetzt in meiner Hand allein. Es war deutlich, schrieb Pesaro nachher dem Senate, was er uns sagen wollte; er ist der Herr und kann der Republik seinen Willen dictiren, Gott errette die Republik. Bonaparte aber berichtete dem Directorium am 24. März: wir trennten uns als gute Freunde, sie schienen ganz zufrieden zu sein; die Hauptsache hiebei ist Zeit zu ge-

winnen; ich bitte euch, mir genaue Weisung zur Richtschnur meines Verhaltens zu geben.

Bonaparte sah, wie rüstig seine Agenten in den venetianischen Landen arbeiteten, wie unsicher die Haltung des Senates war, wie die schwache Republik rettungslos in den Bürgerkrieg und damit in den Streit gegen die französischen Besatzungen hineintrieb. Bereits am 20., gleich nachdem er Lallemant's Bericht empfangen, hatte er einen vorläufigen Befehl an Victor erlassen, seine Truppen staffelweise aus der Romagna der venetianischen Grenze anzunähern, und diese Bewegung in Rom durch Cacault als ein Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung Bonaparte's gegen den Papst darstellen zu lassen. Am 25. schrieb er an Carnot, mahnte zu möglichst baldigem Beginne der Operationen am Rheine, und deutete an, wie wünschenswerth die Einheit des Oberbefehls für alle kämpfenden Heere sein würde. Er eilte darauf seinen Truppen über das Gebirge nach, kam den 28. März über Tarvis nach Villach, ließ die Divisionen von dort auf Klagenfurt vorgehen, von wo die schwachen österreichischen Heerestrümmer ohne Kampf nach St. Veit zurückwichen, und gelangte persönlich am 30. in die Hauptstadt Kärnthens.

Von hier aus schrieb er dann am 31. März an den Erzherzog [1]: „Die tapfern Soldaten führen Krieg und wünschen Frieden. Dauert dieser Krieg nicht sechs Jahre? Haben wir genug Menschen getödtet, genug Uebel der Welt zugefügt? Wie dieser Feldzug schließen möge, wir werden beiderseits noch einige tausend Menschen umbringen; einmal muß man doch mit einem Verständniß endigen, denn Alles hat seine Grenzen, selbst die Leidenschaft des Hasses. Müssen wir uns um des englischen

---

[1]) Auf St. Helena hat er erzählt, er habe damals eine Depesche aus Paris vom 26. empfangen, daß die Armeen am Rheine noch nicht marschiren könnten, und, darob besorgt und entrüstet, den ersten Schritt zum Frieden gethan. Diese Angabe ist in jeder Hinsicht unzulässig. Eine Depesche vom 26. hätte in fünf Tagen nicht den Weg von Paris bis Klagenfurt (150 deutsche Meilen) zurücklegen können. Zwei Depeschen des Directoriums vom 26. sind in der Correspondance inédite mitgetheilt; sie sagen kein Wort von den Rheinheeren. Endlich bemerkt Bonaparte's Brief an das Directorium vom 1. April ganz ausdrücklich: le Rhin est sans doute passé dans ce moment-ci. J'en attends la nouvelle avec la plus grande impatience. Er hat also sicher nicht am 31. die officielle Nachricht von dem Aufschub der erhofften Operation bekommen.

Was ihn zu dem Briefe an den Erzherzog am 31. bestimmte, war nicht eine Pariser Depesche, sondern die venetianische Revolution.

Interesses willen weiter erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe, und so hoch über allen kleinen Leidenschaften stehen, wollen Sie den Ruhm eines Wohlthäters der Menschheit, eines Retters Deutschlands verdienen? Ich meine damit nicht, daß Ihnen die Rettung durch die Waffen unmöglich wäre, aber auch im günstigsten Falle würde Deutschland verheert werden. Was mich betrifft, wenn diese Eröffnung einem einzigen Menschen das Leben retten könnte, ich würde stolzer auf die so verdiente Bürgerkrone sein, als auf allen traurigen Ruhm der kriegerischen Erfolge."

Es ist unmöglich, ohne Widerwillen diese berechnete Biederkeit und Menschlichkeit aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, der im Voraus den Gimpel verachtete, bei welchem diese Klänge irgend einen Eindruck erzielen würden. Der Erzherzog antwortete, daß er keine Vollmacht zu Unterhandlungen besitze, und das Schreiben des französischen Feldherrn nach Wien eingesandt habe. Der ächte Bonaparte erscheint dann in einem Briefe, den er einige Tage später an Clarke nach Turin abschickte[1]: „Was ich vorausgesehen und euch in Bologna gesagt habe, ist geschehen; wir sind Herren von drei Provinzen des Hauses Oesterreich, und nur dreißig Stunden von Wien entfernt. Aber ich höre noch nicht, daß der Rhein überschritten ist, und ich gestehe, daß dies mich stark beunruhigt. Hätte ich 20,000 Mann mehr, so stände ich dicht vor Wien. Uebrigens ist zur Stunde der Rhein befreit, alle Streitkräfte des Hauses Oesterreich richten sich hierher. Berthier hat euch verschiedene Proclamationen geschickt, die ich hier im Lande gemacht habe. Das Alles wird mit Eifer gelesen, unsere Truppen haben sich leidlich aufgeführt, und der Einwohner scheint nicht sehr unzufrieden zu sein. Ich habe dem Erzherzog einen sehr philosophischen Brief geschrieben, worauf er mir geantwortet hat wie ein Kind, welches fürchtet von Thugut Schelte zu bekommen, oder vielmehr wie alle diese Menschen, die um so mehr Sclaven sind, je näher sie dem Throne stehen." Nach einer kurzen Reflexion über das Bündniß mit Piemont fährt er fort: „der Erzherzog hat ohne irgend eine Uebertreibung an Todten, Verwundeten und Gefangenen 25,000 Mann, an Todten, Verwundeten und Kranken habe ich höchstens 1000 Mann verloren. Täglich erwarte ich mit Ungeduld Nachricht vom Rheine; man wird von mir nicht fordern, daß ich mit 50,000 Mann Italien decke und das Haus Oesterreich umstürze."

---

[1]) Scheifling 16. Germinal (5. April).

Es war unter allen Umständen für ihn wünschenswerth, daß die Heere am Rhein in Bewegung kamen: dadurch mochte eine letzte Ansammlung der österreichischen Streitkräfte verhütet werden, ohne daß, wie die Verhältnisse jetzt lagen, ihm die erste Rolle bei dem bevorstehenden Triumphe noch entgehen konnte. Dem Directorium schickte er am 1. April seinen Briefwechsel mit dem Erzherzog, und erklärte seine Absicht, im Falle einer ungünstigen Entscheidung des Kaisers beide Schreiben zur Erbauung der Wiener drucken zu lassen; wenn sich aber, sagte er, in Wien Entgegenkommen zeigen sollte, so würde ich es auf mich nehmen, einen Präliminarfrieden zu zeichnen, dessen Bedingungen unter den jetzigen Verhältnissen viel günstiger sein müßten, als Alles, was in Clarke's Instructionen vorgeschlagen worden. Zu diesen trefflichen Aussichten paßte es freilich nicht ganz, wenn er dann wiederholt die Mißlichkeit seiner scheinbar so glänzenden Stellung betonte: die Gefahr, bei längerer Unthätigkeit des Rheinheeres erdrückt zu werden. Mit höchster Spannung erwarte er die Nachricht vom Rheinübergang; nur dies könne eine dem Beginn entsprechende Vollendung des Feldzugs sichern. In acht Tagen könne er Wien erreichen, wenn nicht diese Ungewißheit über den Marsch des Rheinheeres wäre. Oder auch, schließt er, hätte ich 20,000 Mann mehr, so brauchte ich nicht auf das Rheinheer zu warten; dann könnten meine Truppen wie im Postwagen nach Wien reisen.

In Wahrheit war dies Alles in hohem Grade übertrieben: er war noch für lange Wochen auf alle Fälle vor jeder ernstlichen Gefahr gesichert, aber freilich auch bei Weitem nicht stark genug, um allein durch Waffengewalt dem Wiener Hofe seinen Willen zu dictiren. Um zum Abschlusse zu kommen, war ein den Kaiser verlockendes Angebot unerläßlich, und Bonaparte wußte, daß sein darauf gerichteter Plan nicht nach dem Sinne seiner Regierung war. So setzte er seine bisherigen Erfolge in das farbigste Licht, um bei dem Directorium unbestimmte Hoffnungen auf einen herrlichen Frieden zu erwecken. Zugleich aber steigerte er die Größe der ihn bedrohenden Gefahren: konnte dann das Directorium sich wundern, wenn er durch so drückende Verhältnisse zur Annahme irgend einer unerwarteten oder unliebsamen Bedingung gezwungen wurde?

Drittes Capitel.

Neuwahlen in Frankreich.

Während der siegreiche Feldherr draußen von Fortschritt zu Fortschritt eilte, kam im Innern das Directorium an keiner Stelle der Lösung seiner Aufgabe näher.

Wir haben oben [1]) seine Thätigkeit bis zum Spätsommer 1796 verfolgt und dort wahrgenommen, wie durch die Entdeckung der communistischen Verschwörung das Directorium fast wider Willen den gemäßigten Mittelparteien angenähert, und dadurch eine gewisse Festigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten erlangt worden war. Aber nicht einmal die äußersten, dem ganzen bisherigen Bestande feindlichen Factionen wurden dadurch entmuthigt. Die Männer von 1793 waren durch die Verhaftung Babeuf's und seiner Freunde für einen Augenblick zersprengt, aber nicht gebändigt und noch weniger vernichtet. Bald genug nahmen sie ihre Umtriebe in der Hauptstadt wieder auf, und der Proceß, welcher das Leben ihrer Führer bedrohte, war für die Genossen ein Antrieb mehr, an dem Sturze der jetzt doppelt gehaßten Regierung zu arbeiten. Nachdem sie vergebens versucht hatten, einen Straßenauflauf zur Befreiung Babeuf's und zur Verhinderung seiner Abführung nach Vendome zu veranlassen, bildeten sie einen neuen leitenden Ausschuß, in welchem der frühere General Fion, der ehemalige Maire von Lyon, Bertrand, und einige Mitglieder der conventionellen Linken, Hugues, Cusset und Javogues die Hauptpersonen waren. Ihr Augenmerk richtete sich zunächst auf Gewinnung der zum Schutze der Hauptstadt versammelten Truppen, von denen ein ansehnlicher

[1]) Buch I, Capitel 4.

Theil dicht bei Paris in der Ebene von Grenelle ein stehendes Lager unter dem Befehl des Generals Foissac-Latour bezogen hatte. Als ihre Agenten dem Ausschusse berichtet hatten, daß ein früher zur Polizeilegion gehöriges Dragonerregiment und ein Bataillon des Departement Gard zum Aufstande bereit seien, beschloß man in der Nacht vom 9. September das Unternehmen zu wagen. Eine Bande von etwa sechshundert Patrioten sammelte sich Abends in verschiedenen Schenken in der Nähe des Luxemburg, um gegen Mitternacht die Directoren durch plötzlichen Anfall zu überrumpeln und niederzumachen. Erst im Beginne der Ausführung erhielt die Polizei Kunde von dem beabsichtigten Meuchelmord, so daß General Chanet die Kaserne der Directorialgarde nur wenige Minuten vor dem Erscheinen der Banditen alarmiren konnte [1]). Als diese die Wache auf ihrer Hut fanden, verschwanden sie eilig im Dunkel, und eine rasche Berathung der Führer lenkte sie zum Lager von Grenelle. Auch Drouet, bisher vergeblich von der Polizei gesucht, hatte sich eingestellt und bewegte sich hoch zu Roß an der Spitze des Zuges. Sie richteten ihren Marsch auf die Stelle des Lagers, wo das Bataillon des Gard seine Quartiere gehabt hatte, ohne zu wissen, daß es wenige Stunden vorher an das entgegengesetzte Ende des Lagers verlegt worden war. So gab es bei ihrem Erscheinen auf der Stelle Alarm; auf ihr meuterisches Geschrei antwortete die Truppe mit Flintenschüssen, und die Dragoner selbst wurden durch die rasche Energie ihres Commandanten Malo zum Angriff auf die Rebellen fortgerissen. In wenigen Minuten war Alles vorbei und die patriotische Bande theils niedergehauen, theils gefangen oder verjagt. Die Untersuchung warf bedenkliche Schatten auch auf Tallien und Fréron, so daß der Letztere auf längere Zeit zu verschwinden für gut fand; selbst gegen den Director Barras erhob sich üble Nachrede, theils wegen befremdlicher Weisungen, die er dem Commandanten Malo hatte zukommen lassen, theils nach dem Umstande, daß er mit seinem Freunde Rewbell während der Nacht nicht im Luxemburg, sondern in sicherer Zurückgezogenheit auf dem Lande gewesen war. Indessen sah man darüber hinweg und beeilte sich, den Proceß der verhafteten Empörer in summarischer Weise zu Ende zu bringen. Der gesetzgebende Körper gab auf Antrag des Directoriums seine Zustimmung, unter einer freilich gewaltsamen Umdeutung der einschlagenden Gesetze, die Angeklagten dem ordentlichen Richter zu

[1]) Carnot-Feulins, Histoire du directoire p. 39.

entziehen, und vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches dann in fünf Sitzungen 31 Gefangene, darunter Hugues, Javogues und Cusset, erschießen ließ, und eine weitere Anzahl zur Deportation verurtheilte.

Während diese neue Probe demokratischer Verwilderung Paris und Frankreich in Zorn und Schrecken versetzte, gab es doch eine Gruppe von Politikern im Lande, welche mit stillem Jubel jedes Symptom der Zerrüttung und Zersetzung in der Republik begrüßten, die Agenten der bourbonischen Prinzen. Wir haben diese Männer bei der unseligen Expedition von Quiberon bereits kennen gelernt, und brauchen hier nur zu sagen, daß sie seitdem unverändert die Alten geblieben waren. Es gab damals drei Agenturen Ludwig's XVIII., eine für den Osten, eine zweite für den Süden, eine dritte in Paris für den Rest des Landes; sie Alle empfingen ihre Weisungen von dem Herzog von La Vauguyon, welcher in dieser Zeit der erste Minister des länderlosen Königs in Blankenburg war, und seinen politischen Scharfsinn hinreichend durch die eine Thatsache bekundete, daß er unter allen europäischen Mächten den König von Spanien für die wichtigste Stütze der Ausgewanderten hielt, und diesem erhabenen Vetter eines Monarchen, ohne Rücksicht auf dessen französisches Bündniß und Godoi's französische Gesinnung, alle seine Pläne zum Sturze des Directoriums anvertraute [1]). Seine französischen Agenten trieben es nicht besser. Sie rührten sich mit leidenschaftlicher Unruhe, hatten geheime Gespräche mit Beamten und Deputirten, wechselten Briefe nach allen Richtungen und lieferten schon dadurch der Postpolizei des Directoriums ihre gefährlichsten Geheimnisse in die Hände. Ihre einsichtigeren Freunde warnten sie dringend, sich durch keine tollköpfige Uebereilung zu verderben; das Volk wolle keine revolutionäre Erschütterung weiter; Alles komme darauf an, der Unfähigkeit des Directoriums und dem Zorne der öffentlichen Meinung ihren natürlichen Gang zu lassen, die große Masse der gemäßigten Liberalen allmälich in das royalistische Interesse zu ziehen, und zu diesem Zwecke sich vor Allem auf die bevorstehenden Wahlen vorzubereiten. Die Agenturen des Ostens und Südens ergriffen in der That diese letzte Aufgabe mit lebhaftem Eifer, allerdings ohne von ihrer wesentlichen Bedeutung eine Ahnung zu haben. Auch ihre Mitglieder lebten der Meinung, daß es nur einer geschickten Intrigue zur Umwälzung der politischen Stimmungen und Zustände bedürfe. So ließen sie sich von dem eng=

---

[1]) Barante, Notice sur le comte de S. Priest.

lischen Gesandten Wickham in Bern große Geldsummen auszahlen und suchten sich damit Anhänger in den Departements zu kaufen: es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß die Menschen, die ihr englisches Geld nahmen, täglich bereit waren, gegen französische Zahlungen zum Directorium zurückzutreten. Noch schlimmer aber war das Verhalten der Pariser Agentur. An ihrer Spitze stand noch immer der Abbé Brottier, jener heillose Verderber von Quiberon. Jetzt wie damals war er fanatisch und leichtgläubig im höchsten Grade. Er wollte nicht abwarten, bis eine monarchisch gesinnte Mehrheit der beiden Räthe den Thron wieder aufrichtete, und dann vielleicht mit constitutionellen Schranken und liberalen Berathern umgäbe; wenn die Bergpartei von 1793 ihm verrucht erschien, so erklärte er die Liberalen von 1790 geradezu des Rades würdig; überhaupt meinte er, daß die Herstellung der Monarchie nicht durch langwierige Verhandlung, sondern durch rasche That erfolgen müsse. Er erfüllte seine beiden Genossen, den Marineofficier Duverne du Presle und einen frühern Gerichtsbeamten, Laville d'Heurnois mit der gleichen Gesinnung, und gerade das Fehlschlagen des communistischen Aufstandversuches schien ihnen ein treffliches Vorzeichen für das Gelingen ihres eignen Handstreichs. Der Herzog von La Vauguyon ging auf ihre Anträge in jeder Hinsicht ein; sie begannen darauf einige Waffen zu kaufen, etwas Mannschaft zu werben, und vornehmlich unter den Linientruppen Anhänger zu suchen. Ihr Schlachtplan machte wenig Anspruch auf neue Erfindung: zur günstigen Stunde sollten durch plötzlichen Angriff die Barrieren und Hauptplätze besetzt, die Directoren und Minister erschlagen, die beiden Räthe eingesperrt werden; dann würde ein Ministerium im Namen des Königs die Regierung in die Hand nehmen; Brottier hatte die Liste desselben fertig, und wunderlicher Weise die jetzigen Minister Cochon und Benezech und mehrere Abgeordnete der gemäßigten Partei darauf gesetzt, die keine Ahnung von der ihnen zugedachten Ehre hatten. Was dann weiter geschehen würde, war nicht allzuklar. Einer ihrer Genossen erklärte später, die bevorstehenden Wahlen hätten abbestellt, eine königliche Amnestie durch das Parlament hinterher cassirt und die Liberalen von 1790 als die ächten Volksverführer auf das Grimmigste verfolgt werden sollen. Dazu stimmte freilich nicht ein Brief La Vauguyon's an Brottier, worin die Reinigung der Behörden, die Leitung der nächsten Wahlen und die Gewinnung der Mittelpartei als die höchsten Ziele der Bewegung eingeschärft wurden. Die Verschworenen hielten sich überzeugt, daß bei dem

Erscheinen Ludwig's XVIII. im Jura 12,000 Mann unter die Waffen treten, und die Lyoner unzögerlich die weiße Fahne aufstecken würden. Für Paris aber setzten sie ihr ganzes Vertrauen auf den Commandanten Malo, der, wie sie meinten, sich durch seinen tapfern Widerstand gegen die Demokraten als einen trefflichen Royalisten bewährt habe, und überließen sich einer noch schönern Hoffnung, als sie die Notiz erhielten, daß selbst der neu ernannte Befehlshaber der Directorialgarde, Ramel, ein geheimer Anhänger der Bourbonen sei. Brottier versuchte demnach bei diesen Officieren sein Heil. Sie hörten seine Eröffnungen freundlich an, machten aber sofort der Regierung Anzeige, und nahmen den Auftrag über sich, durch scheinbare Theilnahme die Verschwörer in das Garn zu locken. Demnach gingen ihre Gespräche ungefähr einen Monat hindurch ihren Gang; die Officiere gaben die besten Verheißungen über die Gesinnung ihrer Truppen, forderten aber endlich, gegen Ende Januar 1797, ehe sie losschlügen, die Vollmachten und Instructionen Ludwig's XVIII. zu sehen. Die Agenten willigten ein, die entscheidenden Papiere in Malo's Wohnung zu bringen; dort war die Polizei zu ihrem Empfange vorbereitet, und am 30. wurden die Drei mit ihren Documenten in Verhaft genommen.

Die Thatsache der Verschwörung war hier ebenso unumstößlich festgestellt, wie acht Monate früher bei Babeuf [1]). Auch dieses Mal aber traute das Directorium den ordentlichen Gerichten keineswegs und griff also, unter Zurückstellung des Hauptvergehens, den Nebenpunkt der versuchten Verführung der beiden Officiere heraus, um daraufhin die Angeklagten vor das ständige Militärgericht zu verweisen. Die Vertheidigung legte gegen dieses Verfahren um so entschiedener Widerspruch ein, als der Text des Gesetzes bei dem vorliegenden Vergehn es sogar zweifelhaft ließ, ob auf französischem Boden überhaupt die Zuständigkeit der Militärgerichtsbarkeit Platz greifen könne. Pastoret verfocht bei den Fünfhundert diese Ansicht mit großem Nachdruck, aber ohne Erfolg, und das Kriegsgericht, der Aufforderung des Justizministers Merlin entsprechend, wies die Verwahrung der Angeklagten zurück. Darauf aber legte einer der Vertheidiger Berufung an den Cassationshof ein, und diese höchste Gerichtsbehörde

[1]) Ludwig XVIII. suchte den üblen Eindruck durch ein Manifest zu verwischen, in dem er über Entstellung seiner wahren Absichten durch die bei Brottier angeblich gefundenen Papiere klagte. Indessen zeigt seine Correspondenz mit St. Priest, so wie jene Mallet du Pan's, daß die vom Directorium veröffentlichten Ueberführungsstücke vollkommen authentisch waren.

erließ nach kurzer Berathung einen Beschluß an das Kriegsgericht, die Angelegenheit ihrer Prüfung zu unterbreiten. Hier kam denn wieder in traurigster Weise die gewaltsame Rechtlosigkeit des ganzen Zustandes zur Erscheinung. Trotz aller Erklärungen der Verfassung über die Unabhängigkeit der Rechtspflege und in erster Linie des Cassationshofs trat das Directorium mit einem Befehle an alle Beamte, die es anging, dazwischen, jener Verfügung des Cassationshofs den Gehorsam zu versagen. So war mit einem Schlage aus der Verfolgung einiger haltungsloser Intriganten ein staatsrechtlicher Streit erster Ordnung, ein Zusammenstoß der vornehmsten Staatsgewalten emporgewachsen. Alle Parteien desselben wandten sich an den gesetzgebenden Körper, wo dann während mehrerer Sitzungen der Fünfhundert in erregter Verhandlung das Recht der Revolution und die Heiligkeit des Gesetzes gegen einander abgewogen wurden. Die Entscheidung war nicht lange zweifelhaft. Der Schreck vor den Communisten hatte einen Theil der alten Conventsmänner mit den Gemäßigten vereinigt; ein größerer Theil aber trat gegenüber den bourbonischen Anhängern wieder zu der Linken zurück. Die Beschwerde des Cassationshofs und die Bittschrift der Angeklagten wurde durch einfache Tagesordnung beseitigt.

Das Verfahren des Militärgerichts hatte darauf seinen Fortgang. Aber selbst hier sollte das Directorium eine unangenehme Erfahrung machen. Das Gericht zeigte schlechterdings keinen Durst nach dem Blute der Angeklagten, erklärte sie endlich der verbrecherischen Werbung für überführt und deshalb todeswürdig, verwandelte aber wegen mildernder Gründe die Strafe in zehnjährige Einsperrung. Die Regierung griff darauf zu dem gehässigen Mittel, sich jetzt des früher zurückgeschobenen Hauptverbrechens der Angeklagten, der Verschwörung gegen die Republik, zu erinnern, und die Drei dem Criminalgericht der Seine zu neuer Verfolgung zu überweisen.

So widerwärtig und herabwürdigend die Haltung des Directoriums bei diesem Vorgang gewesen, immer blieb die Thatsache bestehen, daß binnen drei Monaten zwei regierungsfeindliche Factionen ihren Aufstandsversuch gemacht und in kläglichem Mißlingen geendigt hatten. Jede andere Regierung der Welt wäre aus solchen Erfolgen mit doppelter moralischer Kräftigung hervorgegangen. Es ist im höchsten Grade bezeichnend für die Verfahrenheit des französischen Staatswesens, daß dem Directorium aus seinen Triumphen im Innern nicht die geringste Frucht erwuchs. Das französische Volk hatte eben ganz andere, bleibende Gründe

für seine Verwerfung dieser Regenten, Gründe, bei welchen kein verkehrter Streich der Communisten oder Bourbonisten das Geringste dazu- oder davonzuthun vermochte.

Die inneren Zustände waren Ende 1796 ganz in derselben Lage wie ein Jahr vorher. Die elementaren Bedürfnisse des Gemeinwesens wurden von der constitutionellen Verwaltung ebenso wenig befriedigt, wie von der Dictatur des Convents. Nicht einer der tiefen Schäden der revolutionären Jahre war geheilt, nicht einer der großen Verwaltungszweige that seinen Dienst. Die Sicherheit von Person und Eigenthum, der religiöse Friede, die Ordnung der Gemeinden, die Pflege der Schulen, das Gedeihen von Ackerbau und Verkehr, alle diese Grundlagen des gesellschaftlichen Daseins waren nach wie vor in beispielloser Auflösung und Verwirrung. Für die meisten dieser Sorgen hatte das Directorium überhaupt keinen Augenblick thätigen Interesses gefunden; bei mehreren verdarb es nach seinen jacobinischen Tendenzen die Herstellung geradezu; wo der gesetzgebende Körper hier und da die helfende Hand anzulegen suchte, kam bei endlosem Redestreit und Parteihader wenig Ergiebiges zu Stande. Wurde endlich eine nützliche Einrichtung verfügt, so hinderte in der Regel die jämmerliche Finanznoth ihre Verwirklichung.

Im Laufe des Herbstes 1796 häuften sich aus allen Departements die Klagen über die zunehmenden Raubanfälle. Im Norden und Westen zogen die Uebelthäter in großen Banden umher, brachen mit gewaffneter Hand in die Bauerhöfe ein und entrissen den Bewohnern durch furchtbare Torturen ihre Habe. In Paris wagte nach dem Dunkelwerden niemand ohne Waffen auszugehen, und es konnte vorkommen, daß bei hellem Tage einige Diebe, als Polizisten verkleidet, ein ganzes Haus ohne irgend eine Störung ausräumten. Aus einer Reihe von Departements erhielt die Regierung die Nachricht, daß die Gendarmeriebrigaden wegen Ausbleiben des Soldes sich aufgelöst, die Mannschaft Pferde und Waffen verkauft und sich dann in die Heimath zerstreut habe. Es dauerte bis zum Januar, ehe neue Formationen verfügt wurden, und dann vergingen noch lange Monate, ehe sie wirklich in das Leben traten. Da das Directorium sich aus politischem Mißtrauen gegen jede Art von Volksbewaffnung sträubte, und deshalb die Nationalgarde zwar auf dem Papiere, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden war, so wurde mithin ein großer Theil des Reiches ein halbes Jahr lang ohne jeden bewaffneten Schutz jedem Treiben seiner sittenlosen Elemente Preis gegeben. Dazu machte

man die Bemerkung, daß der größte Theil der Uebelthäter entsprungene Verbrecher, die Gefängnisse also nicht besser als im Jahre 1795 verwahrt waren [1]).

Die Folgen einer solchen Ohnmacht des Staatsschutzes mußten um so massiver hervortreten, je tiefer nach den langen revolutionären Convulsionen auf der einen Seite der Durchschnitt der öffentlichen Sittlichkeit, und auf der andern die Entwicklung des nationalen Wohlstandes gesunken war. Eine einzige Ziffer wird ausreichen, ein Maß dafür zu geben. Während damals die jährliche Zahl der Geburten in Frankreich sich auf ungefähr 800,000 stellte, war die Masse der ausgesetzten Kinder Ende 1796 auf 50,000 gestiegen, und mit Schrecken erfuhr der Rath der Fünfhundert am 17. December, daß bei der elenden Verpflegung der Findelhäuser sieben Achtel dieser unglücklichen Wesen dem Tode verfallen seien. Im schneidenden Contraste dazu war die Zahl der Spielhöllen in Paris, für die Reichen im Palais National, für die ärmere Classe in den elysäischen Feldern, im Laufe des Jahres um mehrere hundert gewachsen; auf vielfache Botschaften, welche der Rath der Fünfhundert darüber an das Directorium richtete, erfolgte keine Antwort, sondern bald nachher ein Antrag desselben, zur Hebung der Staatseinnahmen das Lotto wieder einzuführen, da seine Aufhebung bei der unverbesserlichen Spielsucht des Volkes keine andere Wirkung habe, als den auswärtigen Lotterien den Gewinn zuzuwenden. Ebenso fruchtlos waren einige Versuche, die im Rathe der Fünfhundert auf Einschränkung der wilden Ehescheidung gemacht wurden; sie begegneten bei der Mehrheit einer entschiedenen Abneigung, und wurden auf die bevorstehende, aber nie eintretende Berathung des bürgerlichen Gesetzbuches [2]) vertagt.

Nicht besser als um die öffentliche Moral stand es um die geistige Bildung Frankreichs. Die Schwierigkeiten, welche jede Bemühung des Conventes zur Hebung des Unterrichtswesens vereitelt hatten, dauerten in ungeschwächtem Maße fort: die eigne Unfähigkeit der Machthaber, die entsetzliche Geldnoth und die Feindseligkeit der Kirche ließen nirgend eine gedeihliche Entwicklung der Schule zu. Wenige Einzelnheiten aus den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers werden dies anschaulich machen.

---

[1]) Rath der Fünfhundert 25. Sept., 29. Oct., 2., 7., 17. Nov., 6. Decbr. 1796.

[2]) Ende Januar 1797 wurden einige Artikel desselben decretirt. Dann aber blieb die Sache wieder liegen.

Am 3. September berichtete Mercier, ein geistreicher, aber charakterloser und oberflächlicher Schriftsteller, den Fünfhundert über einen Antrag des Directoriums, an den Centralschulen oder Gymnasien Professoren der lebenden Sprachen anzustellen. Er sprach sich mit größter Entschiedenheit gegen den Antrag aus. Die vielen Professoren, sagte er, bildeten nur Schwätzer heran; wer die alten Sprachen lernen wolle, möge sie sich kaufen, wer die neuen erstrebe, möge reisen; aber die Hauptsache für die menschliche Bildung sei die Forderung, daß es in Zukunft nur eine Sprache in Europa geben dürfe, und Frankreich sei wahrlich nicht zu stolz, wenn es erkläre, daß dies die französische sein müsse, die sonstigen Nationen möchten die Sprache des Siegers lernen. Dagegen erhob sich ein anderer Redner mit der Erklärung, daß an den französischen Gymnasien wenigstens die fünf Ursprachen, das Arabische, Griechische, Lateinische, Slavonische und Deutsche gelehrt werden müßten. Nach langer Verhandlung sprach endlich Fabre de l'Aude das Wort der Situation: man schlägt euch viele schöne Dinge vor, ohne euch die Art der Ausführung anzugeben: diese Centralschulen, über deren Besetzung ihr streitet, existiren fast in keinem Departement; leider sind auch eure Elementarschulen nur auf dem Papiere vorhanden, sorgt also zunächst für deren Errichtung. Niemand widersprach, und der Gegenstand wurde ohne Beschluß verlassen.

Die hier empfohlene Sorge für die Elementarschulen bethätigte sich zwei Monate später in einer Resolution der Fünfhundert, welche den veräußerlichen Nationalgütern auch die bisher zurückgehaltenen Pfarrhäuser zuzählte. Es wurde gleich nachher darauf hingewiesen, daß diese seit ihrer Beschlagnahme den Schullehrern und Schulen als Amtswohnung überwiesen worden seien, und deshalb ihre Veräußerung wieder hinausgeschoben. Aber unaufhörlich kam die ministerielle Partei auf den Antrag zurück. Die Gebäude seien verfallen, die Lehrer zur Herstellung unvermögend, die Localitäten zu Schulzwecken ungeeignet; dazu sei der Verdacht begründet, daß vielfach die ehemaligen Pfarrer unter der Maske des Lehramts in den Wohnungen zurückgeblieben seien, und von hier aus die Bauern mit freiheitfeindlicher Gesinnung vergifteten. Die Demokraten waren fest entschlossen, lieber alle Schulen des Landes zu zerstören, als ein solches Einschleichen der Geistlichen zuzulassen.

Die ökonomischen Verhältnisse des Landes wurden noch immer durch die Nachwehen der communistischen Papierwirthschaft in Verwirrung erhalten. Allerdings nahmen die Mandate ein rascheres Ende als ihre

Vorgänger, die Assignaten; aber auch sie passirten nicht, ohne auf dem ganzen französischen Gebiete zahllose Wunden zu hinterlassen. Wir haben gesehen, wie plötzlich sie auf einen Cours von fünf Procent ihres Nennwerthes gesunken waren: so entschieden war ihr Verruf, daß die Regierung schon im Juli auf die früher verfügte Maßregel zurückgreifen, und jedem Gläubiger die Befugniß geben mußte, die Annahme einer fälligen Schuldzahlung zu verschieben. Dies war das Signal zu einer völligen Verdrängung der Mandate aus dem Privatverkehr, der jetzt, in Paris zu großem Theile und in den Provinzen ganz ausschließlich, auf das bisher versteckte Metallgeld zurückkam, und durch schweigende Uebereinkunft die Zettel der Regierung thatsächlich aus seinen Geschäften verbannte. Es war nach fünfjährigem Schwindel die Rückkehr zu gesunden wirthschaftlichen Grundlagen. Aber die revolutionären Parteien sahen diese Entwicklung mit Besorgniß und Kummer. Die geächteten Mandate strömten nach Paris zusammen, während die Hauptstadt den lebhaftesten Wunsch hatte, die gefährlichen Scheine den Provinzen zurückzuschieben. Die Regierung fand den Gedanken unerträglich, ein für alle Mal des unvergleichlichen Fortunatussäckel, der Aneignung des Nationalreichthums durch beliebige Papieremission, beraubt zu werden. Um die Mandate im Umlauf zu erhalten, bestand man also eigensinnig auf der Clausel ihres Einführungsgesetzes, wonach der Kaufpreis für Nationalgüter nur in Mandaten bezahlt werden konnte. In den Departements trat darauf der unerhörte Fall ein, daß die Käufer, außer Stande das Papiergeld aufzutreiben, den Kaufpreis in Silber anboten, aber unerbittlich damit abgewiesen wurden: mit anderen Worten, der Staat wies Hundert in Silber zurück, und zog Fünf in Papier vor, lediglich um für die Zukunft die Möglichkeit neuer Papierfluth zu erretten. Indessen bedarf es kaum der Bemerkung, daß eine solche Ungeheuerlichkeit nicht lange Bestand haben konnte. Im November verfügte der gesetzgebende Körper die Zulassung des Metallgeldes zum Güterverkauf, und hob dann, durch die unvermeidliche Verkettung der Thatsachen gedrängt, im Februar 1797 den gesetzlichen Zwangscours der Mandate auf, was bei der damaligen Lage mit der völligen Vernichtung des Papiergeldes gleichbedeutend war. Sie hatten zehn Monate bestanden, und während dieser kurzen Zeit zu den früheren Katastrophen der Revolution einen neuen Bankerott von 2400 Millionen gefügt.

Dem Staate hatten sie für einige Wochen die Mittel geliefert,

den öffentlichen Haushalt vor völligem Zusammensturz zu bewahren. Er hatte diesen Dienst bezahlt, wie wohl niemals ein bedrängter Schuldner den wucherischen Helfer gelohnt hat: er hatte vermittelst der Mandate die kolossale Beute der Revolution, die Nationalgüter, für einen Spottpreis weggegeben. Der Werthbetrag der im Frühling 1796 noch verfügbaren Domänen war, wie wir uns erinnern, niemals genau bestimmt worden; während die Opposition ihn auf zwei Milliarden veranschlagte, rühmte der Berichterstatter der directorialen Mehrheit, daß er mehr als fünf mal so groß sei. Habe er nun im April elf oder zwei Milliarden betragen, sicher ist, daß er durch die Verkäufe des Sommers in seinem ganzen Umfange fortgegeben wurde, ohne daß der Staat dafür etwas Anderes als die im Februar 1797 auf Null reducirten Mandate zurückerhalten hätte. Denn nachdem im August 1796 die früher vorhandene Gütermasse durch Einziehung der belgischen Klöster um 1100 Millionen vermehrt worden, erhielten im October die Räthe den amtlichen Bericht, daß zur Zeit noch Nationalgüter im Werthe von 1150 Millionen unverkauft seien; der Bestand der alten großen Confiscationen, abgesehen von den belgischen Klostergütern, war also bis auf einen kleinen Rest den Inhabern der Mandate überlassen worden.

Schlimmer aber als diese öffentliche Einbuße war die verlängerte Unsicherheit, welche die Mandate bei allen Geschäften des Privatverkehrs fortgeschleppt hatten. Schon beim Schlusse des Conventes gab es keine wichtigere Frage, als nach den ungeheueren Schwankungen der Assignaten die Regulirung der aus älteren Verträgen stammenden Forderungen. Es gab schlechterdings kein Lebensgebiet, auf dem diese Frage nicht in mannichfachster Anwendung unaufhörlich wiedergekehrt wäre, die Frage: welchen Realwerth schuldet heute, wer vor einer gewissen Zeit einen gewissen Nennwerth versprochen hat? Es ist einleuchtend, daß vor ihrer endgültigen Lösung kein Rechtsverhältniß im Lande sichern Bestand gewinnen konnte; es war also ein nationales Unheil ersten Ranges, daß die Lösung durch das Experiment der Mandate um mehr als ein Jahr verzögert wurde. Nicht früher als am 4. October 1796 brachte der Abgeordnete Crassous den ersten Antrag darüber an die Fünfhundert, auf Anerkennung der beiden leitenden Grundsätze gerichtet: alle vor Neujahr 1792 geschlossenen Verträge haben die Vermuthung für sich, daß sie Leistungen in Silbergeld, also zum vollen Nennwerth, beabsichtigen, dagegen alle seitdem eingegangenen, daß sie Leistungen nach dem Course des

Papiergelds am Abschlußtage zur Folge haben. Mit dem Jahre 1792 hatten die Schwankungen der Assignaten empfindlich zu wirken begonnen: daraus ergaben sich die beiden Sätze einfach genug. Aber sogleich zeigte sich, an welch bedenklichen Stoff man heranzutreten im Begriffe stand. Talot erklärte, nichts sei gerechter, als die Berechnung der seit 1792 verabredeten Leistungen nach ihrem Courswerth. Aber, fügte er hinzu, die gleiche Gerechtigkeit fordere die Anwendung dieses Satzes auch auf die schon geleisteten Zahlungen, auf die bereits abgewickelten Rechtsgeschäfte. Ueber 200,000 Familien seien durch den bisherigen Zustand in entsetzliches Elend gestürzt. Er führte einen Fall an, wo ein Bürger im Departement Correze früher 15,000 Livres Silber entliehen, dann zur Assignatenzeit für 15 Louisd'or sich 30,000 Livres Papier gekauft und mit der Hälfte derselben seine alte Schuld zurückbezahlt hatte; er knüpfte daran den Antrag, daß alle zur Zeit des Papiergeldes gemachten Zahlungen nur als Abschlagszahlungen nach dem Maße des zu ihrer Zeit vorhandenen Courses zu betrachten seien. Die Aufregung, welche das gutgemeinte Wort hervorrief, war ungeheuer. Gewiß, rief Lecointe, wir haben großes Unglück nnd vielfache Ungerechtigkeit erlebt. Aber der Antrag würde uns in noch bodenloseres Unheil verstricken. Die Assignaten sind in allen Arten von Rechtsgeschäften von Hand zu Hand gegangen; das Alles würde zerrüttert und erschüttert; Alles, was seit sechs Jahren geschehen, würde mit dem Fluche der Nichtigkeit getroffen, und zuletzt müßte der Staat den Nominalwerth aller seiner Assignaten zurück erstatten. Unter lebhaftem Tumult wurde der unbequeme Antrag durch die Vorfrage beseitigt.

Erst nach vollen vier Wochen kam die Versammlung auf die wichtige Aufgabe zurück. Die damit beschäftigte Commission hatte fernere Erwägung gepflogen, und die Sache bei jedem Schritte immer dorniger, immer verwickelter gefunden. Sie blieb bei jenen leitenden Grundsätzen, Zahlung des Vollwerths bei den Verträgen aus der früheren, und Reduction auf den Courswerth bei denen aus der späteren Zeit. Aber sobald man nun einen Schritt vorwärts zur praktischen Anwendung der Grundsätze thun wollte, thürmten sich die Sorgen und die Schwierigkeiten auf. Zunächst erwog man den Termin der Abgrenzung zwischen beiden Perioden, und legte ihn zurück auf den 1. Juli und schließlich auf den 1. Januar 1791. Dann zog man die vor diesem Tage eingegangenen Rechtsgeschäfte in nähere Betrachtung, also jene Verträge, bei denen die Contrahenten nur an Metallgeld hatten denken können, der Schuldner

mithin jetzt die gleiche Summe Metallgeld zahlen sollte. Die Commission hatte hier die Frage aufgeworfen, ob denn wirklich die gleiche Summe Silbers heute in der That denselben Werth wie 1790 bedeute, und hatte dieselbe entschieden verneint. Der Werth des Silbers, erklärte sie, sei in den letzten sechs Jahren wenigstens auf das Doppelte gestiegen, wie man z. B. an dem noch stärker gesunkenen Preise der Landgüter deutlich erkenne; man würde also die wirkliche Leistung des Schuldners verdoppeln, wenn man ihn zur vollen Zahlung des 1790 verheißenen Silberquantums verpflichtete. Es wurde demnach beantragt, dem Gläubiger die Wahl zu lassen zwischen Herabsetzung der Summe auf die Hälfte oder Aufschub der Zahlung bis sechs Jahre nach dem Ende des Krieges, einem Zeitpunkte, meinte die Commission, wo das Geld hoffentlich nicht mehr so selten wie heute sein wird.

Gegen diese Erörterung erhob sich Widerspruch auf allen Seiten des Hauses. Man bemerkte, wenn man freilich heute für die gleiche Geldsumme einen doppelt so großen Acker wie 1790 kaufen könne, so sei in Wahrheit nicht der Werth des Geldes gestiegen, sondern jener der Aecker gefallen, in Folge der ungeheueren, plötzlich auf den Markt geworfenen Gütermassen und der Zerrüttung des Ackerbaues durch die Stürme der Revolution. Man habe dafür den handgreiflichen Beweis in der Vertheuerung der sonstigen Waarenpreise und des Arbeitslohnes, in welcher eher ein Sinken als ein Steigen des Geldwerthes sich darstelle; eine Herabsetzung der Geldschulden, wie die Commission sie vorschlage, würde also eine wahre Plünderung der Gläubiger bedeuten. Diese Gründe machten so starken Eindruck, daß der Rath auf der Stelle die beantragte Halbirung der Schulden verwarf. Allein deren Anhänger beruhigten sich bei diesem Beschlusse keineswegs. Sie räumten ein, daß bei den mannichfachen Schwankungen der Waarenpreise ein Schluß auf den Geldwerth unsicher genug sei. Aber um so entschiedener wiesen sie auf die Erscheinungen des Geldmarktes selbst hin, auf die offenkundige Thatsache, daß der Zinsfuß, der 1790 durchgängig auf sechs Procent gestanden, jetzt in ganz Frankreich auf fünfzig gestiegen war, ja bei kleinen Darlehen auf Faustpfand die unerhörte Höhe von sechzig und siebzig Procent erreichte. Wie könne man, fragten sie, es wagen, dieser Thatsache gegenüber die Seltenheit des Geldes zu leugnen? wie könne man die unbillige Begünstigung des Gläubigers bei Rückzahlung des vollen Nennwerths unter solchen Umständen beschönigen? Wenn nicht Herabsetzung des Schuld-

betrags, so doch Aufschub der Zahlung könne der Schuldner mit vollem Rechte erwarten.

Diese Ausführung veranlaßte dann eine mehrtägige Verhandlung über die traurige Frage, ob die Finanzwirthschaft der Schreckenszeit den Gläubigern oder den Schuldnern schwerere Unbill zugefügt, ob demnach für die Einen oder die Anderen heute der Staat zur sorgfältigeren Berücksichtigung verpflichtet sei. „Niemals, rief Defermont, haben Schuldner größere Rücksicht verdient; wer das Sinken der Assignaten nicht benützt hat, sich durch werthloses Papier seiner Verpflichtungen zu entledigen, ist entweder ein höchst gewissenhafter oder ein völlig armer Mensch." „Ihr preist die Schuldner," entgegnete Darraq. „Sie haben mit den geliehenen Capitalien wohlfeile Landgüter gekauft, Börsenschwindel getrieben, Staatsrenten zu Spottpreisen erworben, ihren Capitalzins mit lumpigen Assignaten berichtigt, und das Capital selbst nur deshalb nicht zurückbezahlt, weil sie immer noch auf stärkeres Sinken des Papiergeldes hofften. Wie viele Gläubiger wären völlig ruinirt, wenn ihr nicht die Suspension der Rückzahlungen verfügt hättet?" Defermont fragte zurück, wie viel Vortheil denn diese Schuldner von ihren Güterkäufen gehabt, während die Requisitionen und das Maximum allen Ertrag des Ackers zu Grunde richteten? was ihnen die Erwerbung von Staatspapieren noch genützt, nachdem der Wohlfahrtsausschuß ihnen die auswärtigen Papiere mit Gewalt entrissen, und dafür die französischen Renten ihnen zum fünffachen Betrage des wirklichen Courswerthes aufgenöthigt habe? Die Wahrheit ist es, schloß er, daß es unter den Gläubigern und den Schuldnern Reiche und Bedrängte gibt; der Schiffbruch war Allen gemeinsam, und gemeinsam muß auch die Herstellung sein; bei der unabsehbaren Masse von Unrecht und Gewaltthat, die sich über das Land ergossen, könnt ihr nicht jeden gerechten Anspruch befriedigen; es gibt kein anderes Mittel als möglichst billige Ausgleichung.

Am 30. November wurde dann beschlossen, daß ein Drittel der Schuld binnen einem Monat nach dem Verfalltag, ein Drittel nach einem Jahre, das letzte Drittel binnen zwei Jahren entrichtet werden solle.

Man wandte sich darauf zu den seit 1791 eingegangenen Verträgen, wo die Commission, wie erwähnt, Herabsetzung des Nennwerths nach dem Papiercours am Tage der Abschließung vorschlug. Auch hier erhoben sich nicht geringere Bedenken; auch hier eröffneten sich gleich schwindelnde Blicke in die Tiefe der revolutionären Zerrüttung.

Duprat erklärte sich mit höchstem Nachdruck gegen den Antrag. Es wäre, sagte er, ein rückwirkendes Gesetz. Zur Zeit des Vertragsschlusses habe sich der Gläubiger auf die Gesetze des Conventes verlassen müssen, die ihm den Vollwerth des Papiergeldes sicherten. Wohin solle es führen, wenn der Staat selbst jetzt nachträglich sein Papiergeld für einen schwankenden Werth erkläre, und sich fort und fort in die Rechtsverhältnisse der Bürger einmische? „Ich habe, fuhr er fort, vor einem Jahre einem Dritten 100,000 Franken geliehen. Es war Papier, damals also nach dem Courswerth ein Betrag von drei- bis viertausend Franken. Aber was werdet ihr sagen, wenn ich euch urkundlich nachweise, daß diese 100,000 Franken der Preis eines vor zehn Jahren verkauften Grundstückes waren? Daß ich diese Summe damals in Silber bei einer Staatskasse niedergelegt, und dann von ihr in Papier zurückempfangen hatte? oder gar, daß der Staat mir gewaltsam mein Silber weggenommen, mir Papier dafür gegeben und mich noch dazu für mein Widerstreben empfindlich gestraft hatte? Werdet ihr sagen, daß derselbe Staat jetzt dieses Papier auf drei Prozent seines ursprünglichen Werthes herabsetzen darf?"

Man sagte ihm aus guten Gründen gar nichts, denn der Einwand war unwiderleglich, und die einzig gerechte Auskunft, die Entschädigung durch den Urheber des Verderbens, durch den Staat, thatsächlich unmöglich. Die Herabsetzung der seit 1791 eingegangenen Schulden auf den Courswerth wurde beschlossen.

Sofort aber verwickelte sich die Frage weiter. Wie ist der jedesmalige Courswerth für den Tag und Ort des Vertragsschlusses zu ermitteln? Der Staatsschatz hat eine Tabelle darüber geführt. Aber es ist bekannt, daß er bei den großen Summen Metallgeld, deren er für die Heere und für die Lieferanten bedurfte, das Silber stets mit Wucherpreisen bezahlt hat, daß also im Lande das Papier stets erheblich höher stand als im Locale des Staatsschatzes. Draußen wieder waren die Schwankungen des Courses in jedem Departement verschieden, je nach seiner Lage, seinen Handelsverhältnissen, dem augenblicklichen Auftreten der revolutionären Behörden. Es ergab sich also, eine Courstabelle für jedes Departement anzulegen: sofort aber mußte man sich erinnern, daß ja der Convent allen Assignatenhandel mit schwerer Strafe belegt, und folglich kein Mensch die Course eines so verpönten Handels notirt hatte. Man fand keine Auskunft; die Verhandlung schleppte sich durch lange Wochen hin, und bei jedem Schritte vorwärts erhoben sich neue Zweifel. Ein Bürger hatte

im Jahre 1794, als die Assignaten etwa auf 30 Prozent standen, ein letztwilliges Vermächtniß gemacht und war dann 1795 gestorben, als das Papiergeld auf drei Prozent gesunken war: sollte die im Testamente bezeichnete Summe jetzt auf den Cours des einen oder des andern Zeitpunktes herabgesetzt werden? Tag für Tag wurden Zinsen, Miethen, Pachtgelder fällig, aus Verträgen, welche während der Schreckenszeit eingegangen worden: waren dieselben nach dem Cours zur Zeit des Vertragsschlusses oder ihrer eignen Erwachsung zu berechnen? Der Staat selbst hatte außer Assignaten und Mandaten eine Menge Schuldscheine verschiedener Art ausgegeben, und was das Uebelste war, zahlreichen Classen zwangsweise aufgenöthigt: war es billig, daß auch er, wie private Schuldner, von der Herabsetzung nach dem Course Nutzen zöge?

Die Aufgabe des Gesetzgebers war, wie man sieht, unermeßlich, und zugleich ebenso drängend wie schwierig. Ehe sie auf irgend eine Weise zur Entscheidung gekommen war, gab es kein Vermögensverhältniß in Frankreich, welches irgendwie als gesichert betrachtet werden konnte. Größere Staatsmänner als die Fünfhundert hätten die Last erdrückend gefunden; sicher ist, daß damals der gesetzgebende Körper sich ihr nicht gewachsen zeigte. Die Fünfhundert schwankten unter dem Einfluß der streitenden Reden, faßten einzelne Beschlüsse in wechselnder Richtung, mußten schwere Kritik durch den Rath der Alten erdulden: genug, es verging Monat auf Monat, ohne daß jemand ein Ende hätte absehen können. So stockte das Werk der gesellschaftlichen Herstellung auf allen Punkten. Welche Classe der Bevölkerung man befragen mochte, die Antwort lautete immer gleich kläglich. Eine Versammlung französischer Kaufleute, welche das Directorium im Januar 1797 nach Paris berief, um Vorschläge zur Hebung von Handel und Industrie und Gründung eines großen Bankinstituts zu machen, erklärte in unverblümten Worten, daß in Frankreich das für ein öffentliches Bankgeschäft erforderliche Vertrauen nach allen Gewaltthaten der Revolution vollkommen fehle. Der Handel liege in Ruinen; seine Capitale seien zerstreut, seine Werkstätten geschlossen, seine Verbindungen zerstört [1]. Am 29. Januar vernahmen die Fünfhundert ähnliche Klagen über den Zustand der Grundbesitzer. Die Geschäftsstockung sei allgemein und das baare Geld vom Markte verschwunden, in Folge der Verzögerung der Gesetze über die Ausführung der Verträge, über die

[1]) Moniteur 20. Januar.

Hypothekenordnung und die Zahlung der Staatsrenten. Bei einer solchen Verarmung, Creditlosigkeit und Rechtsunsicherheit war jede Bewegung auf ökonomischem Gebiete ein Hazardspiel; wie immer wuchs mit der Unsicherheit des Erwerbes die Speculationsgier und mit der Unsicherheit des Besitzes die Genußsucht. Mallet du Pan schrieb damals: es gibt in Paris nur noch zwei Leidenschaften, Geld zu machen und Geld zu verprassen.

Je schneidender diese Uebelstände sich jedem Einzelnen fühlbar machten, je greller der revolutionäre Zustand sich als die unheilvolle Brutstätte derselben herausstellte, desto weniger war eine innere Aussöhnung der Nation mit der Herrschaft des Directoriums, des Fortsetzers der revolutionären Regierung, zu denken. Die Abneigung wurde nur geschärft, wenn man die Leistungen desselben auf dem technischen Gebiete der einzelnen Verwaltungszweige in das Auge faßte. Denn schlechterdings an keiner Stelle vermochte das Directorium eine fruchtbare Wirksamkeit zu entfalten: bald durch Unfähigkeit und Mittellosigkeit, bald durch revolutionäre Leidenschaft und Gewaltthat ließ es die öffentlichen Interessen verkommen. Die Unordnung und Unredlichkeit in den Finanzen war grenzenlos. Oeffentlich wurde es im Rathe der Alten ausgesprochen, daß der Staat die Verpflegung für 200,000 Mann bestritten habe, die niemals vorhanden gewesen. Die Forsten des Staates wurden nach wie vor in entsetzlicher Weise verheert. Die Landstraßen waren ruinirt und die Posten in völliger Auflösung. Der Voranschlag für das Budget des kommenden Finanzjahrs, wie ihn ein ausgesprochener Anhänger des Directoriums, Treilhard, am 8. März den Fünfhundert entwickelte, ließ auf 1000 Millionen Ausgabe ein Deficit von 471 Millionen erkennen. Und unter solchen Umständen verbot man aus Haß gegen England nicht bloß jeden Handelsverkehr mit dem feindlichen Lande, sondern verfügte auch die Beschlagnahme jeder Waare englischen Ursprungs, gleichviel, ob sie durch Kaufleute neutraler Staaten oder als Beute französischer Corsaren eingebracht wäre. Und aus Aerger über einen Handelsvertrag, welchen die vereinigten Staaten mit England geschlossen, erklärte das Directorium die französisch-amerikanischen Verträge von 1778 für erloschen und nahm eine so feindselige Haltung an, daß der offene Bruch und der Beginn des bewaffneten Krieges nur noch eine Frage der Zeit schien. Die öffentliche Meinung in Frankreich selbst nahm den stärksten Anstoß an einem solchen Verfahren, und erfüllte sich um so entschiedener für alle auswärtigen Fragen mit einer unaufhörlich betonten Friedensliebe. Man war weniger als gleichgültig gegen den Glanz der kriegerischen Lorbeeren

geworden: nicht nach weiteren Siegen und Eroberungen begehrte man noch, sondern nach Recht und Wohlstand und Ruhe. Trotz aller Siege Bonaparte's wandte sich die Masse der Bevölkerung heftiger als jemals von den Erben des Conventes, den Siegern des Vendemiaire, den revolutionären Machthabern hinweg. Die gesammte unabhängige Presse gab jeden Tag mit immer wachsender Energie und Erbitterung diesen Stimmungen Ausdruck.

Das Directorium empfand die Gefahr seiner Lage im Innern um so bitterer, je greller sie mit den auswärtigen Triumphen contrastirte. Eine Regierung, deren Gnade von den Fürsten Deutschlands, Italiens, Spaniens umworben wurde, deren Feldherren dem Kaiser den Frieden in Wien zu dictiren im Begriffe standen, vermochte in der Heimath sich nicht der allgemeinen Verachtung, der täglichen wüthenden Angriffe zu erwehren. Ging dies so weiter, so war nichts gewisser, als bei den bevorstehenden Wahlen, im März 1797, eine vollständige Niederlage der Regierung. Bis jetzt hatten im gesetzgebenden Körper, wie wir sahen, die beiden vom Convente gelieferten Drittel dem Directorium eine ziemlich sichere Mehrheit gestellt. Im März aber mußte eines dieser Drittel durch Volkswahlen ersetzt werden, und schon fünf Monate vorher hatte niemand einen Zweifel, daß neun Zehntel der Wahlbezirke entschiedene Gegner der Regierung senden, damit aber die Mehrheit beider Räthe für die gemäßigte Partei gewonnen werden würde. Die herrschende Faction bekannte sich mit fanatischem Eifer zu der Lehre der Volkssouveränität; in der Praxis aber verstand es sich ihr, wie den radicalen Demokraten aller Orten, ganz von selbst, daß der Wille des souveränen Volkes nicht befugt sei, dem Interesse der demokratischen Partei zu schaden. In den Provinzen wurde diese Ueberzeugung höchst unbefangen durch die brutale Gewalt bethätigt: den ganzen Winter hindurch kamen die Nachrichten, vor Allem aus dem Süden, daß die Jacobiner, wo sie sich bei einer Beamtenwahl in der Minderheit befunden, zur Waffe gegriffen und die Gegner unter schlimmer Mißhandlung auseinander gejagt hatten. So geschah es im November zu Toulouse, im Januar im Departement der obern Loire, im März zu Avignon und Nevers [1]). Mehrmals kam es zu Blutvergießen und Todtschlag; als in Autun die Gerichte eine Anklage gegen solche Missethaten

[1]) Verhandlungen der Fünfhundert 17. und 18. November 1796, 29. Januar, 15. Februar, 1., 2., 16., 28. März, 1. April 1797.

annahmen, hinderte die Verwaltungsbehörde durch offenes Einschreiten die Verfolgung. Das Directorium hatte dieselbe Gesinnung wie seine Anhänger. Es wollte die Macht behaupten, in jedem Falle, wenn möglich, auf dem Boden der Verfassung, wenn nöthig, mit den Mitteln der Gewalt. Einstweilen strebte es in der Zeit vor den Wahlen, die Gegner so viel wie möglich zu schwächen und die politische Thätigkeit derselben zu lähmen. Seit dem September 1796 machte sich diese Tendenz nach allen Richtungen geltend, in entschiedenem Gegensatz zu der gemäßigteren Haltung, welche Babeuf's Unternehmen der Regierung während des Sommers hatte angemessen erscheinen lassen.

In erster Reihe hatten, wie kaum der Bemerkung bedarf, Emigranten und Priester diese Gesinnung der Machthaber zu empfinden. Die Priester galten wie 1795 als Feinde der Revolution. Die Mehrzahl war es vom Grund ihres Herzens; der Rest wurde zu derselben Gesinnung durch den feindseligen Argwohn gezwungen, mit welchem die Republik den ganzen Stand behandelte. Obwohl die Civilverfassung des Clerus seit Jahren aufgehoben war, blieben die Eidweigerer der Verhaftung und Einsperrung ausgesetzt; das Directorium traute aber auch den constitutionellen Priestern so wenig, daß es am 22. October eine Botschaft an die Räthe sandte, worin es über hochverrätherische Umtriebe der Geistlichen in allen Provinzen Klage führte, und sich zu der Erklärung erhob, für die Ruhe des Landes nicht länger einstehn zu können, wenn nicht sämmtliche Priester über die Grenze geschafft würden. Was die Emigranten betraf, so bot die Regierung Alles auf, sie in möglichst großer Zahl unter dem Banne der furchtbaren, gegen sie geschleuderten Gesetzgebung zu halten. Wie wir sahen, war die Streichung von der Emigrantenliste nach dem Gesetze vom 21. Februar nur bei dem Directorium selbst zu erwirken, und in welchem Sinne dieses die Aufgabe behandelte, sprach es, gerade ein Jahr später, am 2. Februar 1797, in einer Botschaft an die Fünfhundert aus. Hiernach waren bis dahin 17,000 Gesuche um Streichung bei ihm eingegangen. Mit dem größten Theile derselben hatte es sich nicht beschäftigt, da die Bittsteller nichts weiter von sich hatten hören lassen; 4500 hatten aber ihr Gesuch weiter betrieben, davon waren 1500 zum Abschluß gekommen, 170 abschläglich beschieden, die andern bewilligt worden; bis zu welcher Zeit die übrigen 3000 Gesuche bereinigt werden könnten, darüber wußte man nichts Gewisses zu sagen. Unter den abgeurtheilten Fällen war also bei fast neun Zehnteln die Unschuld der geächteten und beraubten Bürger

anerkannt worden; es lag nirgend ein Grund vor, bei den nicht entschiedenen ein anderes Verhältniß anzunehmen; dennoch aber freute sich das Directorium der Geschäftsüberhäufung, die es ihm möglich machte, mehr als hunderttausend schuldloser Familien in Acht und Elend festzuhalten. Denn allerdings war ein Zweifel daüber nicht möglich, daß die Herstellung derselben die Zahl seiner Anhänger nicht vermehren würde[1]).

Wie mit den Emigranten selbst verfuhr die Regierung mit den Verwandten derselben. Ein Antrag der Linken auf Erlaß der längst verheißenen Amnestie für die politischen Vergehen der Revolutionszeit brachte natürlich auch das Gesetz des 3. Brumaire zur Sprache. Wenn man den blutigen Missethätern der Schreckenszeit Verzeihung gewährte, konnte man dann noch zahlreiche Bürger ihrer politischen Rechte berauben, deren einziges Vergehen darin bestand, Brüder oder Vettern eines Ausgewanderten zu sein? Die Commission, welche über die Amnestie berichtet hatte, war der Meinung, daß durch dieselbe das Gesetz ohne Weiteres beseitigt sei. Aber die Directorialpartei bewegte sich sofort mit drohendem Ungestüm. Die Royalisten erheben überall ihr Haupt, klagte Villers am 9. September (es war der Tag des jacobinischen Putsches von Grenelle); was die Verfassung gegen sie zu schützen dient, kann nicht verfassungswidrig sein. Louvet, der jetzt unter dem Schutze des Directoriums eine eifrig radicale Zeitung herausgab, hatte vergessen, wie er einst die politische Verfolgung seiner Partei durch Robespierre verflucht hatte: wollt ihr, rief er, die Royalisten bei allen Wahlen sich eindrängen, alle Aemter für sich erobern lassen? Mit Mühe setzte Lariviere es durch, daß wenigstens noch einmal eine Commission über das verruchte Gesetz, wie er zu großem Zorne der Linken es nannte, berichten sollte. Der Bericht erschien am 24. und gelangte nach scharfem Tadel gegen Lariviere zu einem unbedingten Preise des Gesetzes, welches niemand verletze, niemand seines Rechtes beraube, sondern nur die Ausübung desselben zum nothwendigen Schutze des Staates zeitweilig suspendire. Die Verhandlung, von beiden Seiten mit großer Erregung geführt, zog sich hin bis zum Anfang des December. Bei den Fünfhundert wiederholten Boissy-d'Anglas, Thibaudeau, Pontecoulant die an sich unwiderleglichen Beweise für die Rechtswidrigkeit des

[1]) Uebrigens erklärte Madier bei den Fünfhundert, 24. August: es ist öffentliches Geheimniß, was eine Streichung kostet, und wer das Geld einstreicht. Auch Mallet du Pan hat die Notiz, daß auf einem Bureau des Polizeiministeriums ein förmlicher Tarif für die Streichungen aufgestellt war.

Gesetzes[1]); der Eindruck ihrer Reden war unverkennbar, und die Entscheidung konnte in einzelnen Augenblicken zweifelhaft erscheinen. Da warf sich Bailleul am 19. October mit brutaler Offenheit der Strömung in den Weg. „Die Royalisten, erklärte er, gebrauchen jetzt alle taktischen Mittel der Jacobiner von 1793. Jede weise Maßregel wurde damals als royalistisch verlästert; heute brandmarkt man sie als revolutionär. Damals sollten nur Maratisten in die Aemter, heute beruft man überall Verwandte von Ausgewanderten. Damals wurden die gemäßigten Freiheitsfreunde des Royalismus angeklagt, heute verdächtigt man sie als Anarchisten. So treibt man es jeden Tag mit der höchsten Kühnheit. Nun denkt euch den weitern Verlauf dieser Dinge. Die Käufer der Nationalgüter wegen elender Formfehler vor Gericht belangt, die Streichungen der Emigrantenliste dem Directorium entzogen und den Gerichten überwiesen, dann nach Aufhebung des Brumaire-Gesetzes die Verwandten der Ausgewanderten im Besitze der Richterstellen, die Priester nicht mehr unterdrückt, sondern durch die Verwaltungsbehörden begünstigt: seht ihr dann nicht die Auflösung und die Anarchie auf allen Seiten? Wird dann nicht das Directorium, getrieben durch Vaterlandsliebe und Freiheitssinn, aber aller Hülfen in der bürgerlichen Verwaltung beraubt, wird es nicht genöthigt sein, Truppen heranzuziehen, um eine gesetzgebende Versammlung zu bändigen, in welcher die Parteien so scharf gezeichnet sind? werden nicht die begeisterten Patrioten aus Nothwehr zu ungesetzlicher Erhebung schreiten müssen?"

Deutlicher konnte man nicht reden. Wenn man das französische Volk seinem freien Willen überläßt, so wird es alle Aemter und die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers den Gegnern der jetzigen Regierung überliefern. Indem der republikanische Redner diese Thatsache anerkennt und zur Grundlage seiner Erörterung macht, ergibt sich ihm ohne Scrupel noch Zweifel als einzig möglicher Schluß die Forderung, den Willen des souveränen Volkes durch die revolutionäre Gesetzgebung zu brechen. Sollten die Räthe es weigern, so wird der jacobinische Pöbel der großen Städte sich erheben, und das Directorium die französischen Bajonette gegen die französische Volksvertretung führen.

Zu der revolutionären Kriegsdrohung Bailleul's brachte Treilhard am 22. October die revolutionäre Rechtsauslegung hinzu. Die Ver-

[1]) S. oben S. 74 u. 75.

fassung erkläre, daß alle Bürger zu allen Aemtern berufen werden können. Dies werde denn auch im Gesetze des 3. Brumaire keineswegs verletzt: die Verwandten der Ausgewanderten können zu allen Aemtern durch die Wähler berufen werden. Das Gesetz verbiete nur die Ausübung ihrer Amtsthätigkeit, eine von der Berufung doch ganz und gar verschiedene Sache!

Ein solches Auftreten der herrschenden Partei konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Das schließliche Ergebniß aber war überraschend auf allen Seiten. Während die Gemäßigten anerkannten, daß sie die Aufhebung des Gesetzes vom 3. Brumaire bei den Fünfhundert nicht erreichen würden, überzeugte sich die Directorialpartei von der Unmöglichkeit, dann die Amnestie der revolutionären Verbrecher im Rathe der Alten durchzubringen. So begann man im Stillen zu unterhandeln, eine Auskunft in anderer Richtung zu suchen. Die Rechte hatte nicht erlangen können, daß man den Emigrantenfamilien ebenso günstige Gesinnung wie den revolutionären Missethätern zuwende: wenigstens so viel setzte sie jetzt durch, daß man diese nicht besser stellte als jene, daß man ihnen die strafrechtliche Verfolgung erließ, aber sie von den Aemtern und Abgeordnetensitzen ausschloß. Am 6. November beschlossen die Fünfhundert die Amnestie für die politischen Vergehen der Revolutionsjahre, sowie den Fortbestand des Brumairegesetzes für die Verwandten der Ausgewanderten, sodann aber die Ausdehnung dieses Gesetzes auf solche Personen, welche erst durch die Amnestie vor peinlicher Anklage geschützt worden, und die Entfernung beider Classen nicht bloß aus den durch Volkswahl, sondern auch aus den durch die Regierung zu besetzenden Aemtern. Endlich wurden die Führer der Vendeer und der Chouans derselben Beschränkung unterworfen, dafür aber aus dem Brumairegesetz die gegen die Priester gerichteten Strafbestimmungen gestrichen. Die einseitige Begünstigung der Jacobiner wurde vermieden: das Einverständniß der beiden Parteien, welches zum Zwecke allseitiger Rechtsgewährung unmöglich gewesen, wurde erzielt zum Zwecke allseitiger Rechtsbeschränkung.

Auch in dieser Fassung errang der Gesetzentwurf nur mit Mühe im Rathe der Alten die Mehrheit. Indessen hoben die Abgeordneten Girod und Vlaux mit Nachdruck den Vortheil hervor, daß fortan das Directorium nicht mehr die Aemter mit amnestirten Mördern und Banditen anfüllen könne; Portalis wies auf die immer noch fortdauernde Priesterverfolgung hin, welcher der Entwurf den gesetzlichen Vorwand entziehe, und so wurde der Beschluß der Fünfhundert am 3. December genehmigt.

In denselben Wochen hatte das Directorium die Aufmerksamkeit der Räthe auf die ihm stets gleich widerwärtige Tagespresse gerichtet. Seine Botschaft vom 23. October erging sich weitläufig über die giftigen Verleumdungen, den Uebermuth und die Bosheit der Zeitungen; das Uebel, erklärte sie, ist auf seiner Höhe; ihr müßt gesetzliche Waffen zu seiner Bekämpfung finden. Die Rechte erklärte sofort durch Boissy d'Anglas, daß sie die Preßfreiheit als die wirksamste Garantie der Verfassung vertheidigen würde. Die Zeit der Wahlen kommt heran, setzte Pastoret hinzu, da wünscht man die freie Erörterung der Nation zu ersticken. Lecointe erwiderte, es handele sich nicht um die Freiheit der Presse, sondern um die Pamphletisten, welche hundertmal Bonaparte's Niederlagen gemeldet und die Directoren bald des Royalismus, bald des Einverständnisses mit Babeuf beschuldigt haben; das sei die einzige Frage, ob solche Abscheulichkeiten fort und fort straflos bleiben sollten.

An Uebelständen auf diesem Gebiete fehlte es in der That nicht. Hier so wenig wie anderwärts hatte die Revolution geordnete Freiheit zu schaffen vermocht. Zum Kampfe gegen Ludwig XVI. hatte sie alle wilden Leidenschaften auch in der Presse losgelassen; zur Behauptung der Schreckensherrschaft hatte sie jede Freiheit, auch der Presse, erstickt; seit 1795 war die Ungebundenheit wieder grenzenlos, nur daß sie sich nicht mehr gegen die Monarchie, sondern gegen die republikanischen Machthaber richtete. Man hatte kein anderes Gesetz zu ihrer Einschränkung, als jenes vom 16. April 1796, welches den Versuch zum Verfassungssturz mit dem Tode bedrohte: und welches Gericht hätte einen noch so frechen Zeitungsartikel mit einer solchen Strafe belegen mögen? Wenn dadurch die politische Polemik in jeder Form ihrer Freisprechung sicher war, so ging die persönliche Schmähung in der Regel ebenso unbehelligt durch, weil die Verletzten durch einen öffentlichen Proceß das Aergerniß nur zu vergrößern fürchteten, und im Allgemeinen die Gerichte geneigt waren, die Einrede der Wahrheit als bewiesen anzunehmen. Der Commissionsbericht, der am 25. November durch Daunou erstattet wurde, nahm vor Allem auf diese Verhältnisse Rücksicht. Ein vorausgehender Antrag, welcher den Zeitungshändlern verbot, außer dem Titel ihrer Blätter auch den Inhalt, und damit oft die schlimmsten Verleumdungen in den Straßen auszuschreien, machte keine Schwierigkeit und wurde von beiden Räthen genehmigt. Widerspruch aber erregte sogleich ein zweiter Vorschlag, den Berichterstattern der Zeitungen ihre gesicherten Plätze auf den Gallerien des gesetzgebenden

Körpers zu entziehen, und dafür einen amtlichen stenographischen Bericht über die Verhandlungen herauszugeben. Während die Linke über gehässige Entstellung ihrer Reden in den gegnerischen Blättern klagte, wies die Rechte auf die viel schlimmere Gefahr einer solchen Entstellung durch eine mit ausschließlichem Monopol versehene amtliche Zeitung hin. Nach langem Hader nahmen die Fünfhundert den Antrag an, mußten jedoch erleben, daß ihn der Rath der Alten mit raschem Verfahren beseitigte. Der Hauptkampf aber entspann sich über Daunou's dritten und hauptsächlichen Entwurf, betreffend die Bestrafung der Preßvergehen durch die Zuchtpolizeigerichte. Wir wissen, wie eifrig damals die Presse das traurige Feld des persönlichen Scandals anbaute, und wie viel dankbaren Stoff die republikanischen Machthaber nach dieser Seite darboten. Der Entwurf hatte dann die hiergegen gerichteten Maßregeln mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet, und erfuhr von den Gegnern an dieser Stelle auch die schärfsten Angriffe. Zu allen Zeiten ist es schwierig, die Grenze der erlaubten Kritik und der rechtswidrigen Schmähung nach allgemeinen Merkmalen festzustellen: wenn irgendwo muß hier der gewissenhaften Einsicht des Richters für die Beurtheilung des einzelnen Falles vertraut werden. Das Directorium aber war in der unglücklichen Lage, den vom Volke gewählten Richtern eben durchaus nicht zu trauen, und so hatte Daunou freilich zu wunderbaren Mitteln greifen müssen. Wer durch die Presse, hieß es, einen Bürger einer strafbaren Handlung bezichtigt, ist verpflichtet, dieselbe Anklage auch vor dem Ortsrichter des Angegriffenen zu erheben. Wer einer Verleumdung durch die Presse angeklagt ist, sagte ein anderer Artikel, kann die Einrede der Wahrheit nicht auf Zeugenaussagen, sondern nur auf schriftliche Beweisstücke stützen. Eine gedruckte oder geschriebene Verleumdung, beantragte die Commission am 29. December weiter, soll vor dem Zuchtpolizeigericht verfolgt werden. Es war der gemäßigten Partei nicht schwer, die despotische Gefahr solcher Bestimmungen nachzuweisen und eine abermalige Prüfung des Entwurfes in der Commission durchzusetzen.

In der Oppositionspresse, welche hiermit den Entwurf für begraben hielt, war der Jubel groß über diesen Erfolg, und die Angriffe auf die herrschende Partei folgten sich mit unbarmherziger Schärfe und in immer wachsendem Maße. Das Directorium knirschte, hatte aber kein Mittel dagegen, indem auch zweifellos royalistische Blätter sich hüteten, mit dem Gesetze vom 16. April in Berührung zu kommen, um so schärfer aber auf die Beseitigung der jetzigen Majorität und die Herabwürdigung der

regierenden Personen arbeiteten. Unter diesen Umständen konnte dem Directorium nichts erwünschter kommen, als die royalistische Verschwörung des Abbé Brottier; hier war endlich ein greifbarer Versuch zum Verfassungssturz, und wenige Tage nach Brottier's Verhaftung, am 6. Februar 1797, wurde bei den Fünfhundert der Antrag gestellt, die Berathung des Preßgesetzes wieder aufzunehmen. Die Zeitungsschreiber, rief Darraq, sind nicht besser als öffentliche Dirnen, die Regierung sollte auch ohne Gesetz mit ihnen summarisch aufräumen. Großer Unwille ertönte hierüber von der Rechten: ja der Zustand ist unerträglich, erklärte dagegen Lecointe; so eben nennt ein solches Schandblatt den General Bonaparte einen Scharfrichter, für den Samson der geeignete Nachfolger sei. Rouhier meinte, eine solche Nichtsnutzigkeit müsse doch auch jetzt zu bestrafen sein und fragte, warum man den Verfasser nicht vor Gericht stelle. Ohne allen Zweifel, erwiderte Lecointe, würde er freigesprochen werden.

Am 7. Februar legte die Commission einen neuen Gesetzentwurf vor, welcher an Strenge und Willkürlichkeit den früheren noch überbot. Dubois-Crancé empfahl dringend die Annahme. „Früher," sagte er, „hat man wohl zweifelnd gefragt, ob es noch Royalisten gäbe. Wohlverstanden, nicht von der Classe schwacher, ermüdeter Bürger rede ich, die, sonst wohlgesinnt, zum Kampfe für die Freiheit keine Kraft mehr haben, mit Schrecken an Robespierre denken und einer solchen Herrschaft das Königthum vorziehen. Aber es ist heute nur zu gewiß, es gibt wirkliche Royalisten, bittere Feinde der Freiheit, welche alle Republikaner ächten, die Nationalgüter zurückfordern, die Rechte des Adels, des Clerus, der Parlamente herstellen möchten, Volksverderber, deren Gesinnung in dem Briefe La Vauguyon's an Brottier zu Tage tritt. Niemand denkt daran, unter den Volksvertretern Mitschuldige dieses Treibens suchen zu wollen. Aber um so zahlreicher hat es seine Organe in der schlechten Presse gefunden. Ganz systematisch und mit erheblichen Mitteln wird die öffentliche Meinung von ihnen verdorben. Eine Zeitung, der Vorläufer, vergiftet den Süden, eine andere, der Blitz, den Norden. Große Massen gleichgesinnter Blätter werden täglich in Paris kostenfrei verbreitet." Nach diesen Erwägungen erwirkte der Redner eine Botschaft an das Directorium mit der Anfrage, ob das Gesetz vom 16. April in der That gegen die Personen zur Anwendung komme, welche durch ihre Schriften strafbare Verschwörungen in das Leben rufen.

Die Verhandlung über das Preßgesetz setzte sich dann noch durch

mehrere Sitzungen fort, und fast jeder Artikel wurde von der Rechten auf das Lebhafteste bekämpft. Dieser Entwurf, sagte einmal Dumolard, erinnert an Figaro's Wort: „wenn ich über König, Minister, Theater und Beamte nichts äußere, so kann ich unter der Aufsicht von drei bis vier Censoren Alles drucken lassen, was ich will.“ Der Muth der Majorität begann allmälich zu sinken, so daß das Directorium am 17. Februar zur Belebung der revolutionären Leidenschaft eine außerordentliche Maßregel ergriff und den Fünfhundert nicht weniger als siebenzig Polizeiberichte aus einer ganzen Reihe von Departements übersandte, sie alle von höchst alarmirendem Inhalt, über die Verwilderung des öffentlichen Geistes, schamlose Umtriebe der Royalisten und der Verwandten der Ausgewanderten, unruhige Hetzereien und selbst aufrühreriſche Predigten eidweigernder Priester. Der Rath der Fünfhundert, hieß es in einem dieser Berichte, trägt die Verantwortung für seine Sorglosigkeit. Boissy d'Anglas erhob sich mit Entrüstung, warum man die bestehenden Gesetze, die für solche Vergehen völlig genügten, nicht ausführe? Er beantragte eine Botschaft an das Directorium, den Regierungscommissar zu bestrafen, welcher gegen jene Predigten nicht eingeschritten sei. Von der Linken brachte dagegen Hardy die Wünsche des Directoriums zur Sprache. Nachdem er noch aus weiteren Departements verbrecherische Gewaltthaten der Royalisten gemeldet und ganz offen eine Partei des gesetzgebenden Körpers des Einverständnisses mit denselben bezichtigt hatte, schloß er mit der Erklärung, daß die Verfolgung einzelner Schuldiger nicht ausreiche, sondern allgemeine Gesetze erforderlich seien. Haltet euch also, sagte er, nicht mit Boissy d'Anglas' Vorschlag auf, sondern verfügt heute das Gesetz über die ehrlose Presse, morgen ein anderes gegen die eidweigernden Priester, übermorgen ein drittes gegen die zurückgekehrten Emigranten.

Aber so bereitwillig die Linke ihm zustimmte und den Beschluß des Hauses in seinem Sinne fortzureißen strebte, so lästig trat ihnen der Abgeordnete Duprat mit der festen Behauptung entgegen, daß die Polizeiberichte, mit welchen man das Haus in Aufregung zu setzen suche, unzuverlässig seien. Gerade jene Angaben aus dem Departement der Landes, über die aufrührerischen Predigten, seien lügenhaft; er könne versichern, daß das Departement sich der tiefsten Ruhe erfreue. So schmählich eine solche Anklage gegen die Behörden das Directorium mittreffen mußte, so wagte die Linke keinen weitern Kampf auf diesem Boden, sondern ließ Boissy d'Anglas' Antrag über sich ergehen. Am 28. wurde

dann das Preßgesetz, im Wesentlichen nach ihren Wünschen, festgestellt und ohne Zögern der Berathung des Rathes der Alten unterbreitet.

Indessen war allen diesen Versuchen der Directorialpartei, die öffentliche Meinung umzustimmen oder einzuschüchtern und dadurch den Ausgang der herannahenden Wahlen sich günstiger zu wenden, ein immer schärferes Mißlingen bestimmt. Der Rath der Alten überwies das Preßgesetz einstweilen einer Commission zur Berichterstattung, und diese wurde erst nach den Wahlen mit ihrem ablehnenden Berichte fertig, so daß für den Verlauf der Wahlen selbst die heißersehnte Waffe in der Scheide blieb. Noch schlimmere Folgen für das Directorium entsprangen aber aus der Vorlage der Polizeiberichte. Am 3. März erhob der Abgeordnete Hermann die Klage auf Fälschung gegen den Bericht des Niederrheins, ganz wie vorher Duprat gegen jenen der Landes. Kein Mensch wisse dort von Unruhen; zahlreiche Behörden haben gegen die Angaben des Berichtes protestirt, kein dortiges Gericht habe irgend eine Anzeige erhalten, ja der Unterzeichner des Polizeiberichts existire überhaupt in dem Departement nicht. Das Directorium suchte den beschimpfenden Eindruck dieser Mittheilungen zu verwischen, indem es am 6. März seine Antwort auf jene erste Botschaft der Fünfhundert über die Pariser Preßpolizei übersandte: es sei traurig die Wahrheit zu sagen, aber der Patriotismus sei in Paris seit langer Zeit herunter gekommen und die öffentliche Meinung durch die Masse schlechter Schriften gründlich verdorben; die gerichtliche Belangung verbrecherischer Zeitungsartikel sei vielfach versucht worden, aber stets erfolglos geblieben, da die Tribunale ausnahmslos die Verklagten freisprächen. Die Linke forderte sogleich die Bildung einer Commission, um allgemeine Maßregeln gegen das Unheil vorzuschlagen, wurde aber auf Thibaudeau's Antrag durch einfache Tagesordnung damit abgewiesen. Am 8. März kam eine neue Verwahrung gegen die Polizeiberichte aus dem Departement der Eure: „bei uns, wurde dort erklärt, herrscht Ruhe, Frieden, Bürgersinn," und die Abgeordneten des Bezirks waren einstimmig, diese Versicherung zu bestätigen. Vollends am 12. ließ das Departement der Landes erklären, daß der angebliche Polizeicommissar, der Verfasser des sogenannten Berichtes gar nicht vorhanden sei und alle Ortsbehörden ihren Priestern das beste Zeugniß gäben. Darauf erklärte der Abgeordnete Delleville, daß unter den vom Directorium eingesandten Acten nicht ein Stück sich befinde, welches von solchen Fehlern und Fälschungen frei sei. Er wolle keinen bösen Schein auf die Absichten des Directoriums werfen,

aber sicher sei, daß, wenn es den Plan verfolgt hätte, den Rath zu revolutionären Schritten zu verleiten, sein Benehmen gar nicht anders hätte sein können. Auf diese vernichtende Aussage erfolgte von keiner Seite eine Erwiderung.

Die Lection hätte, scheint es, für die Regierung deutlich sein können. Aber diese Männer des Nationalconvents vermochten einmal den Gedanken nicht zu fassen, daß in der Nation ein anderer Wille gelten dürfe außer dem ihrigen, daß auch die Gegner der republikanischen Verfassung zum souveränen Volke gehören könnten. Wenn der gesetzgebende Körper nicht helfen wollte, diese Anschauung zu bethätigen, so war das Directorium zu selbständigem Vorgehen entschlossen. Wenige Tage vor den Urwahlen erschien ein Regierungsdecret, welches alle auf der Emigrantenliste eingeschriebenen Bürger für unfähig zur Ausübung des Wahlrechts erklärte. Die Begründung dieser Maßregel durch den Justizminister war äußerst bündig: ein Gesetz vom 18. August 1795 verbietet jedem peinlich Angeklagten die Theilnahme an den Wahlen, die Emigranten aber sind nach den bestehenden Gesetzen auf ewig verbannt, und die Eintragung in die Liste vertritt die Stelle nicht bloß der Anklage, sondern der Verurtheilung. Die praktische Bedeutung des Decrets war ohne Weiteres klar: nichts war leichter, als durch eine diensteifrige Polizeibehörde auf die Liste zu kommen, nichts weitläufiger, als nachher die Streichung zu erwirken; das Decret wäre für das Directorium ausreichend gewesen, um jeden mißliebigen Bürger von den Wahlen fern zu halten. In diesem Sinne brachte Dumolard die Angelegenheit gleich nach der Veröffentlichung des Decrets am 10. März bei den Fünfhundert zur Sprache. Es wurde hervorgehoben, daß nach der bestimmten Vorschrift der Verfassung über die politische Berechtigung eines Bürgers nur das souveräne Volk in seinen Urversammlungen, nicht aber das Directorium, entscheiden könne, daß es ein Hohn gegen die Wahrheit der Thatsachen sei, durch die Eintragung in die Liste die Emigration als bewiesen anzusehen, daß das Gesetz vom 18. August durch die formell widersprechenden Sätze der Verfassung aufgehoben sei. Die Verhandlung war erregt, aber kurz; die directoriale Mehrheit selbst zeigte wenig Neigung, am Vorabend der Wahlen sich auf offenen Kriegsfuß mit den Wählern zu setzen; sie griff mit Freude auf einen vermittelnden Vorschlag zu, daß angebliche Emigranten, welche ihre vorläufige Streichung im Departement erlangt hätten, wahlberechtigt seien.

So versagte den Machthabern Alles und Jedes. Rewbell und Barras waren längst überzeugt, daß, wie Dubois-Crancé gesagt, die Patrioten zur Nothwehr getrieben, daß sie zur Rettung der Republik die Bajonette gegen das souveräne Volk zu gebrauchen verpflichtet sein würden. An die bisherige Stellung sich festklammernd, machten sie noch einen letzten Versuch. Alle Beamten der Republik hatten einen Eid auf Haß gegen Königthum und Anarchie leisten müssen; jetzt gab das Directorium anheim, denselben Schwur auch den Wählern aufzuerlegen, da sie in dieser Eigenschaft ein öffentliches Amt ausübten. Der Antrag war sachlich noch viel unhaltbarer als alle früheren, und die Redner der Rechten hatten wenig Mühe, seine Ungesetzlichkeit und Verfassungswidrigkeit nachzuweisen. Die Linke warf sich in große Bewegung, grunzte und klatschte, und suchte den Beschluß im Handstreich vorweg zu nehmen. Der Tumult wurde endlich so arg, daß die Bedächtigeren beider Parteien sich rasch über ein Compromiß verständigten, nach welchem die Wähler keinen Eid schwören, sondern lediglich die Erklärung des Gehorsams und der Anhänglichkeit an die Republik aussprechen sollten. Der Rath der Alten gab hierzu, weil eine Erklärung doch ganz etwas Anderes sei als ein Eid, seine Genehmigung, und im Chorus ermahnte darauf die oppositionelle Presse die Wähler, diese Erklärung, die keinen Menschen für den folgenden Tag binden könne, ohne jegliches Bedenken abzugeben.

Unter so trüben Aussichten für die Regierungspartei kam der Tag der Urwahlen heran. Die Betheiligung der Bürger am Wahlacte war groß, und in den meisten Bezirken die Einmüthigkeit im Sinne der gemäßigten Partei geradezu überwältigend. Aus einzelnen Departements erfuhr man von Gewaltthätigkeiten der äußersten Parteien, der Jacobiner im Süden, der Bourbonisten in der Vendee. In Paris waren die ernannten Wahlmänner von so entschiedener Farbe, daß eine Zeitung klagte: im Jahre 1793 wurden die Candidaten gefragt, was sie gethan hätten, um im Falle einer Gegenrevolution den Galgen zu verdienen; heute wird Jeder ausgeschlossen, der sich bei irgend einem Acte der Revolution betheiligt oder auch nur Nationalgüter gekauft hat. Das Ergebniß der Abgeordnetenwahlen war vom ersten Augenblicke an vorauszusehen: mit verschwindenden Ausnahmen wurde die Ernennung des neuen Drittels von der gemäßigten Partei beherrscht. Seit dem Wahltage, dem 9. April, war es eine gewisse Thatsache, daß das Directorium eine geschlossene und zahlreiche Mehrheit in beiden Räthen sich gegenüber haben, daß in diese

höchste Behörde selbst ein neues Mitglied der gemäßigten Farbe eintreten würde.

Es war mithin für das kommende Jahr die Mehrheit der gesetzgebenden Versammlung den Grundsätzen der Herstellung im Innern und des Friedens nach Außen gewonnen. Ein Theil der neuen Abgeordneten war geradezu bourbonistisch gesinnt, so die neuen Vertreter von Paris und Versailles, so auch der in seiner Heimath gewählte General Pichegru, von dessen Talent und Thatkraft Freunde und Gegner die bedeutendsten Leistungen erwarteten. Die große Masse der Volksvertreter aber gehörte der das Land beherrschenden Stimmung an, welche ohne Vorliebe für irgend eine Verfassungsform oder Persönlichkeit sich der Sehnsucht nach Ruhe und gesichertem Rechte überließ, vor jeder revolutionären Gewalt erschreckte und deshalb Revolution und Gegenrevolution gleichmäßig verabscheute: Männer, wie sie Dubois-Crancé bezeichnet hatte, ermattet in den Stürmen der Revolutionszeit und lediglich aus Furcht vor neuem Terrorismus den monarchischen Ideen zuneigend. Für die Beziehungen zum Auslande hatten sie keinen andern Gedanken als Frieden, raschen, allseitigen, dauernden Frieden, und hier stand die öffentliche Meinung mit seltener Einmüthigkeit hinter ihnen. Mit Recht sagte damals ein Redner der Fünfhundert: „Das Streben, welches heute das ganze Land erfüllt, ist die Sehnsucht nach dem Frieden; es ist ebenso allgemein und unwiderstehlich wie 1789 der Ruf nach Freiheit und 1795 der Haß gegen die Terroristen."

Der Mann, der eben jetzt im Begriffe stand, diesen höchsten Wunsch seines Landes zu erfüllen und Frankreich den Frieden wenigstens auf dem Continent zu verschaffen, befand sich den heimischen Parteien gegenüber in besonderer Lage. Die Royalisten haßten den General Bonaparte wie die Sünde, weil sie seine Triumphe mit Recht als die Hauptstütze des Directoriums betrachteten; wir haben bemerkt, mit wie schnöder Feindseligkeit ihre Presse den gefeierten und reizbaren Feldherrn behandelte. Den Gemäßigten würde er sich durch den Friedenschluß höchlich empfehlen; aber nichts war gewisser, als daß sie sein Friedensprogramm, die Unterdrückung Venedigs und die weitere Revolutionirung Italiens, auf das Schärfste verdammen würden. Und nun vollends die weitern Riesenpläne seiner ruhmesdurstigen Selbstsucht, der Seekrieg, die Invasion Englands, die Träume vom Orient und Indien! Es war kein Gedanke daran, für solche Dinge die freie Genehmigung der müden Nation und ihrer Ver-

treter zu gewinnen. Bonaparte hatte für die wüste Unordnung und kraftlose Tyrannei des Directoriums das Gefühl der reinsten Verachtung: für jetzt aber war sein persönliches Interesse mit dem der revolutionären Regierung unlösbar verbunden. Allein je unsicherer in den innern Fragen die Zukunft durch den Eintritt der neuen Abgeordneten geworden war, desto dringender wurde für Bonaparte die Nothwendigkeit, auf allen Seiten sich deckend sein Spiel mit höchster Vorsicht weiter zu führen, bis endlich der Augenblick gekommen wäre, wo er, im Besitze entscheidender Ergebnisse, allen Parteien als Herr und Herrscher entgegentreten könnte.

Viertes Capitel.

Die Friedenspräliminarien.

Bonaparte's Brief an den Erzherzog Carl wurde am 2. April in Wien von einem Ministerrathe in Erwägung gezogen. Die Verhältnisse lagen günstig für ihn nach jeder Seite, günstiger als der General selbst hatte ahnen können. Es gab in Wien nicht viele Männer mehr, denen der Muth aufrecht geblieben war. Außer Thugut waren alle andern Minister, erschreckt durch die Niederlagen und Opfer des Kampfes, von Friedenshunger erfüllt; so eben erst hatte Graf Trautmannsdorff in ihrem Auftrage dem Kaiser eine Denkschrift eingereicht, in welcher er die Unmöglichkeit längeren Widerstandes nach allen Richtungen erörterte; der Zorn dieser verzagten Magnaten war groß gegen Thugut, den sie als die einzige Ursache ihrer verlängerten Leiden betrachteten. Sie haßten ihn schon als ahnenlosen Emporkömmling, der in immer wachsendem Maße das Vertrauen des Kaisers und die Macht der Staatsgewalt für sich in Beschlag zu nehmen wagte, und dessen Eigensinn jetzt den Kern der Erblande den Kriegsgreueln Preis gab, und vielleicht alle Genüsse der Residenz lästig unterbrach. Sie nannten ihn, im Gegensatze zu dem spanischen Friedensfürsten, den Kriegsbaron, schmähten über seine frevelhafte Anhänglichkeit an das englische, fremde Interesse, und waren jetzt in ihrem Grimme so weit gekommen, den Wiener Pöbel gegen Thugut aufzuhetzen, welcher allein an der Fortdauer der schlimmen Zeiten Schuld sei, so daß der Polizeipräsident Saurau den Minister warnen ließ, er könne ihm gegen Straßeninsulten keinen sichern Schutz versprechen[1]).

---

[1]) Nach den Depeschen Sir Morton Eden's, die sich hier eingehender und besser unterrichtet zeigen, als die des preußischen Residenten Cäsar.

Der Adel aber wie der Pöbel hatten eine völlig falsche Vorstellung von Thugut, wenn sie ihm blinden Kriegseifer, oder gar unerlaubte Abhängigkeit von England zutrauten. Wir wissen, daß Thugut seit Jahren das Ende des auch nach seiner Meinung unseligen Krieges herbeisehnte. Aber er war ein kräftiger und muthiger Mensch, und erfüllt von dem Stolze des Kaiserhauses, dem seine Dienste gehörten. Er wünschte Frieden; aber um keinen Preis einen schimpflichen und schädlichen Frieden. Das bisherige Waffenglück der Franzosen ertrug er ungebeugten Sinnes; noch meinte er militärische Mittel genug in Oesterreich zu besitzen, um eine zwingende Gefahr des Kampfes nicht anzuerkennen, und also jeden übereilten Abschluß für unnöthig und deshalb für verwerflich zu erklären. Mehr als Bonaparte's Siege beschäftigte ihn die steigende Widerwärtigkeit der diplomatischen Lage, der Haß gegen Preußen, der Aerger über England, die Unthätigkeit der Russen. Diese Dinge waren es, die ihm einen Vertrag mit Frankreich, einen guten und nützlichen Vertrag, immer wünschenswerther erscheinen ließen, und ihn jetzt auch zu erheblicher Herabminderung seiner Forderungen bestimmten. „Wir hätten, schrieb er schon am 14. Januar an Cobenzl, nach all unsern Opfern höchst begründeten Anspruch auf Länderzuwachs; jedoch wird der Kaiser bei der jetzigen Lage nach seiner Friedensliebe zum Abschlusse bereit sein, wenn nur seine Monarchie denselben Umfang wie vor dem Kriege behält." Die Frage war nur, in welcher Weise dies Ziel sich erreichen ließ, ob durch Rückgewinnung der verlorenen Provinzen oder durch Erlangung angemessener Entschädigung, und weiter, ob das Eine wie das Andere auf der deutschen oder der italienischen Seite gefunden würde. Im December hatte Thugut's Vorliebe, wie wir sahen, sich Italien zugewandt; im Januar bezeichnete er den Russen noch einmal die Erwerbung Baierns als den erwünschtesten Ausweg, dem ja auch Preußen schon 1793 seine formelle Zustimmung gegeben habe. Seitdem war auf allen Seiten das Mögliche geschehen, um dem Minister den Krieg und die Coalition immer tiefer zu verleiden: sobald Bonaparte irgendwie annehmbare Bedingungen entgegenbrachte, war Thugut mit tausend Freuden einzuschlagen bereit.

Vor Allem entsprach der Wahrheit nichts weniger, als jene Gerüchte, welche ihn als unbedingten Anhänger und Miethling Englands schilderten. Im Gegentheil war seine Stimmung gegen den Londoner Hof von Woche zu Woche gereizter geworden. Unaufhörlich forderte er Erhöhung und Beschleunigung der englischen Zahlungen und war entrüstet, daß England

die Erfüllung dieser Wünsche endlos verschleppte. Er begehrte Zurücksendung der englischen Flotte in das Mittelmeer, so wie Bewilligung eines Geschwaders für die adriatischen Gewässer, und hatte zu klagen, daß jene abgeschlagen, diese verheißen, aber nicht ausgeführt wurde. Ihrerseits fand sich die englische Regierung nach der einen wie nach der andern Richtung durch schlechthin zwingende Hindernisse in der Unmöglichkeit, so rasch, wie Thugut forderte, vorzugehen. Ihre Mittelmeerflotte trieb allerdings am 14. Februar durch den glänzenden Sieg von St. Vincent die spanischen Linienschiffe in den Hafen von Cadix zurück; der größte Theil der letzteren war jedoch völlig unversehrt, jeden Tag ein neues Auslaufen möglich, eine zweite für diese Stelle verfügbare englische Flotte nicht vorhanden: von einer Rückkehr des Admirals Jervis in das Mittelmeer konnte also keine Rede sein. Den regelmäßigen Dienst des Jahresbudgets hatte Pitt, wie wir oben sahen, geordnet; als er sich aber anschickte, das für den Kaiser bestimmte Anlehen in das Parlament einzuführen, trat, im Februar 1797, eine drängende Krisis für die Bank von England, dieses große Centralorgan auch für den britischen Staatshaushalt ein, welche die Aufmerksamkeit von Volk und Regierung lange Wochen hindurch ausschließlich in Anspruch nahm, und jede sonstige Finanzoperation von Bedeutung schlechthin zum Aufschub zwang. Unter diesen Umständen that Pitt für Oesterreich, was er konnte: auf die bevorstehende Anleihe hatte er bereits das ganze Jahr 1796 Vorschüsse von monatlich 150,000 Pfund Sterling geleistet, und gleich nach Neujahr sich zu deren Erhöhung auf 200,000 erboten. Thugut aber forderte eine Steigerung auf 300,000 unter der Drohung, daß entgegengesetzten Falles der Kaiser sich an den Allianzvertrag nicht länger gebunden halten, sondern möglichst rasch den Frieden mit Frankreich suchen würde. Ganz in demselben Tone redete er am 1. März zu Eden über die Mittelmeerflotte: ohne Kriegsschiffe in der Adria, ohne Zahlungen, rasche und große Zahlungen könne Oesterreich den Krieg nicht fortsetzen. Lord Grenville meldete am 3. sein großes Bedauern, bei der Lage der Bank im Augenblick bestimmte Geldversprechungen nicht geben zu können, wiederholte aber den Ausdruck der höchsten Bereitwilligkeit, so schnell wie irgend möglich zu helfen, und hatte die Zahlung der rückständigen Vorschüsse angeordnet. Thugut blieb am 25. bei seinem Worte: ohne englisches Geld und ohne englische Flotte sind wir zum Friedensschluß gezwungen.

Es ist an sich klar, daß ein englisches Geschwader im adriatischen

Meere bei der damaligen Lage der Dinge auf den Kampf in Kärnthen nicht den geringsten Einfluß üben konnte. Die Geldnoth allerdings war damals in Wien so quälend wie immer, leider aber auch die sachlichen Gründe des englischen Zauderns weltkundig und unwiderleglich, und schon jetzt war ein monatlicher Vorschuß von zwei Millionen Gulden nach den Verhältnissen des österreichischen Budgets ein höchst ansehnlicher Beistand. Schwerlich also hätte Thugut seinem langjährigen Freunde, dem englischen Gesandten Sir Morton Eden, so häufigen Kummer durch die Ausbrüche seines Unwillens gemacht, wäre nicht ein dritter Umstand hinzugekommen, bei welchem es freilich für Thugut keine Möglichkeit der Versöhnung gab. Dies war, was er die empörende Parteilichkeit Englands für Preußen nannte, die Ansicht der englischen Staatsmänner, daß ein Zusammenwirken mit Preußen die wichtigste Förderung für die Ueberwältigung Frankreichs sein würde. Nachdem sie schon im December Thugut im innersten Herzen durch den Vorschlag empört hatten, unter Umständen Belgien an Preußen zu überlassen, kamen immer wieder neue Ausdrücke dieser allerverhaßtesten Gesinnung zum Vorschein, wie heftig auch Thugut dem Gesandten noch am 4. Januar erklären mochte, daß der Kaiser gegen jede preußische Friedensvermittlung und gegen jede neue Vergrößerung Preußens Protest einlege, und bei dem geringsten Versuche solcher Art sich ohne irgend welche Rücksicht jede Maßregel vorbehalte, die sein Interesse gebieten könne. Und nur zu bald sollte dieser Fall sich verwirklichen!

Am 21. Februar berichtete Cobenzl aus Petersburg über wichtige Mittheilungen, welche Kaiser Paul persönlich ihm so eben gemacht hatte. Der junge Selbstherrscher hatte bisher in seiner heftigen und unstäten Weise keine ausgesprochene Richtung auswärtiger Politik erkennen lassen: da er aber fortfuhr, Truppensendungen gegen Frankreich zu weigern, so wurde er in Wien so ziemlich mit gleicher Stimmung wie Preußen, und damit auch als ein Freund und Gönner Preußens betrachtet. Der Berliner Hof war derselben Meinung, und beschloß, um die russische Freundschaft enger zu ziehen, dem Kaiser ein unbegrenztes Vertrauen entgegenzutragen; der König schrieb also an Paul und legte ihm den ganzen Stand seiner französischen Verhandlungen vor, den eventuellen Vertrag vom 5. August 1796, die Aussicht, das Bisthum Münster für sich zu erlangen, falls im Reichsfrieden das linke Rheinufer verloren ginge, den Wunsch, dem Hause Oranien die Bisthümer Würzburg und Bamberg, dem hessischen Landgrafen die Abtei Fulda zu verschaffen. Aber die Wir-

kung dieses Schrittes war eine andre, als der König erwartet hatte. Ueber alle Abneigung gegen den Krieg, und über allen guten Willen für Preußen überwog doch bei Paul der innere Abscheu gegen Revolution und Jacobinerthum; daß der König sich so weit mit den Franzosen eingelassen, daß er seinerseits zu einer Umwälzung der deutschen Reichsverfassung bereit sei, erregte die allerhöchste Entrüstung, und warf den Kaiser für den Augenblick ganz auf die österreichische Seite hinüber. Ohne den vertraulichen Charakter der preußischen Mittheilung zu beachten, ließ er Cobenzl rufen, erzählte ihm in zürnenden Worten die ganze Geschichte, donnerte über Haugwitz, der, einen solchen Vertrag in der Tasche, sich nicht entblödet habe, in London jede Unterhandlung mit Frankreich abzuläugnen, und erklärte, daß er gegen diese neuen Abscheulichkeiten in Berlin eine zermalmende Verwahrung einlegen werde. Cobenzl, im Innersten durch diese Wendung erquickt, sondirte sogleich über russische Truppenhülfe für Oesterreich; so weit aber ging der Eifer des Kaisers doch noch nicht; man muß ihn, schrieb Cobenzl, durch die Umstände forttreiben lassen, mit weiterem Drängen würde man ihn zum Widerspruche reizen und seinen Sinn verhärten. Indessen diese glücklichen Umstände blieben für jetzt und noch lange aus. Paul war so erbittert auf Preußen, daß er heimlich mehrere Officiere über die Grenze schickte, um für den Fall eines Krieges Aufnahmen des Terrains zu machen, daß er auch wohl von der Aufstellung eines starken Beobachtungscorps an der ostpreußischen Grenze redete, um den bösen Willen des Berliner Cabinets im Zaume zu halten. Aber an einen französischen Krieg wollte er nicht heran: im Gegentheil bei jedem Anlaß wiederholte er dem Grafen von Cobenzl seinen Wunsch, daß Oesterreich Frieden schließe, freilich nicht ohne jede Entschädigung, aber im Nothfall auch mit kleinen Verlusten. Als Cobenzl einige Wochen später ihm einmal den auf Paul's Selbstgefühl berechneten Vorschlag machte, sich mit Oesterreich über die Friedensbedingungen zu verständigen, und diese dann den Franzosen unter Kriegsdrohung aufzuerlegen, schüttelte der Kaiser ganz freundlich, aber bestimmt den Kopf: „ihr sollt mich nicht von meinen Grundsätzen abbringen, sagte er, macht Frieden und scheut selbst einige Opfer nicht."

Die Wirkung, welche diese Berichte auf Thugut hervorbrachten, wird man leicht ermessen. Daß der preußische Vertrag vom 5. August nur ein eventueller war, daß Preußen fortfuhr, in Paris für die Unverletzlichkeit des deutschen Reiches diplomatisch zu arbeiten, ließ ihn unberührt.

Genug, was er stets vorausgesagt, er hatte es jetzt Schwarz auf Weiß vor Augen: der widerwärtige Nebenbuhler streckte die Hand nach weiteren Vergrößerungen im Reiche aus, und der „intime Bundesgenosse“ polterte darüber zwar mit dröhnenden Worten, war aber zu thätiger Hülfe nicht zu bringen. So kam Alles darauf an, zunächst daß Oesterreich durch eine Verständigung mit Frankreich die Hände frei bekomme, und dann, daß dieser französische Friede selbst durch keine seiner Bestimmungen den preußischen Gelüsten die Bahn eröffne. In diesem Zusammenhange wird es uns deutlich, warum trotz Thugut's Friedenssehnsucht die letzten, sehr gemäßigten Anträge Clarke's bei jenem schlechterdings keine Wirkung haben konnten. Nach dem Scheitern der irischen Expedition und dem Falle Kehl's wollte das Directorium sich mit den linksrheinischen Besitzungen Oesterreichs begnügen, dem Kaiser aber die Lombardei zurückgeben, und für Belgien durch Baiern oder sonst in Deutschland entschädigen [1]). Jenem Grundsatze Thugut's, Frieden zu machen, wenn Oesterreich nicht geschwächt in seinem Bestande aus dem Kriege hervorgehe, wäre damit vollkommen genügt worden. Clarke, auf's Neue an Gherardini gewiesen, besprach mit diesem den Antrag näher: Gherardini fragte, was dann aus dem Churfürsten von Baiern werden sollte, und Clarke entgegnete, daß dieser ohne Schwierigkeit mit einigen säcularisirten Bisthümern ausgestattet werden möchte [2]). Wie jetzt die Dinge lagen, war dieses Wort für Thugut entscheidend. Einmal Säcularisationen für Baiern bewilligt, wie sollte er dann entsprechende Säcularisationen für Preußen und die preußischen Trabanten, Oranien und Hessen, verhindern? Wenn er selbst noch kurz zuvor in Petersburg Baiern als das erwünschteste Tauschobject für den Kaiser angemeldet, wenn er vor drei Monaten bei Lord Grenville die Rheinlande als mögliche Erwerbung für Frankreich bezeichnet, und an die Säcularisation des Bisthums Lüttich für Oesterreich gedacht hatte: jetzt nach dem Bekanntwerden der preußischen Entwürfe war er entschlossen, diesem ganzen Systeme den Rücken zu kehren. Ebenso entschieden, wie er im Frühling 1795 dem Kaiser gerathen hatte, die elenden deutschen Reichsstände ihrem Schicksal Preis zu geben, und rein österreichische Politik in Osteuropa zu machen, ebenso nachdrücklich sagte er jetzt dem englischen Gesandten, daß der Kaiser die Erhaltung des

[1]) Carnot an Clarke 16. Januar.

[2]) Thugut an Cobenzl 9. April.

deutschen Reiches in seiner bisherigen Form vor Allem wünschen müsse, und deshalb für sich jede rechtsrheinische Entschädigung verschmähe, weil eine solche den Bestand der Reichsverfassung in Frage stelle. Es war dem Namen nach die Pflicht des Reichsoberhaupts, in Wahrheit aber auch hier der Gegensatz Oesterreichs gegen Preußen, was für seine Schritte den Ausschlag gab.

Diese Stimmung wurde im Laufe des März noch weiter geschärft, als Lord Grenville unter dem 3. März mit großer Genugthuung meldete, daß der Berliner Hof ihm den lebhaften Wunsch auf Herstellung herzlichen Einvernehmens mit Oesterreich zu erkennen gegeben, und zugleich die Hoffnung ausdrückte, daß auch in Wien der unendliche Vortheil einer solchen Annäherung nicht verkannt würde. Thugut antwortete dem Gesandten auf diese Botschaft mit der Vorlage des Petersburger Berichtes und forderte dringend eine Weisung an den hannover'schen Reichstagsgesandten, den unheilvollen Umtrieben Preußens mit aller Kraft entgegenzutreten [1]. Er sah in der Berliner Eröffnung lediglich einen neuen Beweis der preußischen Tücke, die sich durch heuchlerische Freundlichkeit die Unterstützung Englands für ihre verbrecherischen Pläne zu sichern suche. Er war völlig fest in seinem Hasse und ließ sich nicht träumen, daß er alle seine Erwägungen auf das gerade Gegentheil der thatsächlichen Wahrheit baute. Seit jenem schwachen Tage des 5. August war König Friedrich Wilhelm immer entschiedener in seiner Abneigung geworden. Er zürnte über die Mißhandlung seiner von den Franzosen besetzten clevischen Provinzen; er beklagte den Abschluß des Augustvertrags; er wünschte lebhaft, daß der dort vorgesehene Fall eines Reichsfriedens mit Abtretung des linken Rheinufers nicht eintrete [2]. Seinen Ministern wie seinem Gesandten in Paris gab er den Auftrag, unablässig für die Integrität des deutschen Reiches zu wirken, obgleich die Folge davon der Wegfall der Säcularisationen und der preußischen Vergrößerungen gewesen wäre. Als Carnot im December dem preußischen Gesandten vorschlug, als Vermittler zwischen Oesterreich und Frankreich aufzutreten, und dieser Thätigkeit durch eine Truppenbewegung gegen die österreichische Grenze Nachdruck zu geben, lehnte der König das Letztere mit Unwillen ab, und genehmigte das Erstere nur unter der Bedingung, daß Frankreich zuvor die Unverletzlichkeit des deutschen

---

[1] Eden an Grenville 15. März.

[2] Das Ministerium an Sandoz-Rollin in Paris 10. April.

Reiches anerkenne. Ohne Zweifel hing mit dieser Haltung Preußens jene Herabstimmung der Clarke'schen Forderungen an Oesterreich zusammen, während das Directorium in Berlin die Erklärung abgab, die Rheinlande als Gegenstand einer offenen Verhandlung ansehen zu wollen. Nach reiflicher Erwägung erwiederte das preußische Ministerium am 18. März, daß man sich des Entgegenkommens freue, aber es nicht als ausreichend betrachten könne: man werde gerne den verbündeten Mächten von der friedfertigen Gesinnung des Directoriums Kenntniß geben und für den erwünschten Zweck nach Kräften thätig sein, aber man müsse wiederholen, daß man die Stellung eines amtlichen Vermittlers erst dann in Anspruch nehmen könne, wenn Frankreich den großen Grundsatz der Integrität des deutschen Reiches förmlich anerkannt habe. Immer beeilte man sich, gleich am 19. dem Geschäftsträger Cäsar in Wien die Weisung zu geben, daß er Thugut von dieser Sachlage unterrichte und demselben die Bereitwilligkeit des Königs ausspreche, auf der Grundlage der Reichsintegrität die Friedensvermittlung zu übernehmen. Cäsar entledigte sich dieses Auftrags am 26. März.

So wurde dem kaiserlichen Minister gerade der Theil seines Friedensprogramms, den er zur Abwehr preußischer Ungebühr sich festgestellt hatte, von Preußen selbst entgegengetragen. Es war noch einmal ein Augenblick, wo eine Vereinigung der beiden Mächte zur Abwehr, zur zweifellos erfolgreichen Abwehr der gegen Deutschland gerichteten Uebergriffe Frankreichs möglich erschien. Freilich, noch war man in Berlin zu einer Erneuerung des französischen Krieges wenig geneigt; um so mehr wäre es erforderlich gewesen, daß Thugut mit Eifer die ihm dargebotene Hand ergriffen, den König so tief wie möglich in die Friedensverhandlung hineingezogen, und damit zugleich sein Ehrgefühl und seinen Patriotismus festgehalten hätte. Aber eine solche Entschließung war bei Thugut ein für alle Male unmöglich. Diese Preußen, grollte er, haben so eben erst den Turiner Hof bestimmt, die Insel Sardinien für Ueberlieferung Mailands den Franzosen in Aussicht zu stellen. Sie reden von der Integrität der Reichsgrenzen gegen Außen; dahinter aber betreiben sie den Sturz der Reichsverfassung im Innern, um für sich im Trüben zu fischen [1]); sie haben zunächst keinen andern Zweck, als sich bei England und den Reichsständen in schönes Licht zu setzen. Nur in einem Falle, sagte er zu Sir

[1]) Eden an Grenville 25. März. Thugut an Cobenzl 9. April.

Morton Eden, könnte man sich auf ihre Worte verlassen, wenn sie nämlich Grund zur Furcht vor Rußland hätten. Wenn Rußland nicht ebenfalls als Vermittler an der Unterhandlung Theil nimmt, hält der Kaiser es nicht für erlaubt, seine hohen Interessen der Fürsorge seines Erbfeindes anzuvertrauen. Sir Morton strebte vergebens, ihm die gute Seite der Sache anschaulich zu machen. Thugut blieb fest in der Gesinnung, wie er sie schon am 4. Januar dem englischen Freunde ausgesprochen: gegen jeden Versuch einer preußischen Einmischung muß der Kaiser sich alle Maßregeln vorbehalten [1]). Kaum hatte dieses Gespräch stattgefunden, als Bonaparte's Brief an den Erzherzog in Thugut's Hände kam. Unter den jetzigen Verhältnissen, erklärte darauf Thugut dem englischen Gesandten, dürfen wir das Entgegenkommen des Generals nicht ablehnen; Alles ruft hier nach Frieden; für uns aber ist es besser, in eine Separatunterhandlung mit Frankreich einzutreten, als eine Vermittlung Preußens ohne Theilnahme der Russen anzunehmen [2]).

Das entscheidende Wort war damit ausgesprochen. Haß und Mißtrauen gegen Preußen trieb den kaiserlichen Minister zu dem Versuche, wie weit man mit Frankreich und dem Verfasser des biedern menschenfreundlichen Briefes vom 31. März kommen würde. Die Generale Grafen Merveldt und Bellegarde wurden am 5. April an Bonaparte abgeschickt, um vor Allem einen Waffenstillstand zu schließen, und wenn möglich eine erste Andeutung über Bonaparte's Friedensbedingungen zu erlangen. Sie hatten keine langwierige Reise mehr zu machen; der französische General war seit seinem Schreiben an den Erzherzog in ununterbrochenem und reißendem Vormarsch geblieben, so daß die österreichischen Unterhändler nur acht Poststationen zurückzulegen brauchten, um die feindlichen Vorposten bei Leoben zu erreichen. Trotz der Schwäche des französischen Heeres, welche eine Belagerung Wiens im Grunde völlig außer Frage stellte, war diese Nähe desselben für alle ängstlichen Gemüther natürlicher Weise aufregend im höchsten Grade.

Ein so tiefes Eindringen in das feindliche Land mit so geringfügigen Streitkräften, wie es Bonaparte hier unternommen hatte, ist dagegen spätern Beobachtern höchst gewagt erschienen, bei der Länge seiner, scheinbar auf allen Seiten bloßgestellten Rückzugslinie. Eine nähere Betrachtung zeigt

---

[1]) Eden an Grenville 1. April.

[2]) Eden an Grenville 5. April.

jedoch, daß auch hier die geniale Kühnheit Bonaparte's zugleich die größte Vorsicht, daß die so weit vorgeschobene Stellung bei Leoben an sich die beste Flankendeckung war. Seine Straße ging von Klagenfurt nordwärts bis Unzmarkt, wo sie das nach Nordosten ziehende Thal der Mur erreichte, und dann in dieser Richtung bis zum Fuße des Sömmering blieb, links neben sich die Abhänge des gewaltigen steyerischen Hochgebirgs, dessen Felsenmassen und Gletscher nur an zwei Stellen bewaffneten Heereskörpern den Durchzug verstatteten, auf der Salzburger Straße, die bei St. Michael, und der Linzer, die bei Leoben in das Murthal einmündete. Wenn Bonaparte rechtzeitig Unzmarkt erreichte, so schnitt er den aus dem Pusterthal nordwärts ziehenden General Spork, wenn St. Michael und Leoben, die noch rückständigen rheinischen Divisionen von dem Heerhaufen des Erzherzogs ab. Er beherrschte mit der raschen Besetzung dieser Orte die Lage vollkommen und hielt die feindlichen Heerestheile auseinander, so daß sie erst unter den Mauern von Wien ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten. Zugleich wurde es, indem er selbst der Hauptstadt so dicht auf den Leib ging, äußerst wahrscheinlich, daß der Gegner alle Kräfte zu deren Rettung heranziehen und nicht etwa zu Operationen in Bonaparte's Rücken verwenden würde [1]). Mit seinem durchdringenden Scharfblicke hatte er diese Lage sofort erkannt; mit rastloser Thätigkeit drängte er der Erfüllung zu. An demselben Tage, an welchem er dem Erzherzog geschrieben, am 31. März hatte er bereits den General Massena nach St. Veit und darüber hinaus vorgeschoben; am 1. April gab er ihm den Befehl, ohne den geringsten Zeitverlust auf die Pässe von Neumarkt loszugehen, indem er die Division Guyeux ihm unmittelbar folgen ließ, und die Division Chabot (früher Serrurier) als Reserve nach Friesach heranzog. Als sich diese Bewegungen zu entwickeln begannen, erschien ein Parlamentär des Erzherzogs, mit dem Begehren eines vierstündigen Waffenstillstandes: ein Ansinnen, sehr begreiflich auf österreichischer Seite, um Zeit für die Vertheidigung der Pässe zu gewinnen, aus demselben Grunde aber von Bonaparte, ebenfalls sehr begreiflich, gar keiner Antwort gewürdigt. Am 4. erreichte Massena die ersten feindlichen Verhaue bei Neumarkt, und warf den Gegner, unter hitzigen Kämpfen den ganzen Tag hindurch, von Posten zu Posten bis nach Unzmarkt zurück. Die Division Spork war indessen schon von Gmund aus nordwärts auf

[1]) Vgl. Bonaparte an Joubert 3. April.

schwierigen Gebirgspfaden nach Salzburg ausgewichen; ihr Artilleriepark, für welchen es dort keine Straße gab, passirte glücklich noch Unzmarkt, vierundzwanzig Stunden vor Massena's Ankunft, die am 3. Nachmittags erfolgte, und noch zu einem hitzigen Gefecht mit der Brigade Brady führte. Der Erzherzog, der in den beiden Tagen wieder 1700 Mann, hauptsächlich an Gefangenen, eingebüßt hatte, verspürte keine Lust zu weiteren Kämpfen, sondern wich, sobald sich Massena's Spitze zeigte, von Ort zu Ort das Murthal abwärts, über Judenburg, Knittelfeld, Leoben nach Bruck, so daß Massena ohne weiteres Zusammentreffen am 7. April in Leoben einrückte und damit die letzte Straße absperrte, auf welcher die Kaiserlichen, ehe sie in das Donauthal hinabstiegen, Verstärkung von Norden her hätten erlangen können. Von Leoben bis Wien sind nur sechzehn Meilen, während nach rückwärts die französischen Divisionen dort acht Meilen von Unzmarkt, sechzehn von Klagenfurt, dreiundzwanzig von Tarvis entfernt waren. Mit der größten Umsicht hatte übrigens Bonaparte alle Vorkehrungen getroffen, seine Kräfte zu sammeln, und die Gegend bis Tarvis zu decken. Schon am 3. April hatte er die Division Bernadotte aus Laibach und zwei Reiterregimenter aus Triest nach Klagenfurt beordert; er hatte an demselben Tage an General Joubert nach Brixen Weisung gesandt, sich zum Abmarsche nach Kärnthen durch das Pusterthal bereit zu halten, und endlich an General Victor dringenden Befehl geschickt, so schnell wie möglich aus der Romagna nach Treviso zu rücken. So fanden sich an der ausgedehnten Straße von der Etsch bis zur Mur auf jeder Etappe schützende Heerestheile; bei jedem Schritte rückwärts war Bonaparte seiner Reserven sicher, und konnte auch im ungünstigsten Falle seine Massen ungleich rascher als der Gegner die seinigen vereinen. Und wie jede in sich gute Stellung nach verschiedenen Seiten fruchtbar ist, so zeigte es sich auch hier. Dieselben Bewegungen, welche den Divisionen in Leoben den Rücken deckten, sicherten dem französischen Feldherrn zugleich die von ihm begehrte Entscheidung der venetianischen Wirren. Daß dieselben seit den ersten Schlägen von Bergamo und Brescia im erwünschten Flusse geblieben, darüber empfing damals Bonaparte den Bericht des Commandanten von Verona, General Balland, der unter dem 1. April meldete, die Revolution Venetiens gestalte sich immer ernster, der offene Bürgerkrieg sei vorhanden, und auch eine Abtheilung französischer Truppen von den Aristokraten angegriffen worden. Damit war für Bonaparte die Möglichkeit des Kriegsfalles gegen Venedig in nächster Aussicht, und so=

mit die Grundlage seiner österreichischen Unterhandlung ebenso wie die Unangreifbarkeit seiner militärischen Stellung gesichert.

Bonaparte hatte am 7. April sein Hauptquartier vorwärts nach Judenburg verlegt, als ihm die Ankunft Merveldt's und Bellegarde's gemeldet wurde. Auf ihr Begehren eines Waffenstillstandes antwortete er ihnen, daß jede Unterbrechung der Operationen dem Interesse des französischen Heeres zuwider sei; er könne sie also nur bewilligen, wenn er Gewißheit über den sofortigen Beginn einer ernstlichen Friedensverhandlung habe. Als die Oesterreicher forschten, auf welchen Grundlagen er in eine solche eintreten würde, erklärte er, sich darüber nur gegen die Personen äußern zu können, die auch zum Abschlusse Vollmacht hätten [1]). Indessen ging das Gespräch weiter, und Bonaparte erwähnte im Verlaufe desselben wie eine selbstverständliche Sache, daß er eine wirkliche Unterhandlung dann erst beginnen könne, wenn Oesterreich zur Abtretung des linken Rheinufers bereit sei. Dagegen weigerte er sich, über Italien irgend eine Aeußerung zu machen, so daß die Oesterreicher jede Hoffnung bereits aufgaben. Bei solchen Zumuthungen, sagten sie, wird der Kaiser, selbst wenn Wien verloren würde, den Kampf auf das Aeußerste fortsetzen. Da überraschte sie Bonaparte durch die Wendung: wenn er die Rheingrenze abschließend fordere und über Italien einstweilen schweige, so heiße das ja nichts Anderes, als daß er über diesen wesentlichen Punkt weitere Verhandlung zulasse [2]). Hiernach meinten die Oesterreicher wieder auf den Stillstand zurückkommen zu dürfen, und nach langem Sträuben genehmigte endlich Bonaparte um Mitternacht eine Waffenruhe von sechs Tagen, innerhalb deren die Verhandlung über den österreichischen Separatfrieden beginnen müsse. Bei der Abgrenzung der beiderseitigen Stellungen während dieser Tage erprobte er nochmals die Friedenssehnsucht der österreichischen Generale, indem er die noch nicht besetzten wichtigen Punkte Gratz, Bruck und Rottenmann in das Gebiet des französischen Heeres hineinzog. Mit diesem Ergebniß eilten Merveldt und Bellegarde am 8. April nach Wien zurück, wo sie am 9. eintrafen und Thugut Bericht erstatteten.

---

[1]) Thugut an Cobenzl 9. April.

[2]) Bonaparte an das Directorium 8. April. Thugut erwähnt in dem Briefe an Cobenzl vom 9. diese Einzelnheiten nicht, bestätigt sie aber indirect in einer folgenden Depesche vom 30., indem er sagt, daß Bonaparte weiterhin seine ursprünglichen Forderungen gemildert habe.

Thugut nahm Bonaparte's Worte, wie sie gemeint waren, als eine erste Aeußerung, die zwar nicht besondere Aussichten eröffnete, aber zu weiterer Verhandlung eher einlud als davon abschreckte. Er hatte in den letzten Tagen mit der Angst der Friedfertigen um jeden Preis manche harte Strauße bestanden: aus Ungarn war ein kläglicher Nothruf des Warasdiner Comitats wegen drohender Angriffe der Franzosen gekommen; in Wien hatte Starhemberg dem Kaiser eine noch drängendere Denkschrift überreicht, als jene Trautmannsdorff's gewesen; der Erzherzog Carl berichtete immer kläglicher über die Zerrüttung seiner Bataillone und forderte als einzige Rettung die Heranziehung des ganzen Rheinheeres zur Vertheidigung von Wien, und unter all diesen Einflüssen hatte der Kaiser selbst einen Augenblick geschwankt, ob es nicht rathsam sei, die Residenz von Wien hinweg nach Prag zu verlegen. Thugut war entrüstet über so viele Schwäche, zu der er an keiner Stelle ausreichenden Grund zu entdecken vermochte. „Das ganze Heer, schrieb er zürnend an Colloredo, hat den Kopf verloren; die Staatsmaschine geht völlig aus den Fugen; hätten wir nur ein wenig Energie, so wäre durchaus noch nicht Alles verloren." Eine überraschende Hülfe brachte ihm in diesem Augenblicke der von ihm sonst wenig geliebte General Mack, der aus dem Lager zurückkehrend, die dortige Niedergeschlagenheit vollkommen bestätigte, übrigens aber der Ueberzeugung lebte, daß man Hülfsquellen genug habe, die Krisis erfolgreich zu bestehen. Bei diesen Worten schob Thugut allen alten Hader auf die Seite; er nahm rasche Abrede mit Mack und schrieb am 10. dem Grafen Colloredo, auf den Knien möge er den Kaiser um schleunigen Erlaß der Befehle bitten, deren Nothwendigkeit ihm Mack erläutern werde. Das Ergebniß war, daß die Truppen ihre bisherige Stellung am Rhein und in Salzburg behielten, daß der Kaiser in Wien blieb, der Erzherzog wieder die Führung des Rheinheeres und Mack die Vertheidigung Wiens übernahm. Letzterer entwickelte sofort die lebhafteste Thätigkeit; die Bevölkerung, durch die Regierung kräftig aufgerufen und das Beispiel des Monarchen vor Augen, strömte zu den Waffen; allmälich sammelten sich in dem verschanzten Lager vor der Hauptstadt an 30,000 Mann, außer der hierher berufenen Division Seckendorf freilich meistens Recruten, unfähig zu einem Angriff auf Bonaparte's erprobte Divisionen, aber zur Vertheidigung ihrer befestigten Linien völlig brauchbar. Auch aus Ungarn kamen bessere Nachrichten; aus guten Gründen ließ sich dort kein Franzose blicken; die am 1. April verfügte Insurrection konnte sich

ungestört entwickeln und gab Aussicht, bis zur Mitte des Monats die Zahl der Vertheidiger Wiens zu verdoppeln. Vom Rheinheer kommend hatte sich die Division Hotze in Salzburg mit Spork vereint, zusammen 19,000 Mann, welche von dort Bonaparte's linke Flanke, freilich bei der Sperrung der Alpenstraßen mehr theoretisch als praktisch, bedrohten und besser nach Tyrol geeilt wären, wo sich eben der Landsturm mit erfrischtem Eifer erhob und den General Loudon zu neuem Vordringen befähigte. Nach dem Allem blieb Thugut fest in seiner Auffassung, daß eine drängende Gefahr keineswegs vorhanden sei; im Gegentheil hielt er sich überzeugt, man würde den Widersacher in dessen vorgeschobener, und wie Thugut glaubte vereinzelter, Stellung in schwere Bedrängniß versetzen können [1]). In diesem Sinne sprach er dem venetianischen Gesandten Grimani mit treibenden Worten die Hoffnung aus, der Senat werde aus der treulosen Revolutionirung Bergamo's und Brescia's Anlaß zur Vereinigung mit Oesterreich nehmen; dann würde es leicht sein, die Alpenpässe zu sperren und mit einem Zuge die Franzosen Matt zu setzen. Als Grimani, stets auf strengste Neutralität instruirt, dem heißen Gegenstande auszuweichen suchte, rief Thugut mit festem Händedruck: „ich weiß, daß ihr zu solchen Dingen keine Vollmacht habt, ich sage es auch nur als meine private Ansicht, daß Venedig jetzt im Stande wäre, das politische System Italiens zu erretten und die Habgier Piemonts und Spaniens niederzuhalten; glaubt es mir, der Kaiser ist entschlossen, dieses System zu schirmen und so weit es irgend möglich, jede Berührung mit den feindlichen Mächten zu vermeiden; unser Interesse, Herr Botschafter, und das eurige sind heute ein und dasselbe“ [2]). So schrieb er gleich nach Merveldt's Ankunft auch nach Petersburg, forderte das vertragsmäßige Hülfscorps von 12,000 Mann und lud Rußland ein, als officieller Friedensvermittler aufzutreten. Indessen so wenig er sich im Waffenkampfe für überwunden gab, so bestimmt war er doch entschlossen, den einmal angeknüpften Faden der Friedensverhandlung mit Bonaparte weiter zu spinnen. Er wollte den Frieden nur auf gute Bedingungen; aber was er wünschte, war der Friede. Allerdings, er erzählte das nicht einem Jeden. Noch am 12. April versicherte er seinem englischen Freunde Sir

---

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

[2]) Grimani an den Senat 10. April. Romanin X, 64. Der Senat belobte am 22. die weise Zurückhaltung des Botschafters.

Morton, daß General Merveldt nur deshalb zu Bonaparte zurückgesandt werde, um durch allgemeine Besprechungen über die Friedensgrundlagen Zeit zu gewinnen, und Zeitgewinn, setzte er etwas boshaft hinzu, ist für uns ja wegen der Verzögerung der englischen Subsidien eine wahre Lebensfrage.

In der That empfing Merveldt und der ihm als diplomatischer Mentor beigegebene Marchese di Gallo, der neapolitanische Gesandte, der alte Vertraute aus der Zeit der Baseler Unterhandlung, sehr viel genauere Instructionen, sehr viel bündigere Vollmacht. Sie wurden angewiesen, die äußerste Grenze der französischen Zugeständnisse zu ermitteln[1]), die Rückgabe der Lombardei zu begehren, die Abtretung Belgiens aber unter der Bedingung zuzugestehen, daß der Kaiser dafür eine angemessene Entschädigung erhalte, diese Entschädigung aber nur in Italien und nicht in Deutschland anzunehmen, da der Kaiser die Erhaltung des bisherigen Standes für das Reich fordern müsse[2]). Wenn Bonaparte auf diese Punkte einging, so hatten die Gesandten die Befugniß, den Vertrag auf der Stelle zu zeichnen. Den Marchese hielt Thugut auf einen Tag zu eingehender Erwägung zurück; Merveldt reiste, da die letzte Stunde der Waffenruhe vor der Thüre war, am 12. allein voraus und langte am 13. in Bonaparte's Hauptquartier, dem Schlosse Göß bei Leoben, einige Stunden vor dem Ablauf des Stillstandes an. Er kam im rechten Augenblick. Während der letzten Tage hatte Bonaparte weitere Nachrichten aus Italien erhalten, nach welchen er in Bezug auf Venetien völlig freie Hand zu haben glaubte, und also in der Lage war, ohne längeres Zaudern mit Merveldt zur Sache zu kommen.

Vergegenwärtigen wir uns, was indeß in Venetien geschehen war.

Landrieux und seine Helfer hatten in Brescia nicht lange geruht. Am 25. März erschien einer ihrer Haufen in Salo am Gardasee; es waren Brescianer Democraten und eine Truppe der lombardischen Legion unter Major Fantuzzi[3]); sie erfüllten die Straßen mit Freiheitsrufen, nahmen den venetianischen Beamten gefangen und setzten einen demokra=

---

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

[2]) Die Instruction selbst hat mir nicht vorgelegen; auch Hüffer macht keine Angabe über sie. Die oben erwähnten Punkte ergeben sich aus Merveldt's Bericht vom 13. und Bonaparte's Schreiben an das Directorium vom 16. April.

[3]) Schreiben Fantuzzi's in der Correspondance inédite de Napoléon, III, 23. Fantuzzi handelte nach Ordre des Generals Lahoz.

tischen Gemeinderath ein. Die Insurgenten hatten auch hier ein österreichisches, also von den Franzosen ihnen überwiesenes Geschütz; auch hier blieb die Bevölkerung passiv und mehrere in den Gemeinderath berufene Bürger hielten sich hartnäckig versteckt. Noch offener als bisher trat dann die Theilnahme der Franzosen am Aufstande den 27. März in Crema auf. Eine Abtheilung von vierzig französischen Reitern unter dem Commandanten Goruf forderte Einlaß in die Stadt, angeblich, um den folgenden Tag nach Soncino weiter zu marschiren. Am Morgen aber des 28. folgten 200 Mann französischen Fußvolks; drinnen überfielen und entwaffneten die Reiter die Thorwache; die Infanterie drang in die Stadt und verhaftete den Podesta Contarini; dann wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt, der Löwe des heiligen Marcus beseitigt und das Ende der venetianischen Tyrannei ausgerufen, Alles unter der Führung und nach den Befehlen eines französischen Hauptmanns Lhermite. Bei einem so offenen Auftreten der französischen Einmischung, was konnte es zur Erhaltung des Friedens nützen, wenn der Senat in jedem seiner Erlasse[1]) die Unterthanen zwar zum Widerstande gegen die Rebellen, aber auch zur Beobachtung der Neutralität gegen die Franzosen ermahnte? Vor Allem die Bauern, durch die lange Mißhandlung auf das Aeußerste erbittert, verstanden die Unterscheidung zwischen Rebellen und Franzosen nicht, da sie überall die Franzosen an der Spitze der Rebellen erblickten. Sie erhoben sich in Masse und erschlugen Lombarden und Franzosen, wo sie eines Solchen habhaft wurden. Am Stärksten war die Bewegung in den Alpenthälern der Provinzen von Bergamo und Brescia, der Val Sabbia, Serina, Trompia, Camonica. In die Dörfer der Val Sabbia kam die Nachricht, daß das Volk von Salo nach dem Abzug der Brescianer den revolutionären Gemeinderath beseitigt und die Fahne des heiligen Marcus wieder aufgepflanzt habe, daß dann aber, auf Befehl des General Lahoz, Major Fantuzzi mit 500 Mann Lombarden und einer Abtheilung der polnischen Legion die getreue Stadt mit Waffengewalt bedränge: da ging der Alarm mit reißender Schnelle durch das ganze Thal; mehrere tausend Bauern strömten nach Salo, fielen dem Angreifer in den Rücken und sprengten ihn mit schwerem Verluste auseinander. Durch die Nachbarthäler verstärkt, wandten sie sich dann gegen Brescia selbst und blokirten alle Zugänge

---

[1]) Circularverfügung an alle Bezirke vom 20. März, Ausschreiben an die Behörden in Salo vom 22. u. s. w. Romanin X, 45.

zu der Stadt. Nicht anders ging es in der Umgegend von Bergamo; jeder einzelne Lombarde oder Franzose, welcher den Wüthenden in die Hände fiel, wurde unbarmherzig niedergemacht und der Schlachtruf: Tod den Franzosen, Tod den Jacobinern erfüllte das Land, obgleich noch einmal der Senat durch eine dringende Verfügung jede Feindseligkeit gegen die fremden Truppen verbot[1]). General Kilmaine hatte jetzt, was Bonaparte bedurfte, den offenen Kampf zwischen Franzosen und Venetianern: wer konnte in dem Getümmel noch die ersten Urheber desselben unterscheiden? Genug, der Rücken der französischen Armee mußte gegen den Fanatismus und die Treulosigkeit der Venetianer gedeckt werden. Er sandte Landrieux mit einer Abtheilung reitender Jäger, um die Umgegend von Bergamo zu reinigen; ein anderer seiner Generalstabsofficiere, Couthaud, zog 1500 Mann bei Crema zusammen; ein weiteres Detachement von beinahe gleicher Stärke führte General Lahoz aus Mailand heran, und bis zum 9. April wurden die Thäler unter blutigen Gefechten und schwerer Verwüstung der Dörfer bezwungen und zugleich Salo nach kurzer Beschießung wieder eingenommen, oder wie Landrieux das nannte, der Sache der Freiheit zurückgewonnen. Landrieux hatte zur Beschönigung des Verfahrens ein Manifest auf den Namen Battagia's anfertigen lassen, worin im Namen des Senats das Volk zur Ausrottung der Franzosen aufgefordert wurde, und dann auf Grund dieses erdichteten Actenstückes nach allen Seiten den Bruch der Neutralität durch die Venetianer verkündet. An Bonaparte erstattete Kilmaine den 3. und 5. April Bericht über den Ausbruch der Feindseligkeiten und die angebliche Proclamation Battagia's; am 8. kam sein Courier mit der ersten dieser Depeschen im Hauptquartier Judenburg an, und Bonaparte versäumte nicht eine Minute, um mit möglichst heftigen Maßregeln den Bruch unheilbar zu machen.

Gleich am 9. fertigte er eine amtliche Zuschrift an den Dogen von Venedig, Ludwig Manin, aus, die nach Form und Inhalt nur zwischen der schimpflichsten Unterwerfung und einem Kampfe auf Leben und Tod die Wahl ließ. „Vergeblich, hieß es, leugnet ihr die Rottirungen ab, die ihr veranlaßt habt. Glaubt ihr, daß meine Legionen die Mordthaten dulden werden, zu denen ihr eure Bevölkerung aufhetzt? Mit der schwärzesten Treulosigkeit habt ihr unsere Großmuth beantwortet. Ich sende

[1]) Schreiben des Senats 3. April. Instruction der Behörden der Val Sabbia 1. April. Romanin X, 58.

meinen ersten Adjutanten, euch diesen Brief zu überbringen. Krieg oder Frieden. Wenn ihr nicht sofort eure Rotten entwaffnet und die Mörder der französischen Soldaten mir überliefert, so ist der Krieg erklärt. Wenn ihr, gegen den offenkundigen Wunsch meiner Regierung, mich zum Kriege zwingt, so glaubt nicht, daß meine Truppen das unschuldige Volk der Terraferma nach eurem Beispiel schädigen werden; ich werde es beschützen; es wird einst eure Verbrechen segnen, welche das französische Heer zur Zerschmetterung eurer Tyrannei genöthigt haben." Um die Wucht dieser Schmähungen zu steigern, hatte der Adjutant Junot Befehl, Audienz bei dem Dogen im versammelten Senate zu begehren, was dem venetianischen Gesetze schnurstracks zuwiderlief, und dort den Brief öffentlich zu verlesen. Wäre nicht binnen zwölf Stunden jede Forderung des Generals genehmigt, nämlich alle wegen politischer Vergehen Gefangenen entlassen, die auf das Festland gesandten Truppen zurückberufen, die Entwaffnung der Bauern verfügt, die französische Vermittelung für Bergamo und Brescia angenommen: so sollte Junot dem Senate den Krieg erklären und der französische Gesandte die Stadt verlassen. Es war nicht wohl denkbar, daß der Senat eine solche Selbsterniedrigung ohne Weiteres auf sich nehmen würde: Bonaparte traf alle Vorkehrungen für den Kriegsfall, indem er gleichzeitig an General Kilmaine die Weisung schickte, sobald Junot ihn von dem Abbruch der Verhandlungen benachrichtige, dann sogleich mit Hülfe der bei Padua eingetroffenen Division Victor alle venetianischen Garnisonen an einem Tage zu überfallen und zu entwaffnen, die venetianischen Beamten zu verhaften und so mit einem Schlage die Terraferma seinen Waffen zu unterwerfen. Einige Tage vorher hatte Joubert Befehl erhalten, die Division Baraguay d'Hilliers durch das Pusterthal nach Lienz und Spittal marschiren zu lassen; am 11. April erließ Bonaparte an Joubert den weiteren Auftrag, nach Lienz die Division Delmas, die Division Baraguay aber in Eilmärschen nach Osoppo zu senden, von wo sie dann die östliche Hälfte der venetianischen Besitzungen überschwemmen würde. Bonaparte dachte so wenig an eine friedliche Lösung, daß er schon am 9. dem Directorium meldete: wenn ihr diesen Bericht erhaltet, sind unsere Truppen Meister der ganzen Terraferma. Mit lebhafter Entrüstung redete er hier über die venetianische Arglist, welche mit einem Male das Volk aufwiegele, um sein Heer hinterrücks zu verderben. Er schien, trotz einiger früherer Besorgniß, doch völlig überrascht durch einen so abscheulichen Verrath, jetzt aber allerdings höchst entschlossen, mit kräftigem Durch-

greifen sein Heer vor dem plötzlich aufflammenden Unheil zu bewahren. So war Alles auf das Beste vorbereitet. Nicht eine Sylbe seiner bisherigen Berichte hatte die leiseste Andeutung eines feindseligen Planes gegen Venedig enthalten. Jene früheren Märsche Victor's und Joubert's hatte er sehr ausdrücklich mit der Nothwendigkeit motivirt, sein Heer in Kärnthen zu verstärken. Was die Friedensbedingungen betraf, so hatte er eben erst, am 8., dem Directorium gemeldet, wie er von dem Grafen Merveldt bei der Verhandlung des Waffenstillstandes die Rheinlinie mit Mainz gefordert, wie er, um dies zu erwirken, dem Kaiser Mantua und Mailand, ganz in dem oft ausgesprochenen Sinne des Directoriums, herauszugeben gedenke. Bei einem solchen Systeme schien doch Venedig ganz und gar außer Frage und jeder hierhin zielende Argwohn gegen den General Bonaparte unmöglich zu sein. Wenn er jetzt freilich auf andere Wege gedrängt wurde, wer durfte einen Stein auf ihn werfen? Venedig hatte es allein der eigenen Treulosigkeit beizumessen, wenn das Verderben über sein schuldiges Haupt hereinbrach.

So sorgsam Bonaparte bis hierhin das Geheimniß seines Planes bewahrt hatte, so fand er es doch in diesem Augenblicke angemessen, für die Zukunft sich einen sachverständigen Vertreter desselben beim Directorium zu sichern. Wir bemerkten, wie seit der Besetzung Ancona's seine Gedanken über das Meer hinüber in den osmanischen Orient schweiften: eben damals kam ein früherer französischer Geschäftsträger bei der Pforte, Verninac, aus Constantinopel zurück, und Bonaparte lud ihn in sein Hauptquartier, um mit ihm die türkischen Verhältnisse zu besprechen. Verninac kam in Judenburg gerade in dem Augenblicke an, in welchem Bonaparte den Waffenstillstand mit Merveldt und Bellegarde abschloß, und der General trat mit ihm in eine ausführliche Besprechung der Friedensgrundlagen ein. In denselben Stunden, in welchen er dem Directorium die Rheingrenze gegen die Zurückgabe der Lombardei in Aussicht stellte, verständigte er sich mit Verninac über die Gründe, welche gerade umgekehrt die Behauptung Mailands zur unerläßlichsten Friedensbedingung machten[1]). Verninac war sofort überzeugt, daß Mailand

---

[1]) Verninac an Delacroix 4. Floréal (Auswärtiges Archiv in Paris). V. stellt die Sache so dar, als habe er alle jene entscheidenden Gründe suggerirt, Bonaparte sich überall einverstanden erklärt. Es würde sich der Mühe nicht verlohnen, mit ihm über das Verdienst der Urheberschaft zu streiten.

nimmermehr zurückgegeben werden dürfe. Das hieße die opferwilligen Mailänder Patrioten der österreichischen Rache opfern, für alle Zukunft das Vertrauen der freiheitsdurstigen Völker verwirken, die cispadanische Republik (Modena und die Legationen) dem Erstickungstode zwischen Oesterreich, Venedig und Rom preisgeben. Es hieße, in der öffentlichen Meinung sinken, den Samen der Freiheit an den Ufern des Po wieder zertreten, Frankreich den herrschenden Einfluß in Italien rauben [1]). Bonaparte sprach ebenso wie Verninac die Ansicht aus, daß diese Gründe schlechthin entscheidend seien. Aber er meinte anfangs, die Hoffnung, ein so heilsames, so nothwendiges Ziel zu erreichen und bei Oesterreich die Abtretung Mailands durchzusetzen, sei äußerst schwach. Darum, schrieb Verninac dem Directorium, seien wir den Venetianern dankbar für ihre Verblendung, welche gerade im rechten Augenblick uns das Mittel in die Hand lieferte, unsere Interessen mit jenen des Kaisers auszugleichen. Mit anderen Worten, wie der Behauptung Mailands stimmte Verninac auch der Absicht Bonaparte's zu, dafür Venetien den Oesterreichern anzubieten. Dies geschah gleich am 9. April; denn Verninac verweilte nicht länger in Judenburg: auf Bonaparte's Wunsch begleitete er den Adjutanten Junot nach Venedig, um ihn dort mit seinem Rathe zu unterstützen und über die venetianische Entwickelung dem Generale weiter zu berichten.

Mit diesen Vorsätzen sah Bonaparte der Rückkehr Merveldt's entgegen. Jeder Tag bis dahin brachte ihm weitere gute Kunde für die bevorstehende Unterhandlung. Er erfuhr, daß Clarke am 4. April einen neuen Bundesvertrag mit Piemont geschlossen, in welchem der König für den Krieg gegen Oesterreich 9000 Mann und gegen angemessene Entschädigung auf dem italienischen Festlande die Insel Sardinien der Republik zur Verfügung zu stellen verhieß: für etwaige neue Kämpfe war es nicht gerade eine gewaltige Verstärkung, immer aber eine höchst erwünschte Reserve und Rückendeckung. Dann kam ein Schreiben des Directoriums vom 31. März mit der Meldung, daß zwar das Rheinheer, stets wegen Geldmangel, seine Vorbereitungen zur Offensive noch nicht völlig beendigt habe, das Sambreheer aber schlagfertig sei, seinen rechten Flügel zu

---

[1]) Ganz in demselben Sinne, zum Theil mit denselben Worten wiederholt Verninac diese Dinge dem General Bonaparte schriftlich aus Mailand 20. April. Corresp. inédite III, 59.

Moreau's Unterstützung bis Mainz ausdehnen und den Strom zu überschreiten im Begriff stehe. Damit war für Bonaparte die Besorgniß beseitigt, eines Tages vielleicht von allen österreichischen Heeren auf einmal angefallen zu werden, während Moreau's Zaudern immer noch die Möglichkeit ließ, dem Directorium eine ihm unangenehme Friedensbedingung als unvermeidliche Folge jener Langsamkeit darzustellen. In jeder Hinsicht also trefflich gerüstet konnte Bonaparte am 13. April den Grafen Merveldt willkommen heißen.

Der österreichische Unterhändler war ein wackerer Officier, aber mit Recht durchdrungen von dem Gefühl seiner diplomatischen Unerfahrenheit und Talentlosigkeit. Bonaparte schärfte ihm dies Bewußtsein gleich im Anfang des Gesprächs, indem er der Anmeldung des Marchese di Gallo einen nachdrücklichen Widerspruch entgegensetzte. Was solle es heißen, diese Theilnahme eines fremden Gesandten? Wie könne man der Geheimhaltung der Verhandlungen vertrauen, wenn Gallo, der zur Berichterstattung nach Neapel verpflichtet sei, sie führen helfe? Merveldt wußte nicht viel dagegen aufzubringen, als etwa die Verschleppung der Sache durch die Auswahl eines neuen Bevollmächtigten, und Bonaparte ließ sich endlich bewegen, unter einem gleichgültigen Vorwande die Anwesenheit Gallo's bei den Verhandlungen zu gestatten. Merveldt brachte darauf die Verlängerung des Waffenstillstandes zur Sprache, und Bonaparte nahm davon ohne längeres Zaudern Anlaß, seinen neuen Standpunkt zur Sache klar zu stellen. Nach seinen Instructionen, sagte er, könne er fortan eine Unterbrechung der kriegerischen Operationen nur dann zulassen, wenn er Sicherheit des raschen Friedensschlusses auf annehmbarer Grundlage habe. So hatte er schon am 7. April geredet und dann als die einzig zuläßige Grundlage die Abtretung des linken Rheinufers bezeichnet. Jetzt erschien an dieser Stelle die neue Wendung. Der Friede, sprach Bonaparte weiter, könne unter folgender Alternative zu Stande kommen: entweder der Kaiser überlasse Belgien und das ganze linke Rheinufer der Republik, dann werde ihm diese die Lombardei herausgeben und außerdem als Entschädigung für Belgien das venetianische Dalmatien, Istrien und Friaul bis zum Tagliamento; oder der Kaiser verzichte auf die Lombardei, dann werde die Republik die Rheinlande räumen und für Belgien den Kaiser mit ganz Venetien bis zum Mincio, ja mit Bergamo und Brescia entschädigen. Ueber die Venetianer redete er äußerst wegwerfend und machte sich ohne Weiteres anheischig, ihre Landschaften militärisch zu besetzen und

die österreichische Erwerbung Europa gegenüber zu garantiren. Merveldt bedauerte, vor Gallo's Eintreffen zu amtlicher Verhandlung so wichtiger Dinge nicht im Stande zu sein; heute aber könne er schon so viel sagen, daß der Kaiser die Rückgabe sowohl der Rheinlande als der Lombardei, und außerdem für die etwaige Abtretung Belgiens eine Entschädigung und zwar in Italien begehre. Bonaparte rief aus, daß diese Bedingungen schlechthin unmöglich seien, mußte aber gutes Zutrauen zur Nachgiebigkeit der Gegenpartei haben, da er am Schlusse des Gesprächs eine Verlängerung des Stillstandes bis zum 16. April genehmigte. Merveldt beeilte sich, noch am selben Abend seine Erlebnisse an Thugut zu berichten und dringend um Ernennung eines andern Unterhändlers an Gallo's Statt zu bitten.

Das den Frieden in sich schließende Wort war damit auf beiden Seiten ausgesprochen: ausreichende Entschädigung Oesterreichs in Italien. Merveldt's Bericht, welcher am 14. April in Thugut's Hände gelangte, machte jedem Zweifel ein Ende.

Wenn man Bonaparte's Vorschläge erwog, so zeigte sich auf Thugut's jetzigem Standpunkt der erste — Verlust Belgiens und der Rheinlande, dafür Rückempfang Mailands und Gewinn des östlichen Friaul — in jeder Hinsicht unannehmbar. Oesterreich hätte dann für mehr als 1½ Millionen belgischer Unterthanen kaum 500,000 in Venetien erhalten; es hätte ferner in Deutschland nicht bloß einige Grenzstriche aufgegeben, was, wie wir wissen, bei Thugut „wenig Schwierigkeit" gemacht hätte, sondern durch die Abtretung der drei geistlichen Churfürstenthümer den Sturz der Reichsverfassung und damit neuen Anlaß zur Vergrößerung Preußens herbeigeführt: und dies Alles in einem Augenblick, wo Preußen alle diplomatischen Mittel aufbot, um unter Verzicht auf jeden eigenen Gewinn das Reich vor Verlusten zu bewahren. An ein Betreten dieses Weges war für Thugut nicht zu denken. Aber völlig anders nahm sich Bonaparte's zweite Alternative aus: Verlust Belgiens und Mailands und dafür Gewinn alles Landes von der Grenze Kärnthens bis zum Oglio. Der alte Wunsch, dessen Erfüllung lange Jahre hindurch vor Joseph II. und Thugut stets täuschend zurückgewichen, jetzt wurde er dem Kaiser durch den gefährlichsten Widersacher selbst entgegengebracht. Hier empfing man für 1½ Millionen Belgier und 1,100,000 Mailänder etwas über 2,400,000 Venetianer; man gewann statt des entlegenen Belgien eine treffliche Abrundung der ungarischen, kärnthner und tyroler Grenzen; man

erwarb die fruchtbarsten Landstriche, eine stattliche Seeküste und ausgezeichnete Häfen. Das deutsche Reich aber blieb im alten Stande; seine Integrität, von Preußen mit ohnmächtigen Wünschen erstrebt, wurde von Oesterreich thatsächlich durchgesetzt, und an Ehre wie an Landgewinn ging Preußen leer aus. Hier war nicht zu widerstehen: im Gegentheil, es galt diese zweite Alternative so rasch wie möglich zu verwirklichen. Gleichviel, daß Thugut erst am 10. dem venetianischen Gesandten nochmals Oesterreichs Bündniß angetragen und für das bisherige System Italiens geschwärmt, gleichviel, daß er vorgestern dem englischen Freunde die Bundestreue Oesterreichs versichert und als einzigen Zweck der Verhandlung den Zeitgewinn für fernere Rüstungen bezeichnet hatte: das Alles sank in Nichts bei dem Angebot Venetiens für Oesterreich, und schon vierundzwanzig Stunden nach dem Empfange von Merveldt's Bericht ging, am 15. April, eine neue umfassende Instruction an die beiden Unterhändler ab, welche ohne Weiteres die Brücke zum Einverständniß schlug.

Thugut griff hier in der Sache vollständig auf die zweite Alternative des ungestümen revolutionären Feldherrn zu, unterließ jedoch nicht, als vorsichtiger Staatsmann eine Reihe von Deckungen und Verbesserungen in Bedacht zu nehmen. Die Abtretung des linken Rheinufers wurde von Bonaparte überhaupt nicht mehr gefordert, sobald Thugut außer Belgien auch die Lombardei den Franzosen überließ. Der Minister versagte es sich jedoch nicht, den Grundsatz der Reichsintegrität ausdrücklich hervorzuheben, theils wegen des Krönungseides, in welchem der Kaiser die Wahrung des Reiches angelobt, theils wegen des Widerspruchs der Reichsstände gegen jede Abtretung, wie denn insbesondere Preußen, setzte er schlau hinzu, erst am 19. März die Unverletzlichkeit des Reiches proclamirt habe. Je weniger zur Sache diese Begründung eines nicht mehr bestrittenen Satzes nöthig gewesen, desto mehr ist man dann erstaunt, daß Thugut, trotz des kaiserlichen Krönungseides, die eben feierlich betonte Reichsintegrität unmittelbar nachher selbst brüchig macht. Nach den Umständen, sagt er, könnte man sich herbeilassen, dieselbe als „allgemeine Grundlage" des Friedens zu bezeichnen, womit dann künftige Abmachungen über „einzelne Parzellen des Reichslandes" nach französischer Convenienz nicht ausgeschlossen wären. Was bedeuten diese Parzellen? Welche Umstände hat er im Sinn?

Wir erfahren es sogleich. Indem er sich zu den italienischen Fragen, zu dem positiven Theile des Handels, wendet, sucht er vor Allem zu der venetianischen Sache eine möglichst correcte Stellung zu gewinnen. Solle der Kaiser, wie man angedeutet, für Belgiens Verlust in Venetien entschädigt werden, so müsse Frankreich erst selbst das Eigenthum des Landes durch Verzicht des bisherigen Besitzers erwerben; eigentlich sei man erstaunt, daß Bonaparte nicht lieber die bereits förmlich abgetretenen Legationen dem Kaiser anbiete; anderenfalls könne man vielleicht den Verzicht Venedigs auf seine Landschaften erleichtern, wenn man die Republik durch die Legationen entschädige. Außer Belgien wolle der Kaiser nichts abtreten, es sei denn etwa Mailand, vorausgesetzt, daß er in diesem Falle auch für dieses Herzogthum eine anderweitige, passende Entschädigung erhalte. Da die von Bonaparte schon angebotenen venetianischen Provinzen hinreichenden Stoff für die eine wie für die andere Entschädigung gewährten, so war hiermit die erwünschteste Einigkeit zwischen den beiden Parteien hergestellt. Was die Form des Verfahrens betraf, so machte Thugut aufmerksam, daß eine längere Geheimhaltung des Vertrags in dem Interesse beider Mächte liege und also zunächst der Abschluß von Präliminarien rathsam sei, welche das Directorium nicht dem gesetzgebenden Körper vorzulegen brauche. Der heftig drängende Bonaparte hatte bisher immer vom definitiven Frieden geredet, das Directorium aber schon früher das von Thugut gewünschte Verfahren dem General Clarke anempfohlen: und vollends jetzt, wo es sich um die Zerreißung Venetiens handelte, mußte die Zweckmäßigkeit einleuchten, erst nach vollendeter Thatsache diesen Theil des Vertrags bekannt werden zu lassen. Nur einen Punkt, scheinbar geringfügig, in Wahrheit aber, wie wir sehen werden, von großer Wichtigkeit und freilich in entschiedenem Widerspruche zu Bonaparte's Absichten, hatte Thugut noch auf dem Herzen. Er betraf das Herzogthum Modena, welches der General zum Bestandtheil eines neuen republikanischen Staates bestimmt hatte. Thugut erklärte, der nächste Erbe des Landes sei ein Onkel des Kaisers; auch könne Oesterreich unmöglich auf jeden Zusammenhang mit Toscana verzichten. Er beantragte also Herstellung des Herzogthums.

Die Summe war: er nahm Bonaparte's zweite Alternative in allen Stücken an, wünschte aber darüber hinaus in Italien noch Modena zu haben und war bereit, für dieses Zugeständniß in Deutschland die Reichsintegrität immerhin als theoretischen Grundsatz zu behaupten, jedoch in

der Praxis den Franzosen „beliebige Parzellen“ des Reichsgebiets zu überlassen.

Im Uebrigen sollten die Gesandten vor dem Abschlusse Alles aufbieten, um die äußerste Grenze der französischen Bereitwilligkeit zu erforschen. Sie sollten die Räumung Deutschösterreichs gleich nach dem Abschlusse der Präliminarien fordern. Den definitiven Frieden werde man binnen drei Monaten zu Stande zu bringen suchen, vermittelst eines Congresses in einer neutralen Stadt, z. B. Bern. Mit großem Nachdrucke betonte Thugut an dieser Stelle, daß die Ehre des Kaisers es erfordere, zu dem Congresse seine Bundesgenossen einzuladen, beschränkte aber mit nicht geringerem Scharfsinn die Wirksamkeit dieser Clausel durch die Versicherung, daß weder der Inhalt der Präliminarien noch auch der Abschluß des Definitivfriedens irgendwie von dem Ausgang der französisch-englischen Unterhandlung abhängig gemacht werden sollte. Er verfuhr also mit dem Alliirten ganz so wie mit der Integrität des Reiches: er hielt daran fest in den Worten, war aber bereit, in den Werken sie der französischen Convenienz zu überlassen.

Nehmen wir Alles zusammen, so sehen wir wohl, daß ein gründlicherer Systemwechsel, als er sich in den Tagen des 13. bis 15. April mit diesen Entschließungen in Wien vollzog, nicht leicht denkbar war. Der Kaiser, bisher der Vorkämpfer des alten Europa gegen die Revolution, trat vollständig in den Kreis der Bonaparte'schen Bestrebungen ein. Er theilte sich mit den Franzosen in die Beherrschung Italiens und gedachte die Integrität Deutschlands fortan nur so weit zu behaupten, wie es sich mit jenem höchsten Zwecke vertragen möchte. Noch zeigte Thugut in seinen Gesprächen mit Sir Morton den Bundesgenossen die eifrigste und vertraulichste Gesinnung; in der That aber kehrte er mit der Instruction des 15. der großen Allianz so vollständig wie möglich den Rücken. Und diese Wandlung vollzog sich keineswegs im Drange oder im Bewußtsein einer pressenden Noth. Thugut selbst schilderte wenige Tage später dem Grafen Cobenzl ausführlich [1]), wie Bonaparte, in Wahrnehmung der allseitig ihn bedrohenden Gefahren, seinen Ton herabgestimmt und somit der Kaiser einen in vielfacher Hinsicht günstigen Vertrag erlangt habe. Nicht die Noth also war es, welche den Umschlag in Wien be-

[1]) Depesche vom 30. April.

wirkte, sondern unverhüllt und unwiderstehlich der Reiz der venetianischen Beute.

Mit der neuen Instruction eilte der Oberst St. Vincent nach Leoben hinüber, wo seine Ankunft die kaiserlichen Unterhändler aus schweren Sorgen erlöste. Bonaparte hatte sich dem Marchese Gallo gegenüber fast noch leichter als bei Merveldt vom ersten Augenblicke an in überlegene Haltung versetzt, eine Weile über Nebendinge verhandelt, eine förmliche Anerkennung der Republik durch den Kaiser als höchst überflüssig zurückgewiesen, das alte Cärimonial, nach welchem der Kaiser in den Verträgen stets an erster Stelle genannt wurde, als völlig gleichgültig bewilligt. In den territorialen Fragen aber hatte er sich äußerst knapp gehalten, so lange die Gesandten ihrem ersten Auftrage gemäß auf der Rückgabe Mailands beharrten. Dann müsse, erklärte er, Oesterreich auf jede weitere Entschädigung für Belgien verzichten, Frankreich aber die Rheingrenze bekommen; das Höchste, was er hinsichtlich der letzteren sich abhandeln ließ, war Aufschub der Entscheidung bis zum Reichsfrieden. Auf der anderen Seite, wenn Oesterreich den Anspruch auf Mailand fallen lasse, bot er Dalmatien, Istrien und die Terraferma bis zum Mincio für den Kaiser und außerdem noch die Provinz Brescia bis zum Oglio zur Entschädigung des Herzogs von Modena. Oder endlich, schlug er vor, wenn euch Venetien nicht ansteht, so geben wir uns das Wort, dem Kaiser eine anderweitige Entschädigung binnen drei Monaten auszumitteln. Die Gesandten, nicht befugt, auf eine dieser Propositionen abzuschließen, schickten sie alle drei am 15. April dem Minister zu höherer Entschließung nach Wien. Man kann sich denken, wie sie aufgeathmet haben, als am 16. St. Vincent ihnen das lösende Wort, den kaiserlichen Verzicht auf Mailand überbrachte.

Von jetzt an kam man rasch vorwärts. In allen sonstigen Punkten war Bonaparte durchaus willfährig. Er war einverstanden mit der Errichtung von Friedenspräliminarien, wobei die auf Italien bezüglichen Artikel einen besonderen geheimen Vertrag bilden würden. Gleich nach deren Abschluß würden die Franzosen Deutsch-Oesterreich verlassen. Man verabredete die Berufung eines Congresses nach Bern, unter Einladung der Alliirten, für den allgemeinen Frieden, welcher dort spätestens binnen drei Monaten zu Stande kommen sollte. Ein anderer Congreß der Reichsstände würde unterdessen den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich, auf der Grundlage der Reichsintegrität, verhandeln. Frank-

reich erhält Belgien und die übrigen durch die Verfassung verbundenen Lande (das Bisthum Lüttich, die Abteien Stablo und Malmedy, einige kleine Herrschaften). Die von Oesterreich in Italien abzutretenden Lande bilden mit Bergamo und Crema eine unabhängige Republik. Der Kaiser wird dafür durch venetianische Territorien entschädigt und deren feste Plätze von den Franzosen gleich nach dem Definitivfrieden geräumt. Venedig bekommt zu einiger Schadloshaltung die Legationen.

Dies Alles entsprach durchaus der Thugut'schen Instruction. Ein einziger Punkt aber machte Schwierigkeit, Thugut's Forderung der Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena. Bonaparte wollte davon nicht reden hören; der Herzog habe seinen Waffenstillstand gebrochen und nach vollem Eroberungsrechte sein Land eingebüßt; Frankreich verzichte lediglich aus Hochachtung für den Kaiser auf die Rheinlande und liefere damit schon die Entschädigung für Belgien; so sei für Mailand das weite Venetien eine reiche Compensation und kein Grund zu fernerer Vergrößerung derselben durch Modena. Der eigentliche Kern der Sache wurde, soweit die Berichte erkennen lassen, von keiner Seite ausdrücklich berührt. Modena war nur ein kleines Territorium; es erstreckte sich aber von den Grenzen Venetiens bis zu jenen Toscana's und dem Mittelmeer. Im österreichischen Besitze schnitt es also den französischen, im republikanischen dagegen den kaiserlichen Einfluß von Mittel- und Unteritalien ab: die Entscheidung über Modena schloß die Beherrschung der ganzen Halbinsel in sich. Wir verstehen, daß Thugut für diesen Preis die Integrität Deutschlands zu opfern bereit war; nicht minder begreiflich ist aber auch Bonaparte's unverrückbarer Widerspruch. Man stritt darüber in mehreren Sitzungen, ohne eine Verständigung zu gewinnen. Zuletzt räumten die Oesterreicher das Feld, und der Abschluß wurde dann, ganz im Style der gesammten Unterhandlung, auf Kosten eines Dritten erreicht. Nachdem Bonaparte, wie wir sahen, zur Entschädigung des Herzogs die venetianische Provinz Brescia geboten, kamen die kaiserlichen Gesandten auf den Gedanken, daß ihrer Regierung der Verlust Modena's erträglicher dünken möchte, wenn auch Brescia nicht für den Herzog, sondern für den Kaiser selbst erlangt, die Entschädignng des Herzogs aber beim künftigen Reichsfrieden in Deutschland gesucht würde. Bonaparte ließ sich diesen Ausweg nach einigem Sträuben gefallen; es wurde demnach vereinbart, daß der Herzog beim allgemeinen oder beim Reichsfrieden seine Entschädigung erhalten, Modena

aber, nebst Reggio, Massa, Carrara mit der neuen lombardischen Republik vereinigt werden sollte. Nach Thugut's Vorschrift begehrte darauf Merveldt Auskunft über die Mittel, durch welche Bonaparte die förmliche Abtretung der Terraferma in Venedig zu erzielen gedenke. Die Antwort des Generals war äußerst einfach; er werde ein augenblickliches Zerwürfniß mit Venedig benutzen, um diesem den Krieg zu erklären und den Senat mit Waffengewalt zum Austausch seiner Provinzen gegen die Legationen zu zwingen. Die Bewohner der Terraferma, sagte er, hassen die venetianische Regierung; man wird sie leicht bestimmen, selbst die Vereinigung mit Oesterreich nachzusuchen [1]). Er übernahm ganz ausdrücklich die Verpflichtung, gleich nach der Unterzeichnung der Präliminarien die Kriegserklärung zu erlassen [2]).

Es entsprach dies nicht ganz der correcten Diplomatie nach Thugut's Auffassung; es blieb dabei die unliebsame Thatsache bestehen, daß Oesterreich über fremdes Eigenthum zu eigenen Gunsten vereinbart hatte. Aber in der Sache selbst traf das Verfahren zum Zweck, und die Gesandten meinten abschließen zu sollen, obwohl der leidige Artikel über Modena nicht nach dem Wortlaute ihrer Instruction durchgesetzt war. Sie erwogen die Stattlichkeit der venetianischen Erwerbung — Merveldt schlug ihre Einwohnerzahl sogar auf mehr als vier Millionen an — sie meinten, wenn auch der eine oder andere Artikel in der Ausführung noch Schwierigkeiten finde, sei doch der unmittelbare Vortheil, die Räumung der Erblande, unschätzbar. Dann aber fürchteten sie mit jedem Augenblicke eine Verschlimmerung der Lage. In Leoben wurde stündlich die Ankunft Clarke's erwartet, des eigentlichen Bevollmächtigten des Directoriums für den österreichischen Frieden. Bonaparte deutete an, daß dieser vielleicht härtere Bedingungen fordern werde; in der That hatte er noch im Januar Auftrag gehabt, das linke Rheinufer zu begehren, und wenn das Directorium im Februar, nach dem Falle Kehl's und den preußischen Erklärungen, davon Abstand genommen und sich mit Belgien und Luxemburg hatte begnügen wollen: wer konnte wissen, was jetzt geschähe, wenn die französischen Rheinheere den neuen Feldzug mit glücklichen Schlägen eröffneten? Nun hatte der neue Befehlshaber der Sambre-Armee, General Hoche, am 13. April die bisherige Waffenruhe gekündigt, und Merveldt war über-

[1]) Thugut an Gallo 14. Mai.

[2]) Merveldt an Thugut 19. April.

zeugt, daß dort die Aussichten für Oesterreich höchst ungünstig wären. Also drängte er auf rasche Unterzeichnung; Gallo hatte dasselbe Streben schon nach dem Friedensjammer seines Hofes, und Bonaparte freute sich einer Eile, die ihm den Ruhm des alleinigen Friedensstifters sicherte. Daß er keine regelrechte Vollmacht für den Abschluß besaß, schien weder ihm noch den kaiserlichen Gesandten irgend eine Schwierigkeit zu machen. So schritt man am 18. April zu der schließlichen Redaction der offenen und der geheimen Urkunde und zeichnete Nachmittags 3 Uhr den Präliminarvertrag, genau zu derselben Stunde, in welcher General Hoche bei Neuwied sein erstes Gefecht gegen die Oesterreicher siegreich beendigte.

In solcher Weise schloß mit dem sechsten Feldzug der erste Krieg des revolutionären Frankreich gegen die österreichische Monarchie. Durch die Erschütterungen desselben war Europa, es war aber auch die Revolution im Innersten verwandelt worden. Im Frühling 1792 hatte Brissot die Jacobiner zum Angriff auf Franz II. gerufen, weil dieser die Emigranten beschütze, und die Revolution dafür die deutschen Tyrannen von ihren Thronen werfen müsse. Im Frühling 1797 tauschten Bonaparte und Merveldt, Artikel 3 des offenen Vertrags, das Versprechen aus, die beiden Mächte würden Alles thun, um die innere Ruhe in ihren Staaten gegenseitig zu befestigen. Im April 1792 hatte die Gironde zum Kriege gedrängt, um durch dessen Aufregung, zunächst in Frankreich und dann in ganz Europa, die republikanische Verfassung durchzusetzen. Im April 1797 erklärte Bonaparte mit prunkenden Worten die Anerkennung der Republik durch den Kaiser für überflüssig — ein solcher Act hätte ihm ja die künftige Beseitigung dieser Staatsform möglicher Weise erschweren können — und der Preis des Friedens war die Ueberlieferung einer andern Republik an die monarchische Herrschaft des Kaisers. Vor fünf Jahren hatte Paris täglich wiedergehallt von den Erklärungen der französischen Uneigennützigkeit, der Völkerverbrüderung, des Selbstbestimmungsrechtes aller Nationen: jetzt war Belgien und der größte Theil Italiens der französischen Herrschaft unterworfen, und um die Wette mit der alten Diplomatie verfügte die republikanische über die willenlosen Heerden der unterthänigen Menschenseelen. Wie in den innern so auch in den auswärtigen Angelegenheiten hatte die Revolution in reißender Entwicklung aus der anarchischen Freiheit die brutale Gewalt erzeugt. Was sie so eben in Leoben geleistet, die Zerreißung Venetiens, übertraf an Rechtlosigkeit die schlimmsten

Thaten der alten Mächte. Nichts liegt hier näher, als die Vergleichung der polnischen Theilungen, und man erkennt sogleich, daß die Zusammenstellung nicht zu Gunsten Bonaparte's ausfällt. Sowohl Rußland als Preußen entzogen durch jene eine große Anzahl von Stammes- und Glaubensgenossen einer stets verhaßten Fremdherrschaft, während in Venetien von solchen Gegensätzen niemals eine Spur vorhanden gewesen war. Was in Polen zu Grunde ging, war ein völlig verfaulter und unbrauchbarer Adelsstaat, welcher die Bürger danieder hielt und die Bauern zu verthierter Sklaverei herabdrückte: in Venetien dagegen war es eine Aristokratie, deren Mitglieder durch träge Genußsucht die Kraft des Heldenmuths, aber auch die der rauhen Tyrannei verloren hatten, deren Verwaltung einsichtig und wohlgeordnet war, und die materielle Blüthe der Städte und Dörfer wirksam beschützte. Den Polen gegenüber drang Rußland im 18. Jahrhundert mit ehrgeiziger Eroberung vor und vergalt damit in gleicher Münze, was Polen im 17. gegen Rußland unternommen hatte; für die deutschen Mächte aber wurde die Betheiligung am Raube ein Act der Nothwehr, als man zur Abweisung der russischen Uebergriffe nicht mehr die Mittel besaß. Die Contrahenten von Leoben dagegen hatten solche Entschuldigungen an keiner Stelle. Hier handelte es sich gegen Venetien nicht um eine Sühne hundertjähriger Zwistigkeiten, nicht um die sonst gefährdete Sicherheit des eignen Staatsgebietes; die französische Republik konnte jeden Tag einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit dem Kaiser haben, unter Anerkennung ihrer belgischen und savoyischen Erwerbungen, wenn sie auf Italien verzichtete, Mailand zurückgab und die Legationen dem Kaiser abtrat. Ja, sie hätte, wie wir sahen, gegen die Herstellung Modena's noch ansehnliche Stücke des Rheinlandes zu Belgien hinzu gewinnen können. Dagegen aber schritt Bonaparte ein. Gerade Italien wollte er nicht loslassen, sondern beherrschen, und deshalb Mailand und Modena behaupten: einzig aus diesem Grunde wurde Venetien der österreichischen Eroberung überwiesen. Kein nationaler, kein gemeinnütziger Antrieb wirkte hier bei der Rechtsverletzung mit; es war die umhergreifende Herrschsucht, welche nackt und keck das Ereigniß anregte und vollendete.

Mit etwas milderem Maße als den Urheber der Gewaltthat wird man ohne Zweifel Oesterreich, die besiegte und bedrängte, und deshalb nicht anregende, sondern folgende Partei messen. Freilich ist es, wie uns jetzt die Urkunden unwidersprechlich gezeigt haben, eine von Thoren ge-

machte oder für Thoren berechnete Erfindung, wenn man noch einmal in unserer Zeit bei Thugut's Verhalten als den leitenden Grundgedanken die reichspatriotische Sorge für die Unverletzlichkeit der deutschen Grenzen hat schildern wollen. Von solchen Stimmungen war der Staatsmann frei, der Anfang 1795 schärfer als irgend einer seiner Vorgänger die Nothwendigkeit specifisch österreichischer Politik mit völliger Vernachlässigung der elenden Reichshändel betont, der einige Monate später die Russen zu einem Befreiungskriege gegen Preußen aufgerufen hatte, der jetzt zu einem Separatfrieden mit Frankreich schritt, eben weil Preußen eine Vermittlung auf Grundlage der Reichsintegrität anbot, der bei diesem Frieden für die Behauptung Modena's beliebige Parzellen des Reichsgebiets dem Gegner aufdrängen wollte. Nicht um das Reich zu schonen, griff er auf Venetien zu, sondern weil er längst nach Venetiens Besitz getrachtet hatte, und dann weil ein System deutscher Entschädigungen auch dem verhaßten Preußen neues Wachsthum zugewendet hätte. Wie einmal die Dinge verfahren waren, wird kein verständiger Mensch ihn tadeln, daß er allein für Oesterreichs, und nicht für Preußens und Deutschlands Interesse sorgte; nur wird ebenso gewiß ihn niemand gegen die Anklage beschützen können, daß er in seiner übertriebenen Erbitterung gegen Preußen das wahre und bleibende Interesse Oesterreichs in der gründlichsten Weise selbst verkannte. Bald genug sollte er erfahren, was es auf sich hatte, mit einem Bonaparte gemeinsame Geschäfte zu machen und über den Löwenantheil zu streiten. Einstweilen hatte Thugut noch leidlichen Muth zu der Sache und war eifrig entschlossen, Oesterreichs italienische Interessen weiter zu verfolgen, und wenn irgend möglich, über die Linie der Präliminarien hinaus, einerseits den Zeitpunkt für die Annexion Venetien zu beschleunigen, andererseits das Ungeschick seiner Gesandten hinsichtlich Modena's wieder gut zu machen, und irgendwie in Mittelitalien festen Fuß zu behaupten. Auch dies war höchst begreiflich und consequent bei einem ausschließlich österreichischen Staatsmann, allerdings aber zugleich ein neuer Beweis für seine tiefe Gleichgültigkeit gegen Deutschland. Hätte Thugut irgend ein Interesse am deutschen Reiche genommen, außer dem negativen, Preußens dortige Ausdehnung zu hindern, so hätte es ihm klar sein müssen, daß jeder Antrag des Kaisers auf irgend welche Aenderung der Präliminarien den Franzosen Thür und Thor zu entsprechenden Gegenanträgen eröffnete. Da die Präliminarien die deutsche Integrität wenigstens als Grundlage anerkannten,

so gab es für das Reich und dessen Oberhaupt kein dringenderes Interesse bei der weiteren Verhandlung, als Unveränderlichkeit der Präliminarien und einfache Verwandlung derselben in einen definitiven Friedensvertrag, gleich nach der vollbrachten Eroberung Venetiens. Thugut aber fand es angemessen, ein gerade entgegengesetztes Verfahren einzuhalten: die Strafe ließ, wie wir sehen werden, nicht lange auf sich warten; Deutschland und Oesterreich selbst sollten die Folgen empfinden.

Das Bild der in Leoben vollzogenen Thatsachen wäre nach einer wesentlichen Seite unvollständig, wenn wir uns nicht zugleich vergegenwärtigten, welche Vorstellung derselben die beiden Urheber ihren Zeitgenossen beizubringen suchten. Bonaparte hatte bei seiner Regierung zwei Hauptpunkte zu beschönigen, die Auslieferung Venetiens und die Hastigkeit des Abschlusses vor der Entwicklung der rheinischen Operationen, welche der Republik die Stromgrenze hätten verschaffen können. In beiden Beziehungen blieb er bei den uns schon bekannten Erörterungen. Venedigs Treulosigkeit hatte ihn völlig überrascht. Wenn die Beamten desselben die französischen Officiere als Urheber der städtischen Aufstände anklagten, so erklärte er alle deren Aussagen und Protokolle für abscheuliche Lügen: seiner Umgebung führte er aus, daß nur ein blödsinniger Mensch ihn mit der Nachrede verfolgen könne, gegen die erste Regel der Kriegskunst gesündigt, und in seinem Rücken selbst Unruhen angezettelt zu haben [1]). Aber auch so schwer gereizt, wollte er nicht der Urheber der venetianischen Theilung gewesen sein. In den Berichten an das Directorium erzählte er nur, daß er am 8. April das linke Rheinufer gefordert, sagte aber keine Silbe von der Alles entscheidenden Alternative, die er am 13. dem Grafen Merveldt gestellt hatte. Von den Verhandlungen am 15. erwähnte er nichts, als daß nach Gallo's Aussage der Kaiser seine Entschädigung nirgend sonst als in Italien gesucht, die Gesandten also einige Stücke Venetiens oder der Legationen begehrt hätten. Es schien hiernach die venetianische Frage durchaus von feindlicher Seite auf das Tapet gebracht zu sein. Nach vielfachem Hin- und Herreden, sagt sein Brief dann weiter, beschlossen wir die drei Vorschläge zur Auswahl nach Wien zu senden. Wenn nun aber das Directorium etwa zürnen sollte, daß für die Gewinnung Mailands Venedig geopfert worden, so wies er mit Nachdruck auf seine ausgesetzte Lage hin, in welcher er den Frieden unmöglich

[1]) Bourrienne Vol. 1, ch. 11.

ganz nach eignem Ermessen hätte dictiren können, und schleuderte sofort mit schneidenden Worten die Verantwortlichkeit dafür auf das Directorium selbst und die Unthätigkeit des Rheinheeres zurück. „Meine besten Pläne, rief er, sind durch die Trägheit des Rheinheeres vereitelt worden; das Rheinheer muß kein Blut in den Adern haben; ganz Europa wird über das verschiedene Benehmen der beiden Armeen richten." Mit Sicherheit kann man es aussprechen, daß diese hohe Entrüstung, wie so oft bei Bonaparte, ein ruhig berechnetes Spiel war. Wir wissen, daß er allein zwar Wien nicht wohl erobern konnte, aber gerade in seiner vorgeschobenen Stellung gegen jede Gefahr vollkommen gesichert stand. Dazu hatte er um den 12. April jene Depesche des Directoriums erhalten, welche ihm das nahe bevorstehende Eingreifen des General Hoche meldete, und damit die letzte Sorge vor dem österreichischen Rheinheere von seinem Haupte hinwegnahm. Er selbst erkennt die Wichtigkeit des Umstandes im ersten Augenblicke an und läßt sich am 16. April die Aeußerung entschlüpfen, Hoche könne, die Operationen einmal begonnen, in acht Tagen bis zur Rednitz vordringen. Später aber sucht er dies mit allem Eifer zu verwischen. Als ich aus eueren Briefen vernahm, schreibt er am 30. April, daß Moreau nichts that, und ihr Hoche allein vorgehen ließet, hielt ich den Feldzug für verloren, und zweifelte nicht, daß wir Einer nach dem Andern geschlagen würden. Also hat er den Frieden unterzeichnet, wie er sich darbot. Am 8. Mai, nachdem er erfahren, daß im Augenblick der Präliminarien auch Moreau in Bewegung gewesen, begnügt er sich mit der kurzen Bemerkung, es sei schade, daß es nicht vierzehn Tage früher geschehen, oder daß Moreau es nicht wenigstens ihm voraus gemeldet hätte [1]). Es ist stets dasselbe: wenn eine Bestimmung des Friedens mißfällt, so ist es die Schuld Moreau's oder der Regierung, welche Moreau nicht kräftiger angespornt hat. Im Uebrigen entwickelte er die Trefflichkeit des Vertrages, welcher eine neue Republik in Italien geschaffen, Venedig in Abhängigkeit von Frankreich versetzt, Oesterreich auf lange Zeit mit Frankreich durch große gemeinsame Interessen verbindet,

---

[1]) Völlig aus der Luft gegriffen ist Bourrienne's Erzählung, daß Bonaparte, als er am 20. April auf einer Insel des Tagliamento Moreau's Vorrücken erfahren, in lebhafte Klagen über den Abschluß der Präliminarien ausgebrochen sei. Am 20. April war Bonaparte noch in Leoben, und die Nachricht von Moreau's Rheinübergang hat er sicher schon in Palmanova, vielleicht schon in Triest erhalten. Wenn Bourrienne nicht geradezu erfindet, so hat Bonaparte auf der Insel wieder eine seiner berechneten Scenen aufgeführt.

und damit Frankreich von jeder Rücksicht auf Preußen befreit. Zum Schlusse aber folgt das Argument, welches bei ihm dem Directorium gegenüber stets das sicherste Zeichen einer vollendeten Eigenmächtigkeit ist, das Gesuch um seine Entlassung, oder mindestens um seine Versetzung aus Italien. „Ihr müßt einsehen, sagte er, daß ich dort nicht länger verweilen kann."

Es ist bezeichnend, daß ganz wie Bonaparte, so auch Thugut von dem entscheidenden Wendepunkte der Unterhandlung nicht zu sprechen liebte. Wie jener seine Eröffnung vom 13. an Merveldt dem Directorium, so verschwieg dieser seine Instruction vom 15. seinen Alliirten. Was zunächst die Engländer betraf, so schien ihm das alte Vertrauensverhältniß längst zerrissen. Dem Gesandten Sir Morton Eden hatte er am 12. April gesagt, daß Merveldt nur um Zeit zu gewinnen nach Leoben gesandt worden wäre, und Zeitgewinn bedürfe man vornehmlich wegen des Ausbleibens der englischen Zahlungen; noch am 17., also zwei Tage nach der Ausfertigung der großen Instruction, wiederholte er ihm die Versicherung, Bonaparte halte sich in allgemeinen Reden, aus welchen deutlich die schwere Klemme seiner Lage erkennbar sei; Merveldt habe keine andern Weisungen, als die Friedensgrundlagen zu berathen, und die äußerste Grenze der französischen Einräumungen zu ermitteln. Am 19. erfuhr Sir Morton die Ankunft eines Couriers aus Leoben, wurde aber bei Thugut nicht vorgelassen, und vernahm erst am folgenden Tage aus seinem Munde die Zeichnung der Präliminarien. Thugut zeigte große Entrüstung über die Unbesonnenheit seiner Unterhändler, die sich gegen ihre Instructionen durch Bonaparte's Drängen hätten fortreißen lassen. Aber was sei jetzt zu thun? Er selbst, längst entschlossen, zu einem Vertrage, der seiner Ueberzeugung entgegenlaufe, nicht mitzuwirken, habe dem Kaiser seine Entlassung eingereicht (es wäre eine weitere Aehnlichkeit mit Bonaparte, wenn es sich so verhalten hätte; es zeigt sich sonst aber keine Spur davon) und führe die Geschäfte nur bis zur Ernennung seines Nachfolgers. Aber wie die Verhältnisse einmal lägen, sei er außer Stande, dem Kaiser die Verweigerung der Ratification anzurathen; man müsse sich dem übermächtigen Geschicke unterwerfen. Sir Morton, tief erschüttert, fragte nach den Bedingungen des Friedens, erhielt aber den Bescheid, daß der Kaiser die Mittheilung weigern müsse, da der Vertrag selbst ihn zur Geheimhaltung verpflichte. Zwei Wochen später ließ Thugut durch den österreichischen Gesandten in London die Erklärung abgeben, daß der

Friede durch das Ausbleiben des englischen Geldes unvermeidlich geworden sei.

Der Eindruck, welchen dieses Verfahren in London machte, war peinlich im höchsten Grade. Daß Oesterreichs Kriegsmuth nach so wiederholten Unfällen zu Ende ging, befremdete niemand; Lord Grenville hatte erst am 11. April nach Wien gemeldet, daß er mit jeder Erwerbung, welche Oesterreich bei einem Friedensschlusse etwa machen könnte, am Rhein, in Baiern, den Legationen, einverstanden sei, daß er, um Frankreich dafür günstig zu stimmen, alle colonialen Eroberungen Englands, mit Ausnahme Ceylons, des Caps und Trinidads, zur Verfügung stelle, und zur Erleichterung der österreichischen Finanznoth in kürzester Frist eine Anleihe von 3¼ Millionen Pfund Sterling zu Stande zu bringen hoffe. So hatte man in London das beste Gewissen, seinerseits das Mögliche gethan zu haben; um so mehr erbitterte dann die unverhüllte Anklage, der eigentliche Urheber des Unglücks zu sein, und vor Allem zürnte Lord Grenville über das bundeswidrige Schweigen, welches Thugut über den Inhalt der Präliminarien beobachtete, und damit den Argwohn feindseliger Abreden gegen England erweckte.

Wesentlich anderer Art war Thugut's Haltung gegenüber dem zweiten Bundesgenossen, dem russischen Kaiser. Wir beobachteten, wie wenig er von Paul's Benehmen erbaut war, wie gründlich der Zar die Erfüllung der alten Vertragspflichten geweigert hatte. Indessen war Paul seitdem gegen Preußen äußerst unfreundlich geworden, und schon dies reichte hin, Thugut's Stimmung gegen ihn zu verbessern. In gleicher Richtung mochte dann auch der Umstand wirken, daß in den letzten Monaten die Türkei, durch französischen Einfluß angeregt, in Wien mehrmals ihre Friedensvermittlung angetragen, und den letzten dieser Schritte neuerlich selbst mit einigen Rüstungen an der Grenze unterstützt hatte. Wenn Paul, wie es zu vermuthen war, solche Regungen übel nahm, so konnte möglicher Weise der Januarvertrag von 1795 im ganzen Umfang wieder Leben gewinnen, jetzt, wo nach Beendigung des französischen Krieges für Oesterreich der einzige Grund zum Zögern auf dieser Seite weggefallen war. Thugut beschloß also, in Petersburg eine viel freundschaftlichere Miene als in London zu zeigen. So weit ging freilich auch hier seine Vertraulichkeit nicht, daß er die leiseste Erwähnung über Merveldt's Bericht vom 13. oder seine eigene Instruction vom 15. gethan hätte. Ueber die Entstehung der Präliminarien erfuhr Paul genau soviel wie Grenville: Bonaparte hätte

in seiner bedrohten Stellung sehr viel bessere Bedingungen als früher angeboten; darauf hätten sich die Gesandten von ihm zu unerlaubter Ueberstürzung fortreißen lassen, schließlich sei dem Kaiser bei der Knauserei Englands und völliger Erschöpfung der Finanzen keine Wahl mehr geblieben. Aber wenn Thugut den Inhalt des Friedens nach seinen französischen Verpflichtungen den Engländern hartnäckig verbarg, so erklärte er den Russen, daß er bei der Intimität der beiden Höfe keinen Anstand nehme, dem Zaren rückhaltlose Mittheilung über das Ganze zu machen. Er sprach die Hoffnung aus, daß Paul mit der Erwerbung Venetiens um so mehr einverstanden sein werde, als Rußland selbst vor zwei Jahren dieselbe dem Kaiser zugesagt habe und sich nach deren Verwirklichung nicht mehr mit der dornigen baierischen Frage zu befassen brauche. Uebrigens, setzte er hinzu, sei der Vertrag so hastig, so undeutlich, ja von den beiden Italienern Gallo und Bonaparte nicht einmal gut französisch redigirt worden, der Inhalt desselben zeige so viele weit aussehende Schwierigkeit in der Ausführung, daß nichts möglicher erscheine als eine baldige Erneuerung des Krieges. Er bat deshalb dringend, der Kaiser möge sich seinen Bundespflichten nicht entziehen und auch jetzt noch, um Frankreich und Preußen zu imponiren, ein russisches Armeecorps in Böhmen einrücken lassen [1]).

Paul war allerdings durch die Nachricht von Bonaparte's Vordringen gegen Wien sehr stark erschüttert und zu vielen tapferen Worten begeistert worden, schließlich aber gegen Cobenzl doch immer wieder in den Satz zurückgefallen, daß nur rascher Friedensschluß Oesterreich retten könne. Am deutschen Reiche sei doch nichts mehr zu halten; irgend eine Hoffnung sei dort nur noch möglich, wenn man Preußen zur thätigen Theilnahme bestimmen könne; davon jedoch wollte natürlich wieder Cobenzl nicht das Mindeste wissen. Aber, rief Paul, können euch denn meine 12,000 Mann (das vertragsmäßige Hülfscorps) etwas nützen? Cobenzl meinte, Eindruck machen würde ihr Erscheinen jedenfalls und vielleicht würde ihnen bald Verstärkung folgen. Nach langen Erörterungen kam Paul für einen Augenblick in's Feuer und versprach, wenn die Franzosen böswillig blieben, nicht zwölf, sondern sechzigtausend Mann zu senden und zugleich Preußen durch ein Beobachtungsheer von achtzigtausend im Zaume zu halten. Langen Bestand aber hatte auch diese Aufwallung nicht. Wohl blieb

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

seine Neigung Oesterreich zugewandt; er schickte eine drohende Note nach Constantinopel und bat sich völlige Ruhe aus; er schrieb nach Berlin, daß er ehrliche Unterstützung des Friedenswerkes erwarte; er meldete den Engländern, daß er bereit zur Vermittlerrolle auf dem bevorstehenden Congresse sei. Aber die 12,000 Mann, sagte er Cobenzl, wolle er lieber doch nicht abschicken, um kriegerisches Aufsehen zu vermeiden; sollten jedoch wider sein Erwarten die Franzosen Weiterungen bei der Erfüllung der für Oesterreich kaum erträglichen Präliminarien machen, so würde er sie die Schwere des russischen Armes empfinden lassen [1].

[1]) Cobenzl an Thugut 10. Mai, 18. Mai.

Viertes Buch.

Campo Formio.



Erstes Capitel.

Fall von Venedig.

Zwei Tage nach der Unterzeichnung der Präliminarien, am 20. April erfolgte die Entschließung Kaiser Franz' II., daß er nach reifer Erwägung der ihm von Thugut vorgelegten Gründe, gemäß dem Drange der Umstände und seiner Friedensgesinnung, den Vertrag zu bestätigen bereit sei. Thugut sandte eine Note mit dieser Ankündigung und ein kurzes erläuterndes Begleitschreiben durch Gallo's Legationssecretär Baptiste an die Gesandten nach Leoben [1]). Wohl nach Thugut's mündlichen Verhandlungen mit Baptiste sprachen Gallo und Merveldt dem General Bonaparte den Wunsch des Kaisers aus, so schnell wie möglich mit Frankreich zum definitiven Frieden zu gelangen, durch unmittelbare Verhandlung in einer italienischen Stadt, ohne Zuziehung der Alliirten, zu deren Einladung es früh genug sei, wenn die beiden Mächte, unter einander einig, an den Reichsfrieden gingen [2]). Bonaparte war, wie man denken kann, höchlich einverstanden. Den Kaiser trieb zur Beschleunigung des Friedens das Interesse, möglichst bald in den Besitz von Venetien zu gelangen; Bonaparte wünschte damals sehr ernstlich raschen Abschluß mit Oesterreich, um seine Kraft gegen andere Feinde zu richten. Aus den weiteren Aeußerungen Gallo's glaubte er schließen zu können, daß der Kaiser auf der bisherigen Weigerung, deutsche Territorien für sich selbst zu nehmen, nicht immer bestehen würde (mit wie viel Grund, werden wir später sehen),

---

[1]) Thugut's Correspondenz mit Graf Colloredo. Baptiste und Vincent waren mit den Präliminarien am 18. nach Wien geschickt worden.

[2]) Bonaparte an das Directorium 22. April. Die Richtigkeit dieser Angaben werden wir bald durch Thugut's weitere Instructionen an Gallo bestätigt finden.

und daraus ergab sich sehr natürlich der doppelte Schluß, einmal, daß die Präliminarien lediglich als eine erste Skizze, jeder wünschenswerthen Umarbeitung fähig, zu betrachten seien, und dann weiter, daß in einem solchen Falle so gut wie Oesterreich auch die Franzosen Ansprüche auf deutsche Landschaften erheben könnten. So würden wir, meldete er den Directoren, zu einem sicheren Frieden gelangen, zu einem Frieden, wie er allein uns die Rheingrenze, ganz oder ungefähr, verschaffen kann.

Er wußte sehr gut, wie wuchtig und wohlklingend ein solches Wort in das Ohr des Directoriums fallen würde, und benutzte den Anlaß sofort, um seine Regierung in der anderen Seite des Systems, der Vernichtung Venedigs, einen Schritt weiter voran zu führen. In jedem Falle, möge man nun Frieden oder weiteren Kampf mit Oesterreich wünschen, sei es unerläßlich, der Republik Venedig den Krieg zu erklären und dann die ehemaligen Legationen mit der neuen lombardischen Republik zu vereinigen; dann möchten die Herren Venetianer die Souveräne ihrer Inselstadt und ihrer Lagunen bleiben.

Nachdem er diesen Bericht am 22. April nach Paris abgesandt, verfuhr er wie gewöhnlich: er begann seine Vorschläge zu verwirklichen, ohne irgendwie die Beschlüsse des Directoriums abzuwarten. Wie er es dem Grafen Merveldt versprochen, ließ er seine Divisionen zur Räumung Deutsch-Oesterreichs aufbrechen und setzte sie auf verschiedenen Straßen zur Ueberfluthung Venetiens in Marsch. Graf Merveldt hatte vom Kaiser unterdessen die Aufgabe erhalten, diese militärischen Bewegungen zu überwachen; Gallo, der noch einmal nach Wien zu Thugut zurückgeeilt war, traf am 24. in Graz mit Bonaparte wieder zusammen und wiederholte die Abrede, ohne Zaudern zur Ausarbeitung des Definitivfriedens allein zwischen Oesterreich und Frankreich zu schreiten, zu welcher Verhandlung vorläufig die Stadt Brescia ausersehen wurde. Die Alliirten würde man nicht hier, sondern erst bei dem Congresse für den Reichsfrieden zuziehen.

Bonaparte's Bericht vom 22. April hatte in Paris eine für den General äußerst günstige Wirkung. Das Directorium hatte allerdings die Friedensbotschaft gleich nach Empfang derselben veröffentlicht, so daß eine Verweigerung der Ratification nicht mehr möglich war. Aber eine Reihe schwerer Bedenken verzögerte die förmliche Ausfertigung derselben. Widerwärtig erschien die Aussicht auf einen allgemeinen Friedenscongreß, bei dem ein Ende nicht abzusehen war. Mit peinlicher Stimmung blickte man auf die Artikel über Venedig, dessen Gesandter so eben erst auf des

Directors Barras Begehren demselben die Summe von 600,000 Franken versprochen [1]) und dafür aus Rewbell's Munde die officielle Verheißung von Frieden und Freundschaft erhalten hatte, dessen Landschaften man freilich auszunutzen und zu demokratisiren, dann aber erst recht nicht dem Kaiser zu überliefern wünschte. Was die Integrität des deutschen Reiches betraf, so hatte das Directorium selbst sie im Februar bewilligen wollen, und wenn Rewbell jetzt vielleicht meinte, nach den Siegen des März und April sei der völlige Verzicht auf die Rheinlande nicht mehr statthaft, so sprach umgekehrt Carnot die Ueberzeugung aus, daß die Ausdehnung der französischen Grenze auf dieser Seite für Frankreich selbst große Bedenken habe [2]). Immer aber fand auch Carnot die Uebereilung tadelhaft, mit welcher die Präliminarien die deutschen Eroberungen aufgegeben, anstatt sie für den allgemeinen Congreß als Tauschmittel, zur Wiedererlangung der französischen Colonien, in der Hand zu behalten. So fand man sich höchlich erleichtert durch die neue Meldung des Generals, daß Oesterreich selbst den Wegfall des Congresses und Abänderungen der Präliminarien wünsche, und beeilte sich, indem man am 4. Mai die Ratification vollzog, Bonaparte und Clarke mit der Unterhandlung des Definitivfriedens zu beauftragen und am 6. ihre Instruction nach den eben erwähnten Gesichtspunkten festzustellen. Es sei freilich, hieß es darin, nach Venedigs feindseligem Verhalten nicht unbillig gewesen, daß man auf seine Kosten den Frieden abgeschlossen habe: aber es sei unzulässig, ihm geradezu den Krieg zu erklären, oder gar zu seiner Auslieferung an Oesterreich selbst mitzuwirken. Dies würde mit den republikanischen Grundsätzen über die Selbstbestimmung der Völker in unerträglichem Widerspruche stehen. Man müsse es also dem Kaiser überlassen, Venedig seinerseits zur Abtretung der Terraferma zu zwingen, unter der Erklärung Frankreichs,

---

[1]) Querini an die Staatsinquisitoren 17. April. Querini gab Schuldscheine für jenen Betrag, gegen das Versprechen der Beschützung Venedigs. Nach dem Falle der Stadt hatte Barras die Stirne, die Schuldscheine zur Zahlung zu präsentiren. Raccolta II, 112.

[2]) Carnot an Clarke 5. Mai. (Mémoires sur Carnot par son fils II, 148). Ich trage Bedenken, die Details über Carnot's Streit mit Rewbell und Barras zu benutzen, welche die Réponse de Carnot à Bailleul enthält, da Carnot's Bruder (Histoire du directoire constitutionel p. 226) diese Brochüre für das Werk eines unbekannten Schriftstellers erklärt und seinem Bruder abspricht. Daß Carnot's Sohn dieselbe für die Memoiren in gutem Vertrauen benutzt, kann bei der völligen Kritiklosigkeit dieses Autors nicht in das Gewicht fallen.

daß es keinen Widerspruch gegen die Maßregeln erhebe. Nichts würde zweckmäßiger sein, als die Vereinigung Venedigs und der Legationen mit der Lombardei und Modena zu einer einzigen kräftigen Republik; man möge Alles thun, um den Senat zu einem solchen Entschlusse zu bestimmen. In hohem Grade einverstanden war das Directorium mit dem kaiserlichen Antrage, sofort zur Aufrichtung des Definitivfriedens mi Oesterreich ohne Zuziehung der Bundesgenossen zu schreiten. Wenn dadurch aber der Abschluß und mit demselben die österreichische Besitzergreifung in Venetien beschleunigt wurde, so schien ihm ein Gegendienst billig. Wie die französischen Truppen Venetien, möchten die österreichischen die Rheinlande räumen, so daß Frankreich für den Reichsfrieden eine günstige militärische Stellung gewinne. Endlich zeigte man sich nicht besonders erbaut von der durch Bonaparte angedeuteten Möglichkeit, daß der Kaiser sich zur Annahme deutscher Landschaften herbeiließe. Das Directorium wollte davon nur unter der Voraussetzung hören, daß er in entsprechendem Maße auf italienische Erwerbungen verzichte.

Wenn also in dem letzten Punkte die Absichten des Directoriums auf das Schärfste den Wünschen Thugut's entgegenliefen, so sehen wir nicht minder deutlich in allen anderen Beziehungen den Abstand, welcher seine Auffassung von jener Bonaparte's trennte. Dennoch war es entfernt nicht gesonnen, bei dem bevorstehenden Kampfe mit der Volksvertretung den mächtigen General sich zu entfremden. Bonaparte's Entlassungsgesuch wurde mit den verbindlichsten Worten abgelehnt, seine Anwesenheit in Italien für unentbehrlich erklärt und ihm außer der Friedensverhandlung auch die Organisation der lombardischen Republik aufgetragen. Ausdrücklich wurde ihm am Schlusse der diplomatischen Instruction bemerkt, daß dieselbe ihm die Wünsche der Regierung bezeichne, aber nicht als bindende Vorschrift gemeint sei. Vielmehr habe man das höchste Zutrauen zu der Einsicht und dem Patriotismus der französischen Unterhändler, welche an Ort und Stelle ohne Zweifel die Interessen der Republik auf das Beste beurtheilen und wirksam vertreten würden.

Diese Anerkennung der Selbständigkeit Bonaparte's entsprach allerdings den thatsächlichen Verhältnissen im höchsten Maaße. Das Directorium verbot dem General am 6. Mai die Kriegserklärung gegen Venedig und am 1. Mai hatte Bonaparte, seiner Verheißung von Leoben entsprechend, das verhängnißvolle Manifest bereits erlassen. Venedigs Schicksal war besiegelt.

Der Senat der unglücklichen Republik hatte das Mögliche gethan, dem Eroberer jeden Vorwand zur Feindseligkeit zu entziehen. Er hatte den Adjutanten Junot gleich nach dessen Ankunft in feierlicher Sitzung empfangen, in schweigender Geduld die Vorlesung von Bonaparte's donnernden Schmähungen angehört und nach kurzer Berathung ein unterwürfiges Schreiben an den General beschlossen, welches schleunige Abstellung aller Beschwerden und die Sendung zweier Nobili in das Hauptquartier zur Feststellung der erforderlichen Maßregeln verhieß. Die Mehrheit war schon jetzt für vollständige Entwaffnung, und nur mit Mühe setzte Girolamo Giustiniani die Fortsetzung der Recrutirung bis zum Eintreffen von Bonaparte's Antwort durch. Ein neues Manifest erging an die Unterthanen, sie zur Ruhe und Neutralität aufzufordern; der größte Theil der politischen Gefangenen wurde nach Bonaparte's Forderung entlassen. Junot sandte darauf eine Meldung an Kilmaine und Victor, daß für jetzt ein Kriegsfall noch nicht eingetreten sei. Aber was half dieser Friedensschluß in den Worten, während auf allen Punkten der Terraferma die einmal entfesselte Kriegsfurie mit blutigen Thaten weiter tobte? Die Bauern wußten es nicht anders, als daß die Franzosen mit den einheimischen Rebellen verbündet seien; überall gab es kleine Ueberfälle und Gefechte; französische Patrouillen wurden erschlagen, zur Strafe dafür die Bauern niedergeschossen und die Dörfer verbrannt, und mit jedem solchem Vorgang stieg die gegenseitige Erbitterung. In Friaul besetzte General Baraguay d'Hilliers die Citadelle von Osoppo; an der Etsch forderte General Mayoux die Entfernung aller nicht zur Ortsbürgerschaft gehörigen Venetianer aus Legnago. In den brescianischen Thälern setzte General Lahoz die Entwaffnung der Bauern unter schwerer Plünderung der Ortschaften fort und erklärte in einer heftigen Proclamation den Venetianern, daß die Neutralität von ihnen gebrochen sei. Seine Truppen streiften so dicht an Verona heran, daß der Proveditore Giovanelli und der Podesta Aluise Contarini vier Compagnien Slavonier in die Stadt hereinzogen und eine kleine Truppenabtheilung unter dem Grafen Francesco Emilii außerhalb der Wälle zur Deckung gegen Lahoz aufstellten. Sofort aber erschien eine gebieterische Aufforderung Kilmaine's, solche Rüstungen zu unterlassen, und der französische Befehlshaber der Veroneser Castelle, General Balland, meldete dem Podesta, daß er bei der geringsten Regung Verona bombardiren und in Asche verwandeln würde. Die Bevölkerung, durch diese Drohungen auf das Aeußerste gereizt, seit

Wochen durch steten Alarm in Athem gehalten und seit dem Beginne der Occupation von tiefem Hasse gegen die Franzosen erfüllt, bedurfte unter solchen Umständen nur eines geringen Anlasses zu einem furchtbaren Ausbruch. Ein solcher fand sich am Abend des Ostermontags, 17. April, desselben Tages, an welchem der Senat seine friedenflehende Gesandtschaft an Bonaparte abschickte. Zwischen einigen bewaffneten Bürgern und bolognesischen Soldaten entspann sich ein Zank, welcher rasch Parteigänger beider Seiten heranlockte; einige Franzosen wurden erschlagen, die französischen Wachen insultirt, alle Stadttheile mit Tumult und Auflauf erfüllt. Die französischen Officiere in der Stadt ließen schleunigst zum Sammeln blasen und führten die Mannschaft in das alte Castell, welches darauf zur Einschüchterung des Volkes drei Kanonenschüsse abgab. Die Bürger aber, welche dies Feuer für den Beginn des französischen Angriffs hielten, stürmten jetzt in wilder Aufregung gegen die Eingänge der Castelle selbst, so daß Balland alle seine Batterien in Thätigkeit setzte und seine Kugeln über sämmtliche Quartiere ausgoß. Der Anblick dieser Verheerungen steigerte die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad; was sich noch von Franzosen in der Stadt befand, Männer, Weiber, Kinder, wurde unbarmherzig niedergemacht und selbst die Verwundeten und Kranken in den Hospitälern nicht verschont. Als draußen Graf Emilii den Donner des Geschützes vernahm, eilte er mit etwa 600 Slavoniern und 1500 bewaffneten Bauern nach Verona zurück, den Landesgenossen zu Hülfe und half den letzten Widerstand der Franzosen in den Straßen überwältigen. Giovanelli hatte indessen einen Parlamentär zu Balland in das Castell geschickt, um die Unschuld der Behörden an dem Aufstande zu betheuern und Maßregeln zur Beschwichtigung vorzuschlagen; darauf kam General Beaupoil herunter zur Verhandlung mit dem Proveditore, wurde nur mit Mühe vor den Angriffen der rasenden Volkshaufen geschützt, gelangte dann aber mit Giovanelli zu einer Uebereinkunft, nach welcher die Batterien des Forts ihr Feuer einstellen und keine Verstärkung der französischen Garnison Statt haben, andrerseits aber die Bauern die Stadt verlassen, die Behörden die Bürger zur Ruhe zurückbringen sollten. Allein General Balland glaubte diese Bedingungen nicht annehmen zu können. Er forderte volle Genugthuung für die Ermordung seiner Soldaten, Stellung von Geißeln nach seiner Wahl, Entwaffnung der Bürger und Bauern binnen drei Stunden, mit einem Worte, Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Mehrere ältere

Bürger, so wie einige venetianische Offiziere, von der Aussichtslosigkeit des Kampfes überzeugt, riethen zur Nachgiebigkeit; die Volksmassen aber, die mittlerer Weile die Wohnungen der Franzosen und dann der einheimischen Jacobiner und endlich der Juden geplündert, drohten allen feigen Memmen als Landesverräthern den Tod: so wurde der weitere Sturm gegen die Castelle beschlossen und ein Eilbote um Hülfe an den österreichischen General Loudon gesandt, der nach Joubert's Abmarsch mit einer kleinen Schaar bis an die Grenze Südtyrols vorgegangen war. Darauf erklärten Giovanelli und Contarini, daß dies Alles den gemessenen Befehlen des Senates zuwiderlaufe [1]) und demnach ihre Wirksamkeit in Verona unmöglich geworden sei; sie verließen die unglückselige Stadt und flüchteten nach Vicenza.

Verona, sich selbst überlassen, stürmte darauf drei Tage lang vergeblich gegen die Thore der Castelle, unter fortdauerndem Zuströmen der bewaffneten Bauern, deren Zahl sich zuletzt auf 5000 belief [2]). Da General Balland unerschütterlich bei der Forderung bedingungsloser Unterwerfung blieb und die Wuth des Bombardements mit jedem Tage steigerte, befahl der Senat dem Generalproveditore Erizzo, Battagia's Nachfolger, mit allen verfügbaren Truppen nach Verona zu eilen, um das Mögliche zur Rettung der Bürgerschaft zu thun. Gleichzeitig aber hatte auch General Kilmaine alle Vorkehrungen zum Entsatze der Castelle getroffen und am 21. langten General Chabran und Landrieux mit etwa 6000 Mann in der Umgegend von Verona an, während die Division Victor in Eilmärschen von Treviso und General Lahoz von Peschiera her im Vorrücken war. Unter diesen Verhältnissen brach der Muth der Venetianer zusammen, da in demselben Augenblick auch die letzte Hoffnung, die Aussicht auf Loudon's Hülfe, durch die Kunde von dem Stillstand von Leoben verschwand. Erizzo und Giovanelli sandten den Grafen Emilii und zwei andere Notabeln zu Balland hinauf, um über die Capitulation zu verhandeln; der General forderte aufs Neue Ablieferung aller Waffen, bedingungslose Uebergabe der Stadt und als erste Maßregel Stellung von 16 Geißeln, darunter die Proveditoren selbst, so wie die drei Unterhändler,

---

[1]) Romanin X, 92 erörtert und widerlegt die Verdächtigung, daß Venedig damals in heimlichem Einverständniß mit der österreichischen Armee gehandelt habe.

[2]) Chabran an Kilmaine 21. April. Dazu 3000 bewaffnete Bürger, 2600 venetianische Soldaten. Kilmaine schreibt dann an Bonaparte von 30,000 Bauern, Bonaparte an das Directorium von 40,000.

welche letzteren er dann ohne Weiteres im Castell festhielt. Die Proveditoren fanden sich nicht berechtigt zur Annahme solcher Bedingungen, welche den letzten Rest der venetianischen Hoheit über Verona vertilgten; bei der Verhandlung hatte General Beaupoil höchst unumwunden erklärt, die Republik Venedig habe lange genug bestanden, sie müsse sich in die Zeiten schicken, Bonaparte selbst habe die Aufstände in Bergamo und Brescia durch ausdrücklichen Befehl in das Leben gerufen [1]); so sah Erizzo das Verderben seines Staates als unabänderlich an, wollte es aber wenigstens nicht durch die eigene Unterschrift bekräftigen und rettete sich mit Giovanelli in der Nacht durch heimliche Entweichung nach Padua. Am 25. April rückten die Franzosen von allen Seiten her in die gebändigte Stadt ein. Die venetianische Garnison wurde kriegsgefangen und über Verona ein furchtbares Strafgericht verhängt. Graf Emilii und zwei seiner Waffengefährten wurden wegen der Einladung Loudon's standrechtlich erschossen, eine schwere Contribution an Geld und Naturalien auf die Bürgerschaft gelegt, das Leihhaus ausgeräumt, das Kirchensilber, zahlreiche Kunstwerke und wissenschaftliche Sammlungen fortgeschleppt, erweisliche Mörder französischer Soldaten zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Ein dumpfer Schrecken lag weit und breit auf dem Lande; an keiner Stelle wagte sich noch ein fernerer Widerstand gegen die revolutionäre Volksbeglückung zu rühren. Ohne Schwierigkeit bewirkte General Lahoz am 27. in Vicenza und Padua die Beseitigung der venetianischen Behörden, die Entwaffnung der Garnisonen, die Bildung demokratischer Municipalitäten.

Unterdessen war es auch in Venedig selbst zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen. Bonaparte, welchem bei seinen Eroberungsplänen ebenso viel an der venetianischen Marine wie an den venetianischen Landschaften gelegen war, hatte gleich nach der Einnahme Ancona's dort einige Kriegsfahrzeuge unter Capitain Sibille gesammelt, mit welchen dieser zunächst den Triester Handel belästigte; unter seine Befehle war ein junger Officier, Laugier, gestellt worden, der in Lagoscuro einen bewaffneten Kutter ausrüstete und damit nach einigen Streifzügen von Triest sich nach den Lagunen wandte. Der Senat hatte kurz zuvor allen Hafenbeamten eine alte Vorschrift in Erinnerung gebracht, nach welcher jedem fremden Kriegsschiff die Einfahrt in den inneren Hafen strenge

---

[1]) Botta II, 268 (der deutschen Uebersetzung).

untersagt war; er hatte im Jahre 1796 eine englische Corvette auf Grund dieses Gesetzes hinweg gewiesen; er hatte dessen Bestimmungen auch dem französischen Gesandten bekannt gemacht und von diesem das Versprechen der Beobachtung desselben erhalten. Demgemäß war auch allen Lootsen der venetianischen Hafenorte verboten, ein fremdes Kriegsschiff in die Binnensee der Lagunen zu führen, und als Anfang April von Malamocco und von Chioggia Bericht nach Venedig kam, daß französische Schiffe Lootsen zu diesem Behufe verlangt hätten, waren der Proveditore des Meeres und der Commandant des Lido angewiesen worden, jedem Versuche solcher Art mit allen Mitteln entgegenzutreten. Indessen hielt Laugier auf offener See eine Fischerbarke von Chioggia an, und zwang einen darauf befindlichen siebzigjährigen Lootsen unter Androhung sofortiger Todesstrafe ihn nach dem Lido zu geleiten. Als er sich der Einfahrt des Hafens näherte, kam ihm ein venetianischer Officier entgegen, um ihn zurückzuweisen; Laugier warf darauf Anker dicht unter der Hafenbatterie und begrüßte die venetianische Flagge mit den üblichen Salutschüssen. Sofort aber erging eine zweite Botschaft an ihn, daß er sich auf der Stelle zu entfernen habe; er parlamentirte, klagte über den widrigen Wind, gab aber Befehl den Anker zu heben. Ueber das Folgende gehen die Angaben der beiden Parteien auseinander: die Franzosen behaupten, daß während des Aufwindens des Ankers, trotz alles Rufens Laugier's, daß er sich entfernen wolle, die Venetianer das Feuer begonnen hätten; diese aber berichten, das Fahrzeug sei in den Hafen weiter hineingetrieben, gerade auf das venetianische Kriegsschiff des Capitain Viscovich, welcher bei dieser drohenden Annäherung des Franzosen zum Angriff übergegangen sei. Wie dem auch sein möge, der Kampf war plötzlich vorhanden, Laugier fiel durch eine der ersten Kugeln, sein Schiff wurde von Viscovich's Dalmatinern geentert, ein Theil der Mannschaft niedergemacht, die andern ausgeplündert und gefangen genommen. Fest steht in jedem Falle, daß Laugier überall nach Sibille's und folglich Bonaparte's Befehlen gehandelt, daß er in voller Kenntniß des venetianischen Gesetzes sich des Lootsen bemeistert und die Einfahrt in den Hafen versucht hat; die Hauptschuld also an seinem Unglück, selbst wenn man eine überhastige Eröffnung des Feuers durch die Venetianer annimmt, trifft ohne Zweifel die Franzosen.

Dies war die Lage der Dinge in Venetien, als Bonaparte am 25. April in Gratz die beiden venetianischen Gesandten, Franz Donato

und Leonardo Giustiniani empfing. Er hatte damals Berichte seiner Divisionsgenerale über die Gährung der Terraferma und den Beginn des veronesischen Kampfes; von Laugier's Mißgeschick wußte er noch nichts. Er begann das Gespräch in höflicher Form, unterbrach aber bald die Freundschaftsversicherungen der Gesandten mit der scharfen Frage, ob alle Gefangenen befreit seien, und als sie antworteten, frei seien Alle, die allein wegen politischer Ansichten verhaftet gewesen, und gefangen nur noch diejenigen, welchen verbrecherische Handlungen, bewaffnete Rebellion u. s. w. zur Last fielen, da fuhr er heraus: „ich will sie Alle, ich habe hier ihre Liste, ich will keine Inquisition mehr, keine Bleidächer, keine mittelalterliche Barbarei" und dann fluthete der Strom der Drohungen und Schmähungen weiter: „und meine Soldaten, die überall in der Terraferma ermordet worden, ihr habt sie ermorden lassen, euer Senat hat Battagia's Manifeste gemacht, euer Adel hat das Volk zum Franzosenhasse gereizt; mein Heer ruft nach Rache, und wahrhaftig es soll sie haben." Die Gesandten versprachen Bestrafung aller Schuldigen, nur müsse man die Einzelnen doch erst überführen. „Genug, rief Bonaparte, wenn nicht alle Franzosenfeinde bestraft, der englische Gesandte ausgewiesen, das Volk entwaffnet, die Gefangenen befreit werden, so erkläre ich euch den Krieg. Ich will keine Inquisition und keinen Senat mehr, ich werde der Attila Venedigs sein. Einst habe ich euch Frankreichs Vermittlung angeboten; jetzt, wenn ihr sie begehrt, verweigere ich sie: ich will euch nach meinem Willen das Gesetz dictiren. Ihr wollt mit dieser Gesandtschaft Zeit gewinnen: das soll euch nicht gelingen. Ich weiß es: wie eure Regierung zu hinfällig war, um euren Staat zu rüsten und den kriegführenden Heeren die Ueberschreitung eurer Grenzen zu verbieten, so ist sie auch zu schwach, um eure Bevölkerung zu entwaffnen; diese Sorge werde ich übernehmen. Euer Landadel, den ihr in Sclaverei haltet, muß Theil an der Regierung haben; aber das jetzige Regiment ist alt, es muß fallen."

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß all dieser Zorn wieder nur ein gemachter war: Bonaparte, nachdem er die Aufstände in Bergamo und Brescia veranlaßt, und zu Leoben den Oesterreichern die Kriegserklärung gegen Venedig längst versprochen hatte, verfolgte jetzt bei seinen grimmigen Ergüssen lediglich den Zweck, so wohlfeilen Kaufes wie möglich in den Besitz der Hauptstadt selbst zu gelangen. Die wenigen Kriegsfahrzeuge, die er im adriatischen Meere besaß, waren der venetianischen

Flotte nicht gewachsen; die damalige Artillerie hatte keine Geschütze, die von dem festländischen Ufer hinüber bis zur Stadt getragen hätten: wenn also Venedig, welches nach Verjagung seiner Garnisonen vom Festlande über 14,000 Mann italienischer und slavonischer Truppen in seinen Mauern hatte [1]), mit der Kraft der Verzweiflung sich zu einem letzten Kampfe im Styl seiner frühern Größe aufraffte, so konnte die Partie eine äußerst langwierige, und damit bei der Unsicherheit der französischen und europäischen Verhältnisse für Bonaparte eine höchst mißliche werden. Alles kam ihm also darauf an, die schwachen Geister dieser venetianischen Epigonen nicht zur Besinnung kommen zu lassen, sie durch das Bild des entsetzlichsten Verderbens einzuschüchtern, zugleich aber, bis das eiserne Netz vollständig über ihrem Haupte zusammengezogen wäre, ihnen immer noch einen Ausweg des Friedens zu zeigen und sie dadurch von Kampf und Rüstung abzuhalten. Während seine Divisionen immer näher an den Rand der Lagunen vordrängten, Baraguay d'Hilliers am 29. April Mestre besetzte und am 30. der Hauptstadt zwar keine Kugeln zuschickte, immer aber einigen Kanonendonner vernehmen ließ, zielten Bonaparte's Schmähreden vor Allem auf die aristokratische Verfassung, und legten somit den Gedanken nahe, daß deren Umwandlung nach französischen Grundsätzen seinen Zorn beschwichtigen würde. Der Gesandte Lallemant, wie wir wissen, ein rechtschaffener und Venedig wohlgesinnter Mann, kam dabei dem General, ohne es zu ahnen, äußerst wirksam zu Hülfe. Er wußte nichts von dem Inhalt der Präliminarien; er selbst hatte längst den Wunsch, Venedig durch eine demokratische Reform zugleich innerlich zu erfrischen und mit dem französischen Systeme in Italien gegen Oesterreich zu verbinden: so erklärte er jetzt den ängstlich ihn bestürmenden Venetianern, Oesterreich werde höchst wahrscheinlich seine Entschädigung in Baiern erhalten, und demnach die Republik Venedig bestehen bleiben; nur werde es freilich unerläßlich sein, daß sie an der bestehenden Verfassung einige Aenderungen vornehme [2]). Dies schien denn ganz mit Bonaparte's Reden gegen die Gesandten übereinzustimmen, und ein ansehnlicher Theil der Patricier klammerte sich hastig an diese letzte Planke der Rettung, und begann auf demokratische Völkerverbrüderung zu sinnen, anstatt zu rüsten und zu kämpfen. Möge die Verfassung fallen, die Adelsherrschaft zu Grunde

---

[1]) Daru, Histoire de Vénise (Paris 1819) V, 387.

[2]) Romanin X, 131.

gehen, wenn nur der Staat erhalten, wenn Hab und Gut vor Plünderung und Feuer bewahrt bleibe. Zuletzt, was frommte der bisherige Zustand der Masse der kleinen Nobili? Die hohen Aemter waren großen Theils im festen Besitze weniger hervorragender Familien; im Uebrigen kam die strenge Zucht der Staatsinquisitoren allerdings dem bürgerlichen Wohlstande zu Gute, wurde aber gerade von dem Adel und an dessen Spitze von dem Dogen nur als drückendes Joch empfunden. Wollten sie nun das Heil durch eine Verfassungsänderung erstreben, so wußten sie freilich, daß die Mehrheit des damaligen Senates an dem bestehenden Rechte festzuhalten entschlossen war; diese regelmäßige Behörde mußte also bei der weiteren Verhandlung umgangen werden, und so bestimmten die Neuerer den kränklichen und altersschwachen Dogen, am Abend des 30. April in völlig gesetzwidriger Weise eine freie Conferenz verschiedener Beamten zu berufen, damit diese die erforderlichen Anträge beschließe, und dann die Bestätigung derselben durch die Generalversammlung aller venetianischen Edelleute, den sogenannten Großen Rath erwirke.

Gleich in der Conferenz machte sich die Stimmung der friedensseligen Reformpartei ganz überwiegend geltend. Es war vergebens, daß Franz Pesaro mit stolzem Unwillen zu Kraft und Muth ermahnte; nur mit Mühe setzte Erizzo es durch, daß auf eine Meldung des Admirals über die französischen Schanzarbeiten am Ufer der Lagunen dem Officier die Vollmacht zur Erwiderung des Feuers gegeben wurde. Als man Baraguay d'Hilliers' Schüsse vernahm, sprang der Doge auf, ging händeringend im Zimmer umher und wimmerte: diese Nacht werden wir nicht einmal in unserem Bette Ruhe haben. Pesaro, mit Thränen des Zornes im Auge, rief: „das Vaterland ist verloren; glücklicher Weise hat der Ehrenmann ein Vaterland überall; auch in der Schweiz wird man leben können.“ Er eilte hinweg und wurde nach wenigen Tagen durch die Umtriebe der Franzosenfreunde zur Flucht aus der Heimath genöthigt. Die Conferenz beschloß, daß der Doge am folgenden Tage sich vom Großen Rathe Vollmacht erbitten möge, bei der französischen Unterhandlung auch auf Aenderungen der Verfassung einzugehen. Während am 1. Mai Venedig anstatt der sonst üblichen Frühlingsfeier von Tumult und Waffengeklirr erdröhnte, gab der Große Rath, zu dem sich ungefähr die Hälfte der Mitglieder eingefunden, dem Antrage des Dogen mit überwältigender Mehrheit seine Zustimmung.

Bonaparte hatte unterdessen das Feuer weiter geschürt. Als ihm

am 30. April in Palmanova Donato und Giustiniani eine vorläufige Notiz über Laugier's Mißgeschick zusandten, und um Audienz Behufs weiterer Erläuterung baten, antwortete er ihnen, er könne sie nicht empfangen, da sie ebenso wie ihre Regierung von Laugier's Blute trieften. Erst wenn die wahren Urheber des Verbrechens, der Admiral und die Staatsinquisitoren, ihm gefangen überliefert seien, werde er ihre Rechtfertigung annehmen. Indessen, setzte er hinzu, wenn ihr neuere Nachrichten über Laugier erhalten habt, dürft ihr euch mir vorstellen. Sie hatten den Muth der Angst, bei ihm einzutreten. Sie erörterten ihm, daß jene Behörden mit dem unglücklichen Ereigniß nicht das Mindeste zu thun gehabt; er entgegnete auf's Neue mit den alten Anklagen, und als sie von einer Geldentschädigung für die Verluste des französischen Schiffes redeten, fuhr er auf: nicht hundert Millionen Goldes, nicht alle Schätze Perus werden mich von der Blutrache abhalten; schon habe ich dem Directorium geschrieben, daß es euch den Krieg in aller Form erklärt. In tiefster Zerknirschung zogen sich die Gesandten zurück. Er benutzte ohne Zaudern den Anlaß, um ein zornglühendes Schreiben an Lallemant zu senden: französisches Blut ist in Venedig geflossen, und ihr seid noch dort? wollt ihr warten, bis man euch hinauswirft? Er forderte Lallemant auf, nach Erlaß einer stolzen Note an den Senat Venedig auf der Stelle zu verlassen und sich zu ihm nach Mantua zu begeben. Wir werden sehr bald sehen, welche Gründe er hatte, Lallemant's Anwesenheit in Venedig nicht länger zu wünschen.

Am 2. Mai erschien er selbst in Mestre und empfing dort von Donato und Giustiniani die Mittheilung über den Beschluß des Großen Rathes. Er sah die Kleinmüthigkeit seiner Opfer und fuhr um so eifriger fort das weiche Metall zu schmieden. Er erklärte den Gesandten, daß er unbeugsam sei, daß er nicht unterhandeln werde, bis Laugier's Ermordung durch das Blut der Staatsinquisitoren gesühnt sei; andern Falles werde er binnen vierzehn Tagen Herr von Venedig sein, und sämmtliche Nobili dem Tode nicht entrinnen, wenn sie nicht wie die Emigranten in der Welt unstät umherirren wollten. Als sie betheuerten, daß die Republik zu jeder Genugthuung bereit sei, sagte er, 24 Stunden wolle er dann noch mit dem Angriffe zurückhalten; wenn sie sich fügten, würden sie ihre Friedensliebe nicht bereuen, die Republik würde ihre Lande zurückbekommen, und selbst noch Zuwachs unter dem mächtigen Schutze Frankreichs erhalten. Immer erließ er noch an demselben Tage das Kriegsmanifest

gegen die Republik[1]), und fertigte die Gesandten mit einer schriftlichen Erklärung ab, worin er nochmals Verhaftung und Bestrafung der Staatsinquisitoren forderte, jedoch mit der Anzeige schloß, daß er die Feindseligkeiten erst nach vier Tagen beginnen lassen werde. Die Venetianer sahen hierin die besten Vorzeichen; sie jubelten über den Waffenstillstand, und darüber, daß der General nicht mehr die Köpfe, sondern nur irgend eine Bestrafung der Staatsinquisitoren verlange, und mit doppeltem Eifer setzte die demokratische Partei ihre Bewegungen fort. So begann die Zersetzung des alten Gemeinwesens auf allen Punkten. Von einer Berufung des Senates war keine Rede mehr; er blieb verdrängt durch die freie Conferenz oder Consulta des Dogen. Am 3. Mai beschloß diese die Eröffnung des Hafens auch für fremde Kriegsschiffe, damit nicht durch ein neues Mißverständniß der verhängnißvolle Fall Laugier's sich wiederhole. Sie verfügte weiter die Einstellung aller Recrutirungen und den Rückmarsch der aus Dalmatien herbeigerufenen Truppen; Bonaparte hätte ja ihr Eintreffen für ein weiteres Zeichen bösen Willens halten können. Sie erwirkte endlich am 4. von dem Großen Rath die Vollmacht zur Verhaftung der drei Staatsinquisitoren, was thatsächlich bereits der Auflösung des bisherigen Regierungssystems gleich kam, um so mehr, als ganz ausdrücklich keine Stellvertreter zur Verwaltung des Amtes ernannt wurden, weil ja Bonaparte die Abschaffung des Amtes selbst gefordert hatte. Zugleich wurden die beiden Gesandten Giustiniani und Donato unter Beiordnung eines Mocenigo nochmals an den General abgefertigt, um seine definitiven Friedensbedingungen zu erbitten; leider hatte aber dieser Mestre längst verlassen, und die Botschafter mußten ihm nach Mailand nachreisen, nachdem die französischen Divisionsgenerale mit Mühe sich das Versprechen einer kurzen Waffenruhe bis auf weitere Ordre hatte entwinden lassen.

Als sie am 7. Mai in der lombardischen Hauptstadt anlangten, wurden sie von Bonaparte, der jetzt seines Ergebnisses sicher war, ganz freundlich und gnädig empfangen. Ihr habt die Urheber der letzten Verbrechen, sagte er, in Haft genommen; damit ist Alles in Ordnung und kein Streit mehr zwischen unsern Republiken; wir können also zum Frieden schreiten; ich sehe dabei nur eine Schwierigkeit: eure Städte der Terraferma haben sämmtlich demokratische Behörden erhalten, und werden keine Neigung haben unter eure Herrschaft zurückzukehren, wenn sie nicht An-

[1]) Datirt vom 1. Mai. Correspondance de Napoléon III, 16.

theil an der Staatsgewalt empfangen. Die Gesandten erklärten sich bereit, auf diesen Standpunkt einzutreten, und Bonaparte forderte sie auf, einen entsprechenden Vertragsentwurf auszuarbeiten; ohne Schwierigkeit bewilligte er ihnen eine achttägige Verlängerung des Waffenstillstandes, und überließ sie dann dem inzwischen in Mailand eingetroffenen Lallemant. Er selbst war unterdessen, mit seiner ruhelosen, Alles ergreifenden Thätigkeit, seit der ersten Minute seines Mailänder Aufenthaltes inmitten der mannichfachsten Geschäfte, regierte, verwaltete, verfügte wie ein selbständiger Monarch in militärischen und bürgerlichen Dingen, in auswärtigen und inneren Angelegenheiten. Da war in den besetzten venetianischen Provinzen eine nothdürftige Ordnung herzustellen, die neuen demokratischen Behörden einzurichten, Contributionen, Requisitionen, Steuern aller Arten einzutreiben, und zugleich die schamlos eingerissene Plünderung der Einwohner durch die Officiere und Lieferanten auf ein gewisses Maaß zurückzuführen. In der Lombardei hatten die neuen Republikaner sich während des Feldzugs ihre Volksvertreter und Directoren nach dem Muster der französischen Verfassung gewählt, und dabei sogleich wieder die Erfahrung gemacht, welche Minderheit sie im Lande waren, und wie gründlich die Masse des Volkes die neuen Zustände haßte: überall hatte bei den Wahlen der Einfluß der Priester und der Eifer der Bauern die Anhänger der früheren Herrschaft durchgesetzt. Bonaparte war ohne Weiteres entschlossen, dergleichen nicht zu dulden. Da die lombardische Republik durch Modena und Reggio, und vielleicht durch Bologna vergrößert werden sollte, würde auf Anlaß dieser Vereinigung eine Neubildung aller Behörden stattfinden: einstweilen ernannte der General gleich am Tage seiner Ankunft vier Ausschüsse, welche alle organischen Gesetze des jungen Staates, für Verwaltung, Heerwesen, Rechtspflege und Finanzen auszuarbeiten hatten. Dann kam die Nachricht aus Corsica, daß die eben wiedergewonnene Insel sich in größter Gährung und die Hauptwaffe der bürgerlichen Ordnung, die Gendarmerie, in offenem Aufstand wegen Soldverzögerung befinde. Bonaparte warf sogleich auf die Insel hinüber, was sich noch an französischen Truppen in Livorno befand, schickte eine ansehnliche Geldsumme, änderte das Personal der Verwaltung und veranlaßte scharfe Untersuchung der finanziellen Mißbräuche. Daneben ging eine gleich rasche und allseitige Geschäftigkeit für die Bedürfnisse der Armee, den Ersatz der durch den Feldzug bewirkten Lücken an Menschen und Material, die Neugestaltung einzelner Heereskörper, die Kleidung, Verpflegung und Bewaffnung der Truppen.

Und wie immer bei ihm wuchs auch jetzt mit der Größe seines Arbeitsfeldes der Trieb, die Ausdehnung desselben zu steigern. Wenn das Adelsregiment in Venedig dicht am Untergange stand, so schien ihm die Stunde eines gleichen Geschickes auch für Genua gekommen; er correspondirte darüber mit Faypoult, billigte dessen revolutionäre Umtriebe, mahnte aber den Ausbruch bis zur Vollendung der venetianischen Katastrophe aufzuschieben. Eine solche Umwälzung, welche Genua dem französischen Einfluß unterwerfen würde, war gleich wichtig durch den Gewinn einer unmittelbaren Verbindung Frankreichs mit der lombardisch-modenesischen Republik, und als ein weiterer Fortschritt in der revolutionären Umzingelung Piemonts. Wenn alle seine Nachbarn demokratisch organisirt sind, schrieb Bonaparte am 19. Mai, so wird der sardinische Thron auch ohne unser Zuthun ganz von selbst zusammenbrechen. In demselben Sinne gab der General dem französischen Geschäftsträger Comeyras in Graubünden Befehl sich nach Sitten zu verfügen, und im Namen sowohl der französischen als der lombardischen Republik bei der Regierung des Cantons Wallis die Anlage einer großen französischen Militärstraße über den Simplon und das Rhonethal, zur kürzesten Verbindung Frankreichs und Mailands, zu beantragen. Es war ein Schritt von der größten politischen Bedeutung; es hieß, thatsächlich die Unterwerfung eines Schweizer Cantons unter die Herrschaft der französischen Militärgewalt verlangen. Bonaparte that es allein nach seinem Ermessen; er begnügte sich, dem Directorium, daß es geschehen, anzuzeigen, die Wichtigkeit der Sache zu erörtern, und ihm zugleich die italienischen Aemter der Eidgenossenschaft als wünschenswerthen Erwerb zu bezeichnen.

Unterdessen pflog in Mailand der Gesandte Lallemant seine Gespräche mit den drei Venetianern. Bonaparte hatte dem wackeren Manne eine Andeutung darüber gemacht, daß einige venetianische Grenzstriche an Oesterreich fallen, dafür aber Venedig mit der Romagna und Ferrara entschädigt werden könne. Um so sicherer blieb Lallemant bei seiner Vorstellung von der Errettung des venetianischen Staates und der Verjüngung und Erfrischung desselben durch eine demokratische Verfassung. Er eröffnete den Gesandten am 8. Mai, es reiche nicht aus, daß die bisherige Regierung Vertreter der Provinzialstädte in ihre Mitte aufnehme, sondern es sei unerläßlich, daß der herrschende Adel überhaupt seine Macht niederlege, und durch allgemeine Volkswahlen ein von Grund aus neues Regiment gebildet werde. Die Gesandten sträubten sich, da sie natürlich keine Voll-

macht haben konnten, ihre eigne Regierung abzusetzen. Wenn sie sich dazu entschlössen, warf dann einmal Bonaparte hin, sollte der Umfang des Staates vergrößert, die Republik die Erbin des Papstes werden. Im entgegengesetzten Falle würde sie Alles einbüßen außer Dalmatien, Istrien und vielleicht Treviso oder Rovigo. Die Gesandten erbaten hierüber eine schriftliche Erklärung, um damit nach Hause zu reisen und eine rasche Beschlußfassung des Großen Rathes zu bewirken. Zwei Tage lang aber fand Bonaparte keine Zeit zu einer solchen Aufzeichnung, für uns begreiflich genug, da er Istrien und Dalmatien, und Treviso und Rovigo ja in Leoben den Oesterreichern zugesagt hatte. Dazwischen erläuterte Lallemant den Gesandten die Leichtigkeit der Verfassungsänderung, das Anwachsen der demokratischen Partei in Venedig, das Einverständniß zahlreicher Edelleute selbst: sobald der Große Rath sich entschließe, werde der Uebergang ohne jedes Hinderniß sich in der Form vollziehen lassen, daß der Rath seine Befugnisse einer provisorischen Regierung übertrage und diese darauf eine Volksvertretung aller Provinzen zur Entwerfung des neuen Staatsgrundgesetzes nach Venedig berufe. Den Gesandten, welche keinen andern Weg zur Rettung erblickten, leuchteten Lallemant's Vorschläge ein; am 11. Mai aber sahen sie sich plötzlich wieder in das völlig Ungewisse verschlagen, als ihnen Bonaparte bei einer neuen kurzen Begegnung sagte, nach näherer Erwägung halte er es doch für das Beste, wenn Venedig auf die Lagunen und deren nächste Umgebung beschränkt werde, dafür aber die Adelsherrschaft behalte, welche dann leben könne, wie es ihrem Herzen gefalle. Sie waren erschrocken, widersprachen, kamen aber zu keiner Verständigung. Bonaparte verschob die Unterhandlung wieder auf den folgenden Tag[1]).

Die Sache war, daß er hier keinen andern Zweck als Verschleppung des Abschlusses hatte, bis an einer andern Stelle die Entscheidung gefallen wäre. Er wollte ebenso sicher wie Lallemant den Sturz des Adelsregimentes; aber wollte ihn nicht, wie dieser, in geordneter Weise, so daß er an der Stelle der alten sogleich eine neue Regierung Venedigs von anerkannter Gesetzlichkeit sich gegenüber hätte. Er wollte freie Verfügung über ganz Venedig, vollends jetzt, wo nach Gallo's Erklärungen eine Umarbeitung der Präliminarien bevorstand. Was er dazu bedurfte, war das

---

[1]) Romanin X, 200. Lallemant's Bericht an das Ministerium. (Archiv des Auswärtigen, Paris.)

Erlöschen der aristokratischen Regierung in der reinen Anarchie, ohne Erhebung einer neuen Staatsgewalt. Während er also Lallemant in Mailand den Gesandten freundliche Reden halten ließ, war in Venedig auf sein Betreiben eine ganz andere Bewegung in vollem Gange, und deren Ergebnisse waren es, die er mit Ungeduld von Tage zu Tage erwartete. Trotz der Kriegserklärung Bonaparte's war der Secretär der französischen Gesandtschaft, Villetard, mit höchster Unbefangenheit bei Lallemant's Abreise in Venedig zurückgeblieben, ein junger, heißblütiger, unerfahrener Mensch von den äußersten jacobinischen Grundsätzen, bereit zu Allem und Jedem, wo es sich um neue Triumphe der heiligen Freiheit und Gleichheit zu handeln schien. Zu seinem bisherigen Vorgesetzten Lallemant hatte er ein ganz ähnliches Verhältniß wie Mangourit zu Perignon in Madrid, oder Parandier zu Caillard in Berlin: der Gesandte besorgte die ordnungsmäßigen Aufträge der Regierung; der Secretär war der revolutionäre Vertrauensmann des Ministers, amtlich der Untergebene, thatsächlich der Aufseher des Gesandten. Villetard in seiner Begeisterung und Unbesonnenheit war nun ganz und gar ein bequemes Werkzeug für Bonaparte's Pläne. Allerdings hätte er bei dem Gedanken geschaudert, Venedig dem Kaiser auszuliefern; davon aber sprach damals Bonaparte auch durchaus nicht, wohl aber von dem schleunigsten Sturz der Oligarchen und der raschen Municipalisirung Venedigs, und diese Worte klangen berauschend in Villetard's Ohr. Schon längst hatte dieser die spärlichen Demokraten Venedigs um sich gesammelt, und sie zu der Bildung eines neuen Clubs nach französischem Muster veranlaßt. An der Spitze stand ein ehemaliger Zollbeamter Spada, welcher einst Polizeispion gewesen, dann aber selbst eine Weile unter den Bleidächern gesessen hatte; die eifrigsten Redner waren ein Gewürzkrämer Zorzi und ein Advocat Gallino. Unter den Mitgliedern gab es nicht viele Bürger der Hauptstadt, dafür eine Anzahl Dalmatiner und sonstige Provinzialen, und einige Franzosen. Bedeutung hatte der Club nur durch seine Verbindung mit Villetard, welcher in ihm ein brauchbares Organ besaß, um mit den reformlustigen Patriciern, Battagia, Soranzo, dem Militärgouverneur der Hauptstadt Morosini, in steter Fühlung zu bleiben. Je verzagter und mürber die alte Regierung sich zeigte, desto unruhiger bewegten sich Spada und seine Genossen. Ihnen kam Alles darauf an, die Wehrlosigkeit des Vaterlandes vollständig zu machen, da bei einem Wiederausbruche des Kampfes nothwendig die kräftigeren Männer des Patriciates das Ruder wieder ergriffen, und damit die demo=

kratischen Hoffnungen in das Unbestimmte vertagt wurden. Sie fanden jedoch bei der Stimmung des Dogen und der Muthlosigkeit der Nobili ein ganz unvermuthet leichtes Spiel. Schon am 5. Mai bewirkte Morosini durch eine erschreckende Schilderung der militärischen Mittellosigkeit bei der freien Conferenz den Beschluß, gegen Gewährleistung der Religion und der Unabhängigkeit des Staates die Franzosen in die Stadt zu lassen, wenn ihre Generale eine weitere Waffenruhe nicht bewilligen wollten. Indessen ließ sich General Victor zu einer einstweiligen Fortdauer des Stillstandes herbei, und nun stellte Battagia am 6. Mai in der Conferenz den Antrag, zur Verhütung weiteren Blutvergießens die slavonischen Bataillone aus der Stadt zu entfernen und nach Dalmatien hinüberzuführen. Aber auf Erizzo's unwilligen Einspruch blieb die Versammlung dieses Mal noch bei dem Beschlusse, vor einer solchen Selbstentwaffnung erst die weiteren Entschlüsse Bonaparte's abzuwarten. Darauf erhob sich schon nach zwei Tagen, am 8., gleich im Beginne der Sitzung der Doge selbst, um mit völliger Niedergeschlagenheit und weinerlicher Stimme das hoffnungslose Elend der Lage zu schildern. Er erneuerte den Antrag auf Einschiffung der Slavonier, welche bereits eine gefährliche Unbotmäßigkeit zu zeigen anfingen, und fügte dann den überraschenden Vorschlag hinzu, Bevollmächtigte zu einer Unterhandlung mit Villetard zu ernennen, welcher ihm längst den Sturz der Adelsherrschaft als einziges Mittel zur Versöhnung bezeichnet habe; er, der Doge, sei bereit, mit gutem Beispiel voranzugehen, und die Abzeichen der fürstlichen Würde auf der Stelle niederzulegen. Noch einmal kämpften Erizzo, Priuli und einige Freunde gegen diese selbstmörderische Feigheit, verwahrten sich gegen die Ungesetzlichkeit eines solchen Verfahrens, fragten nach Villetard's Vollmacht zu solch einer Unterhandlung, erinnerten, daß ja die Republik bei Bonaparte selbst bereits ihre Gesandten habe, und mahnten, doch wenigstens erst deren Berichte aus Mailand abzuwarten. Es war Alles vergebens. Die Mehrheit war glücklich in dem Gedanken, durch die Demokratisirung sich Kampf und Bombardement und Plünderung zu ersparen: die Anträge des Dogen wurden genehmigt, und Battagia und Peter Donato zur Unterhandlung mit Villetard bevollmächtigt.

Damit hatte man sich die Schlinge um den Hals gelegt: es war keine besondere Mühe für Villetard, sie zuzuziehen. Eine förmliche Unterhandlung mit Battagia und Donato war ihm natürlich nicht erwünscht; er hatte keine Vollmacht zu einer solchen, und hätte er sie besessen, so

wäre das Ergebniß für Frankreich so gut wie für Venedig bindend gewesen; gerade darauf aber, nicht gebunden zu sein, kam es Bonaparte an. So meldete sich gleich in der Nacht auf den 9. der Krämer Zorzi bei dem hinfälligen Dogen, als Träger der wichtigsten Enthüllungen. Zufällig habe er heute bei Villetard gehört, daß auf morgen Alles zur Revolution bereit sei, viele tausend Verschworene und ein Theil der slavonischen Truppen warteten auf das Signal; man werde den Freiheitsbaum pflanzen und die demokratische Municipalität ausrufen. Mit Mühe habe er Villetard zu einem Aufschub von vierundzwanzig Stunden bestimmt, um noch einen Versuch zu machen, ob der Doge eine friedliche Lösung finden könne. Der alte Mann war bereit zu Allem und Jedem, wollte sich aber doch vor einer Prellerei des Krämers sichern, und forderte ihn also auf, sich von Villetard eine schriftliche Aufzeichnung seiner Begehren zu erbitten. Zorzi eilte demnach zu dem Secretär hinüber, fand jedoch, daß Villetard so wenig wie in Mailand Bonaparte zur Abgabe schriftlicher Erklärungen geneigt war. Im Laufe des Vormittags, 9. Mai, kam er, von Spada begleitet, zu dem Dogen zurück, welcher eben die Sitzung der Conferenz eröffnet hatte. Die beiden Volksmänner erzählten, daß sie mit Villetard verhandelt, seine Wünsche vernommen, und sie dann in seiner Gegenwart zu Papier gebracht hätten. Sie legten zwei Zettel vor, deren einer die sofort zu ergreifenden, der andere die morgen auszuführenden Maßregeln aufzählte [1]), ohne daß irgend eine Unterschrift oder sonstige Beglaubigung sichtbar gewesen wäre. Gefordert wurde unter Anderem die Entwaffnung der Slavonier, Bildung einer provisorischen Polizeibehörde, deren Mitglieder gleich auf dem Zettel namhaft gemacht waren, Pflanzung des Freiheitsbaums, Einsetzung eines provisorischen Stadtraths von vierundzwanzig Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Exdogen und Spada's, Einladung an die Städte der Terraferma sich mit Venedig zu verbinden, Wahl einer demokratischen Volksvertretung, Amnestie und Preßfreiheit, Besetzung des Arsenals und der Forts durch 4000 Franzosen, Rückberufung aller Kriegsschiffe nach Venedig, Sendung neuer Botschafter an alle europäischen Höfe. Dies Programm enthielt, was Bonaparte für seine Zwecke bedurfte: wenn es ausgeführt wurde, gab es nur noch einen Stadtrath, aber keine Staatsregierung in Venedig; der alte Staat war zertrümmert und die Entstehung des neuen lediglich in

[1]) Daru V, 412.

Aussicht gestellt. Nach der Verlesung dieser Documente war die Conferenz eine Weile rathlos und fassungslos; ein Bericht aber von Morosini, daß er nicht länger für die Ruhe der Stadt haften könne, entschied die Mehrheit zu rascher Unterwerfung. Das Aeußerste, was Erizzo und Priuli erlangten, war eine nochmalige Sendung Battagia's und Donato's zu Villetard, um einen letzten Versuch zur Erwirkung glimpflicherer Bedingungen zu machen. Villetard hielt sich dann bei diesem Gespräche in vorsichtiger Stellung: er sagte den Unterhändlern sehr bestimmt, daß Alles von Bonaparte abhänge, daß er selbst ohne alle Vollmachten sei und ihnen nur als Freund der Freiheit wohlgemeinte Rathschläge ertheilen könne. Als jene dann sein Gutachten erbaten, verwies er sie allerdings auf den Inhalt der beiden Zettel; wenn man sich nicht genau und unzögerlich danach verhalte, stehe nach seiner Ueberzeugung das größte Unheil bevor. Diese unmaßgebliche Ansicht vermochte er trotz aller Vorstellungen der Venetianer nicht zu ändern; das Einzige, was sie endlich durchsetzten, war eine Aeußerung, daß sie die Sache noch einmal erwägen möchten; etwa vier Tage Bedenkzeit glaube er ihnen zusichern zu können [1]).

Es war am Ende. Auf Battagia's und Donato's Bericht erkannte die Conferenz die Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes und beschloß, auf den 12. Mai den Großen Rath zu seiner letzten Versammlung, zur feierlichen Erklärung seiner Abdankung einzuberufen. Während draußen die einzelnen Abtheilungen der Slavonier eingeschifft wurden, die demokratischen Führer sich unruhig im Palaste und auf den Straßen bewegten, die Volksmassen in immer steigender Besorgniß und dumpfem Schrecken der Zukunft entgegen sahen, traten die Edelleute niedergeschlagen in Scham und Kummer zu der entscheidenden Berathung zusammen. Gleich zu Anfang zeigte sich, daß die Zahl der Anwesenden zu einer gesetzlichen Beschlußfassung nicht ausreichte: man ging darüber hinweg; wie viel kam heute auf formelle Gesetzlichkeit an? Der Doge, noch kläglicher als früher auftretend, hielt seine Rede, und der Antrag wurde verlesen, daß der Große Rath das (durch Villetard) vorgeschlagene System einer provisorischen Repräsentativregierung annehme. Johann Minotto erhob sich, die Gründe des Antrags im Einzelnen darzulegen; da hörte man unten auf dem Canale Flintensalven; die Slavonier schossen bei der Einschiffung ihre Gewehre ab, und sofort ging der schreckenvolle Alarm durch die Versammlung; überall erscholl

[1]) Bericht der Venetianer in der Raccolta und bei Romanin X, 174.

der Ruf nach Abstimmung, und mit einer großen Mehrheit, 512 gegen 35, wurde der Antrag zum Beschlusse erhoben. Das alte ruhmreiche Venedig hatte seine Laufbahn beschlossen. Die Versammlung löste sich auf; die bisherigen Herrscher schlichen gedrückt ein Jeder in seine Wohnung. Die Demokraten aber erhoben auf den Plätzen das Geschrei: es lebe das Volk, es lebe die Freiheit.

Da jedoch geschah das Unerwartete. Das Volk, zu dessen Besten sie diese Revolution zu machen wähnten, antwortete ihrer Aufforderung mit dem donnernden Rufe: es lebe der heilige Marcus, und plötzlich entlud sich der lange gesammelte Haß und Zorn durch den ganzen Umfang der Stadt in einem wilden Ausbruch. Die Massen suchten nach einem muthigen Führer und warfen sich einstweilen auf die Häuser Zorzi's, Spada's und anderer Jacobiner, zerschlugen Alles, was sie vorfanden, bewaffneten sich mit Stöcken, Messern, Dolchen, tobten den Tag und die Nacht hindurch in allen Straßen, begingen aber sonst keine blutigen Unordnungen. Villetard, bei dem sich die Demokraten schutzflehend sammelten, erließ sogleich ein heftiges Schreiben an die Regierung, worin er sie für jede Verletzung eines Franzosen oder französisch Gesinnten verantwortlich machte und eine Anzahl Barken forderte, groß genug, um 4000 Franzosen aus Mestre zur Deckung von Personen und Eigenthum in die Stadt zu schaffen. Der führerlose Tumult legte sich freilich im Laufe der Nacht von selbst, und einige italienische, aus Chioggia herbeigerufene Compagnien genügten am Morgen zur Herstellung der Ruhe vollständig; aber der verhängnißvolle Schritt war geschehen, und die fremden Eroberer schickten sich an, als Beschützer und Retter in das verrathene Venedig einzuziehen. Am 15. Mai erklärte darauf die letzte Bekanntmachung des Dogen, daß nach der Abdankung des Großen Raths die Regierung einstweilen von einer provisorischen Municipalität geführt werde. Ein zweites Manifest, unterzeichnet von der neuen Behörde, versprach, daß künftig ein Ausschuß der Municipalität mit Vertretern der Provinzen zu einer Centralverwaltung des Staates zusammentreten würde.

So war die Staatsgewalt zertrümmert, deren frühere Besitzer durch lange Jahrhunderte hindurch die Lagunenstadt zu einer europäischen Großmacht, zu einem Brennpunkte des Welthandels, zu einer Stätte der reichsten Bildung gemacht hatten. Sie war in der eigenen Altersschwäche zusammengebrochen, ohne einen Erben des jetzt herrenlosen und zerrissenen Gutes zurückzulassen. Auch hier hatte Bonaparte's rücksichtslose List das erstrebte Ziel in vollem Maße erreicht.

Der General empfing die ersten Nachrichten über diese Entwickelung am 13. Mai [1]), gleichzeitig mit der Pariser Bestätigung der Präliminarien und den letzten Instructionen für den endgültigen Frieden. Er sah auf's Neue, wie dringend das Directorium linksrheinische Bezirke für Frankreich wünschte, und zugleich, wie wenig es mit dem Kriege gegen Venedig einverstanden war. Um so willkommener war ihm die Botschaft von der demokratischen Revolution, welche ihn mit einem Schlage aus dem Feinde des Senats in den Freund und Schützer des venetianischen Volkes verwandelte und zugleich ihm volle Verfügung über die jeder politischen Vertretung beraubten Bruchstücke des alten Freistaates eröffnete. Er schrieb auf der Stelle an Merveldt, um ihn nach den früheren Abreden zu der sofortigen Verhandlung des definitiven Friedens einzuladen. An General Baraguay d'Hilliers sandte er den Befehl, Venedig mit 5000 Mann zu besetzen und wies zugleich den Capitain Sibille an, die Triester Flotille schleunigst in die Lagunen hinüberzuführen. Damit diese militärische Besetzung nicht im letzten Augenblicke noch eine unliebsame Störung erfahre, nahm er jetzt die Verhandlung mit den venetianischen Gesandten selbst wieder auf, legte einen Entwurf für den Vertrag vor, erklärte ihnen, daß mit der Bildung einer freien Demokratie in Venedig jedes Zerwürfniß beseitigt sei, daß der venetianische Staat seine alten Grenzen behalten werde, nur daß er Bergamo und Crema gegen die Romagna und Ferrara austauschen müsse. Die Gesandten wünschten sich nichts Besseres; jedoch zögerte der General unter verschiedenen Vorwänden die letzte Ausfertigung des Vertrages hin, bis er sichere Kunde von der Vollendung der Katastrophe in Venedig empfangen hatte. Darauf wurde am 16. Mai der sogenannte Friede unterzeichnet. In demselben war die Abdankung des Großen Raths und der Uebergang der Souveränität an sämmtliche Bürger ausgesprochen; die französische Republik bewilligte auf Ansuchen der Venetianer eine ihrer Divisionen zum Schutze von Personen und Eigenthum in Venedig, welche Truppe gleich nach Errichtung der neuen Regierung die Stadt wieder verlassen würde; beide Republiken werden über einen Gebietsaustausch übereinkommen, Venedig drei Millionen Franken in Geld, drei Millionen in Schiffsmaterialien entrichten, drei Linienschiffe und zwei Fregatten in bestem Stande, so wie zwanzig Gemälde und 500 Hand-

---

[1]) Nach Marmont (Mémoires I, 282) durch diesen, den er zur Beobachtung nach Venedig geschickt hatte.

schriften den Franzosen überliefern. Nach diesen Paragraphen besetzten also die Franzosen die Stadt Venedig nur auf Anrufen der Bewohner; die dortige Regierung ging nicht an eine bestimmte Behörde, sondern an die Gesammtheit der Bürger, das heißt an niemand über. Beim Abschiede fragten die Gesandten den General, wer nach Abdankung des Großen Rathes venetianischer Seits den Vertrag zu ratificiren haben würde, worauf Bonaparte mit größter Freundlichkeit antwortete, welche Behörde immer in der neuen Verfassung an die Stelle des Großen Rathes träte, sie würde zu der Ratification berufen sein. Es war allerdings eine andere Frage, wie bald eine solche Behörde entstehen würde, und als deshalb bald nachher der Stadtrath von Venedig noch einmal beim General sich über die Ratification erkundigte, antwortete dieser, es stehe nichts im Wege, daß der Stadtrath selbst den Act vollziehe. Gewiß, es stand dem nichts im Wege, es entsprach vielmehr vollkommmen dem Zwecke des Generals, unter der ehrlichsten Miene den Vertrag von vorne herein mit unheilbarer Nichtigkeit zu behaften. „Ich habe, schrieb er dem Directorium, den Vertrag aus verschiedenen Gründen geschlossen, zunächst, um ohne Schwierigkeit in den Besitz der Stadt Venedig, des Arsenals und seiner Flottenvorräthe zu gelangen, sodann um die Gehässigkeit der venetianischen Clauseln in den Präliminarien von uns abzuwälzen und doch die Ausführung derselben zu erleichtern, endlich um Europa zu beruhigen, indem es jetzt feststeht, daß unsere Truppen nur auf kurze Zeit und auf den Wunsch der Venetianer selbst die Stadt besetzen." Als dann seiner Erklärung entsprechend die venetianische Municipalität die Ratification des Vertrages einsandte, meldete er nach Paris, daß zur Zeit des Abschlusses der Große Rath bereits abgedankt, für die venetianischen Gesandten also kein Vollmachtgeber mehr existirt hätte und das Directorium mithin den Vertrag ohne Weiteres als nichtig betrachten könne. Denn natürlich war ein bloßer Stadtrath von Venedig nicht befähigt, den venetianischen Staat zu vertreten.

Der rechtschaffene Lallemant war außer sich bei dieser Entwickelung der Dinge, die ihm über das letzte Wort des Handels jetzt keinen Zweifel mehr ließ. Alles, schrieb er dem Directorium, war auf das Beste vorbereitet, um im Augenblicke des Friedensschlusses in Venedig eine neue demokratische Staatsgewalt zu bilden, die mit unserer Unterstützung dem österreichischen Einfluß Italien gleich an seiner Schwelle verschlossen hätte: das Alles ist nun durch Villetard's Hast und Ueberstürzung verdorben

worden. Villetard seinerseits spottete in seinen Depeschen über Lallemant's Altersschwäche und revolutionäre Lauheit, brüstete sich mit der vollen Billigung aller seiner Schritte durch Bonaparte und erklärte, er habe die Entwickelung beschleunigen müssen, um die venetianischen Oligarchen abzuhalten, ihre Stadt dem Kaiser zu überliefern. Die Zeit war nahe genug, in der Villetard erfahren sollte, wer diese Ueberlieferung wirklich im Sinne trug und welchen Zwecken seine jacobinische Begeisterung gedient hatte. Bonaparte, der sich von Mailand auf das benachbarte Lustschloß Montebello begeben, empfing dort den Marchese di Gallo, und binnen vier Tagen war zwischen Beiden die verhängnißvolle Entscheidung festgestellt.

In Wien hatte der reißend schnell erfolgte Sturz Venedigs, wie man sich denken kann, einen tiefen Eindruck gemacht. Man hatte nach den Verheißungen von Leoben die Kriegserklärung Bonaparte's gegen die Republik erwartet, um den Austausch der Terraferma gegen die Legationen zu erzwingen; aber wenig erfreulich war man durch die Einsetzung demokratischer Stadträthe in den dereinst österreichischen Provinzen und die entsetzliche Aussaugung dieser Landschaften berührt. Man wird schwerlich annehmen können, daß Thugut durch diese Dinge eigentlich überrascht worden wäre, nach Allem, was man seit Jahren von der revolutionären Kriegsführung erlebt hatte: immerhin aber fand Thugut hier einen Anlaß zu Beschwerden, die ihm zur Rechtfertigung eigener neuer Forderungen sehr brauchbar schienen. Er pflog über seine Wünsche mit Gallo eingehende mündliche Erörterung und fertigte ihm darauf am 14. Mai eine neue umfassende Instruction aus, deren Inhalt den damaligen Standpunkt seiner Politik nach jeder Richtung mit scharfen Strichen zeichnet. Er bemerkt, daß jetzt Frankreichs Absicht unzweifelhaft sei, nicht, wie zu Leoben verheißen worden, die Legationen unter die Herrschaft der venetianischen Regierung zu stellen, sondern gerade umgekehrt Venedig mit den Legationen zu einer neuen demokratischen Masse zu verschmelzen. Hierdurch, so wie durch die Umwälzung der Terraferma, werde der Artikel drei der Präliminarien verletzt, durch welchen die beiden Mächte sich gegenseitig die Erhaltung der innern Ruhe der anderen zugesagt haben. Für Oesterreich sei diese Durchdringung der italienischen Grenzlande mit antimonarchischen Bestrebungen in hohem Grade gefährlich. Um so mehr müsse es auf die rascheste Herbeiführung einer abschließenden Ordnung in Italien und folglich auf die Beschleunigung seines definitiven Friedens

dringen. Gallo wird also angewiesen, ohne Zuziehung der Alliirten sofort die Unterhandlung mit Bonaparte zu eröffnen; die Ergebnisse können die Form geheimer Zusatz- und Erläuterungsartikel zu den Präliminarien erhalten [1]; man will allerdings nach erlangter Verständigung den allgemeinen Congreß berufen, doch sollen hier die österreichisch-französischen Beschlüsse als unabänderlich zu Protokoll gegeben werden, so daß für diese der Congreß zu einer leeren Formalität herabsinkt [2]. Was den Inhalt des österreichischen Friedens betrifft, so hat Gallo vor Allem auf die möglichst baldige Besitznahme Venetiens zu dringen, damit der Kaiser nicht Gefahr laufe, ein völlig verwüstetes und politisch vergiftetes Land zu erhalten. Ueberhaupt aber darf keine zwischen Oesterreich und Frankreich zu erledigende Sache auf den Reichsfrieden oder den europäischen Congreß verschoben werden. Dahin gehört in erster Linie die Entschädigung des Herzogs von Modena, welche in Leoben den Verhandlungen des Reichsfriedens überwiesen worden ist. Der Kaiser geht von der pflichtmäßigen Entschließung aus, keine Aenderungen des deutschen Besitzstandes hervorzurufen, welche nicht mit völlig freiem Willen der Betheiligten erfolgen können; Frankreich wird ebenfalls die zu Leoben anerkannte Grundlage der Integrität des Reiches nicht verletzen wollen; dann wird allerdings der Reichsfriede wenig Schwierigkeit machen, da der Kaiser bei unvernünftigen Forderungen der Stände sie nicht weiter unterstützen würde: allerdings aber wird es bei diesen Grundsätzen unmöglich sein, die modenesische Entschädigung in Deutschland aufzutreiben. Deshalb wird Gallo beantragen, daß dem Herzog als Entschädigung für Modena die Romagna, und der Erzherzogin Beatrix für Massa und Carrara das ferraresische Land im Süden des Po gewährt werde. Daß nämlich das Ferrarese im Norden des Po an den Kaiser fällt, scheint aus den Präliminarien selbst, wenn nicht ihrem Buchstaben, so doch ihrem Geiste nach hervorzugehen. Zur weiteren Vereinfachung der Lage wäre der Kaiser bereit, mit dem Herzog und der Erzherzogin sofort in einen Tausch einzutreten und ihnen

---

[1] Deshalb erhält auch Gallo keine weitere Vollmacht, als jene, die er für die Präliminarien gehabt, was später, als das Zerwürfniß eingetreten war, von Bonaparte gerügt wird. Hierdurch erledigen sich Hüffer's Bedenken, Politik der deutschen Mächte S. 215, 216.

[2] Quoique ce congrès, sagt Thugut am Schlusse, ne sera que de pure formalité pour ce qui concernera les intérêts entre l'Autriche et la France u. s. w.

für Romagna und Ferrara den österreichischen Breisgau zu überlassen, was dann den einleuchtenden Vortheil haben würde, daß am Rheine jede unmittelbare Grenznachbarschaft zwischen Frankreich und Oesterreich aufhörte. In diesem Systeme würde der Kaiser sich äußersten Falles auch herbeilassen, seine Grafschaft Falkenstein den Franzosen zur Verfügung zu stellen. Gallo wird Alles aufbieten, auf diesen Grundlagen zum schleunigen Abschluß zu kommen und deshalb die Franzosen darauf aufmerksam machen, mit welchem Eifer schon jetzt England thätig sei, dem österreichischen Friedenswerke in ganz Europa Hindernisse zu bereiten.

Die Urkunde läßt, wie man sieht, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Thugut, von der Demokratisirung Venedigs ausgehend, tritt in den wichtigsten Punkten von dem Boden der Präliminarien hinweg. Er hat die höchste Eile abzuschließen und will deshalb von einem europäischen Congresse nichts mehr wissen. Er verspricht sich, wie wir schon bemerkten, sehr wenig von Rußlands, ganz und gar nichts von Englands Assistenz: wozu also die weit aussehenden, gemeinsamen Verhandlungen? In der Instruction für Gallo redet er noch Anstands halber von der Formalität eines Congresses; in Wahrheit wünschte er sich auch diese zu ersparen und gibt dem Grafen Cobenzl am 3. Juni den Auftrag, da Oesterreich am allerwenigsten einen langwierigen europäischen Congreß gebrauchen könne, in Petersburg die Aussicht auf denselben allmählich wieder außer Cours zu bringen. Was ihn zu dem neuen Systeme am Stärksten hinüberlockt, ist offenbar die in Leoben gegen ihn entschiedene Frage, die scheinbar geringfügige modenesische Angelegenheit, an der aber, wie wir bemerkt haben, nicht weniger als die Beherrschung von ganz Italien hing. Das Begehren nach Modena selbst ließ sich nicht füglich erneuern: die jetzt erhobene Forderung aber von Romagna und Ferrara that in der Hauptsache denselben Dienst. Wenn man sie durchsetzte, so gewann man von Venetien her eine geschlossene Territorialverbindung mit dem Kirchenstaate und Toscana, und schloß so, von Meer zu Meer, Mittel- und Süditalien gegen den französischen Einfluß ab. Die Vorstellung war verlockend genug; aber ebenso nahe hätte, scheint es, auch die Frage liegen sollen, ob man seit dem 18. April irgend eine Aussicht auf ihre Verwirklichung hinzugewonnen hatte? Ob irgend ein Grund für die Hoffnung vorlag, in Montebello zu erreichen, was Bonaparte in Leoben so bestimmt verweigert hatte? Wenn man jetzt auf den General keinen stärkeren Druck als in Leoben ausüben konnte, so war das neue Programm ein entschiedener

Fehler. Der Vertrag von Leoben war den Umständen nach so günstig für Oesterreich wie möglich. Ohne ganz besondere Stützen für eine neue Forderung hätte Thugut nicht eine Linie darin ändern lassen dürfen. Es gab kein einfacheres und kräftigeres Mittel gegen neue französische Uebergriffe, als den Grundsatz, die Präliminarien heilig zu halten. Mit dem Antrag auf eine eilige Separatverhandlung, mit dem Begehren der Romagna und Ferrara's gab er diese unantastbare Position selbst aus der Hand. Er hätte wissen können, daß Bonaparte nicht der Mann war, unbezahlte Einräumungen zu machen. Wollte Oesterreich etwas über die Präliminarien hinaus erlangen, so mußte es Frankreich einen noch größeren Gewinn zubilligen. Und da Thugut seinen neuen Vortheil in Italien suchte, so war es gewiß, daß Frankreich sich dann ein solches Opfer im Süden, ja vielleicht die bloße Forderung desselben, mit einem entsprechenden Beutestück im Norden, auf deutschem Boden, bezahlen lassen würde. Dieser Zusammenhang lag so unvermeidlich in der Natur der Dinge, daß es lediglich als leere Redewendung, oder, wenn man lieber will, als wohlfeile Handelstaktik erscheint, wenn Thugut's Instruction noch von der allgemeinen Grundlage der Unverletzlichkeit des deutschen Reiches redet. Ein solcher Wunsch war ohne Zweifel aufrichtig bei ihm, sofern er ohne dringende Noth keine weitere Ausdehnung der französischen oder preußischen Macht zulassen mochte: nur zu bald aber werden wir sehen, daß er auch zu rheinischen Abtretungen in dem Falle bereit war, wenn sie zur Erlangung jener italienischen Vortheile nöthig erscheinen sollten.

Gallo wurde zunächst über den formalen Gang der weiteren Verhandlung in kürzester Frist mit Bonaparte einig. Oesterreichs Antrag auf sofortige Separatverhandlung und Fernhaltung der Alliirten von derselben entsprach ebenso der Meinung des Generals wie den Weisungen des Directoriums. Schon am 24. Mai wurde darüber förmliche Abrede genommen und zugleich die Eröffnung des Congresses für den Reichsfrieden auf den 1. Juli in Rastadt verabredet. Den europäischen Congreß dagegen, den man in Leoben beschlossen, den aber Thugut's Instruction zu leerer Formalität zu machen vorschlug, gedachten Bonaparte und Gallo ganz zu streichen. Anstatt die Verbündeten zu seinen Unterhandlungen hinzuzuziehen, würde Oesterreich ihnen seine Vermittlung zu ihrem Frieden mit Frankreich anbieten. Sollte jedoch der Kaiser es vorziehen, die Gesandten derselben nach Rastadt einzuladen, so würde Frankreich eben dorthin auch Vertreter von Batavien und Spanien berufen. Sofort schritten

dann die beiden Unterhändler zu der sachlichen Erörterung ihres definitiven Vertrages, und gleich die erste Conferenz brachte die Folge des von Thugut ergriffenen Systemes an das Licht. Bonaparte war ebenso bereit wie Thugut, die Präliminarien gründlich umzuarbeiten; leider aber dachte er dies in völlig anderer Weise als der kaiserliche Minister zu thun. Von jeher war ihm der Lauf der Etsch als die sicherste militärische Grenze Italiens erschienen; in Leoben freilich hatte er dem Kaiser darüber hinaus noch das Land bis zum Oglio bewilligt, um hiermit die Abtretung Modena's zu gewinnen; jetzt aber sah er sich in der Lage, für diese Bezirke dem Kaiser im Osten der Etsch den glänzendsten Austausch vorzuschlagen, Venedig selbst, mit den Lagunen und dem Dogado, allerdings geringer an Seelenzahl als die Provinzen von Brescia und Mantua, dafür aber in jeder anderen Beziehung von unvergleichlich größerem Gewicht. Die österreichische Forderung der Romagna und Ferrara's warf er so gründlich hinweg, daß er in seinem Berichte an das Directorium sie gar nicht einmal erwähnte, sondern es bei der kurzen Andeutung bewenden ließ, es zeige sich, daß der Kaiser eine Entschädigung für den Herzog von Modena begehre; es habe dies aber große Schwierigkeiten, wenn sich der Herzog nicht etwa mit der Insel Zante begnügen wolle. In derselben Besprechung kam man auch auf das deutsche Reich, und Bonaparte trat hier mit noch umfassenderen Vorschlägen hervor. Im Einklang mit seiner uns schon bekannten Vorstellung, der Kaiser würde deutsche Erwerbungen nicht ewig ablehnen, meinte er jetzt bei Gallo herauszuhören, daß Oesterreich sich gegen die Abtretung der Rheinlande sträube, nicht so sehr, weil es den Franzosen diesen Gewinn mißgönne, als weil es in Folge der Maßregel neues Wachsthum der preußischen Macht, oder gar den gänzlichen Sturz der Reichsverfassung fürchte. Nach diesen Gesichtspunkten richtete er nun ohne Zaudern seine Anträge ein. Er bot dem Kaiser das Erzbisthum Salzburg und das Bisthum Passau und forderte dagegen die Rheingrenze für Frankreich, wobei im Uebrigen die Reichsverfassung unverändert bleiben und Preußen nichts weiter als ein Aequivalent für Cleve, und falls es sich bei der Auswahl unbequem zeige, Cleve selbst zurück erhalten sollte. Die Forderung der Rheinlinie war also hier für Oesterreich so weit versüßt, wie nur möglich. Preußen sollte nicht vergrößert werden, die geistlichen Fürsten aber des rechten Rheinufers im ungeänderten Bestande bleiben, trotz aller im vorigen Sommer mit Preußen, mit Baden und Würtemberg geschlossenen Verträge. Dem Marchese di Gallo leuchteten diese Vortheile ein, obgleich davon in

seiner Instruction keine Sylbe erwähnt war. Abzuschließen in diesem Sinne war er natürlich nicht befugt; aber er kam mit Bonaparte überein, daß beide ihren Regierungen diese Grundlage für den Definitivfrieden dringend empfehlen wollten. Oesterreich würde dadurch gegen den Stand der Präliminarien ungefähr 50,000 Seelen, eine bessere Abrundung aller seiner Grenzen und das herrliche Venedig mit dessen gesammten maritimen Hülfsquellen gewinnen. Allerdings wäre nach Bonaparte's Anträgen Frankreichs Zuwachs in Deutschland wie in Italien größer als jener Oesterreichs; indessen wie unendlich schlimmer mußte der Schaden werden, wenn die Republik, von Oesterreich abgewiesen, mit Preußen und den süddeutschen Regierungen auf die Augustverträge zurückgriffe? Genug, Gallo ließ sich überzeugen. Er war ohne Zweifel seinem gewaltigen Gegner geistig in keiner Hinsicht gewachsen; es kam hier noch der besondere Umstand hinzu, daß er für seinen neapolitanischen Hof Gefälligkeiten bei Bonaparte erwirken sollte und deshalb sehr bereit war, das Mögliche zur Gewinnung des gefürchteten Machthabers zu thun. Er meldete also, wie verabredet, die Vorschläge nach Wien mit warmer Empfehlung. Auch Bonaparte schrieb in diesem Sinne dem Directorium. Auf das Dringendste empfahl er die Garantie der Reichsverfassung. „Den deutschen Reichskörper stürzen, sagte er, hieße den Vortheil der belgischen und rheinischen Erwerbung wieder verscherzen; es hieße 10—12 Millionen Menschen in die Hand von zwei Großmächten legen, welchen beiden wir stets mißtrauen müssen." Er fügte das berühmte Wort hinzu: „wenn die deutsche Reichsverfassung nicht bestände, so müßte man sie ganz eigens in unserem Interesse schaffen." Niemals ist die wahre Bedeutung der deutschen Kleinstaaterei in inhaltsvollerer Kürze hervorgehoben worden. In Bezug auf Venedig warf er jetzt zum ersten Male jede bisher beobachtete Zurückhaltung hinweg. „Venedig, seit 200 Jahren im Verfalle, schrieb er, kann die Streiche, die wir ihm beigebracht haben, nicht überleben: eine elende, feige, für die Freiheit nicht gemachte Bevölkerung, ohne Land, ohne Wasser; es ist natürlich, sie denen zu lassen, welchen wir ihren Continent geben. Wir nehmen ihre Schiffe, räumen ihr Arsenal aus, führen ihre Geschütze weg, richten ihre Bank zu Grunde und behalten Corfu und dazu noch Ancona für uns. Corfu lassen wir uns in dem österreichischen Friedensvertrage überweisen; Ancona's Wälle werden mit jedem Tage fester und wir halten es militärisch besetzt, bis die neuen Ereignisse in Rom es uns unwiderruflich überliefern." Die letzten Worte bezogen sich auf die Krank-

heit, welche gerade in diesen Wochen das Leben des greisen Pius bedrohte. Auf die erste Kunde davon hatte Bonaparte das Directorium befragt, ob er beim Tode des Papstes Rom besetzen und eine neue Wahl zulassen sollte.

Er zeichnete dieses Bild der Ausplünderung und Auslieferung Venedigs, der Einverleibung Ancona's, der Einnahme Roms unmittelbar nach der Besprechung mit Gallo, in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai, zehn Tage nach dem sogenannten Friedensschlusse mit der venetianischen Republik. In keinem Worte seiner damaligen Briefe und Gespräche zeigt sich eine Spur, daß er über eine so bodenlose Doppelzüngigkeit ein Bedenken, ja nur ein Bewußtsein von derselben gehabt hätte. Die Venetianer zu betrügen erschien ihm nicht minder erlaubt als Venedig zu vernichten; das Eine wie das Andere that er mit derselben Unbefangenheit; Beides dünkte ihm gleich selbstverständlich, weil es gleichmäßig dem einen, allein erheblichen Zwecke diente, seine persönliche Macht über jede Schranke und jeden Widerstand emporzuheben. Ohne eine Stunde zu verlieren, drängte er auf diesem Wege vorwärts; auch dieses Mal hatte er bereits thatsächlich verfügt, was er dem Directorium zur künftigen Anordnung empfahl.

Zweites Capitel.

Montebello.

Während General Bonaparte mit Oesterreich die Abtretung Venedigs unterhandelte, war er unablässig thätig, sich selbst der maritimen Streitkräfte und Positionen des unglücklichen Staates zu bemächtigen, und zugleich die betrogene Municipalität durch die besten Freundschaftsversicherungen in tiefe Sicherheit einzuwiegen. Er schrieb ihr an demselben 26. Mai, an dessen Abend er Gallo die Stadt für den Kaiser anbot: „ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um euch meine Wünsche für die Stärkung eurer Selbständigkeit zu bethätigen, damit das arme Italien endlich ruhmvoll, frei und unabhängig von fremdem Einfluß auf der Weltbühne erscheine, und unter den großen Nationen wieder den Rang einnehme, zu dem es durch die Natur, die Lage und das Geschick berufen ist.“ Er schlug ihr demnach vor, gemeinsam eine Rüstung zur Sicherung der jonischen Inseln auslaufen zu lassen, französische und italienische Truppen auf einem Geschwader beider Nationen. Den General Gentili, welcher die Expedition führen sollte, wies er darauf an, sich aller venetianischen Besitzungen in der Levante so wie aller dort befindlichen Kriegsschiffe der Republik zu bemächtigen, zunächst überall nur als Bundesgenosse Venedigs aufzutreten, und das Unmögliche zu thun, um sich die Zuneigung der Bevölkerung zu sichern, im Uebrigen aber Sorge zu tragen, daß er für alle Fälle der Herr sei. Wenn er fände, daß die Einwohner Neigung zur Unabhängigkeit hätten, so sollte er dieser Stimmung schmeicheln, und nicht ermangeln, in jeder seiner Proclamationen von Hellas, von Athen und Sparta zu reden. Die Municipalität war glücklich über das thätige Wohlwollen des Generals; das Geschwader wurde ausgerüstet, ganz nach

Bonaparte's Anordnung, auf jedem Fahrzeuge ein französischer Commandant und eine französische durch eine kleine Abtheilung Venetianer verstärkte Besatzung, und erschien am 28. Juni vor Corfu. Dort hätte man zu ernstem Widerstande keine Mittel gehabt, weil die alte Regierung sowohl die Truppe als die Werke arg vernachlässigt hatte, und als vollends Gentili ein Manifest an das Land schickte, worin er den Einwohnern Freiheit und Gleichheit, Sicherheit von Religion und Eigenthum, und die Wiedergeburt Griechenlands zu seinem alten Glanze verkündete, da wurde er mit Jubelruf und Glockengeläute aufgenommen, und die Hafenbatterien schickten ihm statt feindlicher Geschosse nur den Festgruß ihrer Freudenschüsse entgegen. Er nahm sofort Besitz von den Festungswerken, legte die Hand auf das Staatsvermögen, ergriff die Herrschaft über die Verwaltung und besetzte die übrigen Inseln und die in Corfu vorhandenen Schiffe. Ganz in derselben Weise wie General Gentili in Corfu, verfuhr Contre-Admiral Perree in Venedig selbst. Bonaparte hatte aus Toulon eine Menge französischer Seeofficiere und Matrosen zur Bemannung der venetianischen Flotte kommen lassen, und dann, am 13. Juni, Perree dahin angewiesen, daß er sich der Municipalität in Venedig vorzustellen habe, mit der Erklärung, daß die enge Freundschaft zwischen beiden Republiken eine rasche Hebung der venetianischen Kriegsmarine und demnach die frischeste Thätigkeit im Arsenal erforderlich mache. Unter diesem Vorwande würde Perree Alles in Beschlag nehmen, zugleich aber bemüht sein, mit den städtischen Behörden in guten Beziehungen zu bleiben und die venetianischen Arbeiter und Marinebeamten für seine Zwecke zu benutzen, stets die Einheit der beiden Republiken im Munde führen, und immer den Namen venetianische Marine gebrauchen. Ein Artikel des Vertrags bewillige Frankreich Schiffsvorräthe im Werthe von drei Millionen; die wirkliche Absicht aber sei, alles Vorhandene nach Toulon zu schaffen, und sämmtliche venetianische Kriegsschiffe zu einer französischen Flotte zu vereinigen. So ging dies Verfahren seinen Gang. Während auf der Terraferma die demokratischen Stadträthe eine Brandschatzung nach der andern aufzubringen und alles Kirchensilber ihrer Gemeinden den Franzosen abzuliefern hatten, arbeiteten auf Geheiß der bethörten Municipalität die Beamten des Arsenales selbst an dessen Ausplünderung und an der Stellung ihrer Schiffe in französischen Kriegsdienst eifrig mit. Es war das treue Gegenbild, mit grelleren Farben und tieferem Schatten, zu dem Ver-

hältniß zwischen den Targowitzern und ihrer hohen Beschützerin, Catharina II.

Dem Sturze Venedigs folgte, wie es Bonaparte dem Gesandten Faypoult angekündigt hatte, der Ruin Genua's auf dem Fuße nach. Sechshundert Jahre früher hatte der Adel der beiden Städte das Mittelmeer und den Pontus mit seinen Kämpfen um die Seeherrschaft erfüllt: jetzt begrub sie beide die Herrschaft eines jungen Corsen in den unreinen Wogen der revolutionären Demokratie. Schon seit Jahren hatte Genua's Neutralität zwischen Frankreich und England einen ebenso schweren Stand gehabt, wie er es für Venedig zwischen Frankreich und Oesterreich gewesen war. Jede der kriegführenden Mächte beschuldigte Genua der Begünstigung der andern, und nahm davon Veranlassung, den kleinen Staat mit Drohungen und Mißhandlungen aller Art zu treffen. Seit den ersten Siegen Bonaparte's war die genuesische Küste völlig in der Hand der Franzosen, und der Senat hatte sich zu einem Vertrage herbeilassen müssen, in welchem er durch eine Anleihe von vier Millionen und durch Sperrung der Häfen gegen die Engländer seine künftige Sicherheit zu erkaufen hatte. Indessen flogen die gierigen Gedanken der Franzosen unaufhörlich um die schöne Stadt; das auswärtige Amt in Paris bewahrt ganze Stöße von Denkschriften der mannichfaltigsten Personen, welche ihre Ansichten und Vorschläge über das, was man damals die Befreiung Italiens nannte, dem Ministerium mittheilen, und durchgängig ist ihr letztes Wort, daß zur Sicherung der großen Sache Genua französische Besatzung haben müsse[1]). Wie um Villetard in Venedig, so sammelte sich in Genua um Faypoult ein demokratischer Club, der seine spärlichen einheimischen Mitglieder durch zuströmende südfranzösische und lombardische Jacobiner so wie durch politische Flüchtlinge aus Rom und Neapel verstärkte, und unter dem Vorsitze eines Apothekers Morando auf den Sturz der Oligarchen sann. „Mit der Masse des Volkes, klagte der französische Consul La Cheze seiner Regierung, ist nicht viel zu machen: sie ist in der Hand der Priester, die sie durch ihre weinenden Madonnenbilder aufregen, und sie sieht in uns die Eroberer, die ihr Geld und ihre Kunstschätze wegnehmen, und indem sie unsere Personen haßt, ist es begreiflich, daß sie unsere Grundsätze nicht liebt." Indessen thaten Faypoult und

---

[1]) Dagegen redet nicht Einer von Venedig; dessen Fall, wie gesagt, ist allein Bonaparte's Werk.

Morando, was sie konnten, und als Bonaparte mit neuen Lorbeeren geschmückt aus Deutschland zurückkam, hielten sie die Stunde des Erwachens gekommen. Die genuesische Regierung ließ einen Neapolitaner Vitaliani, der sich durch sein lautes Treiben besonders bemerklich machte, verhaften: sofort aber schritt Faypoult ein, erklärte den Neapolitaner für einen naturalisirten Franzosen, und erlangte bei dem furchtsamen Senate die Freilassung desselben. Seitdem setzte der Club seine Bewegungen in voller Oeffentlichkeit fort, zog aus allen Nachbarlanden Gesinnungsgenossen herbei, richtete in Morando's Wohnung eine Waffenniederlage ein, und verkündete immer nachdrücklicher den nahen Sturz des aristokratischen Regiments. Die jacobinischen Zeitungen von Mailand trugen diesen Ruf durch Europa, und ließen schon dadurch keinen Zweifel an Bonaparte's Zustimmung: Faypoult aber schickte heimlich eine Aufforderung nach Toulon, um Herübersendung einiger Kriegsschiffe zur Besetzung des genuesischen Hafens. So war Alles zum Ausbruche bereit, und nur auf Bonaparte's Wunsch wurde, wie wir sahen, Anfangs Mai die Erhebung noch verschoben, bis Venedigs Schicksal entschieden wäre. Am 20. Mai aber nahm die genuesische Polizei zwei der verwegensten Clubisten gefangen, und nun war bei den Genossen derselben kein Halten mehr. Sie griffen zu den Waffen, durchzogen unter dem Gesang der Marseillaise die Straßen, und forderten von dem Dogen Brignole die Freilassung der Gefangenen. Der Senat wies sie ab, und ein Versuch den Palast zu stürmen, wurde durch die Wache zurückgeschlagen. Weiter aber schritten die Behörden nicht gegen die Empörer ein; Faypoult verhieß ihnen die kräftigste Vertretung ihrer Wünsche, und so tumultuirten sie, ohne erhebliche Gewaltthat, aber unter zahllosen kleinen Unordnungen, jubelnd und trinkend die Nacht hindurch. Am Morgen des 22. vergrößerte sich der Haufen durch das Gesindel, welches keinem großen Hafenplatze fehlt; Lombarden und Franzosen kamen in beträchtlicher Anzahl hinzu; sie erhoben jetzt den Ruf: es lebe das Volk, es lebe die Freiheit!, eröffneten unter blutiger Rauferei das Schuldgefängniß, und bemächtigten sich dann in plötzlichem Anfall des innern Hafens, der Darsena, wo sie die Galeerensclaven befreiten und bewaffneten. So verstärkt, erklärte auf öffentlichem Platze Morando die bisherige Verfassung für abgeschafft und die Volkssouveränität hergestellt, während der streitfertigste seiner Anhänger, Filippo Doria, mit bewaffneten Banden die schwach besetzten Thore und im Innern der Stadt den beherrschenden Punkt des Ponte Reale besetzte.

Unterdessen hatte sich der Senat versammelt, entsetzt und verwirrt, ohne große Streitmittel, und noch mehr ohne festen Muth, und führte eine Berathung ganz im Style der venetianischen Consulta, um endlich zu dem Beschlusse zu gelangen, den französischen Gesandten um seine Vermittlung zu ersuchen. Aber während die Vorkämpfer der Volkssouveränität in jedem Augenblick die Unterwerfung des zitternden Senates erwarteten, erhob sich wie in Venedig zum Schutze der alten Regierung das souveräne Volk selbst. Eine schwere Masse von Lastträgern und Kohlenbrennern, entrüstet über das wüste Treiben der Jacobiner, zog vom Hafen her in die innere Stadt, wurde aus jeder Straße durch Schaaren erzürnter Bürger verstärkt, bewaffnete sich in der rasch besetzten städtischen Rüstkammer, und fiel dann unter dem Rufe: es lebe die hl. Jungfrau, es lebe der Doge, es lebe die Religion! mit wuchtigen Schlägen auf allen Seiten über die Meuterer her. In den Straßen hatten sie auf der Stelle die Oberhand; härter und blutiger wurde der Kampf an den Thoren, und mehrere Stunden hindurch vertheidigte Filippo Doria den Ponte Reale, bis auch er endlich überwältigt und mit einer großen Zahl seiner Anhänger erschlagen wurde. Faypoult, obgleich persönlich von dem Volke nicht bedroht, war völlig erschreckt und niedergeschlagen, und beeilte sich, dem herannahenden französischen Geschwader Gegenbefehl zuzusenden.

Bonaparte empfing die Kunde von diesen Vorgängen gleichzeitig durch eine Depesche Faypoult's und ein demüthiges Schreiben des Dogen. Sein Entschluß stand auf der Stelle fest, und am 27. Mai sandte er an Faypoult einen scharfen Tadel über die Schwäche, mit der er die Flotte zurückgeschickt, an den Senat aber einen seiner Adjutanten, Lavallette, um im versammelten Kleinen Rathe ein Schreiben des Generals zu verlesen, und die Kriegserklärung auszusprechen, wenn nicht binnen 24 Stunden die Forderungen Bonaparte's erfüllt wären. Das Schreiben erklärte, daß eine Anzahl Franzosen bei den Unruhen des 22. von dem aufgehetzten Pöbel ermordet, und andere von der Regierungspolizei grundlos eingesperrt worden, daß diese auf der Stelle in Freiheit zu setzen, die Mörder zu verhaften, die Pöbelbanden zu entwaffnen seien. Von einer Aenderung der Verfassung war hier noch nicht die Rede. Als Lavallette in Genua anlangte, und Faypoult seinen Auftrag mittheilte, rief dieser ganz fassungslos, Lavallette würde inmitten des erhitzten Volkes die größte Gefahr laufen; schon sein Begehren, in den versammelten Rath eingeführt zu werden, sei nach genuesischen Gesetzen ganz unerhört. Der junge Officier

antwortete, unerhört wäre nur, wenn ein Befehl des Generals Bonaparte nicht ausgeführt würde. In der That wurde ihm der Eintritt ohne Weiteres verstattet, die Freilassung der Gefangenen und die Entwaffnung der Kohlenbrenner auf der Stelle bewilligt, und obwohl zum Aerger Bonaparte's [1]) Faypoult in seiner damaligen Stimmung nochmals berichtete, daß die Volkserhebung ganz freiwillig und ohne höhere Leitung erfolgt sei, auf Lavallette's Andringen die Verhaftung von drei Patriciern als Urhebern des Franzosenmordes verfügt. Die französische Flotte unter Admiral Brueys war immer noch in der Nähe; eine Reiterabtheilung unter General Rusca streifte vor den Thoren der Stadt; von Cremona her war die Division Serrurier, von Turin ein sardinischer, durch Bonaparte aufgebotener, vom Könige gerne bewilligter Heertheil gegen das unbewaffnete Genua im Anzug. Als jetzt Faypoult den Wunsch einer Verfassungsänderung wiederholte, erkannte der Senat nach einigem Sträuben die Unmöglichkeit des Widerstandes, und schickte eine Gesandtschaft an Bonaparte, um mit diesem das Nähere zu vereinbaren. Der General sagte ihnen [2]), daß Frankreich entschlossen sei, keine Beleidigung der großen Republik durch die italienischen Kleinstaaten weiter zu dulden, daß das genuesische Volk französische Bürger mißhandelt habe, daß also die Regierung dort entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen habe das Rechte zu thun, und daß im einen wie im andern Falle eine französische Besatzung von 10,000 Mann für Genua unerläßlich sei. Der Senat, hierdurch völlig eingeschüchtert, sandte umgehend neue Unterhändler mit unbegrenzter Vollmacht, und diese zeichneten darauf am 6. Juni einen geheimen Vertrag, welcher für Genua eine Verfassung nach dem Muster der französischen feststellte, und bis zu deren Einführung eine provisorische Regierung ernannte, deren Mitglieder von General Bonaparte bezeichnet werden sollten, und welche diesen ehrenvollen Auftrag nur gegen Erlegung einer Geldstrafe von 2000 Louisdor ablehnen durften. Um der so verjüngten Republik auch nach Außen größere Stärke zu verleihen, schickte Bonaparte die französischen Generale Casabianca und Duphot mit dem Auftrage, den Befehl über die genuesischen Truppen zu übernehmen. Es war, wenn

[1]) Er antwortete Faypoult am 29. Mai: „Ließen wir den Genuesern Zeit zu Rüstungen, so würden wir die schwersten Verlegenheiten verdienter Maßen erleben, falls die österreichische Unterhandlung mißlänge, und der Kaiser sich dann in die genuesischen Wirren einmischte."

[2]) An das Directorium 1. Juni.

sonst noch jemand an der Thatsache hätte zweifeln können, die unverhüllte Erklärung, daß es mit der Unabhängigkeit Genua's zu Ende, daß die neue ligurische Republik nichts als ein willenloser Vasall der französischen war. Der unmittelbare territoriale Zusammenhang zwischen Frankreich, Modena, Mailand, Bologna war damit hergestellt.

So schaltete der junge Eroberer in den italienischen Landen, zertrümmerte ihre alten Staatsgewalten, richtete neue sogenannte Republiken ein, bedrohte den Kirchenstaat, von dessen Fortdauer er keinen Nutzen für sich erwartete, gewährte dem Könige von Sardinien, dessen schöne Regimenter er seinem eigenen Dienste aufsparte, festen Schutz gegen die revolutionären Umtriebe der französischen Regierung selbst. Auf dem Schlosse Montebello hielt er Hof wie ein mächtiger Herrscher altfürstlichen Stammes, umgeben von einem glänzenden Generalstab, den Gesandten Oesterreichs und der italienischen Staaten, unaufhörlich sich folgenden Deputationen der besetzten Städte und Landschaften. Seine Gemahlin, seine Mutter, mehrere Brüder und Schwestern waren bei ihm, und wurden von allen Seiten mit königlichen Ehren überhäuft. Es war eine schwer zu erringende Ehre, von ihm zur Tafel gezogen zu werden; er speiste öffentlich, und ließ bei jeder Mahlzeit Bürger und Bauern der Umgegend in den Saal treten, welche dann mit neugierigen Blicken jeder Bewegung des berühmten Gewalthabers folgten. Seine Gedanken gingen höher als jemals früher. Den Frieden mit Oesterreich erachtete er so gut wie abgeschlossen, und hatte seine militärische Umgebung bereits mit dem Bilde orientalischer oder englischer Expeditionen erfüllt, welches seine Seele damals beschäftigte[1]). So lange übrigens aus Wien die schließliche Zustimmung noch nicht eingetroffen war, hielt er es für angemessen, eine halb drohende Haltung zu bewahren, und während er den Marchese Gallo mit den schönsten Worten hinsichtlich der Wünsche Neapels köderte, sonst von seiner Abneigung gegen einen raschen Frieden mit Oesterreich zu sprechen, da ihm Frankreich zur Zeit keinen Ersatz für den Oberbefehl in Italien bieten könne[2]). In Wahrheit war dieser Ersatz in seinen Gedanken längst festgestellt: er wollte hinaus auf die See, in den Orient, in die Heimath der großen Welteroberer, und sah mit drängender Ungeduld der entscheidenden Depesche

---

[1]) Schreiben an Berthier 7. Juni.

[2]) Wenn die von Miot (Mémoires I, 103) berichteten Gespräche nicht ganz erfunden sind, so können sie nur aus der oben angegebenen Berechnung entsprungen sein.

Thugut's entgegen. Sein Wunsch und seine Hoffnung, mit Oesterreich zu schleunigem Abschluß zu kommen, war so entschieden, daß er gelassen zusah, als die kaiserlichen Truppen schon jetzt Dalmatien und Istrien besetzten, obgleich nach den Abreden von Leoben die venetianische Beute erst nach der Unterzeichnung des definitiven Friedens dem Kaiser überliefert werden sollte.

Aber es war ihm nicht bestimmt, so rasch zum Ziele zu kommen. Mit einem Male häuften sich die Schwierigkeiten, und, was seiner rastlosen Natur das Widerwärtigste dünken mußte, sie waren so beschaffen, daß er selbst kein besseres Mittel zu ihrer Bekämpfung besaß, als ein fast unthätiges Zuwarten, um die Entwicklung allmälich heranreifen zu lassen.

Zunächst mußte er erfahren, daß er die Stimmungen in Wien vollkommen unrichtig beurtheilt hatte. Die Aenderungen in Thugut's Vorschlägen, welchen Gallo so leicht beigetreten war, erregten bei dem kaiserlichen Minister den lebhaftesten Unwillen. Denn gerade der Hauptpunkt, um dessentwillen dieser den Boden der Präliminarien hatte aufgeben wollen, die Erlangung der Legationen, und damit der herrschenden Stellung in Italien, war von Gallo leichtsinnig geopfert worden. Was lag Thugut an der Stadt Venedig, wenn die Etschlinie ein für alle Mal den Einfluß Oesterreichs von Italien absperrte? Er war im höchsten Grade erzürnt über den windigen Neapolitaner, und beschloß auf der Stelle, die wichtige Unterhandlung zuverlässigeren Händen zu übertragen. Er schrieb dem Grafen Cobenzl nach Petersburg, daß er sich zur Abreise bereit halten solle, um auf den ersten Ruf nach Wien und Mailand eilen zu können. Bis zu seiner Ankunft schickte er zur Beaufsichtigung Gallo's den General Merveldt nach Montebello. Dem vorläufigen Abkommen vom 24. Mai versagte er die kaiserliche Bestätigung, und wies die Vorschläge des 26. mit lebhafter Entschiedenheit zurück. Er mochte es jetzt einsehen, wie verkehrt sein Versuch gewesen, so ganz im Fluge noch einen erheblichen Gewinn zu erhaschen; er beeilte sich, die falsche Bahn zu verlassen; leider aber gab er den ersten Fehler nur auf, um in einen zweiten schlimmeren zu gerathen. Wie gesagt, der sachliche Inhalt des Präliminarvertrags war durchaus günstig für Oesterreich, und nichts war deutlicher als das Interesse des Kaisers, denselben durch raschen Definitivfrieden bleibend festzustellen. Thugut hatte denn in der Instruction vom 14. Mai auf beschleunigtes Verfahren, ohne Berufung eines europäischen Congresses,

gedrungen, und dies entsprach allerdings der Lage Oesterreichs ebenso wie jener Frankreichs. Er hatte aber zugleich auch die erheblichsten Aenderungen an dem Inhalte der Präliminarien vorgeschlagen, und dies war äußerst gefährlich, da es Bonaparte die Möglichkeit gab, der österreichischen Eroberungslust die stärkere französische entgegen zu stellen. Nach dieser Erfahrung hätte, scheint es, für Thugut nichts näher gelegen, als einfaches Zurückgreifen auf den Inhalt der Präliminarien, da über etwaige Aenderungen ein gedeihliches Einverständniß nicht zu hoffen war; von der Instruction des 14. Mai aber hätte er nichts festhalten sollen, als den beiden Parteien erwünschten Antrag auf beschleunigte Separatunterhandlung ohne Zuziehung der verbündeten Mächte. Wieder aber war ein solches Verfahren zu schlicht und zu gerade, als daß es Thugut staatsmännisch erschienen wäre. Er hatte erfahren, daß Bonaparte den raschen Abschluß wünschte; Thugut mochte demnach hoffen, jetzt durch Hinzögern desselben den General in den italienischen Streitfragen mürbe zu machen. Anstatt also, dem eigenen und vor Allem dem deutschen Interesse entsprechend, die Beseitigung des Congresses anzunehmen, und sofortige Bekräftigung der Präliminarien zu fordern, hüllte er sich in tiefes Schweigen über den sachlichen Inhalt des Definitivfriedens, und beantragte vor Allem die vertragsmäßige Einberufung des europäischen Congresses, mithin im besten Falle ein Monate langes Hinausschieben der endlichen Entscheidung.

Man mag diesen Entschluß betrachten, von welcher Seite man wolle, man wird ihn bei jeder weiteren Erwägung immer unbegreiflicher finden. Mochte Bonaparte persönlich wegen seiner orientalischen Pläne noch so lebhaft die schnelle Verständigung mit Oesterreich wünschen: Thugut konnte seinerseits doch nur mit den ihm bekannten Machtverhältnissen Oesterreichs und Frankreichs rechnen. Hier aber stand es so, daß die Beutestücke, welche Leoben den Oesterreichern zuwies, erst nach erlangtem Definitivfrieden in ihren Besitz kommen sollten, während Frankreich nicht bloß das ihm abgetretene Belgien, sondern außerdem noch den größten Theil von Italien und Rheinland in Händen hatte. Frankreich also konnte mit großer Gelassenheit die Dinge kommen sehen; die Macht, welche das höchste Interesse am schleunigen Abschluß des Definitivfriedens hatte, war nicht das Directorium, sondern der Kaiser. Vielleicht hätte man in Wien auf die Friedenspolitik der gemäßigten Partei rechnen mögen, welche bei Verzögerung des Abschlusses die Regierung auch zur Annahme ungünstigerer Bedingungen drängen würde: und, wie wir sehen werden, wußte in der

That Bonaparte sich Thugut's Verfahren nur aus diesem Gesichtspunkte zu erklären. Allein so oft man ihm diese Auffassung nachgesprochen hat, bis jetzt ist an keiner Stelle eine Aeußerung Thugut's beigebracht worden, welche irgend eine bestimmte Hoffnung auf den französischen Parteienkampf ausdrückte [1]), und sicher ist es in jedem Falle, — wir werden bald es im Einzelnen wahrnehmen — daß jede Hoffnung dieser Art eine eitle gewesen wäre. Die Summe ist und bleibt: in der gegebenen Lage konnte für Oesterreich keine verkehrtere Taktik ersonnen werden, als Thugut's Versuch, den Gegner durch Hinschleppen zu ermüden und zur Nachgiebigkeit zu bringen.

Dazu kam, daß der von Thugut hervorgekehrte Grund des Aufschubs, der europäische Congreß, so unglücklich wie möglich gewählt war. Einmal hatten, nach Thugut's früheren Weisungen, Gallo und Merveldt die Beseitigung desselben bei Bonaparte wiederholt selbst beantragt, so daß es äußerst ungeschickt herauskam, wenn sie jetzt ihre Worte umdeuten, und aus amtlichen Vorschlägen zu individuellen Ansichten herabmindern mußten. Sodann aber — und dies war schlimmer — entsprach Thugut's Zurückkommen auf den europäischen Congreß durchaus nicht den Wünschen der verbündeten Mächte selbst. Kaiser Paul war ganz und gar in seine friedfertigen Stimmungen zurückgesunken; er konnte für sich den Frieden mit Frankreich, der immer nur durch Worte und nie durch Thaten unterbrochen worden war, zu jeder Stunde herstellen, und hatte damals nicht die geringste Neigung, sich durch die Theilnahme an der österreichischen Verhandlung neuen Wirren mit dem Directorium auszusetzen. Ja, es war sogar der Zorn gegen Preußen, den ihm die Nachricht von dem Augustvertrage hervorgerufen, vollständig verraucht; anstatt nach Thugut's Wünschen Preußen durch Kriegsdrohungen einzuschüchtern, ließ er auch in Berlin seine Friedseligkeit erkennen, und hatte nichts einzuwenden, wenn der Berliner Hof die officielle Vermittlung des Reichsfriedens in die Hand nehmen wollte. Für Thugut aber gab es nichts Verhaßteres als ein selbständiges Auftreten Preußens, und folglich für seinen Standpunkt nichts Unangenehmeres als bei den preußischen Neigungen Paul's die Betheiligung Rußlands an dem Friedenswerke. Den Franzosen war

[1]) Höchstens ganz allgemeine Wendungen kommen vor, z. B. in Gallo's Instruction vom 12. August, daß es bei der notorischen Friedenssehnsucht des französischen Volkes zweckmäßig sei, durch den Gang der Verhandlung die Schuld des Mißlingens recht deutlich den französischen Bevollmächtigten zuzuschieben.

dies Verhältniß nicht vollkommen deutlich, aber auch durchaus nicht gänzlich unbekannt. Für sich allein hätte es ausgereicht, ihnen Thugut's Congreßantrag als das erscheinen zu lassen, was er war, nicht als ernst gemeintes Begehren, sondern als taktische Finte zur Erreichung sonstiger Zwecke.

Noch viel greller trat dasselbe Ergebniß bei dem zweiten Bundesgenossen des Kaisers, bei England, hervor. Denn längst vor dem Augenblicke, in welchem Thugut es für die höchste Ehrenpflicht des Kaisers erklärte, nicht ohne Mitwirkung Englands weiter in dem Friedenswerke vorzugehen, hatte Pitt eine neue Separatverhandlung mit Frankreich eröffnet, und damit dem jetzigen österreichischen Systeme den Boden im Voraus unter den Füßen weggezogen.

Pitt war auch nach der groben Ausweisung Malmesbury's in seinen Friedenswünschen fest geblieben, und hatte seitdem immer neue Gründe zur Bekräftigung seiner Ansicht gefunden. Der glänzende Seesieg von St. Vincent, wo Admiral Jervis mit fünfzehn Linienschiffen über fünfundzwanzig spanische Herr wurde, wo Commodore Nelson unter einem furchtbar überlegenen Feuer ein spanisches Linienschiff enterte, und dann aus diesem heraus sofort ein zweites erstürmte, war allerdings eine stolze Erfrischung für jedes englische Herz, und drängte die höchste aller Gefahren, die Vereinigung sämmtlicher gegnerischer Flotten im Canal, für den Augenblick zurück. Aber das spanische Geschwader war keineswegs vernichtet; die französische Flotte in Brest wurde unaufhörlich verstärkt, die holländische im Texel mit athemloser Anstrengung zu einer neuen irischen Expedition gerüstet. So blieb das Schreckbild einer Invasion aufrecht vor den Augen der britischen Bevölkerung, und gab den letzten Anstoß zu der Krisis der durch vielfache Lasten schwer in Anspruch genommenen Bank von England, indem aus allen Theilen des Landes die Noten derselben in unvermutheter Masse zur Auszahlung in Gold zurückströmten. Nun gelang es freilich auch hier, das ärgste Unheil abzuwehren. Auf den Bericht der Bankdirectoren über den beginnenden Alarm trat Pitt in raschem und muthigem Entschlusse am 26. Februar mit einem ministeriellen Verbote der Noteneinlösung dazwischen; das Parlament bestätigte mit starken Mehrheiten diesen Beschluß, und die Londoner Kaufmannschaft that vielleicht das Beste, indem sie durch freiwillige Erklärung die Bereitschaft ihrer Mitglieder aussprach, die Noten der Bank in jedem Geschäfte für vollgültig anzunehmen, und damit den plötzlich erschaffenen Zwangscours

des Papiergeldes durch das öffentliche Vertrauen sanctionirte. Man meinte damals, nur für wenige Monate diesen unsicheren Boden zu betreten, und ahnte nicht, daß zwanzig Jahre vergehen würden, ehe man wieder zu der gewohnten Goldwährung zurückkehren könnte: um so fester aber war der allgemeine Entschluß, durch strenge Ordnung im Staatshaushalt und gewissenhafte Erfüllung jeder Verbindlichkeit England vor dem Jammer der Assignatenwirthschaft zu bewahren. Begreiflicher Weise wurde durch diese Verhältnisse bei Pitt die Friedensliebe gesteigert, und am 9. April sprach er dem Könige Georg seine Ueberzeugung aus, daß bei dem Fortgang der Siege Bonaparte's und bei der Erschöpfung der englischen Finanzen der Krieg nicht länger fortzusetzen, sondern den Franzosen die Einverleibung Belgiens und die Abhängigkeit Hollands zu bewilligen sei. Der König sträubte sich heftig gegen eine solche Verzagtheit, erklärte bei diesen Bedingungen jedes europäische Gleichgewicht für zerstört, und hielt überhaupt einen dauernden Frieden mit den Jacobinern des Directoriums für unmöglich. Noch an demselben Tage legte darauf Pitt die Erwägungen des Königs und die eignen dem Ministerrathe vor. Die Stimmungen waren dort gedrückt und die Ansichten getheilt. Pitt aber blieb unerbittlich: und vor Allem, wie er dem Könige schrieb, wegen der stetig wachsenden Schwierigkeit der Finanzlage, setzte er seine Meinung durch, daß der nächste Anlaß zu einer Unterhandlung zu ergreifen sei. Damals lauteten die Berichte Sir Morton Eden's noch günstig genug, über die kriegerische Festigkeit des Kaisers und Thugut's; so wartete man in großer Spannung auf den Ausgang der Wiener Krisis, und that einstweilen das Mögliche, um für England selbst und für Oesterreich die benöthigten Geldmittel zu beschaffen: man schloß ein Anlehn von 18 Millionen Pfund zu dem schweren Zinssatz von ungefähr acht Procent ab, indem man durch neue Taxen zum Theil sehr harter Art die Deckung der Interessen und die gesetzliche Tilgung sicherte. Während dieser Sorgen und Anstrengungen wurde man plötzlich durch den ärgsten Schlag getroffen, welcher in der damaligen Lage überhaupt für England denkbar war; am 15. April brach auf dem Admiralschiff der Canalflotte eine Meuterei der Mannschaft aus, welche in einem Augenblick sämmtliche Schiffe des Geschwaders ergriff, und für mehrere Wochen die heimische Küste jedem feindlichen Angriffsversuche bloß stellte. Bei der großen Masse der Seeleute handelte es sich nicht um revolutionäre Bestrebungen, und noch weniger um ein Einverständniß mit dem Feinde: ihre Beschwerden waren rein dienstlicher Art,

und zu großem Theile vollkommen begründet; sie forderten eine Erhöhung des Lohnes, dessen Sätze seit einem Jahrhundert, trotz der Steigerung aller Waarenpreise, ungeändert geblieben, gerechtere Vertheilung der Prisengelder, die fast ausschließlich den höheren Officieren zufielen, und menschliche Disciplin, deren Handhabung in zahlreichen Fällen äußerst roh und grausam gewesen war. Es konnte keinen schlagenderen Beweis für die Gerechtigkeit dieser Begehren geben, als daß das Ministerium, trotz der Gesetzwidrigkeit ihres Auftretens, in allen Stücken die Wünsche der Mannschaft zu erfüllen eilte, trotz eines dann sich wiederholenden Ausbruchs an diesem System der Milde festhielt, und den Aufstand durch die feierliche Wiederholung einer unbeschränkten Amnestie Mitte Mai beschwichtigte. Allerdings zeigte es sich gleich nachher, wie mißlich unter allen Umständen das Verfahren ist, gerechte Forderungen der bewaffneten Macht zuerst zu verschleppen, und dann der tumultuarischen Empörung zu bewilligen. Kaum war das Feuer des Aufruhrs auf dem Geschwader von Portsmouth gelöscht, so brach es auf der Abtheilung des Medway in hellen Flammen und mit verdoppeltem Ungestüm wieder hervor, und hier unter Symptomen, welche die Einwirkung politischer Tendenzen unverkennbar machten. Die Mannschaft hatte keine anderen Begehren, als sie bei dem ersten Aufstande geltend gemacht, und dann für die gesammte Marine bewilligt worden waren; die Rädelsführer hatten hier den Aufstand nur durch die lügenhafte Ausstreuung möglich gemacht, daß es der Regierung mit ihren Verheißungen nicht Ernst, und die Theilnehmer der Bewegung trotz der Amnestie einer entsetzlichen Bestrafung bestimmt seien. Während bei der ersten Empörung die Seeleute sich mit der Unterbrechung des Dienstes, und mit der Ausweisung oder Verhaftung der Officiere begnügt, sonst aber keine Gewaltthat begangen hatten, ordnete im Medway der Führer der Rebellen, Richard Parker, offene Feindseligkeiten zunächst gegen die Fahrzeuge des Geschwaders an, deren Mannschaften dem Gesetze gehorsam bleiben wollten, und führte dann die ganze Flotte gerades Weges vor die Mündung der Themse, um durch eine strenge Blokade des Flusses die Hauptstadt zur Capitulation zu zwingen. Die Gefahr erreichte ihren Gipfel, als gleich nachher der größte Theil der Flotte, mit welcher der greise Admiral Duncan die holländischen Rüstungen im Texel beobachtete, diese Stellung verließ, und sich mit den Aufständischen vor der Themse vereinigte: zum Heile Englands hatte das holländische Geschwader die Vorbereitungen zum Auslaufen noch nicht vollendet, und

da der Admiral mit den beiden treu gebliebenen Linienschiffen unerschrocken auf dem verlorenen Posten aushielt, und unaufhörlich Signale in die Weite des Meeres hinausgab, als wenn die Flotte dort noch vorhanden wäre, so hatten während der ganzen Dauer des Aufstandes die Holländer keine Ahnung von dem leichten Triumphe, den ein unersetzliches Glück ihnen während mehrerer Wochen darbot. Unterdessen trat in England die Festigkeit und Gesundheit des öffentlichen Zustandes wieder in glänzender Weise zu Tage. Inmitten der natürlichen Bestürzung und Aufregung, welche der unerhörte Vorgang weit und breit im Lande hervorrief, gab es doch nur eine Meinung über die hier einzunehmende Haltung. Niemand dachte an Zurücknahme der früher gemachten Bewilligungen; aber noch weniger erhob sich eine Stimme für neue Nachgiebigkeit gegen die freche Empörung. Das Ministerium warf Truppen und Geschütze an die bedrohten Küstenpunkte, und brachte strenge Strafgesetze gegen jede Anreizung zur Meuterei und gegen jeden Verkehr mit den aufständischen Schiffen an das Parlament; Sheridan, als Führer der Opposition, erklärte, unter Vorbehalt alles sonstigen Tadels gegen die Minister, in kräftigen Worten die Zustimmung zu diesen Maßregeln für eine patriotische Ehrenpflicht, und die Bevölkerung gab bei jedem Anlaß den Aufständischen ihren Zorn und ihre Verachtung zu erkennen. So weit die Nachrichten reichen, war es vor Allem diese einmüthige Haltung des Landes, welche den Sinn der Matrosen erschütterte. Anfangs Juni kehrte ein Fahrzeug nach dem andern zum Gehorsam zurück, und endlich lieferte auch die Mannschaft des Admiralschiffes die Rädelsführer aus, von welchen dann Richard Parker kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt und an der Raa seines Schiffes aufgeknüpft wurde.

Es war inmitten dieser ärgsten heimischen Bedrängniß, daß die Regierung am 5. Mai die amtliche Kunde über den Abschluß der Präliminarien von Leoben, und dann Schlag auf Schlag Sir Morton's Berichte über Thugut's verschlossenes und unfreundliches Benehmen empfing. Pitt zauderte jetzt nicht länger und beantragte die sofortige Eröffnung einer Friedensverhandlung mit Frankreich. Lord Grenville erhob zwar nachdrücklichen Widerspruch, und hatte darüber lange Verhandlungen mit dem leitenden Minister: Pitt aber stand fest in seiner Ueberzeugung, daß er als Staatsmann und als Christ zu dem Schritte verpflichtet sei, und am 1. Juni ging eine Anfrage hinüber an den französischen Minister Delacroix, ob das Directorium einen Unterhändler empfangen wollte. Dela-

croix antwortete, dieses Mal in freundlicherem Tone als im vorigen Herbste, daß Frankreich bereit sei, bezeichnete Lille als geeigneten Ort für die Zusammenkunft und sandte bald nachher einen Paß für den englischen Bevollmächtigten, dessen Namen Lord Grenville in die Urkunde hinein setzen möchte. Noch einmal gab es eine scharfe Verhandlung in dem englischen Ministerrathe: Grenville nahm Anstoß daran, daß Delacroix ohne Weiteres in dem Passe selbst den Zweck der Sendung als die Unterhandlung eines separaten und definitiven Friedens bezeichnet hatte, erklärte dies für eine beleidigende Eigenmächtigkeit, und stimmte für Abbruch der ganzen Maßregel. Allein Pitt wollte von einer solchen Empfindlichkeit nichts wissen, und erlangte endlich die Ernennung des Grafen Malmesbury zum bevollmächtigten Minister, nicht gerade zur Freude der Franzosen, welche im vorigen Jahre die Klarheit und Schneidigkeit des Mannes kennen gelernt hatten; übrigens bekannte sich Malmesbury wie sein jüngerer Freund Canning ganz und gar zu Pitt's Ansicht über die Dringlichkeit des Friedens, und nahm bei seiner Abreise ohne Widerspruch Pitt's Erklärung entgegen, daß man jede Regung des Stolzes bis auf das Aeußerste zurückdrängen würde, um zu dem gewünschten Ergebniß zu gelangen. Von vorne herein waren beide Regierungen darüber einverstanden, daß England zugleich für Portugal, Frankreich aber für Spanien und Holland verhandeln würde. Im Uebrigen gingen die beiderseitigen Stimmungen weit aus einander: ebenso entschieden wie die Friedenssehnsucht Pitt's war bei dem Directorium die innere Abneigung gegen die Versöhnung gerade mit diesem einzigen unbesiegten Widersacher. Immer aber kam ihm für den Augenblick der englische Antrag höchst erwünscht, als das ausgiebigste Mittel, auf Oesterreich zu drücken, und zunächst dessen Zurückgreifen auf den europäischen Congreß zu vereiteln.

So fanden sich denn allerdings die österreichischen Unterhändler dem General Bonaparte gegenüber in der schiefsten Lage, die sich denken läßt. Gleich bei dem ersten Gespräche wies dieser den Grafen Merveldt auf die englischen Anträge hin, und erklärte es für unbegreiflich, weshalb der Kaiser jetzt nicht mehr gesondert unterhandeln wollte. Am 21. Juni übersandten er und Clarke demselben die amtliche Antwort auf Thugut's letzte Anträge, beklagten darin die so plötzlich in Wien eingetretene Sinnesänderung, drangen auf rasche Wiedereröffnung der Separatverhandlung, betonten den Artikel des Leobener Vertrags, nach welchem binnen drei Monaten der Definitivfrieden unterzeichnet werden sollte. Es war die

Entgegnung, die sich ganz naturgemäß aus der Lage der Dinge ergab, die Linie, welche die französischen Unterhändler fortan unabänderlich festhielten. Das Streben Oesterreichs, auf diesem Wege einen Frieden mit Abtretung der Legationen zu gewinnen, war hoffnungslos vom ersten Tage an. Allerdings, wenn es bei gründlichem Verfehlen des sachlichen Zweckes ein diplomatischer Triumph wäre, den Gegner zu ärgern und in tiefe Ungewißheit zu versetzen, so hätte Thugut eine glänzende Leistung geliefert. Bonaparte war äußerst betroffen über die unvermuthete Wendung und völlig im Unklaren über die besondere Ursache derselben. Seine damalige Correspondenz enthält nicht die leiseste Andeutung, daß er auch nur einen Augenblick auf den richtigen Grund, auf Modena und Ferrara, gerathen hätte; für's Erste schob er Alles auf die Unerfahrenheit des Kaisers und Thugut's pedantische Schwerfälligkeit, und hoffte nach vierzehn Tagen durch den nächsten Courier günstigere Nachrichten zu erhalten. Wie widerwärtig aber ihm der Aufenthalt war, zeigt der Umstand, daß er einen Augenblick den Gedanken hatte, seinerseits auf den ganzen Inhalt der Präliminarien zurückzugehen, Venedig bei Italien zu belassen, und auf das linke Rheinufer zu verzichten[1]). Es war nur eine vorübergehende Regung; immer aber zeigt ihr Auftreten die Wahrscheinlichkeit des Erfolges, wenn Thugut von Anfang an diese Stellung genommen hätte. Wie jetzt die Dinge lagen, mußte man eben Thugut's Antwort auf die Note vom 21. abwarten: der Courier brauchte damals von Mailand bis Wien sieben Tage, und ein halber Monat mußte vergehen, ehe Thugut's Entgegnung eintreffen konnte. Der Gedanke lag nahe, zur möglichen Abkürzung dieser Fristen den Ort der Verhandlung weiter nach Osten zu verlegen, und am 30. Juni kamen die Bevollmächtigten überein, sich deshalb nach Udine in Friaul zu begeben. Nur Bonaparte, durch hundertfache sonstige Geschäfte in Mailand festgehalten, blieb einstweilen dort zurück, bis eine günstige Erwiederung Thugut's die Wiederaufnahme der wirklichen Unterhandlung möglich machen würde. Aber er sollte noch lange auf eine solche Aeußerung warten, wie ungeduldig er auch die Tage zählte, wie heftig er über die abscheuliche Böswilligkeit Oesterreichs zürnte, wie rastlos er durch alle Mittel auf die Entschlüsse des Wiener Hofes einzuwirken suchte.

---

[1]) Er deutet dies, freilich nur in fragender Form, aber unverkennbar in seiner Tendenz, dem Directorium am Schlusse seines Briefes vom 22. Juni an.

Und um seine Aufregung auf den höchsten Grad zu bringen, fand er sich, verwöhnt wie er bisher durch den französischen Jubel über seine Siege war, mit einem Male in die inneren Parteikämpfe der Republik verwickelt, und gerade die zugleich bedenklichste und wichtigste seiner Thaten, die Vernichtung Venedigs, zum Gegenstande eines offenen parlamentarischen Tadels gemacht. Seine despotische Natur war jetzt schon so entwickelt, daß er die öffentliche Kritik seines Verhaltens unerträglich fand, vor Allem, wenn sie so von Grund aus berechtigt war, wie die seiner venetianischen Gewaltthat. Er war geradezu außer sich, und kam in dieser Entrüstung zu Beschlüssen, welche gleich verhängnißvoll für Frankreich und für Europa waren.

Es wird zweckmäßig sein, uns die inneren französischen Verhältnisse, wie sich dieselben seit dem Beginne der neuen Gesetzgebungsperiode gestaltet hatten, in ihrem Zusammenhange zu vergegenwärtigen.

Am 20. Mai war das neue Drittel der Verfassung gemäß in die beiden Räthe eingetreten, und die hiermit völlig nach Rechts verschobene Mehrheit ließ keinen Tag verstreichen, um vor dem Lande ihre Stellung höchst unzweideutig zu nehmen. Die Zeit war vorbei, in welcher das Directorium mit dem gesetzgebenden Körper ein Herz und eine Seele war, und beide vereinigt der sträubenden Nation das Joch ihres jacobinischen Willens auflegten. Jetzt hatte die unermeßliche Mehrheit der Nation die eigene Gesinnung in den Wahlen zum Ausdruck gebracht, und das gesetzlich höchste Organ des souveränen Volkes, die beiden Räthe, traten mit unruhigem Eifer der bis dahin herrschenden radicalen Strömung entgegen. Das Directorium hatte schon Tages zuvor die Ausloosung seines abgehenden Mitgliedes vorgenommen, ein Act, welcher von allen Parteien mit der höchsten Spannung erwartet worden war. Denn obwohl bisher in der Regierung zwar Meinungsverschiedenheit über einzelne Fragen, aber niemals eigentliche Parteispaltung vorgekommen war, so wußte man doch, daß Letourneur fast unbedingt, und Larevellere gewöhnlich mit Carnot ging; dieser aber hatte den lebhaften Wunsch nach auswärtigem Frieden und im Innern nach gutem Einvernehmen mit der Volksvertretung. Wenn also das verabschiedende Loos auf Barras oder Rewbell fiel, so stand wenigstens für's Erste ein Umschwung des ganzen Systems, eine Regierungspolitik im Sinne der neuen Mehrheit in Aussicht. Ein so leichter Uebergang aber in geordnete Zustände war Frankreich nicht bestimmt. Als am 19. Mai die fünf Directoren ihre Loose eröffneten, war es Letour=

neur, welcher auf seinem Zettel die Worte: ausscheidendes Mitglied, las. Die Räthe erwählten zu seinem Nachfolger den Gesandten in Basel, Barthelemy, der sich durch seine beiden Friedensschlüsse einen großen diplomatischen Namen gemacht hatte und als ruhiger und gemäßigter Staatsmann bekannt war. Leider zeigte er sich vom ersten Tage an seiner neuen Stellung in keiner Hinsicht gewachsen, willenlos und ängstlich, ohne Klarheit noch Arbeitskraft, so daß er nie über völlige Nichtigkeit hinaus kam. Wenn er vielleicht bereit war, der gemäßigten Partei der Räthe einige Schritte weiter entgegen zu thun als Letourneur, so büßte diese Tendenz mit dem Letzteren den unschätzbaren Vortheil eines Vermittlers zwischen Larevillere und Carnot ein. Der eitle und reizbare Advocat hatte sich oft über Carnot's herrische Ueberlegenheit geärgert; jetzt wurde er mit dem höchsten Eifer von Barras und Rewbell umworben, und je schärfer die kirchliche Gesinnung der Räthe, und gelegentlich auch royalistische Neigung bei einem Theile der Mitglieder hervortrat, desto fester schloß sich der alte Girondist den beiden jacobinischen Genossen an. So standen die Gegensätze in fester Verkörperung sich gegenüber, in der Regierung eine schlagfertige Mehrheit revolutionärer Demokraten, in dem gesetzgebenden Körper eine nicht minder ungeduldige Masse der liberalen und royalistischen Ordnungspartei. Ohne Zaudern kündigte sich der Kampf auf allen Gebieten an.

Gleich die erste Präsidentenwahl der Fünfhundert war bedeutsam. Mit einer überwältigenden Mehrheit wurde General Pichegru ernannt, derselbe Mann, welchen das Directorium auf dringenden, wenn gleich damals noch nicht erwiesenen Verdacht bourbonistischer Umtriebe vom Oberbefehl des Rheinheeres entfernt hatte. Die große Masse der Abgeordneten hatte keine Ahnung von Pichegru's Beziehungen zu dem Prinzen von Condé; sie sah in dem General einen hervorragenden und kräftigen Oppositionsführer, und gab ihm deshalb ihre Stimmen: der Eindruck auf das Directorium blieb deshalb nicht weniger der einer offenen Feindseligkeit. Nicht weniger böses Blut machte in denselben Tagen ein Antrag des Abgeordneten Aubry, desselben, der einst als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses so viele jacobinische Officiere aus dem Dienste entlassen und auch Bonaparte mit offener Ungunst behandelt hatte, auf Verstärkung der Garde des gesetzgebenden Körpers, und Stellung derselben unter den alleinigen Befehl einer parlamentarischen Commission. Die Linke behauptete, daß die Garde ein Theil des Heeres, und dieses verfassungsmäßig der Leitung

des Directoriums untergeben, daß die Verantwortlichkeit des Letztern eine bessere Schutzwehr für die Volksvertretung sei, als ein Dutzend Kanonen. Es kam damals zu keinem Beschlusse über die Frage; der Antrag hatte aber für sich allein ausgereicht, das gegenseitige Mißtrauen deutlich an das Licht zu bringen.

Die Fünfhundert sorgten dafür, die erregte Stimmung nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Sie steigerten den Zorn der Gegner nach jeder Richtung, indem sie Schlag auf Schlag den bisherigen Opfern der Revolution zur Herstellung verhalfen, und umgekehrt die Wirksamkeit der revolutionären Machthaber einer vernichtenden Kritik unterwarfen. Vor Allem wurden die auf Grund des Brumairegesetzes aus der Versammlung entfernten Abgeordneten auf ihre Sitze zurückberufen, und am 9. Juni das vielumstrittene Gesetz selbst, soweit es sich auf die Ausschließung von öffentlichen Aemtern bezog, fast ohne eine Verhandlung aus der Welt geschafft. Ebenso entschieden griff die Mehrheit eine andere gegen die Angehörigen der Emigranten geübte Tyrannei an, jenes Gesetz, welches die künftigen Erbportionen ausgewanderter Söhne den noch lebenden Eltern entzog oder das ganze Vermögen der Letzteren unter Beschlag legte: am 30. Juni wurde die Aufhebung des Sequesters und eine Entschädigung für die bereits eingezogenen Quoten verfügt. Sodann wandte man den Leiden der katholischen Kirche die Aufmerksamkeit zu, während aus allen Theilen des Landes zahlreiche Bittschriften einliefen, um die Hülfe der Gesetzgeber gegen die fortdauernde Verfolgung in Anspruch zu nehmen. Eine Menge Gemeinden baten, ihre Pfarrhäuser nicht weiter zu versteigern, sondern sie ihnen zu Kirchen- oder Schulzwecken zu belassen; die Gemeinde Vassy begehrte die Aufhebung des Gesetzes, welches den Gebrauch der Glocken zur Ankündigung des Gottesdienstes verbot; vielfache Bittschriften, besonders aus der Bretagne, forderten die Freiheit des katholischen Cultus und Rückberufung der verbannten Priester. Alle Culte sind ja frei, rief ein Abgeordneter. Wie es scheint, antwortete ein Andrer, wird diese Freiheit aller Orten widerrechtlich verletzt. Eine Commission wurde mit der Prüfung aller dieser Dinge beauftragt, und in deren Namen erstattete der junge, talent- und schwungvolle Abgeordnete von Lyon, Camille Jordane, am 17. Juni Bericht. Ein Ton, wie er ihn anschlug, war niemals in diesen Räumen vernommen worden. Wohl vermied er es, irgend eine Begünstigung oder Privilegirung der Kirche zu fordern. Aber mit höchster Wärme führte er aus, wie wohlthätig die religiöse Erhebung der Seele

auf Moral und Politik einwirke, und trat damit der kirchenfeindlichen Gesinnung der Revolution schneidend entgegen. Er forderte deshalb Beseitigung aller der gehässigen Schranken, mit welchen ein unberechtigter Argwohn die Kirche umstellt habe, und begehrte für dieselbe, unter Vorbehalt der Bestrafung jedes gesetzwidrigen Benehmens, gemeines Recht und ungehinderte Freiheit. Also Aufhebung des Versprechens auf Gehorsam gegen die Gesetze, welches bisher von jedem Priester gefordert wurde, während bei allen andern Bürgern niemand ein solches Gelöbniß für nöthig halte, Wegfall jeder Verfolgung auf Grund der früheren revolutionären Gesetze, Freigebung des Glockengeläutes, zu dessen Verbot nirgendwo der geringste Anlaß zu entdecken sei, Verstattung geschlossener Begräbnißplätze für die einzelnen kirchlichen Bekenntnisse. Wie man sieht, war das Maß der für die Kirche hier beantragten Einräumungen ein sehr bescheidenes: nichts desto weniger machte die Rede durch ihre allgemeine Haltung ein unermeßliches Aufsehen; es schien wie eine Umkehr der ganzen Revolution, daß von der parlamentarischen Rednerbühne herab ein Berichterstatter der Mehrheit mit inniger Verehrung von religiösen Dingen, daß er mit bewegtem Herzen von dem Eindruck des sonntäglichen Geläutes hatte reden dürfen. Die Gegner thaten, was sie konnten, um die Wirkung des Vortrags zu verwischen; auch manchen Genossen der gemäßigten Partei schienen Jordan's Anträge zu weit zu gehen, und besonders bei der allbekannten Feindschaft der Priester gegen die Republik die gänzliche Abschaffung des Unterwerfungsactes bedenklich. Die Strafgesetze über Verbannung und Einschließung der eidweigernden Priester fielen fast ohne Widerstand der Linken. Aber um so heftiger tobte der Kampf über das den Priestern aufzuerlegende Versprechen. Als ein Abgeordneter der Eure erklärt hatte, daß er mit der ungeheueren Mehrheit des Volkes fest an der katholischen Kirche, an der Religion ihrer Väter halte, rief Echasseriaux: wir wollen nichts wissen von eurem Glauben der Väter, unsinnigen Dogmen, eitlen Vorurtheilen; verrücktem Aberglauben. Von Zulassung der Glocken wollte selbst Boissy d'Anglas nicht hören. und was das Versprechen des bürgerlichen Gehorsams betraf, so setzte nur mit Mühe Jordan, vor Allem durch den damals zuerst hervortretenden Royer-Collard unterstützt, wenigstens eine mildere Form des Gelöbnisses durch, aus welcher nicht eine innere Billigung der republikanischen Gesetze gefolgert werden konnte. In ähnlich vermittelnder Weise wurde dann auch die Frage der Pfarrhäuser gelöst, indem man die bereits

erfolgten Verkäufe bestätigte, weitere Veräußerungen aber für die Zukunft verbot.

Eine andere Streitfrage, in welcher die bittersten Leidenschaften in furchtbarer Entladung auf einander stießen, betraf die Verwaltung der Colonien. Wir haben früher erwähnt[1]), wie in San Domingo seit 1789 die Bewegung der Revolution zuerst die weißen Pflanzer gegenüber der Regierung, dann die farbige Bevölkerung gegenüber den Weißen, und endlich die Negersclaven gegenüber dem ganzen bisherigen Zustande ergriff. Unter den Parteien des Mutterlandes verfochten nach ihrem gemäßigten Liberalismus die Feuillants sowohl die politischen Ansprüche als die Eigenthumsrechte der Creolen, während die Jacobiner im Namen der allgemeinen Menschenrechte die unbedingte Befreiung und Gleichstellung der Neger durchsetzten. Beide Parteien suchten sich bei ihren Bestrebungen auf die Kraft des nationalen Gedankens zu stützen. Die Feuillants wiesen auf die entsetzliche Schädigung der französischen Handelsinteressen, welche durch die wilde Erhebung der Schwarzen verursacht wurde; die Jacobiner klagten die Pflanzer des Hochverraths an, weil sie in ihrer Bedrängniß zuweilen nach englischem Schutze ausgeschaut hatten, und priesen die Neger als die treuesten Anhänger der befreienden französischen Tricolore. Mit dem Sieg der Bergpartei in Paris war dann auch in San Domingo der Triumph der Schwarzen entschieden, und die nach der Insel ausgesandten Commissare des Wohlfahrtsausschusses, weit entfernt davon, die barbarischen Gräuel des Racenkampfes zu mildern, steigerten die leidenschaftliche Wuth, indem sie die Weißen als die Aristokraten der Insel mit aller Hitze des terroristischen Parteihasses verfolgten. Bei den Negern begnügten sie sich mit einer leeren Anerkennung der französischen Oberhoheit; die Führer der schwarzen Schaaren ließen sich den Titel republikanischer Officiere gefallen, und beherrschten als französische Generale weite Landstrecken mit thatsächlich souveräner Gewalt. Die alten Eigenthümer der Plantagen waren erschlagen oder vertrieben, ein großer Theil der Anlagen verwüstet, der Anbau bei der Arbeitsscheu der Neger in tiefer Zerrüttung. Große Gütermassen und mehrere hundert Zuckerfabriken waren von den Commissaren mit Beschlag belegt, und wurden angeblich zum Vortheil der Republik verwaltet, deren Cassen allerdings aus dieser Ferne noch viel weniger thatsächlichen Ertrag als aus den französischen Nationalgütern gewannen.

---

[1]) Buch III, Capitel 2. Bd. I, S. 347 ff. der 4. Auflage.

Eine Menge der weißen Besitzer waren durch die Commissare verhaftet und nach Frankreich geschickt worden, wo sie zu Hunderten in den Gefängnissen der Seehäfen eingesperrt blieben, ohne daß jemand ein gerichtliches Verfahren gegen sie zu eröffnen wußte. Andere hatten sich nach Cuba oder Florida hinüber gerettet, und der stete Aerger der Commissare war es, daß bei den ersten Nachrichten von den wüsten Gräueln des Negeraufstandes die französische Gesetzgebung solche Flüchtlinge von den Strafgesetzen gegen die Auswanderung befreit hatte. Vor Allen hatte sich einer der Commissare, Santhonax, in der Bedrückung der Weißen einen furchtbaren Namen gemacht, der Robespierre der Antillen, wie ihn seine Opfer bezeichneten. Nach dem Sturze seines Vorbildes hatte auch ihn die Reaction ereilt; er war nach Frankreich zurückberufen, und dort wegen Mißbrauch der Amtsgewalt in peinliche Untersuchung genommen worden. Aber der demokratische Sieg des Vendemiaire war dann auch ihm zu Statten gekommen: er hatte nicht bloß die Freiheit wieder erlangt, sondern war mit drei gleichgesinnten Genossen auf's Neue als Agent des Directoriums und Inhaber der Regierungsgewalt in die unglückliche Insel zurückgekehrt. Sofort hatte sich dort der Schrecken erneuert; ohne irgend eine Rücksicht auf die neue Verfassung blieb die Insel unter der reinen Militärherrschaft, und zwar jener der Neger. Unaufhörlich gelangten die Klagen über Hinrichtungen und Mordthaten, über Aufhetzung der Neger gegen die Weißen, über Confiscationen und Erpressungen in das Mutterland hinüber. Die gemäßigte Partei bei den Fünfhundert versuchte mehrmals den schmachvollen Zustand der Insel und die unerträglichen Leiden ihrer weißen Bewohner zur öffentlichen Verhandlung zu bringen: aber zu fest war die Mehrheit entschlossen, das Directorium und dessen Agenten zu decken; zu zahlreich und mächtig waren die bei der Plünderung San Domingo's betheiligten Terroristen; jeder Antrag auf Untersuchung wurde durch beschönigende Antworten abgefertigt oder in dem Geheimniß einer ergebnißlosen Commissionsberathung begraben. Gegen Ende der Session, am 9. Mai, eröffnete das Directorium den Fünfhundert, daß nichts dringender sei, als die Entscheidung der Frage, ob nicht die nach Amerika geflüchteten Pflanzer als Emigranten zu behandeln seien: so viel stehe fest, daß sie größten Theils unter Mißachtung der republikanischen Gesetze auf Herstellung der Sclaverei mit Hülfe Englands oder Ludwig's XVIII. bedacht seien.

Das neue Drittel gab die Antwort auf der Stelle. Am Tage nach

seinem Eintritt erfolgte die Bildung einer Commission zur Berichterstattung über San Domingo, und schon den 29. Mai entrollte in deren Auftrag der einstige Führer der constitutionellen Rechten von 1792, der auf der Insel selbst begüterte Vaublanc, das ausführliche Bild der furchtbaren Unterdrückung, unter welcher die weiße Bevölkerung dort seit vier Jahren zerquetscht worden, die Beraubung und Verfolgung der Pflanzer, die Rohheit und Gesetzlosigkeit der jetzt allmächtigen Neger, die wilde Verschleuderung des rechtlos zusammengeraubten Staatsguts. So überwältigend war die Masse der hier actenmäßig festgestellten Thatsachen, daß die Linke keinen Widerspruch und keine Erörterung wagte, sondern das Directorium schon am 3. Juni, noch ehe das Haus zu irgend einem Beschlusse gelangt war, die Abberufung des Santhonax und seiner Genossen verfügte. Aber die Mehrheit ließ sich durch diese Einräumung nicht beschwichtigen; am 4. stellte ihre Commission vielmehr den Antrag, für San Domingo der Regierung überhaupt die Vollmacht zur Absendung von Agenten mit außerordentlichen Befugnissen zu entziehen, und das Haus beschloß in diesem Sinne, wie entschieden auch das Directorium gerade wegen des verwirrten Zustandes der Insel solche Befugnisse für unerläßlich erklärte. Bald nachher kamen auch die Verhältnisse der orientalischen Colonien, Ile de France und Reunion, in unliebsamer Weise zur Sprache. Dort hatte die weiße Bevölkerung, aufgeregt durch das Elend San Domingo's, sich gleich nach der Ankunft der Agenten des Directoriums wie Ein Mann erhoben, und diese Vertreter einer jacobinischen Regierung kurzer Hand aus ihren Inseln hinweggeschickt. Jetzt wurde bei den Fünfhundert nicht dieses ungesetzliche Verfahren der Colonisten, desto schärfer aber der Umstand gerügt, daß die Agenten trotz ihrer Unthätigkeit ihre Gehälter fortdauernd bezogen, und auf diesen Anlaß wurde das ganze Gesetz aufgehoben, welches dem Directorium die Sendung solcher Agenten in die Colonien verstattete. Allerdings ging die Meinung nicht dahin, die Einrichtung selbst schon jetzt zu beseitigen: so traurig es war, daß die Regierung nach anderthalbjähriger Thätigkeit die Vorbereitungen zu verfassungsmäßiger Verwaltung der Colonien noch nicht getroffen hatte, so bestand einmal diese Thatsache, und ohne außerordentliche Vollmachten war zur Zeit jede Regierung der Inseln unmöglich. Was die Mehrheit beabsichtigte, war Beschränkung der Vollmacht von Fall zu Fall, und damit ein bestimmender Einfluß der Volksvertretung auf die Hauptsache, auf die Auswahl der Personen. Das Directorium hatte bei allem Zorne

keine Mittel dagegen, und fand sich gleichzeitig auf näheren Gebieten von allgemeinster Wichtigkeit so empfindlich angegriffen, daß ihm diese transatlantischen Verlegenheiten darüber vollkommen in den Hintergrund traten. Denn bereits hatte die Mehrheit durch eine Reihe von finanziellen Anträgen geradezu die Axt an die Wurzel der gesammten directorialen Regierungsthätigkeit gelegt.

Wir haben vielfach gesehen, wie verkommen die Finanzwirthschaft dieser Regierung vom ersten Augenblicke an gewesen und geblieben. Ihr Wesen war mit den drei Worten Deficit, Unordnung und Verschleuderung bezeichnet. Auch die Majorität von 1796, so lebhaft sie die herrschenden Freunde zu stützen wünschte, war nicht im Stande gewesen, die klaffenden Risse dieses Staatshaushalts zuzudecken, und noch die letzten Wochen ihrer Session hatten die widerwärtigsten Enthüllungen in dieser Richtung gebracht. Daß die Verwaltung mit den bereiten Mitteln die öffentlichen Bedürfnisse nicht zu befriedigen wußte, diese Thatsache stand über allem Zweifel, unter völligem Einverständnisse der Parteien fest. Aber über den Grund des Mangels gingen die Ansichten scharf auseinander. Die Regierung behauptete die Unzulänglichkeit der Einkünfte und begehrte deshalb kräftigere Einrichtungen für die Erhebung der bestehenden, und Bewilligung mehrerer neuer Steuern. Der Rath der Fünfhundert verhandelte im April 1797 die Schöpfung einer großen Staatsbehörde, mit fest angestellten, streng gehorchenden Beamten in allen Departements, für die Beitreibung der Grundsteuer, mit welcher die vom Volke auf wenige Jahre gewählten Bezirksbehörden schlechterdings nicht zu Stande kommen konnten. Das Bedürfniß war hier unwiderleglich, und die Fünfhundert genehmigten den Antrag. Immer aber bemerkte auch hier der Abgeordnete Gibert-Desmolieres, daß die Hoffnung täuschen würde, durch die neuen Beamten den ganzen Betrag der gesetzlich verfügten Grundsteuer (240 Millionen) zu erheben; bei der Verarmung der Grundbesitzer sei dieselbe an sich zu hoch; sie nehme mehr als ein Viertel des Reinertrags hinweg; dabei fehle es durchaus an den erforderlichen Vorkenntnissen, um eine gleichmäßige Vertheilung auf die Departements herbeizuführen; wie man die Sache angreife, werde man im besten Falle nicht mehr als 180 Millionen erzielen. Um so entschiedener widersetzte er sich jeder Bewilligung neuer Abgaben, da schon die vorhandene Steuerlast zu schwer für die zerrütteten Kräfte des Volkes sei, und im Angesichte der bevorstehenden Wahlen hatte die Mehrheit nicht den Muth, über seinen Widerspruch hinwegzuschreiten,

und die Anträge des Directoriums auf Wiedereinführung der Lotterie und der Salzsteuer zu genehmigen. Gibert-Desmolieres erklärte vielmehr den 28. April, in geradem Gegensatze zu den Behauptungen des Directoriums, daß bei ordentlicher und gewissenhafter Verwaltung die vorhandenen Einkünfte zur Deckung des ordentlichen und des außerordentlichen Budgets vollständig ausreichen würden, und schob damit die Verantwortung für die Schäden des Staatshaushaltes dem Directorium und dessen Unfähigkeit oder Unredlichkeit zurück. Verdrießlicher konnte in dieser Lage der Dinge für die Regierung nichts sein, als daß gerade jetzt, im Augenblicke der Wahlen, eine Finanzoperation des größten Umfangs und schmutzigsten Bestandes an das Tageslicht gezogen wurde. Anfang December hatte der Finanzminister Ramel einen Betrag von 2½ Millionen in Silber nöthig gehabt. Ein gewisser Dijon und Compagnie hatten die Lieferung des Geldes gegen 100 Millionen Mandate übernommen, von denen sie 40 in Paris und 60 in gewissen Departementscassen erheben sollten. Kaum aber war dies verabredet, so hatte Ramel der Compagnie den weiteren Auftrag gegeben, aus nicht weniger als 40 Departementscassen so viele Mandate zu erheben, wie erforderlich wäre, um damit durch Ueberschwemmung der Börse den Cours des Papieres auf ein Procent zu drücken. Wir haben schon früher gesehen[1]), wie die Regierung gelegentlich zur Bereicherung einiger Günstlinge diese gehässige Operation betrieben hatte: dieses Mal erhob dazu die Compagnie Dijon nicht weniger als 500 Millionen, welche sie darauf, nach Erreichung des schmählichen Zweckes, dem Schatze in Silber, aber wie sich versteht, zu dem eben geschaffenen niedrigen Course, also mit der Summe von 5 Millionen erstattete, während der Staat bei richtiger Verwerthung jener Papiere mindestens 8 Millionen dafür hätte erhalten können. Zugleich hatte die Compagnie jene ursprüngliche Zahlung von 2½ Millionen an die betreffenden Gläubiger des Staates nicht in baarem Gelde, sondern in Wechseln auf lange Sicht geleistet, und es durch weitere Börsenmanöver dahin gebracht, diese Wechsel unter fremdem Namen mit einem Gewinne von 40 Procent wieder zurückzukaufen. Schließlich waren die Genossen des saubern Geschäftes, die Compagnie und der Finanzminister, doch untereinander in Hader gerathen, und durch den erzürnten Minister unbesonnener Weise ein Proceß gegen die Compagnie angestrengt worden, welcher den ganzen

[1]) S. 131.

Handel jetzt auf die Tribüne der Volksvertretung brachte. Thibaudeau stellte sofort den Antrag, die von dem gesetzgebenden Körper ernannten Schatzcommissare, ohne deren Mitwirkung die betrügerische Operation nicht möglich gewesen wäre, abzusetzen. Welches Vertrauen konnte eine Regierung in Anspruch nehmen, die sich auf solchen Wegen betreffen ließ? Was konnte man nach derartigen Entdeckungen noch gegen Gibert-Desmolieres' Behauptung einwenden, daß die erste Sorge der Fünfhundert der unerbittliche Krieg gegen die Plusmacher sein müsse, ehe irgend eine neue Bewilligung erfolgen könne?

Die Männer des neuen Drittels waren von dieser Ueberzeugung erfüllt. Gibert-Desmolieres wurde sofort der Mann ihres Vertrauens in den finanziellen Fragen, und beeilte sich mit unerschrockenem Eifer die Sonde in die tiefen Schäden des Staatshaushaltes einzuführen. Am 27. Mai brachte er, während der Rath der Alten die Errichtung der neuen Steuerbehörden verwarf, einen weitern Finanzscandal zur Erörterung bei den Fünfhundert. Der Marineminister Truguet hatte mit einer Compagnie Gaillard einen Vertrag auf Lieferung von 60,000 Centner Mehl zu 21 Francs an das Magazin von Nantes abgeschlossen, und den Lieferanten diesen Preis zum Voraus in Anweisungen auf die Compagnie Dijon bezahlt. An demselben Tage aber hatte dann Truguet einen zweiten Vertrag mit Gaillard unterzeichnet, durch welchen er den Betrag der Lieferung auf 40,000 Centner herabsetzte, und dann Gaillard dafür dem Cassirer des Ministers die Summe von 420,000 Franken in Silber herauszahlte. Um sich ein Geldanlehn ohne Bewilligung des gesetzgebenden Körpers zu verschaffen, hatte der Minister die für die Marine nöthige Lieferung willkürlich um ein Drittel übertrieben; es stellte sich weiter heraus, daß zur Zeit des Vertragsschlusses das hier mit 21 Franken bezahlte Mehl auf dem Markte für 11 zu haben gewesen; der Minister, rief Gibert, hat der Compagnie 840,000 Franken gegeben, um dann 420,000 von ihr zu borgen. Die Erbitterung über eine solche Wirthschaft wuchs durch die Haltung, welche die Regierung den Klagen gegenüber einzunehmen für gut befand. Ohne ein Wort der Vertheidigung zu äußern, ging sie ihrerseits zum Angriff über. Schon am 26. Mai war eine Botschaft des Directoriums an die Räthe erschienen, welche diese anklagte, freigebig genug den Ministerien Bewilligungen auf dem Papiere zu machen, aber keine Vorkehrungen für das wirkliche Einkommen des Geldes zu treffen; zahlreiche, hierauf gerichtete Anträge der Regierung seien in den Com-

missionen vermodert und geflissentlich der Oeffentlichkeit entzogen worden; so sei denn durch die Schuld der Räthe der ganze Staatshaushalt allerdings in Verwirrung und Auflösung; die Ordnung sei nicht herzustellen ohne Schaffung wirklicher Einnahmequellen; wer diese weigere, zeige sich damit als Feind des Gemeinwesens, und nicht bessere Gesinnung liege den Angriffen auf die Männer zu Grunde, welche in höchster Selbstverläugnung bei der völligen Leere des Schatzes den Staat mit irgendwelchen Mitteln weiter gefristet hätten. Ganz in demselben Tone erklärte Truguet am 30. Mai, daß die Republik zwar liegende Gründe in Menge, jedoch leider gar kein Geld besitze; er aber habe Geld schaffen müssen, um das größte Unheil von dem Staate und der Flotte abzuwenden; so habe er mit Gaillard abgeschlossen, und rühme sich, viele ähnliche Geschäfte gemacht zu haben. Die jacobinische Presse antwortete im Wiederhall, daß die Republik in Gefahr sei, durch die Umtriebe der Royalisten zertrümmert zu werden; die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers gehe darauf aus, die republikanische Regierung durch Steuerverweigerung unmöglich zu machen.

Die Kriegserklärung war so deutlich wie möglich. Die Regierung war entschlossen, den Platz um jeden Preis zu behaupten, so wenig gesetzliche Mittel sie auf die Dauer gegen ein festes Vorgehen der Räthe besaß. So prunkend sie früher wohl von der Unerschöpflichkeit der republikanischen Hülfsmittel geredet, so scharf betonte sie jetzt ihre völlige Mittellosigkeit gegenüber den zahlreichsten und schreiendsten Bedürfnissen. Sie wies auf den Jammer der Kranken in den Pariser Spitälern, welche zu Grunde gingen, weil man den Anstalten im letzten Jahr statt sieben nur zwei Millionen hatte geben können; auf die Kinder der Findelhäuser, welche verhungerten, weil man kein Geld zur Ernährung ihrer Ammen hatte; auf die Noth der Invaliden, deren Pensionen längst angewiesen, aber nicht bezahlt waren; auf die Entblößung der Marine, die seit drei Monaten keinen Sold erhalten, so daß so eben drei Seeofficiere in Brest aus Hunger sich erschossen hatten; auf die Armuth der Staatsgläubiger, denen das Gesetz im Frühling drei Viertel ihrer Renten gekürzt, und die Verwaltung jetzt das letzte Viertel stark beschnitten hatte; auf die klägliche Lage der höchsten Ministerial- und Gerichtsbeamten selbst, welche täglich bei einzelnen Abgeordneten um endliche Regulirung ihrer Gehaltszahlungen bettelten. Wie sollte es möglich sein, daß bei so unermeßlichem Elend eine patriotische Volksvertretung gefühllos bliebe, und keinen Versuch

machte, dem darbenden Staate neue Mittel zuzuführen? Aber die Antwort der Mehrheit blieb stets dieselbe. Das Mittel zur Deckung aller Ausfälle sei die Herstellung von Gewissenhaftigkeit und Ordnung in den Finanzen. Ebenso ungeheuer wie den Demokraten die Bedürfnisse, erschienen ihr die Unterschleife, und in der That, bei jedem Schritte der Forschungen traten immer massivere Vergeudungen hervor, und die Anhänger des Directoriums gaben sich gar nicht mehr die Mühe, die Thatsache in Abrede zu stellen, sondern begnügten sich, sie für unvermeidlich zu erklären. Bei den Klagen über Dijon und Gaillard rief ein Redner, die Geschäfte der Compagnie Flachat seien noch viel schlimmer gewesen, es nütze aber nichts, diesen Schmutz aufzurühren. Sehr gelassen erklärte ein Zweiter, daß freilich der Staat bei allen Lieferungsgeschäften um das Vierfache übervortheilt worden; aber niemand könne sich darüber wundern, da man nie im Stande gewesen, den Lieferanten für ihre schließliche Bezahlung Sicherheit zu geben, und je gewagter das Geschäft, desto höher sei stets die Provision. Aber ließen sich damit auch jene colossalen Mißbräuche der Heeresverwaltung entschuldigen, welche neuerlich im Rathe der Alten zur Sprache gekommen? oder die Thatsache, welche bald nachher General Jourdan eingestand, daß während seines Commandos der Staat den Lieferanten der Rhein- und Sambre-Heere täglich 150,000 Rationen bezahlt, diese aber niemals mehr als 10,000 den Truppen gestellt hatten? Oder war es für solche Verluste ein guter Trost, daß gelegentlich wie der Lieferant den Staat, so auch der Finanzminister den Lieferanten betrog, daß er einem halben Dutzend unter ihnen genau dieselbe Anweisung auf dieselbe Casse ausstellte, und dann der Cassenbeamte unter den drängenden Bewerbern demjenigen das Geld auszahlte, der ihm privatim zwanzig Procent der Summe in die Tasche steckte? Da die Regierung diese Speculanten ein für alle Mal nicht entbehren konnte, so war es sicher, daß die so Geplünderten beim nächsten Anlaß ihre Entschädigung doppelt wieder herauspreßten: es kamen Fälle vor, daß ein Lieferant eine auf Jahresfrist lautende Anweisung des Ministers an der Börse mit 24 Procent Verlust discontirte; wie viel hatte ihm also der Minister bewilligen müssen, daß dergleichen Geschäfte ihm immer noch gewinnreich erscheinen konnten? Mußte ein rechtschaffener Abgeordneter Royalist oder Bourbonist sein, um mit energischem Abscheu gegen eine solche Verwaltung aufzutreten, die auf Schritt und Tritt dem Volke Verarmung und Schande brachte? Konnte man es gerade dem redlichen An-

hänger der Republik zumuthen, auf Kosten der ermatteten Nation immer neue Opfer in den unersättlichen Schlund dieser Lasterwirthschaft zu werfen?

So stand man sich gegenüber ohne die Möglichkeit einer Vermittlung. Vier Wochen nach dem Eintritt des neuen Drittels waren verflossen, und schon befand man sich dicht vor einem neuen Staatsstreich.

Am 14. Juni gab Gibert als Berichterstatter der Finanzcommission den Fünfhundert eine umfassende Darstellung der ökonomischen Lage der Republik. Da er keine neuen Steuern bewilligen wollte, suchte er zunächst die Möglichkeit eines gedeckten Budgets mit den vorhandenen Mitteln nachzuweisen, und das allgemein behauptete Jahresdeficit von mehr als 400 Millionen durch mannichfache Zahlengruppirung aus der Welt zu schaffen. Dies war denn freilich ein vergebliches Bemühn, wie es ihm der sonst dem Directorium wenig befreundete Thibaudeau gleich nachher unwiderleglich darthat. Die Hauptsache aber brachte sein Bericht erst am Schlusse, eine Reihe von Anträgen, deren jeder für sich allein ausreichte, der bisherigen Willkür und Verschleuderung des Finanzministeriums ein Ziel zu setzen. Zuerst schlug er vor, die bisher den Lieferanten ausgestellten Anweisungen nicht mit baarem Gelde einzulösen, sondern nur die Zinsen derselben auf das große Buch der Staatsschuld zu übernehmen. Dann forderte er die Aufhebung des Gesetzes, welches den Schatzcommissaren erlaubte, unter Aufsicht des Directoriums Geldoperationen zu machen; in Zukunft sollte dies nur unter persönlicher Verantwortlichkeit der Commissare, und unter Aufsicht der Volksvertretung geschehn; endlich beantragte er, daß nicht mehr der Finanzminister die Reihenfolge der Dringlichkeit seiner Zahlungsbefehle festzustellen hätte, sondern die Schatzcommission in ihrer verfassungsmäßigen Unabhängigkeit von der Regierung. Der erste dieser Vorschläge sprach die Nichtigkeit der bisher von der Regierung vollzogenen Geldverträge aus; seine nächste Wirkung mußte die Abschreckung aller Unternehmer von jeder Geschäftsbeziehung zu dem Directorium sein. Der zweite zertrümmerte mit einem Schlage den ganzen bisherigen Staatshaushalt, der, wie wir wissen, abgesehen von der Kriegsbeute thatsächlich nur durch jene wucherischen Geldhändel gefristet worden war. Der dritte stellte die künftige Finanzverwaltung in allen ihren Einzelnheiten unter die leitende Vormundschaft der Schatzcommission, und damit der Volksvertretung. Ohne daß der Buchstabe der Verfassung verletzt worden, war damit ihr Grundsatz von der Trennung und Selbständigkeit der Ge-

walten beseitigt, und dem Directorium nur die Wahl zwischen dem Verfassungsbruch oder der Unterwerfung unter die parlamentarische Mehrheit gelassen.

Gibert's Anträge riefen bei den Fünfhundert die lebhafteste Aufregung hervor. Die Anhänger des Directoriums wütheten, beschuldigten den Antragsteller, daß er von Allem und Jedem, nur nicht von der wahren Finanzlage geredet, um eine giftige Schmähung des Directoriums zu Stande zu bringen, und boten alle parlamentarischen Mittel auf, um die Verwerfung der Anträge oder doch zum Wenigsten einen Aufschub der Beschlußfassung zu erlangen. Eine erhebliche Anzahl der sonst mit der Mehrheit stimmenden Mitglieder ließ sich nicht einschüchtern; Andere konnten nicht umhin, die Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel anzuerkennen, so daß Gibert selbst, um sie zu beschwichtigen, die Möglichkeit einzelner neuer Steuern einräumte: zuletzt aber stellte sich eine, wenn auch nicht sehr zahlreiche Mehrheit heraus, und Gibert's Anträge wurden Beschluß des Hauses. Hätte ihn der Rath der Alten durch seine Zustimmung zum Gesetze erhoben, so würde ohne Zweifel das Directorium sofort zur Gewalt gegriffen haben: denn bei Männern wie Barras und Rewbell war kein Raum für den Gedanken, durch eignen Rücktritt die Eintracht zwischen den höchsten Staatsgewalten herzustellen. Das englische Ministerium, sagte damals Dupont de Nemours, hat nicht die Möglichkeit eines despotischen Verhaltens, wie eine republikanische Regierung. Indessen wurde die Krisis noch einmal hinausgeschoben, da der Rath der Alten, erschreckt durch die Spannung der Lage, den Gibert'schen Beschlüssen seine Zustimmung versagte.

Es war bei der Schärfe des Gegensatzes, welcher die Parteien trennte, unmöglich, daß nicht auch die auswärtige Politik in ihre Streitigkeiten hineingezogen wurde. Im Allgemeinen war die Mehrheit beider Räthe ebenso entschieden für eine Politik des Friedens und der Anerkennung der völkerrechtlichen Beziehungen, wie jene des Directoriums für ein System des grenzenlosen Krieges und der fortschreitenden Revolutionirung Europa's. Unmittelbar an die eben erzählten Finanzverhandlungen knüpfte sich eine Entladung dieser widerstreitenden Stimmungen, welche beispiellos genannt werden kann. Gegen Gibert hatte am 15. Juni Bailleul unter Anderem die Klage erhoben, daß der Finanzbericht desselben die Feinde Frankreichs ermuthigen werde; es gehe wieder wie im vorigen Jahre, wo man auch versucht habe, das Directorium durch Verweigerung der Hülfsmittel zu

raschem Friedensschluß zu zwingen, als wenn es nicht kriegerischer Anstrengungen bedurft hätte, um zu einem ehrenhaften Frieden zu gelangen. Gibert antwortete auf der Stelle, daß er allerdings keinen lebhafteren Wunsch als Frieden habe, und, fuhr er fort, „da man mich zum Reden nöthigt, wißt ihr, was wir gethan haben, um den Frieden herbeizuführen? Ja, ich bekenne, wir haben uns in der Finanzcommission für diesen heilsamen Zweck zu einer geradezu niederträchtigen Operation bequemt: man hatte wiederholentlich hundert Millionen, nicht für die Minister, sondern für das Directorium, von uns begehrt; wir widerstanden dieser gesetzwidrigen Zumuthung; da erschien einer der Directoren selbst in der Commission, und erklärte, daß man für diese Mandate Seidenwaaren, für die Seide Silbergeld, und für das Silber den Frieden erlangen würde; da gaben wir nach, und mußten noch dazu nachträglich erfahren, daß das Ganze ein Lügengewebe gewesen." „Wir haben, setzte er hinzu, darüber mit dem Directorium die heftigsten Auftritte gehabt; einmal, als wir wieder mit lautem Ruf den Friedensschluß begehrten, schien man die Rückkehr der Truppen in das Innere zu scheuen; wovon sollen sie leben? wer wird sie unterhalten? fragte man uns. Wir erklärten uns zu jeder Bewilligung bereit; zum Danke dafür ließ mich das Directorium durch seine damals dienstwillige Mehrheit aus der Commission entfernen."

Kein Anhänger des Directoriums machte den Versuch, die Richtigkeit dieser Aussage zu bestreiten. Im Angesichte Europa's, auf der Rednerbühne der französischen Nation erhob sich gegen das Directorium die Anklage, daß es die Nachbarstaaten mit endlosem Kriegselend bedrohe, weil das revolutionäre Frankreich die Mittel zur Ernährung seiner Soldaten nicht mehr besaß. Die Thatsache, daß die Mehrheit der französischen Vertretung einen solchen Zustand mit Abscheu verwarf, hätte freilich den übrigen Völkern des Welttheils zu erquickendem Troste gereichen mögen, wenn nur irgend ein Symptom sich gezeigt hätte, daß diese Männer zu etwas mehr als zu trefflichen Reden die Kraft besäßen.

Noch im Juni bot sich der gemäßigten Partei der Anlaß, ihre Wünsche in Bezug auf die auswärtige Politik an mehreren wichtigen Punkten im Einzelnen erkennbar zu machen.

Wir haben früher der französischen Verwicklung mit Nordamerika Erwähnung gethan, und müssen hier etwas näher davon reden, da auch

sie für den Geist der directorialen und überhaupt der revolutionären Politik im höchsten Grade bezeichnend ist [1]).

In Frankreich hatte man ein sehr starkes Bewußtsein von dem großen Verdienst, welches man um die Befreiung Amerika's sich erworben, und von der unauslöschlichen Verpflichtung der Amerikaner, dafür ihren Wohlthätern thätige Dankbarkeit zu erweisen, gleichviel wie diese sich weiterhin zu den wichtigsten Interessen des jungen Staates stellten. Es war im 18. Jahrhundert genau dieselbe Stimmung gegen Amerika, wie im 19. gegen das Königreich Italien. Die Masse des französischen Volkes, wie sie den Italienern unserer Zeit vor 1870 entschiedene Abneigung bekundete, zeigte sich nach dem Ende des Befreiungskrieges gleichgültig gegenüber den Amerikanern. Die Regierung Ludwig's XVI. glaubte in der ersten Nothzeit der jungen Republik an kein kräftiges Aufblühn derselben, und that nichts, um ein gutes Verhältniß zwischen beiden Staaten zu pflegen. Washington, als erster Präsident der Republik, gab sich große Mühe, engere Beziehungen anzuknüpfen, und wurde darin französischer Seits von seinem Freunde und Waffenbruder Lafayette eifrig unterstützt. Es handelte sich vor Allem um die Belebung des Handels zwischen beiden Nationen. Aber sei es Trägheit, sei es Unwissenheit, die französische Regierung that nichts. Die französische Ausfuhr nach Amerika ging vielmehr mit jedem Jahre hinunter; während sie von 1778 bis 1784 sich nahe an 13 Millionen belaufen, sank sie 1786 bis 1788 auf den kümmerlichen Betrag von 620,000 Livres. Es war vergebens, daß der französische Gesandte de Moustier (derselbe, dem wir 1791 in Berlin begegnet sind) mit höchster Energie den mächtigen Aufschwung Amerika's voraussagte, auf ein festes System der französischen Politik drang, eine große coloniale Gründung auf dem amerikanischen Festland für Frankreich forderte, um dadurch der heranwachsenden Republik das Gleichgewicht halten zu können: in Paris hielt man das für Träumereien, und hatte Gedanken und Hände voll mit den eignen innern Wirren. Moustier hatte längere Zeit keinen Nachfolger; dann wurde ein gewisser Ternaud als Minister hinübergeschickt, seine Instructionen aber beschränkten sich fast ausschließlich auf die Regulirung des Kornhandels.

---

[1]) Ich lege der folgenden Darstellung besonders eine ausführliche Denkschrift des französischen Gesandten in Amerika, Fauchet vom 20. März 1790, und eine Note des amerikanischen Gesandten Monroe in Paris vom 14. Juli 1796, sowie Pastoret's Bericht an die Fünfhundert vom 20. Juni 1797 zu Grunde.

Ganz anders verhielt sich dem einmal befreiten Amerika gegenüber der einstige Beherrscher und Bekämpfer desselben, England. Pitt beschränkte zwar durch starke Schutzzölle die amerikanische Einfuhr; trotzdem aber stieg dieselbe im Jahre 1790 auf sieben Millionen Dollars, während die englische Ausfuhr in die Vereinigten Staaten beinahe die doppelte Höhe erreichte. In Amerika ärgerte man sich über jene Zollbeschränkungen; aber die vielfache Interessenverbindung that dennoch ihre Wirkung, und allmälich wurde für die eine der damaligen amerikanischen Parteien, die sogenannten Föderalisten, die Freundschaft mit England geradezu das Stichwort der auswärtigen Politik. Es waren durchgängig Männer, welche schon die Trennung vom Mutterlande mehr für eine unvermeidliche Nothwendigkeit als für ein erfreuliches Glück gehalten, welche nach erlangter Unabhängigkeit ihrem Staate eine starke Centralgewalt und aristokratische Einrichtungen wünschten. Zu ihnen gehörten der Minister des Auswärtigen, Jay, Adams, Hamilton, eine große Anzahl einflußreicher Beamten. Ihre Gegner, welche im Innern die reine Demokratie und die weiteste Souveränität der Einzelnstaaten erstrebten, die Antiföderalisten oder Demagogisten genannt, wurden von Jefferson, Madison, Livingstone geleitet, und vornehmlich war es Jefferson, der im Jahre 1789 in Paris die ersten Ausbrüche der Revolution erlebt und sich für deren demokratische Tendenzen begeistert hatte: er war es, der mit Eifer und Zähigkeit seinen Landsleuten Abwendung von England und Bündniß mit Frankreich predigte.

Indessen wurden die Pariser Vorgänge nicht überall in Amerika gleich günstig beurtheilt. Unter Demokratie verstanden die Amerikaner weder Barrikadenkämpfe noch Clubtyrannei, und namentlich der Sturz Lafayette's erweckte den Franzosen zahlreiche Gegner, und entfremdete ihnen vor Allem Washington's Gemüth. Die Einführung der republikanischen Staatsform erfüllte Manche mit Freuden, Andere mit Besorgniß: die Hinrichtung Ludwig's XVI. rief bei der Regierung Zurückhaltung und Kälte hervor. Ternaud mußte sich mit höchster Vorsicht bewegen; er erreichte zwar im Februar 1793 die Anerkennung der französischen Republik, konnte aber bald nachher, im April, den Erlaß einer Proclamation nicht hindern, durch welche Washington ein für alle Male die Neutralität Amerika's aussprach, und damit die Hoffnungen der Girondisten auf ein weltumwälzendes Bündniß der beiden Freistaaten im Voraus zertrümmerte. Jefferson hatte der Maßregel lebhaft widersprochen, Hamilton aber sie schließlich durchgesetzt.

In diesem Augenblicke landete ein neuer französischer Gesandter, der von Brissot auserlesene Genet. Er hatte den Auftrag, ein Offensivbündniß mit Amerika auf alle Weise zu betreiben; er war belehrt, daß jeder französische Wunsch in Amerika erfüllt würde, wenn man ihn nur mit revolutionärer Energie betreibe. Dazu hielt er die amerikanischen Demagogisten für Politiker desselben Schlages wie die Pariser Demagogen, glaubte sie zu einem Umsturze des ganzen Zustandes geneigt, setzte sich mit dem extremsten Bruchtheile der Partei in Verbindung, meinte mit diesem Alles durchsetzen zu können, und entfremdete sich damit die Regierung vollständig. Washington verweigerte ihm die Lieferung von Geld und Waffen, als unverträglich mit der amerikanischen Neutralität. Als Genet in Charlestown Kaperbriefe ausgab, trat Washington mit scharfem Verbote dazwischen. Als jener die Streitkräfte von San Domingo zu einem Angriffe auf Louisiana bestimmte, und ein amerikanisches Freicorps zu einem Zuge gegen Canada zu werben suchte, forderte der Präsident in Paris mit größter Entschiedenheit seine Abberufung. Jefferson und die Seinen konnten nicht umhin, jede persönliche Verbindung mit dem zügellosen Unruhstifter abzubrechen. Indessen war in Frankreich der erste Wohlfahrtsausschuß an das Ruder gekommen, und, wie wir sahen, nach Außen auf gemäßigtere Politik bedacht. Er beeilte sich, Amerika gegenüber einzulenken. Genet's Abberufung wurde bewilligt, und zugleich, entsprechend dem Vertrage von 1778, die Rechte der neutralen Flagge für Amerika wieder anerkannt, so daß auch feindliche Waare auf amerikanischem Schiffe vor Confiscation sicher sein sollte. Da nun auf der andern Seite die Engländer, durch keinen Specialvertrag gehindert, gegen Amerika wie gegen alle Welt den entgegengesetzten Grundsatz anwandten, feindliche Waare auch auf amerikanischem Schiffe confiscirten, und damit den Handel der Vereinigten Staaten schwer belästigten, so übte das Entgegenkommen des Wohlfahrtsausschusses seine volle Wirkung, und weit und breit in Amerika stieg wieder die Hinneigung zu Frankreich. Diese Gesinnung gewann eine entschiedene Mehrheit bei den Neuwahlen zum Repräsentantenhause, und Jefferson ergriff den Augenblick, um sowohl die englische Seepolizei und die Bedrückung des neutralen Handels, als auch die englische Zollgesetzgebung und deren schlimme Folgen für Amerika mit höchstem Nachdruck im Congreß zur Sprache zu bringen. Die Regierung, bei welcher die Freunde Englands nach wie vor das Uebergewicht hatten, parirte den Angriff durch eine Botschaft des Präsidenten, welche ein Doppeltes be-

antragte, einmal Maßregeln zum Schutze der amerikanischen Flagge gegen die englischen Insulten, und dann Abschluß eines englischen Handelsvertrags, um für alle Zukunft solchen Weiterungen vorzubeugen. Jefferson, obgleich damals selbst Mitglied der Regierung, ließ durch einige Parteifreunde den neuen französischen Gesandten Fauchet von dieser Sachlage in Kenntniß setzen: sie entwickelten demselben, daß sich gegen den Vorschlag selbst sehr wenig aufbringen lasse, daß aber bei der Gesinnung der Regierung der Handelsvertrag sicher ganz zu Englands Gunsten ausfallen würde, daß es also dringend nöthig sei, von französischer Seite durch das Angebot eines Handelsvertrags zuvorzukommen. Fauchet beeilte sich, dies nach Paris zu berichten; damals aber herrschte dort Robespierre's Wohlfahrtsausschuß, der außer Carnot's Heerorganisationen nur für die innern Parteihändel Sinn und Zeit hatte, und Fauchet erhielt während der ganzen Dauer der Congreßsitzung keine Antwort. Die Folge war ein entschiedener Sieg der englischen Tendenz bei der amerikanischen Regierung; Jefferson, tief gekränkt durch das Schweigen des Wohlfahrtsausschusses, gab seine Entlassung, und Jay ging zur Unterhandlung des Handelsvertrags nach London. Noch einmal machte die Opposition einen Versuch bei Fauchet; Livingstone stellte ihm die Gefahr eines angloamerikanischen Bündnisses vor, und bat dringend um ein Lebenszeichen der französischen Freundschaft, eine Erklärung z. B., daß Frankreich alle Beschwerden des amerikanischen Handels sich aneigne. Es war auch dies vergebens; wieder blieb Fauchet ohne Antwort. So ging Jay's Unterhandlung ungestört ihren Weg, und am 19. November 1794 wurde zu London der Handelsvertrag unterzeichnet. Der französische Gesandte machte einen letzten Versuch, die Bestätigung desselben durch den Senat zu verhindern, indem er mehreren Senatoren für ein verwerfendes Votum ansehnliche Geldsummen versprach; der Minister Randolph aber rief dagegen den englischen Gesandten zu Hülfe, und dieser versprach nicht, sondern zahlte auf der Stelle, und der Vertrag wurde am 24. Juni 1795 von dem Senate genehmigt.

Wenn ein solches Ergebniß für Frankreich widerwärtig genug war, so lag nichts desto weniger auf der Hand, einmal daß man keinen Rechtstitel besaß, einem unabhängigen Staate den Abschluß eines Handelsvertrages zu verbieten, und dann, daß die hier erlittene diplomatische Niederlage vor Allem durch die Schuld des Wohlfahrtsausschusses selbst herbeigeführt worden war. Allein dessen Nachfolger, das Directorium, machte

keine solche Erwägung. „Hatten die Amerikaner, fragte der Moniteur am 10. Mai, das Recht, den Londoner Vertrag zu schließen? Jedenfalls ziemte es sich nicht. Wollten sie französische Alliirte sein, so durften sie es nicht, ohne Frankreich Anzeige zu machen. Aber auch als Neutrale hätten sie bedenken müssen, daß der Vertrag eine große Mißachtung für Frankreich enthielt.“ Es war hienach eine Beleidigung für Frankreich, daß Nordamerika, nach Pariser Ansicht ein Geschöpf der französischen Großmuth, sich ohne französische Erlaubniß mit England eingelassen, und vollends, daß es diesem den vielbestrittenen Anspruch der Deckung der feindlichen Waare durch die neutrale Flagge geopfert hatte. Das Directorium erwog, ob hienach für Frankreich der Freundschaftsvertrag von 1778 noch bindend sei, und kam zu dem Schlusse, daß durch seine englischen Einräumungen Amerika seine Pflichten aus jenem Vertrage gebrochen, und folglich jeden Anspruch auf die Wohlthaten desselben verwirkt habe. Der Vertrag von 1778 bestimmte, daß jeder der beiden Staaten, falls er mit einem Dritten Krieg führe, dem Andern das Recht einräume, Feindesgut unter seiner neutralen Flagge zu verschiffen. Offenbar bestand die hieraus erwachsende Verpflichtung für Amerika lediglich darin, wenn es einmal z. B. mit England Händel hätte, französischen Fahrzeugen den Vertrieb englischer Waaren unbehelligt zu gestatten: so lange sie diese Verpflichtung nicht verletzt hatten, konnten sie fordern, daß umgekehrt Frankreich im jetzigen Kriege die amerikanischen Schiffe nicht nach englischen Waaren durchsuche. Das Directorium aber erhob jetzt ein völlig anderes Begehren. Amerika, sagte man, habe jene vertragsmäßige Begünstigung seiner Schiffe durch die Franzosen verwirkt, weil es die Engländer nicht zu dem gleichen Verfahren zwinge; Frankreich werde in Zukunft die Amerikaner ganz so behandeln, wie sich diese von den Engländern behandeln ließen. Es wurde also verfügt, daß in Zukunft jede englische Waare auf amerikanischem Schiffe confiscirt werden sollte. Dabei aber blieb man nicht stehen. Man befahl weiter, daß jeder amerikanische Matrose, den man auf englischem Schiff beträfe, ohne Rücksicht auf die Ausrede, daß er zwangsweise gepreßt worden, als Seeräuber behandelt werden sollte: eine um so grellere Barbarei, als die gegen englisch redende Amerikaner geübte Matrosenpresse eine weltkundige Thatsache und eine von Amerika stets geltend gemachte Beschwerde war. Es sollte ferner jedes amerikanische Schiff eine gute Prise sein, welches nicht eine, willkürlich vom Directorium geforderte, Mannschaftsrolle führte. Endlich aber

billigte das Directorium das Verhalten seiner Agenten in San Domingo, welche, wie sie schrieben, ihrer Geldnoth nur durch Ausrüstung von Kaperschiffen abzuhelfen wußten, deren jetzt 87 auf See hatten, und täglich reiche Beute, namentlich an amerikanischen Handelsschiffen, machten. Ohne Zweifel war hier der letzte Grund dieser rechtlosen Politik ausgesprochen. Noch schienen die Vereinigten Staaten kein gefährlicher Gegner, wohl aber ihre reich beladenen Schiffe eine unverächtliche Beute. Man redete von der Freiheit der Meere, von dem Rechte der Neutralen und von dem Bruche der englischen Seetyrannei; die thatsächliche Absicht ging auf die fetten Prisen in den westindischen Gewässern.

Dieses neue System widersprach aber auch den im Mai und Juli 1793 über die Behandlung der Amerikaner erlassenen Gesetzen: seine Verkündung allein durch das Directorium enthielt also neben der Verletzung des Völkerrechtes zugleich eine Nichtachtung der Rechte der Volksvertretung, und in diesem Zusammenhange kam die Angelegenheit bei den Fünfhundert am 20. Juni zur Sprache. Pastoret erstattete darüber einen ebenso umfassenden wie eingehenden Bericht, der von den Erörterungen des Directoriums keinen Stein auf dem anderen ließ. Das Haus überwies darauf die betreffenden Regierungserlasse an eine Commission, um die Verfassungsmäßigkeit derselben zu prüfen. Wie deren Entscheidung ausfallen würde, darüber war kein Zweifel möglich: fraglich konnte höchstens sein, ob das Haus gerade in dieser Sache den Streit bis zum Aeußersten treiben würde.

Wenige Tage später wurde dieselbe Commission mit einer weiteren Angelegenheit befaßt, welche in ganz anderer Art für den Verlauf der französischen Dinge entscheidend werden sollte.

Die eifrigen Royalisten haßten den General Bonaparte, als die kräftigste Stütze der von ihnen verabscheuten Directorialregierung. Die große Masse der gemäßigten Partei dagegen hatte keine so feindselige Stimmung über ihn; er hatte freilich im Vendemiaire die Conventstruppen befehligt, dann aber den Club des Pantheon geschlossen, und gleich nachher dem Vaterlande ungezählte Lorbeeren, und was jenen Männern wichtiger war, den Frieden mit Papst und Kaiser gewonnen. Seine politischen Bestrebungen waren ihnen unbekannt, seine Siege und Friedensschlüsse lagen glänzend vor aller Welt Augen. So hatte, als am 16. Mai die Regierung sein Kriegsmanifest gegen Venedig den Fünfhundert mittheilte, gerade ein Führer der gemäßigten Partei, der lebhafte und hastige

Dumolard, in gutem Glauben ein schwungvolles Lob dem Feldherrn gespendet, der mit Umsicht und Energie die verrätherischen Umtriebe des venetianischen Adels vereitele und bestrafe. „Venedigs Regierung, hatte er gerufen, ist kein Feind, sondern ein Auswurf von Kannibalen.“ Die Kenntniß auswärtiger Beziehungen war nie die starke Seite der Pariser; Dumolard hatte ohne Bedenken Bonaparte's Anklagen gegen Venedig für baare Münze genommen. Bald nachher aber kam ihm eine Erörterung der Angelegenheit zu, welche ihn bei seiner Redlichkeit äußerst stutzig machte: Mallet du Pan, jener Bevollmächtigte Ludwig's XVI. in Mainz, Sommer 1792, seitdem in Bern ein thätiger Vertreter des liberalen Bruchtheils der französischen Emigration, schrieb zwei offene Briefe über Venedigs und Genuas Fall, welche in einer Pariser Zeitung zum Abdruck gelangten, und im Wesentlichen die Wahrheit der Thatsache dem französischen Leserkreis vor Augen stellten. Der Eindruck war bei der gemäßigten Partei tief und peinlich, und ohne sich die Folgen klar zu machen, kam man zu dem Beschlusse, daß man zu solchen Vorgängen nicht schweigen dürfe. Nicht gerade den sieggekrönten Feldherrn dachte man anzugreifen, um so mehr aber das Directorium, welches ohne Rücksicht auf die Rechte der Volksvertretung und auf die bestehenden Vertragsverhältnisse Kriegserklärungen auf eigene Hand erlasse und befreundete Staaten revolutionire. Man wußte nicht, wie unabhängig vom Directorium Bonaparte jene Thaten vollbracht hatte, wie scharf also jedes Wort der Mißbilligung über die Köpfe der Directoren hinweg ihn selbst treffen mußte. Wieder war es Dumolard, der am 24. Juni das Wort ergriff. „Nachdem, sagte er, sich mehrfache Zweifel über die angeblichen venetianischen Rechtsverletzungen erhoben haben, wird immer das unparteiische Urtheil dem gesetzgebenden Körper keinen Vorwurf deshalb machen können, daß es so bestimmten, so feierlichen, durch das Directorium bekräftigten Berichten Glauben geschenkt hat.“ Unter stetem Lobe des tapferen französischen Heeres und seines Feldherrn, erhob er darauf Beschwerde gegen das Directorium, daß es seit dem 16. Mai die Räthe ohne jede weitere Mittheilung über Venedig gelassen, daß es gegen dieses Krieg geführt, obgleich die Kriegserklärung der Zustimmung des gesetzgebenden Körpers bedurft, daß es die Verfassung von Venedig und Genua geändert habe, obgleich das französische Grundgesetz jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten verbiete. „Ich will, sagte er, mich nicht dem Gedanken überlassen, wozu Venedig oder seine Terra=

ferma bestimmt sind, ob sich hier ein Seitenstück zur Theilung Polens vorbereitet. Aber ich frage: durfte das Directorium euch gegenüber schweigen? Wird nicht Europa fragen, woher dieser Bruch der Verheißungen unserer Verfassung kommt? Der Ruhm unserer Heere bleibt; aber die Ehre unserer Regierung hat einen Flecken. Ist es wahr, daß unter den Augen unserer Besatzung die Clubs von Mailand das Volk zum Sturze der sardinischen, toscanischen, päpstlichen Regierung aufrufen, mit welchen allen die Republik in festen Vertragsbeziehungen steht? Ist es wahr, daß zwischen dem Directorium und der Schweizer Eidgenossenschaft sich Zerwürfnisse anspinnen, welche unseren Friedensstand mit dieser altbefreundeten Nation bedrohen? Mit solchen Dingen würden wir den Krieg verewigen: ich habe keine Lust, die Verantwortung dafür mitzutragen." Er schloß mit der Forderung einer Botschaft an das Directorium, um Erläuterung zu verlangen.

Es war nicht möglich, die Sachlage richtiger und zugleich gemäßigter zu bezeichnen, und das Haus verfügte denn auch gleich im Beginne der Verhandlung den Druck der Rede. Nichts desto weniger lag eine gewisse Schwüle auf den Gemüthern; die Frage, wie Bonaparte den Vorgang aufnehmen würde, drängte sich, als das Wort einmal ausgesprochen war, einem Jeden auf, und nur die Linke, die sich des Zerwürfnisses zwischen der Mehrheit und dem gefürchteten Feldherrn freute, ging mit vollen Segeln in den Streit. „Warum, rief Bailleul, hat Dumolard vor vier Wochen den General so kräftig gepriesen? Warum redet er heute anders? Ich habe dafür nur die Bezeichnung Verrücktheit, und verlange die einfache Tagesordnung." Doulcet beeilte sich zu betonen, daß nicht Bonaparte, sondern das Directorium getadelt werde, und Thibaudeau brachte die Erörterung zum Schlusse, indem er bemerkte, daß der Antrag ohne Zweifel sorgsam vorbereitet, schwerlich aber alle seine Folgen erwogen worden seien; er gehöre offenbar auf das Engste mit Pastoret's Bericht über Amerika zusammen, und sei demnach derselben Commission zur sorgsamsten Prüfung zu überweisen. Ein Ruf allgemeiner Zustimmung ging durch die Versammlung, und Dumolard selbst erklärte sich mit Thibaudeau's Vorschlag einverstanden. Nach der Meinung ihrer Urheber selbst war die Sache damit begraben.

Merkwürdig war es nun, wie diese Verhandlungen nach außen auf die verschiedenen Betheiligten einwirkten. Thugut war entrüstet, als er die Briefe Mallet du Pan's in der Quotidienne las. „Es ist unglaublich, schrieb er dem Grafen Colloredo, was in Frankreich die Presse der

Regierung bieten darf." „Mallet, setzte er hinzu, der regelmäßig in jedem Halbjahr von Oesterreich seine Pension erhält, gibt uns ebenso grimmige Peitschenhiebe wie dem Directorium; es ist ein zweideutiger Charakter, den man eben gebrauchen muß, wie es bei dieser Sorte Menschen thunlich ist." In demselben Sinne äußerte er sich über die Gesinnungsgenossen der Räthe im Directorium. „Barthelemy, schrieb er dem Grafen, ist entweder ein elender Tropf oder er taugt nicht mehr als alle Uebrigen." In der That war seine Abneigung gegen die Politik der Räthe begreiflich genug. Pastoret's Erörterung ließ es in jedem Worte erkennen, daß er, weit entfernt von dem Hasse der Jacobiner gegen England, jeden Tag zum Frieden mit dieser Macht bereit war, und offenbar würde es keine Erleichterung der österreichischen Unterhandlung sein, wenn vor deren Abschluß das Uebereinkommen in Lille zu Stande käme. Auf der anderen Seite würde die Mehrheit der Räthe, wenn sie zur Macht gelangte, nach ihrer conservativen Gesinnung den Kaiser nicht mit Forderungen des linken Rheinufers oder deutscher Säcularisationen heimsuchen, aber auch sie würde Belgien herauszugeben weder die Neigung noch die Möglichkeit haben, und nachdem sie jetzt so kräftigen Abscheu gegen die Revolutionirung und Auslieferung Venetiens bekundet, wo blieb in einem solchen Falle die von Thugut so unweigerlich geforderte Entschädigung Oesterreichs? Es ist klar: wenn dem kaiserlichen Minister Bonaparte's Haltung vielfach lästig war, von einem Siege der gemäßigten Partei konnte er Besserung der Lage nach keiner Seite erwarten. Für ihn taugte von diesen Franzosen Einer so wenig wie der Andere.

Aber noch ganz anders war der Eindruck, welchen Dumolard's Rede auf den General Bonaparte machte. Er erhielt sie am 30. Juni, und zauderte keine Minute mit der Antwort. Sein Verfahren gegen Venedig war so selbstherrlich, so rechtswidrig und unredlich gewesen, daß auch der leiseste Versuch einer Prüfung ihm alle Nerven bis in das Innerste zucken machen mußte. Wer nach dieser Seite auch nur von ferne deutete, war für ihn und seine Zukunft ein Gegner auf Leben und Tod. Er schrieb sofort dem Directorium, daß er nach fünf Friedensschlüssen und der letzten Besiegung der Coalition wenigstens auf ein ruhiges Dasein und den Schutz der Gesetze gerechnet hätte; jetzt sehe er sich durch die erste Behörde der Republik mit Hohn und Schmach verfolgt; die von England bezahlte Schmähschrift eines Emigranten gelte der Volksvertretung mehr als sein Zeugniß und das seines Heeres; er verachte die Clubs, die sein Blut

forderten, aber er dürfe sich beklagen, wenn die erste Behörde der Nation die Männer erniedrige, welche immerhin den Ruhm des französischen Namens erhöht hätten. Er forderte seine Entlassung: „ich bedarf, schrieb er, eines ruhigen Lebens, wenn anders die Dolche der Royalisten mich ruhig leben lassen wollen.“

Es war dieses Mal schwerlich eine gespielte Aufregung, die aus seinen zornigen Worten redete. Er ertrug überhaupt das freie Urtheil nicht mehr, und schäumte doppelt glühend auf bei dem scharf und tief treffenden Tadel. Auch war es sicher nicht bloß die Sorge wegen der venetianischen Frage allein, die sein Inneres aufwühlte, so wesentlich diese auch für das System seiner österreichischen Friedensverhandlung war. Je bestimmter sich die Tendenzen der gemäßigten Partei entwickelten, desto deutlicher mußte es ihm werden, daß das steigende Wachsthum derselben mit den ehrgeizigen Machtbildern seiner Seele schlechterdings unverträglich war. Die wüste Unordnung der Directorialregierung war ihm allerdings zuwider, und in hundert Fragen der inneren Verwaltung stimmte er mit den Gegnern derselben überein. Wäre er bereits der Herrscher, so würde er viel mehr auf Barbe-Marbois und Portalis als auf Barras und Rewbell hören. Aber um es zu werden, bedurfte er der Fortdauer des revolutionären Zustandes und der Geltung jacobinischer Sinnesweise. Mit seinen Entwürfen war nicht bloß die Herstellung des bourbonischen Königthums, sondern eine jede gesicherte Staatsordnung unverträglich, es sei denn, daß er selbst sie für sich selbst begründete. Auf die Höhe, die er im Auge hatte, konnte er nur durch die revolutionäre Brandung emporgetragen werden. So lange er noch zur Herrschaft aufstrebte, war also unter allen Umständen der Bund mit den jacobinischen Parteien für ihn die einzig mögliche Politik, vorbehalten die Erdrückung ihrer Tumulte am ersten Tage nach der Ergreifung der Macht. Die Erkenntniß dieser unabänderlichen Sachlage führt uns denn auch zu einem milderen Urtheil über Dumolard's Verhalten. Nach dem Maße augenblicklicher Parteitaktik gemessen, war es allerdings ein Mißgriff, wie er ärger gar nicht gedacht werden konnte. Man stand im Begriffe, mit einer gewaltthätigen und gewissenlosen Regierung handgemein zu werden, und überwarf sich in demselben Augenblicke mit dem kühnsten und ehrsüchtigsten Feldherrn der Republik. Klug im gewöhnlichen Sinne war das sicher nicht. Aber es wäre eine Täuschung zu meinen, daß die höchste Vorsicht der gemäßigten Partei mehr als einen Aufschub des Zerwürfnisses mit Bonaparte hätte

herbeiführen können. Wenn nicht über Venedig, so wäre der Gegensatz über Rom oder Florenz, über Constantinopel oder Amerika zu Tage getreten, der unversöhnliche Gegensatz zwischen der Herrschaft des Rechtes und der revolutionären Dictatur. Indem Dumolard Venedig zur Sprache brachte, schädigte er das augenblickliche Interesse seiner Partei; aber er zeigte, daß es damals in Frankreich noch Männer gab, welche lieber dem bedrängten Rechte als der siegenden Gewalt dienten, und dafür sollte, scheint mir, sein Land ihm dankbar sein.

Für eine geraume Zeit wurde der Haß gegen die gemäßigte Partei der treibende Mittelpunkt in Bonaparte's rastlosem Thun. Er schrieb selbst gegen ihre Darlegung der venetianischen Angelegenheit eine Reihe von Denkschriften und Zeitungsartikeln, in welchen blendende Geisteskraft, gewandte Lüge und rohe Leidenschaft heftig durch einander arbeiteten. Er bedrängte die Berner Regierung so lange mit drohenden Zuschriften, bis sie den ersten Urheber seiner Unruhe, Mallet du Pan, polizeilich aus ihrer Stadt hinweg wies. Er meinte jetzt endlich auch, allerdings mit starkem Irrthum, den Grund des österreichischen Zauderns gefunden zu haben: „die Royalisten rühren sich in Paris, schrieb er an Clarke nach Udine, offenbar durch das Ausland bearbeitet, um unserer Unterhandlung Schwierigkeiten in den Weg zu legen.“ Er war überzeugt, daß Oesterreichs Widerstand zusammenbrechen würde, sobald das Directorium mit der Opposition der Volksvertretung entschlossen aufräume. Mit verdoppelter Spannung wartete er auf weitere Nachricht von Thugut, fest entschlossen, wenn es Noth thue, den Knoten, gleichviel ob in Wien oder in Paris, mit dem Schwerte zu durchhauen.

Drittes Capitel.

Der achtzehnte Fructidor.

Bonaparte's Schreiben vom 30. Juni war für die Mehrheit des Directoriums eine wahre Erquickung. Rewbell und Barras waren damals mit Lareveillere vollkommen geeinigt; sie sahen in den Angriffen der Fünfhundert nichts als royalistische Umtriebe zum Sturze der Verfassung und der Republik, und waren des Wunsches voll, dieser Verschwörung mit der offenen Gewalt zu begegnen. Sie waren entrüstet über Carnot, der an eine solche Gefahr nicht glaubte, sondern ihnen die Nothwendigkeit einer Verständigung mit den Räthen erörterte. Er hatte guten Grund zu seinen Behauptungen, denn die Anhänger der Bourbonen oder gar des alten Regime bildeten nur einen kleinen Theil der Volksvertretung, deren Mehrheit zwar den Jacobinern, aber nicht der bestehenden Verfassung feindselig war. Neben der alten Directorialpartei fand sich eine starke Gruppe liberaler Männer theils aus der gemäßigten Partei des Convents, theils aus der ehemaligen Rechten von 1792, Manche republikanisch, Manche monarchistisch gesinnt, Alle aber einig in dem Wunsche, mit der einmal bestehenden Verfassung fortzuregieren, wenn nur die leitenden Machthaber überhaupt eine gesetzliche und ehrenhafte Regierung möglich machten. Diese Männer hatten 1796 der Gewaltthätigkeit und Willkür der Directoren Widerstand geleistet, sahen jetzt aber mit Besorgniß die Heftigkeit und Unerfahrenheit ihrer neuen Collegen, den wachsenden Lärmen der hitzigen Royalisten, die glühende Bewegung der kirchlichen Tendenzen. Verbunden mit der directorialen Partei hätten sie die Mehrheit gehabt, und deshalb drang Carnot bei seinen Collegen auf entgegenkommende Schritte nach dieser Seite. Davon aber wollten die Drei nicht reden hören, da der Friede mit den

Constitutionellen nur zu haben war durch Ordnung in den Finanzen, durch Milderung der Emigrantengesetze, durch Abwendung von aller terroristischen Politik, mit einem Worte, durch Herstellung gesetzlicher Freiheit. Die Drei waren überzeugt, daß dann der natürliche Lauf der Dinge ihre eigene Machtstellung zerstören würde; sie wußten es nicht anders, als daß hiermit Revolution und Freiheit in Frankreich zu Grunde ginge, und hielten Carnot und Barthelemy, die ihnen eine solche Bahn empfahlen, für hinterlistige Verräther. Sie dachten die Royalisten mit anderen Waffen als jenen des parlamentarischen Parteikampfes zu treffen. Schon am 24. Juni hatten sie hinter den Rücken ihrer beiden Collegen einen gemeinsamen Brief an Bonaparte abgeschickt, worin sie den General zu ihrer Unterstützung aufriefen [1]); man kann sich denken, mit welcher Seelenfreude sie seine grimmigen Worte über Dumolard und die Mehrheit der Fünfhundert lasen. Sie waren sofort entschlossen, den ersten Anlaß zu einem Staatsstreich zu ergreifen, und das Wort der Volksvertretung durch das Bajonett der Militärgewalt zu erdrücken. „Es muß anders werden, sagte Rebwell, oder ich werde meinen Kopf einsetzen." „Diese Händel, rief Lareveillere, können nur durch Säbel und Kanonen zum Ende kommen" [2]).

Ein Anlaß bot sich bald genug. Der übele Ausgang der gegen Irland versuchten Expedition hatte weder das Directorium noch den General Hoche entmuthigt. Man schob die Schuld auf das Wetter, auf die Unzulänglichkeit der damals vorhandenen Flottenmittel; man meinte jetzt den Versuch zn wiederholen, in besserer Jahreszeit, und unter der Mitwirkung der ansehnlichen holländischen Streitkräfte. Die Leitung des Ganzen wurde dem Marineminister Truguet übertragen; General Hoche ging in eiliger geheimer Reise nach dem Haag, um die Rüstung der batavischen Flotte zu beschleunigen, und entnahm darauf aus dem Sambreheer eine Division von 12,000 Mann, die von Cöln über Rheims und Chartres nach Brest marschiren sollte, um dort den Kern des Landungsheeres zu bilden. Die Truppen in Marsch gesetzt, eilte Hoche ihnen voraus, um persönlich in Paris mit Truguet weitere Rücksprache zu nehmen [3]). Wir haben die reizbare Heftigkeit seines Wesens und seine republikanische Begeisterung schon mehrfach kennen gelernt: er war auch jetzt in höchster Aufregung über die

[1]) Abgedruckt bei Bourrienne I, ch. 17.
[2]) Thibaudeau, Directoire 216, nach Carnot's Erzählung.
[3]) Rousselin, Vie de Hoche I, 368 ff.

Gefährdung der Republik durch die Royalisten, und als er in der zweiten Woche des Juli in Paris ankam, erklärte er sich in einem Gespräche mit dem demokratischen Abgeordneten Marbot bereit, mit aller Kraft für die Mehrheit des Directoriums einzutreten. Aber man müsse, sagte er, sich rasch entschließen; die Dinge lägen so, daß binnen vierzehn Tagen Ludwig XVIII. vielleicht in Paris als König ausgerufen würde; hier gelte es zu handeln, und gerade im Augenblick habe man die Mittel dazu; der Marsch seiner Regimenter nach Brest führe dieselben dicht an Paris vorbei; auf einen Wink des Directoriums könnten sie nach achtundvierzig Stunden zu dem rettenden Schlage verfügbar sein. Marbot fragte, ob sie ihre Waffen auch gegen die Volksvertretung richten würden, und Hoche betheuerte, daß seine Soldaten vor keiner Volksvertretung zurückschreckten, welche die heilige Sache des Volkes verrathe. Barras, hiervon unterrichtet, fand den Gedanken vortrefflich, und hatte mit Hoche mehrere vertrauliche Besprechungen, wie die Sache anzufassen und durch ein plötzliches Hereinbrechen der Truppen die Opposition zu überwältigen wäre.

Allerdings zeigte sich bei näherer Erwägung, daß für einen solchen Gewaltstreich weitere Vorbereitungen rathsam sein würden. Man hatte seit Babeuf's Verhaftung in vielen Departements die alten Jacobiner aus den Aemtern entfernt; es schien wünschenswerth, sie vorher in die einflußreichen Stellungen zurückzubringen. Dann fehlte es, wie immer, an Geld, und ohne Geld verzweifelte man an der Möglichkeit, Hoche's Truppen in Paris zu ernähren; Alles, worüber man verfügte, beschränkte sich auf einige hunderttausend Franken hessischer Kriegscontribution, welche Hoche auf Weisung des Directoriums in seiner Tasche behalten, und nicht zu ordnungsmäßiger Verrechnung an seinen Zahlmeister abgeführt hatte. Endlich hatte man Grund, bei einem Entwurfe, wie dem vorliegenden, den wichtigsten Mitgliedern des Ministeriums ganz entschieden zu mißtrauen. Cochon, Benezech und Petiet, die Vertreter also der Polizei, der inneren Verwaltung und des Heerwesens, die Inhaber der bei einem Staatsstreiche entscheidenden Aemter, standen in engster Beziehung zu Carnot, so daß ihre Beseitigung als die dringendste Vorbedingung für Hoche's Unternehmen erschien. Nun wurde gerade in diesen Tagen eine Aenderung des Ministeriums auch von der anderen Seite, natürlich im entgegengesetzten Sinne in Anregung gebracht. Die constitutionelle Partei, täglich mehr erschreckt durch die vermehrten Vorzeichen eines nahen Sturmes, suchte den Boden zu einer Ausgleichung, und eröffnete durch verschiedene Canäle persönliche

Verhandlungen mit einzelnen Directoren. Rewbell erklärte, daß nichts einfacher sei als die gewünschte Verständigung; die Constitutionellen brauchten nur immer mit der Regierungspartei zu stimmen. Die Antwort war nicht minder einfach die Forderung, daß das Directorium die Ansichten der gemäßigten Partei seiner künftigen Politik zu Grunde lege, und als bindenden Ausdruck dieser Sinnesänderung das Ministerium nach den Wünschen der Gemäßigten besetze. Mehrere ihrer Führer hatten darüber eingehende Gespräche sowohl mit Barras als mit Carnot; ihr Antrag ging auf Beseitigung der vier radicalen Minister, Ramel, Merlin, Truguet und Delacroix und Berufung rechtlicher Männer an ihre Stelle. Carnot erklärte sich von Herzen damit einverstanden; Barras versteckte seine Abneigung, um die Gegner auszuhorchen; aber weder der Eine noch der Andere zeigte großen Eifer die Frage amtlich anzufassen. Gleichzeitig machte sich bei Barras noch ein anderer Einfluß geltend, den wir schon einmal bei ganz ähnlicher Lage wirksam gefunden haben, der lebhaft emporstrebende Geist der Frau von Stael. Wie sie 1792 durch den Kriegsminister Narbonne äußerst nachdrücklich zu dem Bruche mit Oesterreich getrieben hatte, war sie auch jetzt wieder durchaus im Fahrwasser revolutionärer Politik. Sie schwärmte für den General Bonaparte und die von diesem geschaffene Größe Frankreichs; sie sah in dem Directorium die Abwehr einer erdrückenden Gegenrevolution. In ihrem Salon versammelte sie die hervorragenden Männer aller Parteien, erkundete ihre Pläne, suchte sie mit der eigenen Gesinnung zu erfüllen. Neben sich hatte sie den jungen Benjamin Constant, welcher das Jahr zuvor in einer recht oberflächlichen, aber eindringlich beredten Abhandlung dem französischen Volke die Verpflichtung treuer Anhänglichkeit an das Directorium entwickelt hatte, und dann den ehemaligen Bischof von Autun, Talleyrand, der seit 1793 als Flüchtling nach Amerika gekommen, neuerlich aber auf Betreiben Joseph Chenier's von der Emigrantenliste gestrichen worden war. Beide Männer waren schnell zu politischem Einfluß gelangt, indem sie im Einverständniß mit der Regierung zur Bekämpfung der Royalisten einen sogenannten constitutionellen Cirkel eröffneten, der bald eine große Anzahl sowohl directorialer als unabhängiger Abgeordneter vereinigte, und ganz und gar der geistig überlegenen Leitung Talleyrand's anheimfiel. Diesen bewährten Staatsmann zum Minister zu machen, und durch seinen Einfluß und seine Talente der Regierung Glanz und Stärke zu verleihen, dahin ging der unermüdlich wiederholte Vorschlag der Frau von Stael bei Barras. Talleyrand selbst, durch Geldbedürfniß und Ehr=

geiz gestachelt, bot alle Mittel auf, den Directoren zu gefallen und zu imponiren; er war sein Leben lang ein Meister der Kunst, solche Menschen zu behandeln, deren Sittlichkeit der seinigen gleichwerthig war, und wußte sich auch jetzt Barras' ganze Gunst zu sichern. So kam dieser mit Rewbell und Lareveillere über eine Umgestaltung des Ministeriums überein, und machte sich dann mit frivolem Uebermuthe das Vergnügen, durch den Abgeordneten Portalis die Aufforderung an Carnot bringen zu lassen, dieser möge im Directorium den Antrag auf Absetzung der vier jacobinischen Minister stellen, er, Barras, werde ihn dabei unterstützen. Mit Carnot und Barthelemy hätte er dann die Entscheidung im Sinne der Gemäßigten gegeben. Die Kunde flog durch die constitutionelle Partei, und erweckte hier die lebhafteste Genugthuung. Aber eine besondere Erfahrung stand ihnen bevor.

In der Sitzung des Directoriums am 16. Juli ergriff Carnot das Wort. Er führte aus, daß die Minister des Auswärtigen, der Marine, der Justiz und der Finanzen unverkennbar das Vertrauen des gesetzgebenden Körpers verloren hätten, und begehrte deshalb ihre Entlassung. Rewbell widersprach. Ein solcher Beweggrund sei verfassungswidrig; der gesetzgebende Körper habe sich um die Handlungen der Regierung nicht zu kümmern; wenn es dennoch geschähe, so usurpire eine der bestehenden Gewalten die Befugnisse aller; er traue ein solches Verfahren der Weisheit des gesetzgebenden Körpers nicht zu, und könne um so weniger für die Absetzung der vier Minister stimmen, als er die angebliche öffentliche Meinung gegen sie für ein Erzeugniß feiler Journalisten im englischen und bourbonischen Solde halte. Uebrigens wolle er nicht hindern, daß man eine Berathung über alle Minister und deren Beibehaltung, Entlassung und Ersetzung eröffne.

Lareveillere schloß sich diesen Ansichten vollständig an. Es sei ein verderblicher Grundsatz, daß man sich stets den Ansichten der Mehrheit der Volksvertretung unterordnen müsse, da doch Fälle vorkämen, wo diese Mehrheit von wenigen schlauen und verrätherischen Führern sich lenken lasse. Auch sei die Mehrheit eine wechselnde: solle nun auch die Regierung alle diese Schwankungen mitmachen? Nach seiner Ueberzeugung seien die Mitglieder der Regierung noch mehr als andere Bürger verpflichtet, nur nach ihrem Gewissen zu handeln, einzig auf die Stimme der Freiheit zu hören, und die Gegner der Republik bis auf den Tod zu bekämpfen.

Bis dahin vernahmen Carnot und Barthelemy nur, was sie hatten vorhersehen müssen. Jetzt aber geschah das völlig Unerwartete. Barras erklärte, daß ihn Lareveillere's Ausführung durch ihre schlagende Richtigkeit völlig überzeugt habe. „Auch ich, rief er feurig aus, auch ich will die Freiheit retten, und weise mit Entrüstung jede Art von Beeinflussung zurück. Nicht durch die Räthe, nicht durch irgend eine Macht der Welt darf sich das Directorium in seinem Gange beirren lassen. Ich begehre sofortige Berathung der gesammten Ministerliste." Damit war die Mehrheit gegen Carnot entschieden, und wie dringend auch Barthelemy empfahl, das Vertrauen zwischen den höchsten Staatsgewalten wieder herzustellen, und deshalb Carnot's Antrag anzunehmen, es wurde ohne Zaudern die Verhandlung über sämmtliche Minister eröffnet [1]).

Gleich die erste Abstimmung zeigte, um was es sich handelte. Unter allen Ministern wurde keiner mit größerem Widerwillen von der gemäßigten Partei betrachtet als Merlin von Douay. Die Drei stimmten für seine Beibehaltung, Carnot und Barthelemy blieben in der Minderheit. Es folgte Benezech; die Drei verfügten seine Absetzung, und unmittelbar nachher, trotz Carnot's Protest gegen eine solche Ueberrumpelung, auch die Ernennung seines Nachfolgers, François von Neufchateau. Ramel blieb im Amte wie Merlin: Petiet aber und Cochon wurden mit drei, und schließlich Delacroix und Truguet mit allen fünf Stimmen abgesetzt. An ihre Stelle traten für das Auswärtige Talleyrand, für den Krieg General Hoche, für die Marine Admiral Pleville, für die Polizei Lenoir-Laroche, ein Litterat, der so eben erst in großen Maueranschlägen die Mehrheit der Räthe mit heftigen Schmähungen heimgesucht hatte. Uebrigens zeigte er sich gleich in den nächsten Tagen so völlig unzulänglich, daß er schon am 20. Juli durch den fanatischen Jacobiner Sotin ersetzt wurde: Hoche aber wurde darauf aufmerksam gemacht, daß er das gesetzliche Alter für einen Ministerposten noch nicht habe, lehnte also seine Ernennung ab, und erhielt zum Nachfolger den General Scherer, den früheren Führer des italienischen Heeres, Rewbell's elsasser Landsmann und Gesinnungsgenossen.

Es war ein neuer Tag der Täuschungen in der französischen Geschichte. Die Summe desselben war: das Ministerium war fortan einig in unbedingt revolutionärer Gesinnung, das Directorium offenkundig ge-

---

[1]) Protocolle des Directoriums, im Reichsarchiv zu Paris. Thibaudeau ist im Irrthum, wenn er Rewbell die Verhandlung eröffnen läßt.

spalten, nicht allein durch Verschiedenheit der politischen Grundsätze, sondern jetzt auch durch den bitteren persönlichen Haß zwischen Barras und Carnot, dem Betrüger und dem Betrogenen. Die Aufregung unter den Abgeordneten war gewaltig, und die Erwartung eines revolutionären Staatsstreichs allgemein. Die Männer der Rechten pflegten sich allabendlich in einem Hause der Straße Clichy zu versammeln, um die parlamentarische Taktik des nächsten Tages zu berathen; die entschiedenen Royalisten, deren Zahl nicht sehr bedeutend, deren Eifer aber um so größer war, gewannen hier bei jeder neuen Feindseligkeit des Directoriums immer breiteren Boden, und traten jetzt nach dem Ministerwechsel mit den heftigsten Anträgen hervor. Sie wiesen darauf hin, wie nach dem Muster des constitutionellen Cirkels eine Menge niederer Clubs in Paris und den Departements entstanden seien, wie die verworfensten Menschen der Schreckenszeit dort das Haupt erhöben, wie die Polizeibehörden diesem Treiben allerwärts Vorschub leisteten, wie eine täglich wachsende Masse verabschiedeter Officiere in Paris zusammenströmte, und die Wirthshäuser mit lärmenden Drohungen gegen die Räthe erfülle. Sie begehrten die Schließung der Clubs, die Bewaffnung der gutgesinnten Bürgerschaft, die Herstellung der Nationalgarde. Die Männer der Mittelpartei, wenn gleich selbst gegen die Mehrheit des Directoriums heftig erbittert, suchten diese Besorgniß und Aufregung nach Kräften zu mäßigen: plötzlich aber flogen neue Gerüchte durch die Luft, deren Bestätigung die entsetzliche Katastrophe in sicherer, dichter Nähe zu zeigen schien. Der Artikel 69 der Verfassung verbot unter schweren Strafen den Aufenthalt militärischer Streitkräfte in einem Umkreis von sechs Myriametern um den Sitz des gesetzgebenden Körpers ohne dessen Erlaubniß. Jetzt aber kam die Nachricht, daß starke Colonnen des Sambreheeres auf allen Seiten diese Grenze überschritten, daß vier Regimenter reitender Jäger in La Ferté=Allais, daß eine Infanterie=Abtheilung in Soissons, eine andere in Etampes eingerückt sei, daß Officiere und Soldaten derselben sich in heftigen Schimpfreden gegen die Royalisten und Clichyisten ergingen, und unverhohlen die feindseligsten Drohungen gegen die Räthe ausstießen. Man kannte Hoche's fanatischen Haß gegen die Royalisten und gegen die Gemäßigten, in denen er nur verkappte Royalisten sah; man wußte, welch brutaler Gewalt sowohl Barras als Rewbell fähig waren, und einstimmig war bei der Opposition die Ueberzeugung, daß jene Heerestheile zum Sturm auf die Volksvertretung bestimmt seien. Schon am 18. Juli strömte die Verhandlung der Fünfhundert von dieser

Aufregung über; am 19. vernahm die Commission der Saalinspectoren von Carnot, dem zeitweiligen Präsidenten des Directoriums, und von dem bisherigen Kriegsminister Petiet, daß diese Behörden keinen Befehl zu den gesetzwidrigen Märschen ertheilt hätten: dies wurde den Fünfhundert am 20. berichtet, und nach einer heftig brausenden Verhandlung eine Botschaft an das Directorium beschlossen, um sofortige Aufklärung zu fordern. Pichegru knüpfte daran den Antrag auf schleunige Herstellung der National=garde, die in allen Gemeinden durch die vom Volke gewählten Ortsbehör=den zu organisiren sei, die ihre Officiere selbst zu wählen, für jedes Bataillon eine Compagnie Jäger und eine Compagnie Grenadiere zu formiren, und die Uniform von 1791 zu tragen habe. Jedes Wort dieser Anträge be=kundete das Streben, die neue bürgerliche Streitmacht so unabhängig wie möglich von dem Directorium zu stellen und die besitzlose Classe gründlich aus derselben entfernt zu halten. Die Linke begehrte Vertagung; Lariviere rief aus: „die amtliche Zeitung des Directoriums hat gestern einen giftigen Schmähartikel gegen euch gebracht; von allen Seiten ziehen die Truppen gegen euch heran: und ihr wollt die Rüstung der einzigen Vertheidigungs=waffe vertagen?“ Das Haus beschloß nach Thibaudeau's Antrag Ver=handlung über Pichegru's Gesetzentwurf, sobald derselbe gedruckt in den Händen der Mitglieder sei. Darauf erschien Gibert Desmolieres mit einer wenig veränderten Wiederholung seines Beschlusses über die Operationen des Schatzes; auch er wie Pichegru beantragte vor Allem die Dringlich=keit des Gegenstandes. Kaum aber hatte das Haus dieselbe anerkannt, so wurde die Berathung durch die umgehend eingelaufene Antwort des Directoriums auf die Botschaft über die Truppenmärsche unterbrochen. Mit athemloser Spannung lauschte das Haus der Verlesung, und erlebte dann eine neue nicht minder drastische Ueberraschung als vier Tage zuvor bei dem Ministerwechsel. Es ist wahr, schrieb die Regierung, daß vier Reiter=regimenter durch La Ferté=Allais passiren sollten, um sich zu einer ent=fernten Bestimmung zu begeben; das Directorium hat dies erst gestern durch den Kriegsminister erfahren, und auf der Stelle die Marschroute ändern lassen; ohne Zweifel ist das Versehen durch den Irrthum eines Kriegscommissars veranlaßt worden.

Das Directorium also, anstatt die Regimenter gegen die Volksver=treter loszulassen, wollte von den drohenden Heereszügen gar nichts ge=wußt haben, und betheuerte, daß der ganze Lärmen auf den bereits be=seitigten Fehlgriff eines niederen Beamten hinauslaufe. Es war dieses

Mal Doulcet, ein Führer der constitutionellen Mittelpartei, welcher dem allgemeinen Befremden Worte gab. „Seit wann, rief er aus, senden Kriegscommissare ganze Regimenter aus? Wie konnte das Directorium über solche Märsche unwissend sein? Haben wir denn eine Regierung? Offenbar ist Petiet entlassen worden, weil seine Rechtschaffenheit zu solchen Dingen nicht paßte.“ Nach seinem Vorschlag wurde eine besondere Commission, bestehend aus ihm selbst, den Generalen Pichegru und Willot, und den Abgeordneten Gau und Normand mit einer weiteren Prüfung der Angelegenheit beauftragt.

So überzeugend nun auch Doulcet's Bemerkungen schienen, so hatte dennoch das Directorium in seiner Botschaft die volle Wahrheit gesagt. Freilich hatte es durch den Marineminister dem General Hoche Vollmacht zur Sendung einer Division von Namur nach Brest gegeben; aber an der Verletzung des constitutionellen Umkreises war es unschuldig. Wir sahen, daß Hoche den größten Eifer zum Staatsstreiche hatte, und Barras im Stillen mit ihm sich in schönen Plänen dieser Art erging. Weiter aber war noch nichts geschehen, ein fester Beschluß der Drei noch nicht gefaßt, ja, wie es scheint, Rewbell und Larevellere von den Entwürfen des Generals nicht einmal unterrichtet. Hoche aber hatte, nach seinen Gesprächen mit Barras, auf alle Fälle seinen Regimentern die Marschroute in die gesetzwidrige Nähe von Paris anbefohlen, und damit, zur Ueberraschung von Rewbell und Genossen selbst, den Räthen den Anlaß zum Alarm gegeben. Die Drei, bis jetzt in keiner Hinsicht auf die Ausführung des Schlages vorbereitet, fingen an zu schwanken; dem Director Barras fehlte es bei allen großen Worten an solidem Muthe, und das entschlossene Auftreten der Gegner bestimmte sie sofort zu der berichteten Ableugnung des Planes. Ja noch mehr, sie hatten so wenig Vertrauen zu dem Gelingen, sie fanden sich auf allen Seiten durch ihre Geldnoth so eingeengt, daß sie am 23. Juli dem Commandanten der marschirenden Division, General Ferino, den Befehl zum Rückmarsch aller seiner Truppentheile zusandten [1]. Hoche, von Carnot's prüfenden Fragen verfolgt, war entrüstet über diese Feigheit, die sein eigenes Verfahren in der ärgsten Weise bloßstellte, und bot noch einmal Alles auf, Barras zum Entschlusse zu drängen, wie es scheint mit Erfolg, da er im Augenblicke der Abreise

---

[1]) Bericht Delarue's an die Fünfhundert 4. August. Lavallette an Bonaparte 5. Thermidor. (23. Juli.)

von Paris am 24. seinem Freunde Marbot zurief: Alles bleibt wie verabredet, ich bin der eurige auf Leben und Tod [1]), und am 27. bei seinem Hauptcorps in Mezieres angekommen, nach einer letzten Weisung des Directoriums sogleich wieder Befehl zum Vorgehen ertheilte. Indessen hatte aber Pichegru am 26. Juli den Fünfhundert einen weiteren äußerst einschneidenden Bericht erstattet; die Gährung in den Räthen wuchs; genug, zum zweiten Male versagte den Triumvirn die Kühnheit, und Scherer wiederholte den Truppen den Befehl zum Rückmarsch. Dazu kam, daß am 30. Dufresne für die Finanzcommission den Fünfhundert eine Reihe von Regelwidrigkeiten in der Cassenverwaltung sowohl des italienischen als des Sambreheeres vorlegte, und insbesondere über das Verschwinden jener hessischen Kriegscontribution klagte, während das Directorium auch nicht mit einer Sylbe dem angegriffenen General zu Hülfe kam; und so riß endlich dem hin- und hergehetzten Hoche die Geduld, und ohne sich an einen neuen Gegenbefehl des Directoriums zu kehren, welches am 30. die Truppen wieder nach Brest bestimmte [2]), eilte er in sein Hauptquartier Gießen zurück, erklärte einem jeden, der es hören wollte, daß ihn das Directorium grausam habe fallen lassen, forderte kriegsgerichtliche Untersuchung seines Thuns, erließ wüthende Ausschreiben gegen seine Ankläger, drohte seinen gesammten Briefwechsel dem Drucke zu übergeben. Das Directorium lieferte unterdessen den Räthen eine Erläuterung und Entschuldigung der Truppenzüge nach der anderen, ließ Gibert's Schatzresolutionen, die jetzt von beiden Räthen angenommen wurden, über sich ergehen, duldete schweigend ein Gesetz, welches die provisorische Schließung aller Clubs verfügte, und fand kein Mittel, den Fortgang der Berathungen und die Herstellung der Nationalgarde zu hindern. Eine kläglichere Fehlgeburt, als dieser erste Ansatz zum militärischen Staatsstreiche ließ sich nicht denken.

Aber bereits hatte eine festere Hand die leitende Rolle in dem verhängnißvollen Unternehmen ergriffen.

General Bonaparte hatte nicht einen Augenblick in seiner Entschließung geschwankt. Um keinen Preis wollte er die royalistische Partei weiter heranwachsen lassen, und wenn etwa das Directorium sich nicht zu behaupten vermöchte, mit der Hälfte seiner Armee über die Alpen zurück-

---

[1]) Rousselin, Vie de Hoche I, 395.

[2]) Protocoll des Directoriums 12. Thermidor. (30. Juli.)

eilen, und alle Republikaner Frankreichs um sein glorreiches Banner sammeln. Es kam ihm darauf an, dieses Banner den französischen Parteien in voller Entfaltung zu zeigen, den Freunden Muth, den Gegnern Schrecken einzuflößen, und vor Allem sich seiner Truppen unwiderruflich zu versichern. Er benutzte dazu den 14. Juli, das Gedenkfest des Bastillesturms, wo den Bataillonen neue Fahnen überreicht, die gefallenen Helden gefeiert, und nach einer glänzenden Parade die Soldaten mit Schmaus und Tanz bewirthet wurden. In einer Proclamation, wodurch er dem Heere diese Feier ankündigte, sagte er: „Soldaten, ich weiß, daß ihr tief ergriffen seid durch das dem Vaterlande drohende Unheil: aber das Vaterland kann in Wahrheit keine Gefahr laufen. Die Männer, die seine Siege über Europa erfochten haben, leben noch. Mit der Schnelligkeit des Adlers würdet ihr das Gebirge übersteigen, um die Verfassung und die Freiheit, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Sobald die Royalisten sich zeigen, ist ihr Leben verwirkt. Schwören wir unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und der Verfassung." Bei dem Festmahl rief er die Manen der gefallenen Brüder an: sie werden uns vor den Nachstellungen der Feinde des Vaterlandes bewahren. Seine Generale folgten dem Beispiel, ein Toast drängte den andern, auf die Verfassung, das Directorium, die Zerstörung des Clubs von Clichy, der letztere unter Begleitung von Trommelwirbel und Sturmmarsch. Solche Scenen wiederholten sich in allen Garnisonen, und zugleich wurden den Soldaten Adressen an das Directorium zur Unterzeichnung vorgelegt, welche die Royalisten, die Männer von Clichy, die Mehrheit der Räthe unter wüthenden Schmähungen mit Tod und Vernichtung bedrohten. „Von der Etsch bis zur Seine ist nur ein Schritt, sagte die Division Augereau; die Tage der Verräther sind gezählt, ihr Lohn ist an der Spitze unserer Bajonette." Die Division Joubert erklärte die gesetzgebende Versammlung für die Werkstätte der Herstellung des Thrones, der Erstickung der Freiheit. „Das Hauptquartier der Gegenrevolution, schrieb die Division der leichten Infanterie der Lombardei, ist im Club von Clichy; die Heere werden Frankreich reinigen, wir werden hindurchgehen wie das Donnerwetter." Bonaparte sandte alle diese Kundgebungen dem Directorium zu[1]), unter drängenden Mahnungen zu raschem Handeln. „Mit

[1]) Thiers sagt, das Directorium sei dadurch in große Verlegenheit gesetzt worden. In Wahrheit schrieb nur Carnot in diesem Sinn an Bonaparte, während das Directorium die Adressen bei den Fünfhundert offen in Schutz nahm.

einem Schlage, schrieb er am 15. Juli, könnt ihr die Republik retten und binnen 24 Stunden den Frieden erlangen: laßt die Emigranten verhaften, vernichtet den Einfluß der Fremden; habt ihr Stärke nöthig, so ruft die Heere; zerbrecht die Pressen der von England besoldeten Zeitungen." Am 17. erklärte er auf's Neue, daß der Wiener Hof die Unterhandlungen hinziehe, um den Ausgang der Dinge in Paris abzuwarten. „Wollt ihr, sagte er, 50,000 Mann eurer besten Männer retten, welche der bevorstehende Feldzug kosten wird? Zerbrecht die Pressen von drei royalistischen Zeitungen, schließt den Club von Clichy, und gründet fünf oder sechs gutgesinnte Blätter. Diese Krisis wird in der That äußerst leicht sein; aber sie wird hinreichen, dem Auslande seine Hoffnungen zu nehmen. Wir beherrschen Europa und können heute eine Zeitung Ludwig's XVIII. nicht zum Gehorsam zwingen." Am folgenden Tage meldete er, daß er den patriotischen Eifer seiner Truppen kaum zurückhalten könne; keine andere Armee sei der Regierung mit mehr Begeisterung zugethan als diese. Seine Ungeduld wurde in diesem Augenblicke noch gesteigert durch weitere Nachrichten Clarke's aus Udine. Der General meldete ihm, daß der friedliebende Gallo auf Befehl seines Hofes nach Wien zurückgereist sei, nachdem er ihm die beiliegenden beiden Noten, vom 18. Juli, überreicht hatte. In diesen wurde über die Demokratisirung Genua's, über die Einziehung der kaiserlichen Lehen auf der Riviera, über Gewaltthätigkeiten gegen den Herzog von Modena lebhaft Klage geführt, und der vierte Artikel der Präliminarien dahin erläutert, daß der definitive Frieden binnen drei Monaten, nicht nach dem Vertrage von Leoben, sondern nach der Eröffnung des Congresses abzuschließen sei. Bonaparte, der so eben sich persönlich nach Udine hatte begeben wollen, war entrüstet im höchsten Grade, erhob jetzt eine nachdrückliche Verwahrung gegen die vorzeitige Besetzung Istriens und Dalmatiens durch die Oesterreicher, und hätte am Liebsten sofort die Feindseligkeiten wieder eröffnet, wenn ihn nicht die Rücksicht auf die in Lille schwebende englische Unterhandlung abgehalten hätte. Immer bat er das Directorium um den Erlaß eines Ultimatums, welches den Kaiser mit neuem Kriege bedrohte, wenn der Friede nicht bis Ende August unterzeichnet wäre. Und auch hier, am 23. Juli, kam er wieder auf die inneren Fragen zurück. „Das Ausland, rief er, kann nicht an die Festigkeit unserer Regierung glauben, wenn es Priester und Emigranten sich in Frankreich frei bewegen, und bei den Führern der Volksvertretung den offenen Wunsch auf Umsturz der Regierung sieht."

Einige Tage früher hatte er seinen Adjutanten Lavallette nach Paris geschickt, um dem geldarmen Directorium eine Sendung von drei Millionen in Aussicht zu stellen, zugleich aber die Stärke, die Bestrebungen und die Zuverlässigkeit aller Parteien genau zu beobachten. Dessen Berichte[1]) schilderten denn den bittern Haß der Factionen gegen einander, aber auch die auf allen Seiten herrschende Unentschlossenheit. Die Räthe warteten auf den Angriff der Directoren, diese auf den Angriff der Räthe. Barras sagte seinen Freunden mit höchster Unumwundenheit: „wir werden fest bleiben und die Republik erretten; wenn die Räthe ein Anklagedecret gegen uns erlassen, werden wir zu Roß steigen, und ihre Köpfe in die Cloaken rollen.“ Aber die Räthe erließen kein solches Decret, Barras stieg nicht zu Roß, und die Dinge blieben unbeweglich auf der alten Stelle. „Was man hier bedarf, schrieb Lavallette am 23. Juli, ist ein Mann.“ Bonaparte hatte am 14. vor aller Welt seine Parteifarbe bekannt. Aber nach Lavallette's Schilderungen und den bitteren Erfahrungen, welche Hoche so eben machte, empfand er keine Lust, die eigene Person weiter auf das Spiel zu setzen; er beschloß, selbst im Hintergrunde zu bleiben, dafür aber den Directoren den Mann zu schicken, dessen sie für ihre Zwecke bedurften. Am 27. Juli meldete er ihnen, daß General Augereau wegen seiner Privatangelegenheiten nach Paris zu gehen wünsche; er benutze diese Gelegenheit, um ihnen die Adressen des italienischen Heeres im Original zuzusenden, und ihnen zugleich durch Augereau mündlich die volle Ergebenheit seiner Truppen bezeugen zu lassen. Wir haben den tapferen General bei Castiglione kennen gelernt; er war noch immer derselbe hitzige Jacobiner und unermüdliche Raufbold, dabei höchst durchdrungen von seinem Werthe und erfüllt von dem Wunsche, seine Energie zu bethätigen. Trotz aller militärischen Tüchtigkeit war er dem Oberfeldherrn in seiner polternden Eigenwilligkeit vielfach lästig geworden; für seinen Pariser Auftrag, das Directorium zu einem Bajonetangriff auf Kammerredner und Zeitungsschreiber zu treiben, war er gerade durch seinen Dünkel und seine Unbedachtsamkeit im höchsten Grade geeignet. Die Drei empfingen ihn mit Jubel; „seine Ankunft, rief Barras, hat mehr als Einen erblassen gemacht“; und am 10. August wurde er, gegen einen abweichenden Antrag des Kriegsministers, durch die Mehrheit des Directoriums zum Befehlshaber der 17. Militärdivision, d. h. der Gar-

[1]) Auszüge aus seinen Briefen bei Bourrienne, Mémoires I, 195 ff. Der betreffende Abschnitt in Lavallette's Memoiren enthält mehrfache Ungenauigkeiten.

nison von Paris ernannt. Damit Niemand über die Bedeutung der Maßregel im Zweifel bleibe, brachte an demselben Tage das Directorium eine Botschaft an die Fünfhundert zur Rechtfertigung der Soldatenadressen, deren vollständiger Text dann am 11. August nebst der amtlichen Beschreibung des Mailänder Festes an der Spitze des Regierungsblattes zu lesen war. Noch deutlicher sagte Augereau zu verschiedenen Personen: „ich bin hergeschickt, um die Royalisten umzubringen“ — und in einer großen Abendgesellschaft bei Barras wurden unbefangen und eingehend die Mittel erwogen, um die zurückgekehrten Emigranten zu verjagen oder in die Seine zu werfen.

Der nächste Zweck von Augereau's Sendung war also vollkommen erreicht. Die Niedergeschlagenheit, die sich nach Hoche's Mißgeschick der jacobinischen Partei bemeistert hatte, war zerstreut, und die Lust zum Staatsstreich ging wieder in hohen Wogen. Augereau hatte sich mit Hoche in Verbindung gesetzt, und dieser bei der Feier des 10. August Trinksprüche und Adressen ganz nach dem Muster des italienischen Heeres geliefert. Moreau, an den eine ähnliche Aufforderung für das Rheinheer gelangt war, hatte abgelehnt. Auch Kellermann vom Alpen- und Beurnonville vom Nordheer zeigten keine Neigung, den Krieg gegen die Volksvertretung mitzumachen; Augereau bewirkte darauf, daß ein alter Wunsch Bonaparte's erfüllt, das Alpenheer aufgelöst und seine Truppentheile mit dem Heere von Italien verschmolzen wurden. Ueberhaupt ging man jetzt mit Eifer an die Reinigung der Civil- und Militärbehörden: wie in den ersten Wochen des Directoriums folgten sich die Absetzungen gemäßigter Beamten Schlag auf Schlag, und noch einmal stiegen die verrufensten Männer der Schreckenszeit auf allen Punkten des Landes zu Ehren und Würden empor. Carnot wollte trotz all dieser Anzeichen noch immer nicht die Hoffnung auf einen Ausgleich im Sinne der constitutionellen Mittelpartei fahren lassen. Er redete mit Lavallette, klagte über die Adressen, über den Ministerwechsel, über die Heftigkeit der oppositionellen Abgeordneten: triebe man es, sagte er, bis zur offenen Gewalt, so würde er seine Entlassung geben. Er hatte ein Gespräch mit Augereau, von dem er aber freilich nicht viel mehr erfuhr, als daß Augereau sich selbst für den eigentlichen Eroberer Italiens hielt, Bonaparte für ein hoffnungsvolles Talent erklärte, dem es jedoch an Erfahrung fehle, und im Uebrigen die unerschütterliche Festigkeit des Directoriums pries. Am 16. August sollte Carnot diese Gesinnung aus erster Quelle kennen lernen. Die Drei waren

zum Entschluß gekommen, in den nächsten Tagen loszuschlagen, und Barras versagte es sich in seiner Siegessicherheit nicht, dem widerwärtigen Collegen in höchst roher und unfläthiger Weise den Krieg zu erklären. Man besprach in der Directorialsitzung die österreichische Unterhandlung, und Carnot entwickelte die Ansicht, daß ein Abschluß auf der Grundlage der Präliminarien ehrenvoll und vortheilhaft sein würde. Da fuhr Barras auf ihn ein: „Du bist ein elender Verräther, Du hast die Republik verkauft, Du willst ihre Vertheidiger erwürgen; nichtswürdiger Schurke, jeder Floh auf Deinem Leibe hätte Recht, Dir in das Gesicht zu spucken.“ Carnot ließ sich auf den muthwillig angeschürten Streit nicht ein, sondern beschränkte sich auf das kurze Wort: „ich verachte eure Herausforderungen, aber der Tag der Antwort wird kommen.“ Er schrieb am 17. August an Bonaparte, um ihm die Lage des Landes nach seiner Auffassung darzulegen. Die beiden Parteien, meinte er, hetzen sich gegenseitig; jede derselben werde durch die Furcht vor der andern zu verkehrten Schritten getrieben; hoffentlich werde dieselbe Furcht auch beide von den äußersten Uebeln abhalten. Alles komme darauf an, die herrschende Aufregung zu beschwichtigen, und dazu sei nichts wichtiger, als Beschleunigung des Friedens mit Oesterreich. Ein solcher werde immer noch glorreich sein, auch wenn er lediglich die Präliminarien wiederhole. Wie die Dinge lagen, nahm Bonaparte von diesem Briefe ebenso wenig Notiz, wie Barras und Rewbell von einzelnen Vermittlungsversuchen constitutioneller Abgeordneten. Das Directorium weicht nicht zurück, hieß es immer; die Räthe müssen sich unterwerfen.

Bei einem solchen Zustand offnen Kampfes zwischen den höchsten Staatsgewalten, und innerhalb jeder derselben stockte natürlich die politische Entwicklung und Thätigkeit vollständig. Die Zeit der Gesetzgeber wurde durch die Maßregeln zur eignen Sicherung, das Nationalgarden- und das Clubsgesetz, durch einen neuen Antrag Aubry's über Verstärkung der Parlamentsgarde, durch die fortgehende Besprechung der Truppenmärsche und Adressen gänzlich in Anspruch genommen. Auf finanziellem Gebiete drehte man sich in dem alten Kreise: das Directorium schilderte die schreienden Bedürfnisse und forderte neue Steuern, die Fünfhundert addirten die großen Einnahmen und rügten die noch größere Verschleuderung. Wie man sich denken kann, waren diese Verhandlungen die giftigsten von allen. Die Compagnie Dijon wurde damals gerichtlich zur Rückzahlung von vier Millionen verurtheilt, und zugleich nach Thibaudeau's Antrag durch die

Fünfhundert die Schatzcommissare abgesetzt. Es war vergebens, daß ein Abgeordneter bemerkte, die eigentlichen Sünder seien das Directorium und der Finanzminister, und da man diese nicht belangen könne, so sei es gehässig, untergeordnete Werkzeuge zu verfolgen: Thibaudeau antwortete, das Alles sei ganz wahr; aber bei solchen Abscheulichkeiten müsse man treffen, wen man treffen könne. Die Regierung nahm ihre Rache, indem sie an verschiedenen Punkten die Soldzahlung für die Truppen des Innern einstellte, den Soldaten überließ, wie in Feindesland auf Kosten der Einwohner zu leben, und dann öffentlich erklärte, das sei die Schuld der Räthe, welche der republikanischen Verwaltung die Mittel verweigerten, um dafür das Königthum mit Kirchenzehnten und Feudalrechten wieder herzustellen.

In den auswärtigen Angelegenheiten kam man ebenso wenig vorwärts wie in den innern. Zwar in Italien brachte Bonaparte, der unbekümmert um die Pariser Händel seinen eignen Weg ging, die Organisation der cisalpinischen und ligurischen Regierung zum Abschluß, und der Stillstand der österreichischen Unterhandlung hatte, wie wir wissen, seinen Grund in den Bestrebungen viel weniger der französischen als der kaiserlichen Politik. Aber um so greller machte sich der verfahrene Zustand des französischen Gemeinwesens bei der zweiten großen Friedensfrage, der englischen, geltend [1]). Lord Malmesbury war seit Anfang Juli in Lille; sechs Wochen später war man sich nicht um einen Schritt näher gekommen. Die französischen Unterhändler waren der frühere Director Letourneur, der nachherige Minister Pleville und der einstige Unglücksgefährte Semonville's, der kürzlich aus der österreichischen Gefangenschaft befreite Maret. Der Letztere war der eigentlich thätige Geschäftsmann, persönlich von den besten Formen und wohlgesinnt für den Frieden, aber Schritt für Schritt durch gebieterische Weisungen seiner Regierung gebunden. Gleich nach dem Austausch der Vollmachten legten die Franzosen drei Forderungen vor, deren Annahme sie als äußerst wünschenswerth für einen gedeihlichen Beginn der Unterhandlung bezeichneten: der englische Monarch solle seinen alten Titel eines Königs von Frankreich ablegen, die 1793 in Toulon ge-

---

[1]) Hierüber geben Malmesbury (Diaries, Vol. III.,) und ein Aufsatz von Ernouf, nach den französischen Depeschen und einer handschr. Arbeit Bignon's, Revue contemporaine LXII, 253 ff., ausführliche und übereinstimmende Auskunft. Ganz dürftig ist der betreffende Abschnitt in Vreede, Geschiedenis der diplomatie van de Bataafsche republik.

wonnenen französischen Kriegsschiffe herausgeben oder dafür Entschädigung leisten, und auf jede Hypothek verzichten, die ihm Oesterreich für seine Kriegsanlehn auf Belgien eingeräumt habe. Malmesbury erörterte die Erschwerung durch diese theils für Frankreich werthlosen, theils unbegründeten, oder nicht hieher gehörigen Begehren, und beide Theile nahmen einstweilen die Angelegenheit zum Bericht. Als dann Malmesbury fragte, ob Frankreich einen Friedensentwurf vorbereitet habe, verneinte Letourneur, und gab seinerseits die Frage an England zurück, worauf dann Malmesbury einen Entwurf vorlegte, dessen Hauptsache durch den Grundsatz gegenseitiger Einräumungen bezeichnet war, in dem Sinne, daß Frankreich für die Anerkennung seiner europäischen Eroberungen den Engländern einige coloniale Erwerbungen überlasse, als welche, unter Vorbehalt näherer Feststellung, Malmesbury einstweilen die spanische Insel Trinidad in Westindien, und auf Kosten Holland's das Cap der Guten Hoffnung und die Insel Ceylon bezeichnete. Aber schon am 15. Juli kam aus Paris die Erklärung, daß Frankreich nach seinen Bundesverträgen als unerläßliche Vorbedingung für die Unterhandlung die Rückgabe aller englischen Eroberungen fordern müsse, gleich viel ob dieselben Frankreich oder dessen Verbündeten abgenommen seien. Barthelemy hatte gegen eine solche Haltung Protest eingelegt, weil sie die Friedensgesinnung Frankreichs verdächtig machen werde [1]), Rewbell dagegen den Satz gerechtfertigt, weil Frankreich jene holländischen Colonien sich selbst aneignen müsse [2]). Malmesbury, von der einmüthigen Meinung der englischen Minister getragen, antwortete ohne Zaudern, daß das Beharren auf einem solchen Standpunkte das Ende der Unterhandlung sein würde. Die ganze Welt wisse, daß Holland und Spanien des Krieges gründlich müde seien, und nur durch Frankreich in demselben festgehalten würden; sie würden also ein Opfer für die Herstellung der Ruhe nicht scheuen, England aber nach so vielen Siegen und Eroberungen nimmermehr auf jede Entschädigung verzichten. Maret war selbst von dieser Auffassung durchdrungen, berichtete in gleichem Sinne nach Paris, und bat um fernere Weisung. Nun aber kam der Ministerwechsel, die Truppenmärsche, die immer wachsende Spannung der innern Krisis. Carnot war auch England gegenüber für Frieden,

---

[1]) Protocoll des Directoriums 25. Messidor (13. Juli).

[2]) Zu dieser Angabe in Carnot's Antwort an Bailleul stimmt Malmesbury's Mittheilung, Diaries III, 422.

Rewbell und seine Genossen aber höchst entschieden für Krieg; der Minister Talleyrand wünschte wie Maret ein gemäßigtes Auftreten, hütete sich aber wohl, bei dem herrschenden Triumvirat seine abweichende Ansicht geltend zu machen. So verging eine Woche nach der andern, ohne daß eine Antwort aus Paris nach Lille gelangt wäre. Maret that das Mögliche, um die Ungeduld der Engländer zu beschwichtigen, und die inhaltlosen Conferenzen fortzuspinnen. Man erzählte dem britischen Gesandten, daß man sich an die Verbündeten mit der Frage gewandt habe, ob sie sich zu einer Abtretung herbeilassen wollten; man meldete weiter nach einiger Zeit, daß Spanien bereitwillig sei, die steifen Holländer aber unerbittlich auf dem Buchstaben ihres Bundesvertrags beharrten. Malmesbury ließ sich dadurch nicht täuschen, sondern blieb ruhig auf seinem Satze, daß Holland auf der Stelle fügsam sein würde, sobald Frankreich wirklich Ernst mache. Vollkommen richtig schrieb er an Pitt, daß nicht von seinen Verhandlungen, sondern allein von dem Ausgang der Pariser Krisis die Entscheidung abhänge. Noch weniger ließ er sich durch die Nachricht rühren, daß am 9. August das Directorium in einer Botschaft an die Fünfhundert die verbündeten Mächte der Verschleppung der Unterhandlungen angeklagt habe; er begnügte sich, Letourneur zu der Erklärung zu nöthigen, daß dabei nicht England, sondern nur Oesterreich gemeint sei, und überhaupt die Botschaft lediglich die Gesinnung der Räthe anzuregen bezwecke. Dann meinte Talleyrand einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, als er am 20. August den portugiesischen Gesandten Aranjo in Paris zu einem abgesonderten Friedensschluß bestimmte, in welchem Portugal eine Reihe sehr vortheilhafter Bedingungen erhielt, dafür aber in keinem seiner Häfen mehr als sechs bewaffnete Fahrzeuge einer kriegführenden Macht zuzulassen, und diesen weder Waffen noch Lebensmittel zu liefern verhieß. Dies widersprach dem englisch-portugiesischen Bundesvertrag so entschieden wie möglich, und hätte den Engländern die Fortsetzung der Blokade von Cadix unmöglich gemacht: aber es widersprach auch ganz und gar den Instructionen Aranjo's, und auf die erste Anfrage in Lissabon erhielt England von dem Minister Pinto die Erklärung, daß die Königin Maria den Vertrag nicht bestätigen werde. So blieb die Hauptunterhandlung bei aller scheinbaren Bewegung regungslos an derselben Stelle: an eine Lösung war nicht zu denken, so lange in Paris der Kampf der Parteien dauerte.

Indeß verflossen die Tage. Rewbell, Barras, Augereau waren un-

ermüdlich in den Vorbereitungen zum Staatsstreich; 12000 Mann vom Sambreheer waren dicht vor dem constitutionellen Umkreis um Paris gelagert; die Stadt wimmelte von bedenklichen Gestalten, Pantheonisten und Babeuvisten; die Soldaten prügelten täglich in den Straßen die Royalisten, die sich in grauem Rock und schwarzem Kragen sehen ließen. Auch an geharnischten Kriegsmanifesten, deren Wildheit alle Brücken abzuwerfen schien, fehlte es nicht. Bei dem öffentlichen Empfange des neuen cisalpinischen Gesandten hielt Lareveillère als Präsident des Directoriums eine lange Rede, worin er mit den stärksten Ausdrücken die Mehrheit der Räthe der Thorheit und des Verrathes bezichtigte. Ein Mitglied der Fünfhundert, Bailleul, erließ eine Erklärung an seine Wähler, welche alle Sünden des Royalismus aufzählte, den gesetzgebenden Körper als den Mittelpunkt desselben brandmarkte, die gewählten Verwaltungsbehörden, die Gerichte und vor Allem den Cassationshof der abscheulichsten Parteilichkeit gegen die Patrioten anklagte. Es schien unmöglich, daß solchen Worten nicht auf der Stelle der Schlag folgen sollte. Aber trotz alle dem wollte der überall erwartete Ausbruch nicht erfolgen. Lavallette meldete dem General Bonaparte über die Ursachen dieses Zauderns, daß man über die Mittel der Ausführung nicht einig sei, daß man den Beginn eines Kampfes fürchte, bei dem man zwar am Sieg nicht zweifle, aber schreckende Folgen, z. B. ein plötzliches Uebergewicht der Babeuvisten besorge, daß man kein Mittel wisse, den Rath der Alten von einer Verlegung der Residenz abzuhalten. So standen mit all ihren Bajonetten diese energischen Retter der Republik wieder rathlos und muthlos vor dem letzten Entschlusse. Augereau fluchte über die stete Ungewißheit: der Plan, schrieb er an Bonaparte, geht immer seinen Gang, und seine Ausführung wird das Gemeinwesen heilen, trotz aller Trägheit der Umtriebe und aller Nöthe der Treiber. Schwer lag ihnen seit einiger Zeit auch die Haltung Bonaparte's auf der Seele. Dieser hatte aufgehört, ihnen zu schreiben, und was noch empfindlicher war, er schickte die verheißenen drei Millionen nicht. Barras war wüthend über Lavallette, dessen wenig schmeichelhaften Schilderungen er wohl nicht ohne Grund diese Abkühlung des Generals zuschrieb. Der Verdruß wuchs, als jetzt auch Bernadotte mit einigen früher eroberten Fahnen nach Paris geschickt wurde, unverkennbar um Augereau, mit dem er auf dem schlechtesten Fuße stand, unter einiger Aufsicht zu halten. Es war damals Rede bei Barras von der Nothwendigkeit, den Kriegsminister Scherer wegen seiner Unfähigkeit und

Völlerei zu entlassen, und Lavallette schlug Bernadotte als dessen Nachfolger vor. Aber man wies ihn mit Nachdruck zurück. Bernadotte, hieß es, ist nicht Patriot genug; ihn haben wir kennen gelernt. So wären sie, wer weiß wie lange, unentschlossen geblieben, wenn nicht zuletzt wieder die Furcht vor den royalistischen Gegnern sie fortgerissen hätte.

Allerdings, bei der Mehrheit der Volksvertretung war die Unsicherheit und Unentschlossenheit noch größer als bei jener des Directoriums. Schon die Verschiedenartigkeit ihrer Bestandtheile hinderte jedes feste und planmäßige Voranschreiten. Das Directorium rechnete unter den 750 Abgeordneten 190 Royalisten[1]); diese Zahl hatte ihm Duverne du Presle angegeben, der nach seiner Verurtheilung seine eigne Rettung durch umfassende Enthüllungen zu erkaufen suchte[2]). Höchst wahrscheinlich war die Zahl viel zu hoch, wenn damit nicht bloß theoretische Verehrer der monarchischen Regierungsform, sondern thätige Genossen einer royalistischen Verschwörung bezeichnet werden sollten. So weit die vorliegenden Nachrichten reichen, erkennt man als solche den Pariser Abgeordneten Dandré, den Lyoner Imbert-Colomès und vielleicht zwei oder drei andere weniger hervortretende. Was Pichegru anging, so besaß die Regierung einen Bericht über seine Beziehungen zum Prinzen Condé im Jahre 1795; Duverne du Presle hatte einen Grafen Antraigues, damals russischen Legationssecretär in Venedig, als den Mittelpunkt der royalistischen Umtriebe bezeichnet, und daraufhin Bonaparte nach der Besetzung Venedigs denselben in Triest verhaften und seine Papiere in Beschlag legen lassen. Unter denselben fand sich eine von ihm geschriebene Aufzeichnung eines Gesprächs mit einem Abbé Montgaillard, der nach Mittheilungen des Buchhändlers Fauche Borel jene Verhandlungen zwischen Pichegru und Condé dem Grafen erzählt hatte. Indeß war Antraigues nicht zu bewegen gewesen, seine Handschrift anzuerkennen, und ohne Fauche Borel's eignes Zeugniß wäre das Actenstück, so wichtig sein Inhalt war, zu einem gerichtlichen Beweise keinen Falls zu brauchen gewesen, zumal Montgaillard und Antraigues äußerst anrüchige Abenteurer, und jener, wenn nicht beide, Doppelspione zugleich im französischen und englischen Solde waren. Pichegru blieb also für's Erste unangefochten, so entschieden das Directorium ihn auch als Feind und Verräther betrachtete. Seine Gesinnung war dieselbe

---

[1]) So sagte es Benjamin Constant zu Thibaudeau.
[2]) Vgl. Lacretelle, Histoire de France XIV, 28 ff.

wie 1795; er hatte auch jetzt noch gelegentliche Berührung mit den bourbonistischen Agenten, jedoch selbst bei ihm liegt keine Spur eines bestimmten Planes auf rasche Herstellung Ludwig's XVIII. oder gar der alten Staatsverfassung vor. Was ihn den jacobinischen Directoren vor den andern Abgeordneten der Opposition gefährlich machte, war nicht ein besonders heißer royalistischer Eifer, sondern eine größere militärische Thatkraft, als sie sich sonst bei den damaligen parlamentarischen Größen Frankreichs vorfand. Um die Mitte des August, als die gewaltthätigen Absichten des Directoriums unverkennbar an das Tageslicht traten, drängten die beiden Generale Pichegru und Willot, dem Feinde mit der eignen Waffe zuvorzukommen, und durch einen nächtlichen Ueberfall des Luxemburg, wozu die Garde des gesetzgebenden Körpers völlig ausgereicht hätte, die Drei aus der Welt, oder doch aus dem Machtbesitz und der Freiheit fortzuschaffen. Aber auch bei den nächsten Parteigenossen vermochten sie nicht ihren Vorschlag durchzusetzen. Man wollte nur in allen Formen Rechtens verfahren, man meinte, die moralische Macht der Volksvertretung werde sich stärker erweisen als alle Kanonen des Directoriums. Oder auch, man fürchtete bei einem solchen Handstreich, nicht gerade eine Niederlage, wohl aber unabsehbare Folgen, ganz so wie es Lavallette bei Barras und Rewbell wahrnahm.

Noch schwächer stand es bei der constitutionellen Mittelpartei, den gemäßigten Männern des Convents, den Liberalen von 1796. Bei Weitem der größte Theil des neuen Drittels hätte sein Staatsideal mit denselben Worten gezeichnet wie Thibaudeau und Tronçon-Ducoudray, Pastoret oder Mathieu Dumas. Was sie trennte, war kein Streit über das an sich Wünschenswerthe, sondern die Frage, welcher ihrer Gegner am Meisten zu hassen und zu fürchten sei. Die Einen hielten 1793, die Andern 1788 für die schlimmste Gefahr. Jene wollten die Wiederkehr der Jacobiner verhüten, selbst wenn dann die sogenannte Freiheit der Republik wieder einen monarchischen Herrn erhielte. Diese sahn in dem Auftreten der Royalisten das höchste Uebel, zumal es das Directorium auf's Neue den Jacobinern in die Arme treibe. Sollten wir einmal zu Grunde gehn, sagt Thibaudeau, so schien es mir besser, daß wir durch die Directoren als durch Bourbonen, Edelleute und Priester besiegt würden. Carnot, der jetzt ganz zu ihnen gehörte, wurde in den letzten Tagen des August von zwei Mitgliedern der Rechten angegangen, durch einen kühnen Entschluß sie Alle vor den Schergen des Directoriums zu erretten, sich an die Spitze der Fünfhundert zu stellen, und von hier aus den offnen

Kampf gegen das Triumvirat zu beginnen: seine Antwort war, daß dies unmöglich sei, er sehe im Hintergrunde die Royalisten drohen, er habe nicht Lust gehängt zu werden[1]). So blieb die constitutionelle Partei in einer neutralen Stellung, nur immer bemüht, die ärgsten Ausschreitungen rechts und links zu verhüten. Zwischen den 190 Stimmen der Rechten und den 120 der Directorialpartei entschied sie in den Räthen, zusammen mit einem Haufen unselbständiger oder parteiloser Mitglieder, in der Regel die Majorität. Indem sie so die Volksvertretung beherrschte. und dort jeden durchgreifenden Schritt gegen das Directorium verhinderte, kam diesem, welches seine wirklichen Waffen außerhalb des Parlamentes rüstete, das Ergebniß ihrer ganzen Thätigkeit zu Gute. Sie boten noch in den letzten Tagen der Krisis die größte Anstrengung auf, durch eine Verständigung mit der Directorialpartei den Ausbruch abzuwenden. Aber sie erlebten bei der Linken genau dasselbe, was die Rechte bei ihnen. Einer der jacobinischen Führer, Treilhard, wurde von Dumas auf die Möglichkeit einer Verbindung angesprochen. Treilhard erwiederte: „ihr seid sehr ehrenwerthe Männer, sehr fähig, und wie ich glaube sehr wohlgesinnt. Aber wir vom Convente können euch dennoch nicht gewähren lassen, mögt ihr es beabsichtigen oder nicht, ihr würdet uns ganz sicher in das Verderben führen, zwischen uns ist eine Gemeinsamkeit nicht vorhanden." Wie? fragte Dumas, sollte es keine Garantie geben, die euch sicher stellte? „O ja, es gibt eine," antwortete Treilhard, „eine einzige. Habt ihr uns diese gegeben, so thun wir Alles, was ihr wollt, lassen euch das mildeste und gelindeste Staatswesen einrichten, folgen euch blindlings." Und dies wäre? rief Dumas gespannt. „Steigt auf die Rednerbühne," sagte der Andere, „und erklärt, daß ihr für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt hättet, wenn ihr damals im Convente gewesen wäret." Als darauf Dumas erklärte, daß dies unmöglich sei, daß an seiner Statt auch Treilhard selbst dies nicht thäte, daß er Frankreichs Wohl einem leeren Schrecken vor einer unmöglichen Reaction aufopfere: da brach Treilhard mit den Worten ab: „nein, die Partie ist nicht gleich zwischen uns; bei uns Andern steht der Kopf auf dem Spiele[2])."

So wurde denn in den Räthen und in deren Commissionen sehr viel geredet und gestritten, aber sehr wenig gethan. Am 30. August

---

[1]) Anecdotes secrètes sur le 18. fructidor p. 2.

[2]) Dumas, Souvenirs II, 85.

schloß im Rathe der Alten die Berathung über Pichegru's Nationalgardegesetz, in allen wesentlichen Stücken überall nach dem Antrage des Generals. Bei rascher und gründlicher Ausführung hätte sich daraus eine bewaffnete Macht von gewaltiger Zahl ergeben, in Pichegru's Hand vollkommen so wirksam, wie es die Garde von 1789 unter Lafayette's Leitung gewesen, so lange sie nämlich durch die Begeisterung von 1789 beseelt blieb. Dieses Mal aber war schon während der Berathung des Gesetzes bei den Pariser Bürgern das traurigste Gegentheil einer solchen Stimmung zu Tage getreten; in allen Quartieren vernahm man nichts als den einstimmigen Aerger, daß jetzt wieder das Soldatenspiel und die Dienstplackerei beginnen sollte [1]). Man wollte alles Andere, nur keine politische Arbeit und keine revolutionären Kämpfe mehr: so ließ man wehrlos und thatlos der Gewalt der revolutionären Partei die Bahnen offen.

Pichegru und Willot, in tiefer Niedergeschlagenheit über die Schwäche und Zwietracht des Volkes und der Volksvertretung, entwarfen dann noch einmal einen Plan, die Mehrheit zur Entscheidung zu bringen. Am 3. September sollte einer ihrer Vertrauten, der Abgeordnete Mersan, bei den Fünfhundert den Antrag stellen, die drei Directoren in Anklagestand zu versetzen; gleich nachher würden die beiden Generale mit der Garde des gesetzgebenden Körpers, verstärkt durch eine Anzahl alter nach Paris berufener Chouans, den Luxemburg umringen, die schwache Directorialgarde entwaffnen und sich der drei Angeklagten versichern. Es war ein Entwurf, wie deren so viele in den letzten Wochen aufgetaucht waren; ob ausführbar im Parlamente oder auf der Straße, ob auch nur ernstlich zur Ausführung bestimmt, wer will es sagen? Um so wichtiger aber wurde er dadurch, daß sich ein Verräther fand, der ihn nach allen Einzelnheiten dem Director Barras mittheilte, und jetzt trieb wieder die Furcht vor dem nächstdrohenden Unheil die jacobinischen Führer aus dem endlosen Zaudern hinaus zum schließlichen Wagen [2]). Man hatte bis dahin sich noch nicht

[1]) Bernadotte an Bonaparte: cette espérance des Clichyens tombe en quénouille. Vgl. Thibaudeau II, 58.

[2]) Fauche Borel II, 143, nennt einen Prinzen Carency als Verräther; seine Zuverlässigkeit ist sonst nicht überall sicher, doch gibt hier Augereau's Brief an Bonaparte 18. Fructidor, im Allgemeinen Bestätigung: la crainte d'être prévenu a précipité les mouvements (du directoire). Nach den Anecdotes secrètes sur le 18. fructidor hätte der Polizeiminister Sotin, um die unschlüssigen Directoren vorwärts zu treiben, die Nachricht eines bevorstehenden Angriffs erfunden.

geeinigt, weder über Tag und Stunde, noch über Mittel und Formen des Verfahrens; überall waren die Sorgen groß und die Vorbereitungen unvollständig. Jetzt schritt man in größter Eile zum Werk, und war selbst erstaunt, wie gefahrlos und leicht es in jedem Punkte von Statten ging.

Spät Abends am 3. September traten die Drei zusammen, constituirten sich unter Larevelliere's Vorsitz als Directorium, und blieben in permanenter Sitzung die Nacht hindurch. Die Schließung aller Stadtthore und Barrieren wurde befohlen; Augereau besetzte mit den Truppen der Garnison die wichtigsten Punkte von Paris, und führte dann persönlich eine starke Colonne gegen die Tuilerien, während eine Abtheilung der Directorialgarde selbst zur Verhaftung Carnot's und Barthelemy's ausgesandt wurde. Es hatte den Opfern an Warnungen nicht gefehlt; Thibaudeau hatte im Laufe des Abends Abzüge der Proclamation empfangen, welche am 4. der Stadt Paris die beschlossenen Maßregeln anzeigen sollte und Pichegru und die Saalinspectoren davon schleunigst in Kenntniß gesetzt. Carnot erhielt schon Nachmittags eine briefliche Anzeige der bevorstehenden Gefahr; er mahnte darauf Barthelemy zur Flucht, erklärte aber seinerseits auf seinem Posten bleiben zu wollen. Das Erbieten eines jungen Officiers, den Director Barras umzubringen, wies er mit Unwillen zurück. Ebenso hatte Tags zuvor Mathieu Dumas einen Pariser Bürger beschwichtigt, der ganz im Stillen eine große Anzahl zuverlässiger Leute für einen Ueberfall des Luxemburg zusammengebracht hatte; Napoleon, dem er zur Kaiserzeit dies Gespräch erzählte, sagte ihm: „ihr wart ein großer Thor, und versteht nichts von Revolutionen." Viele oppositionelle Abgeordneten wagten schon seit mehreren Tagen nicht in ihren Wohnungen zu schlafen, und hielten sich Nachts bei Freunden versteckt. Weiter aber gingen ihre Maßregeln zur Abwehr nicht. Die bewaffnete Macht hatte demnach vollkommen freies Spiel. Augereau fand in den Tuilerien die Saalinspectoren versammelt, und nahm sie gefangen, ohne daß Pichegru's Ansehn auf die Soldaten irgend erheblichen Eindruck gemacht hätte. Die Garde des gesetzgebenden Körpers trat auf der Stelle zu ihm über, und verhaftete selbst ihren bisherigen Commandanten Ramel. Barthelemy wurde in seinem Bette angetroffen und ohne Schwierigkeit abgeführt. Carnot entkam im letzten Augenblick durch eine Hinterthür, blieb einige Tage in Paris bei einem ihm befreundeten Abgeordneten der Directorialpartei, Oudot, verborgen, und fand dann Mittel, nach Genf zu entfliehn.

In allen Quartieren der Stadt waren Soldaten und Polizisten beschäftigt, mißliebige Personen der verschiedensten Art, Abgeordnete, Zeitungsschreiber, Emigranten, Chouans aufzuspüren und in Gewahrsam zu bringen. Als der Morgen des 4. September anbrach, erfuhren die Pariser durch große Maueranschläge, daß das Directorium das Vaterland noch einmal gerettet und die verruchten Royalisten zermalmt habe; anfangs, schrieb Bernadotte an Bonaparte, zeigte sich eine allgemeine Gleichgültigkeit, dann machte sich einige Neugier geltend, hier und da kam auch etwas Begeisterung zum Vorschein, und man vernahm wieder einmal den Ruf, der so lange in Paris geschwiegen hatte: es lebe die Republik.

Unterdessen versammelten sich die Getreuen des Directoriums nach dessen Wink, der Rath der Fünfhundert im Saal des Odeon, der Rath der Alten in der Schule der Medicin. Im Odeon, dessen Zugänge militärisch besetzt, dessen Galerien mit begeisterten Vorstädtern gefüllt waren, bewirkte Poulain-Grandpre die Bildung einer Commission von fünf Mitgliedern, die sich mit den Maßregeln zur Bewahrung der Verfassung beschäftigen sollte. Darauf erklärte Porte, wie sehr er sich freue, von den trefflichen Vaterlandsvertheidigern umgeben zu sein, und setzte einen Beschluß durch, der auf Grund des Artikels 69 der Verfassung das Directorium bevollmächtigte, ja aufforderte, die nöthigen Truppen in den constitutionellen Umkreis hereinzuziehen. Unter dem Beifall der Galerien wurde dann die Permanenz der Sitzung wie in allen frühern großen Tagen der Revolution beschlossen. Nicht ganz so leicht ging die Bewegung im Rathe der Alten vor sich, dessen Mitglieder stets eine vorsichtigere Haltung als ihre jüngern Collegen bewahrt hatten, und deshalb nicht so stark decimirt waren wie die Fünfhundert. Laussat fragte, wo das Decret über die Verlegung des Ortes der Sitzung existirte, Lecoulteux forderte Ermittlung, ob man in beschlußfähiger Anzahl versammelt sei. Marbot und Andere riefen zwar, es komme jetzt nicht auf leere Formalitäten, sondern auf die Rettung des Vaterlandes an; aber die Versammlung zeigte gar keine Eile für diesen erhabenen Zweck, bestätigte zwar die Permanenz der Sitzung und den Beschluß über die Truppen, vertagte sich dann aber bis zum Abend. Um sechs Uhr begann in beiden Rumpfversammlungen die Sitzung auf's Neue, um eine Botschaft des Directoriums über die große Verschwörung anzuhören. Sie schilderte die Beherrschung der letzten Wahlen durch die Royalisten, das Verhalten der Mehrheit bei den Gesetzen über Emigranten, Priester, Finanzen, legte

die Schriftstücke von Antraigues und Duverne de Presle vor, aus welchen die royalistischen Beziehungen Pichegru's, Imbert's, Lemerer's, Mersan's hervorgingen, behielt sich die Beibringung ähnlicher Beweise gegen andere Abgeordnete vor, und forderte den gesetzgebenden Körper zu kräftigem Handeln auf. Sofort nahm Boulay (von der Meurthe) für die Commission der Fünf das Wort. Nach einer kräftigen Darlegung der Lage bezeichnete er die Auffassung im Allgemeinen dahin, daß man im Kriegsstande sei, die besiegten Feinde für immer unschädlich machen, die Royalisten aus allen Behörden entfernen, die Häupter derselben deportiren müsse. (Es war Talleyrand's Verdienst, diese Strafe anstatt des Fallbeils für politische Vergehn empfohlen zu haben.) Darauf legte er einen Antrag vor, die Wahlen zum gesetzgebenden Körper in 48 Departements zu vernichten, die zurückgekehrten Emigranten auszuweisen, das Gesetz vom 3. Brumaire herzustellen, die gesammte Presse unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, den Cassationshof neu zu besetzen, 53 Abgeordnete und die beiden Directoren Carnot und Barthelemy zu deportiren. Einige Stimmen wagten schüchterne Einwendung, nicht gegen die brutale Vernichtung von Verfassung und Freiheit, welche jedes Wort des Antrags ankündigte, sondern zu Gunsten einzelner Abgeordneter auf der langen Aechtungsliste, und erwirkten die Streichung einiger Namen. Als sie dann aber besondere Abstimmung über jeden Punkt und jeden Namen begehrten, wies sie Debry gebieterisch zur Ruhe. Die Lage sei eine außerordentliche und fordere außerordentliche Mittel. Es gelte, sich den raschen Erfolg zu sichern; der Beschluß sei ohne Zögern im Ganzen zu fassen und sogleich dem Rathe der Alten zur Bestätigung zu übersenden. So geschah es, um Mitternacht. Der Rath der Alten überwies ihn einer Commission zur Berichterstattung; diese erklärte am Morgen des 5. September, sie habe weder Acten noch Beweisstücke, sie könne nichts sagen, und das Ganze lediglich der Weisheit des Rathes anheim stellen. Wieder ließ Marbot das Wort ertönen, daß man nicht an Formalitäten kleben, sondern gegen die große Verschwörung große Maßregeln ergreifen müsse. Man vertagte sich bis zum Mittag; da drängte Creuzé-Latouche: wir müssen handeln oder untergehn; die Lage ist schrecklich und bedarf durchgreifenden Muthes; wir formiren hier keine gerichtlichen Urtheile, sondern bekämpfen die Feinde der Republik; wir entfernen die Verräther von dem Boden des Vaterlandes, und sind gewiß, daß man die einzelnen Personen mit möglichster Menschlichkeit behandeln wird. Aber noch immer sträubte sich die

Mehrheit. Lecoulteux rief, daß er seine Collegen nicht in Masse verbannen könne, Regnier forderte Beschlußfassung über jeden einzelnen Fall. Indessen hatte das Directorium eine neue donnernde Botschaft eingesandt, worin auf schleunigen Erlaß der nöthigen Verfügung gedrungen und jede Rücksicht auf Formen, Gesetze, Verfassungsparagraphen verworfen wurde, weil man damit in den jetzigen Umständen einen Mord an der ganzen Verfassung begehn werde. Nach einer heftigen Rede, womit Bordas die Zweifel Lecoulteux's beseitigte, fügte sich endlich am Abend der Rath, und erhob Boulay's Vorschläge zum Gesetz.

Unterdessen beschäftigten sich die Fünfhundert (deren wirkliche Zahl allerdings stets unter der beschlußfähigen Hälfte blieb) mit einem Antrage, der alle Adligen, die nicht der Revolution Dienste geleistet, für unfähig zur Bekleidung aller Aemter erklärte, setzten eine neue Finanzcommission ein, verfügten eine Berathung über die Güter der Eltern von Emigranten, und forderten das Directorium auf, ihnen eine Liste der übelgesinnten Zeitungen zu senden, letzteres nach einem Tags zuvor geäußerten Begehren Garnier's, wie die verrätherischen Abgeordneten, so auch die schlechten Zeitungsschreiber zu deportiren. Hierauf wandte man sich, damit der Charakter des neuen Staatsstreichs nach keiner Seite unklar bleibe, denn auch einmal den Finanzen zu. Die letzte Verhandlung der zertrümmerten Mehrheit hatte nach einem Berichte von Boissy d'Anglas, der jetzt, wie kaum der Bemerkung bedarf, auf der Aechtungsliste stand, am 3. September den colossalen Unterschleifen im Heerwesen gegolten. Es zeigte sich, daß die Lieferanten des Sambreheeres, eine Compagnie Godard, noch kürzlich 37 Millionen erhalten hatten, weil sie sonst den Dienst nicht fortführen zu können erklärten, daß aber General Hoche in seinem letzten Schreiben versicherte, seit fünf Monaten gar keine Lieferung empfangen zu haben, so daß seine Truppen völlig auf Kosten des Landes hatten leben müssen. Und General Jourdan, erinnerte Johannot, hat uns gesagt, daß er zwei Jahre lang nur 10,000 Rationen anstatt der vom Staate zu drei Franken bezahlten 150,000 erhalten, folglich ein täglicher Unterschleif von 420,000 Franken durch zwei Jahre hindurch stattgefunden hat. Johannot erwirkte damit die Niedersetzung einer Commission, von der Jourdan ein Mitglied war, zur gründlichen Untersuchung und Verhinderungen dieser Mißbräuche. Zwölf Stunden später war die Rettung der Republik und die Sprengung der bisherigen Majorität durch Augereau's Soldaten erfolgt, und nun meinte am 5. ein altes Mitglied der Berg=

partei, Bentabolle, wenigstens Ein Werk jener Majorität sei von der allgemeinen Vernichtung auszunehmen, und beantragte Fortgang der gegen die Verschleuderungen verfügten Untersuchung. Aber er mußte sogleich erfahren, daß bei der Rettung des Vaterlandes dem Directorium auch die Rettung der Lieferanten wesentlich war. Bergoing, einer der nächsten Vertrauten des Directors Barras, rief ihm entgegen: mit solchen Processen würdet ihr das wenige Gold, was sich noch in Frankreich findet, vollends aus dem Lande jagen. Die Folgerung war unabweislich, daß schon jetzt aller französische Reichthum in den Händen der amtlichen Betrüger zusammengeflossen sei: die gesammte Directorialpartei schien diese Meinung zu theilen, und beseitigte einstimmig durch die Tagesordnung den ungeschickten Antrag Bentabolle's.

In Anerkennung dieser entgegenkommenden Gesinnung übermachte ihr dann unmittelbar nachher das Directorium eine Botschaft, worin es die Bedürfnisse des nächsten Finanzjahrs auf ungefähr 600 Millionen angab, ein schreiendes Deficit nachwies, und den Segen schilderte, welchen die jetzt zu eröffnenden neuen Hülfsquellen über das Land bringen würden. Am Schlusse seiner Darlegung sprach das Directorium die Hoffnung aus, der gesetzgebende Körper werde groß genug denken, um nur die leitenden Grundsätze des Budgets zu verfügen, und dann die einzelnen Ausführungsbestimmungen der Regierung zu überlassen. Die Versammlung überwies die Botschaft ihrer neuen Commission zu schleunigster Berichterstattung.

Am 6. September erließen die Fünfhundert, um jedem Verdacht zuvorzukommen, daß sie nicht völlig frei, nicht gänzlich mit dem Directorium einverstanden seien, eine feurige Adresse an das französische Volk über die Verbrechen der Royalisten und den glorreichen Wiedergewinn der Freiheit. Darauf brachte Bailleul einen Commissionsantrag ein auf Deportation der Eigenthümer, Redacteure, Verfasser und Mitarbeiter von 54 Pariser Zeitungen. Auch hier verstand es sich wie bei den geächteten Abgeordneten von selbst, daß niemand ein gerichtliches Verfahren oder einen Schuldbeweis gegen die Einzelnen begehrte; jedoch bewilligte dieses Mal auf Gaudin's Forderung der Rath die Einzelnabstimmung. Ehe man in dieselbe eintrat, erinnerte Desmolins, daß der Ausdruck Mitarbeiter doch gar zu unbestimmt sei, und selbst auf die Setzer mit bezogen werden könne. Bailleul erwiederte ärgerlich, daß die Commission daran nicht gedacht habe, und hoffentlich erwarten könne, daß man ihr einigen Menschenverstand zutraue. Indessen bewilligte er die Streichung der Mitarbeiter. Darauf

schritt man zur Berathung der Liste, und wenn bei diesem jacobinischen Nachwuchs überhaupt etwas noch Erstaunen erwecken könnte, so müßte man die brutale Leichtfertigkeit, womit hier über das Lebensglück vieler hundert Menschen entschieden wurde, wunderbar nennen. Die Verlesung nannte den Mercur Universel. Dessen Redacteur, rief eine Stimme, ist ja ein völlig harmloser Dummkopf. Die Streichung wurde genehmigt. „Le Journal des Spectacles." Tallien fragte: ist das Blatt wirklich so schlimm? Der Berichterstatter Bailleul antwortete: ich habe es nie gelesen. Darauf erklärte Quirot, daß der Antrag doch offenbar zu weit gehe und ungenügend vorbereitet sei; er forderte Zurückweisung desselben an die Commission. Boulay von der Meurthe unterstützte das; er habe nur zwei oder drei dieser Zeitungen gelesen, und kenne die übrigen gar nicht. Aber es war kein Gedanke daran, einen solchen Aufschub zu erlangen; Quirot's Begehren wurde durch die Tagesordnung beseitigt, und die Verlesung ging ihren Gang. Ein Blatt L'Historien wurde genannt. Es ist das allergiftigste, riefen mehrere Stimmen. Es war das Organ des greisen und immer jungen Dupont de Nemours, wohl des bedeutendsten Geistes unter allen früheren Mitgliedern der Räthe. Mit großer Mühe setzte Boulay seine Verschonung durch. Schließlich wurde das Personal von 42 Zeitungen zur Deportation bestimmt.

In den nächstfolgenden Tagen wurden dann an die Stelle der ausgestoßenen Directoren die bisherigen Minister Merlin von Douay und François von Neufchateau gewählt, und am 10. September in einer einzigen raschen Verhandlung das Budget des kommenden Jahres ganz nach den Wünschen des Directoriums bewilligt. Die Ausgaben wurden in einer einzigen Generalsumme festgestellt, weil, wie der Berichterstatter sagte, bei der Masse der vorhandenen Rückstände eine Scheidung des ordentlichen und des außerordentlichen Budgets nirgend durchzuführen sei. Bei den Einnahmen wurden die alten Wünsche des Directoriums erfüllt, die Herstellung der Lotterie, die Einführung des Chausseegeldes, die Verfügung einer Salzsteuer. Jemand meinte, daß die Auflage gerichtlicher Sporteln zweckmäßiger sein würde als die Lotterie; der Rath löste den Zweifel, indem er Beides annahm. In Betreff der Staatsschuld wurde beschlossen, daß ein Drittel derselben zu consolidiren sei, mit andern Worten, daß die Zinsen der beiden andern Drittel nicht mehr bezahlt werden sollten. Bisher hatte man thatsächlich nur ein Viertel, und dies nicht vollständig, bezahlt, immer aber den Rechtsanspruch der Gläubiger anerkannt. Ob in

Zukunft die Zahlung des consolidirten Drittels regelmäßig erfolgen würde, mußte von dem Ertrage der neuen Steuern abhängen: für die Gegenwart brachte der rettende Staatsstreich der französischen Nation außer der Beschützung der Plusmacher für zwei Drittel ihrer Schuld den erklärten Bankerott.

Indessen hatte das Directorium für die Geächteten die heißen Sumpf- und Sandstriche von Cayenne als künftigen Wohnort bestimmt, so daß es guten Grund hatte, wenn einer seiner Beamten dem treuen Diener Barthelemy's, Letellier, der seinen Herrn zu begleiten wünschte, grob entgegenrief, er sei nicht bei Sinnen, denn diese Deportation sei der Tod. Die Behandlung der Unglücklichen auf der ganzen Ueberfahrt bekundete diese Gesinnung der Machthaber. Durch Frankreich hindurch wurden sie auf vergitterten Wagen unter Entbehrungen und Mißhandlungen aller Art nach Rochefort geschleppt, und dann auf den Schiffen in den untersten Kielraum bei elender Beköstigung zusammengepackt; es erschien wie ein Wunder, daß sie auch nur den Ort der Verbannung erreichten. Es waren im Ganzen 209 Personen, darunter die hervorragendsten Männer des Landes, wie Barthelemy, Pichegru, Barbé-Marbois, und von diesen waren vor Ablauf eines Jahres 35 dem Sumpffieber erlegen, 85 schwer erkrankt. Es war ein Glücksfall über jede Wahrscheinlichkeit hinaus, wenn noch zwei Jahre weiter ein einziges der Opfer das Sonnenlicht sah.

Das Directorium stand am Ziele seiner Wünsche. Noch einmal konnten die Männer des Conventes den Fuß auf den Nacken des gebändigten Frankreich setzen. Noch einmal war das Land unter die allmächtige Herrschaft einer demokratischen Minderheit geworfen, einer Partei, welche sich von den alten Jacobinern nur dadurch unterschied, daß sie ihre Gegner nicht auf dem Schaffot, sondern durch das Faulfieber sterben ließ, daß sie ihre Macht nicht auf einen aufgeregten Pöbel, sondern auf die organisirte Militärmacht stützte, daß sie nicht mehr durch Papiergeld und Maximum, sondern durch den Mißbrauch der gewohnten Staatsfinanzen sich die Habe ihrer Unterthanen aneignete. Sonst aber war den Jacobinern erster und zweiter Hand die Nichtachtung des Rechts, der Fanatismus für ein selbstgemachtes Staatsideal, und der Haß der individuellen Selbstbestimmung gemeinsam. Nach dem 18. Fructidor beeilten sie sich, die Preßfreiheit vollständig zu ersticken, und die Unabhängigkeit der Gerichte zu zerbrechen. Die vom Volke ernannten Verwaltungsbeamten wurden massenweis durch die Creaturen der Regierung ersetzt,

Lyon und ein großer Theil des Südens unter Bonaparte's Militärbefehl gestellt. Für die Mehrheit der Departements waren die Wahlen zur Volksvertretung cassirt, und wie es bei den Neuwahlen hergehn würde, kündigte bereits am 10. September eine Verhandlung der Fünfhundert mit frecher Offenheit an: es wurde beantragt und beschlossen, alle anhängigen Processe wegen Gewaltthätigkeiten und Prügeleien bei den Wahlen im Frühling niederzuschlagen, denn, wurde bemerkt, die Angeklagten sind sämmtlich Patrioten, und würden ohne diese befreiende Maßregel nicht wagen, auf die bevorstehenden Wahlen wieder einzuwirken. Unter diesen Umständen fühlte sich das Directorium stärker als jemals früher, und beschloß sich denn auch seiner wirksamsten Stützen, der Armeen, gründlicher als bisher zu versichern. Es hatte dem General Moreau seine Lauheit bei den Vorbereitungen zum Staatsstreiche nicht vergessen, und berief ihn also gleich nach dem Triumphe des 18. Fructidor zu einer mündlichen Berathung nach Paris. Es war eine milde Form für seine Absetzung; man zürnte ihm noch aus dem besonderen Grunde, weil er Briefschaften über Pichegru's Verkehr mil Condé, die im April in seine Hände gefallen, erst am 3. September nach Paris, und zwar nicht amtlich an das Directorium, sondern privatim an den Director Barthelemy eingesandt hatte. Der Befehl über das Rheinheer wurde einstweilen dem General Hoche übertragen, und somit die Leitung des Rhein- und des Sambreheers in einer Hand vereinigt. Gleich nachher aber starb Hoche, durch Anstrengungen, Genüsse und Leidenschaften aller Art aufgerieben, in der Blüthe des ersten Mannesalters, und das Directorium benutzte den Anlaß, um seinen besten Helfer beim Staatsstreich, den General Augereau, auf gute Art aus Paris zu entfernen. Augereau war durchaus der Meinung gewesen, daß ihm jetzt eine Stelle im Directorium selbst gebühre, und hatte nicht wenig gezürnt, als man ihm einen Advocaten und einen Litteraten vorzog. Als man ihm jetzt den Oberbefehl über die beiden größten Heere der Republik, ein Commando doppelt so groß wie jenes des Generals Bonaparte, übertrug, konnte er freilich nicht anders als sich zufriedengestellt erklären.

Viertes Capitel.

Friede mit Oesterreich.

Während in Frankreich General Bonaparte mit höchster Genugthuung den Triumph der Revolutionsmänner sich vollziehn sah, kamen in der europäischen Politik ohne sein Zuthun die Verhältnisse seinen Wünschen entgegen.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß bei allseitiger Begeisterung oder durchgreifender Leitung Oesterreich im Sommer 1797 reichlich so viele Mittel wie der französische Gegner gehabt hätte, seine diplomatischen Ansprüche im Nothfall noch einmal mit gewaltiger Waffenmacht geltend zu machen. Allerdings hatte es jetzt sechs schwere Kriegsjahre hinter sich, und stand im Reichthum natürlicher Hülfsquellen ohne Zweifel Frankreich nach. Dafür hatte es seine militärischen Kräfte lange nicht in dem Maße wie dieses angestrengt, und war nicht wie dieses durch die entsetzlichen Verluste und Leiden einer beispiellosen Revolution hindurchgegangen. Wenn Frankreich befähigt war, nach dem Abschluß der Präliminarien seine Heere zu erfrischen, zu ergänzen und in schlagfertigen Stand zu setzen, so hätte auch den Kräften Oesterreichs bei einer tüchtigen Verwaltung und entschlossenen Gesinnung diese Aufgabe nicht zu schwer sein dürfen. Aber eben diese wesentlichsten Voraussetzungen fehlten an allen Enden. Wohl zürnte der Kaiser auf Bonaparte und die Jacobiner, und erklärte auf jede Vorstellung Thugut's seine Bereitwilligkeit zur Ausdauer. Aber schon in seiner nächsten Nähe stand die Kaiserin, unaufhörlich von Neapel her auf eiligen Frieden gedrängt, und selbst erfüllt von der Angst vor unendlichem Elend bei längerer Fortdauer des Kriegs. Es wurde

erzählt [1]), bei Bonaparte's Anmarsch auf Wien habe sie mit ihren Kindern im entscheidenden Augenblicke sich dem Kaiser, inmitten des versammelten Ministerrathes, zu Füßen geworfen, und ihn zum Eintreten in die Friedensverhandlung bestimmt; jedenfalls war auch jetzt ihr Einfluß stark genug, um Thugut an der gänzlichen Beseitigung Gallo's zu hindern, so zornig dieser über den Neapolitaner und dessen stetes Flehen um raschen Separatfrieden war. Wie es sonst mit dem Hofe und dem hohen Adel stand, haben wir mehrfach beobachtet: der nächste Vertraute des Kaisers, Graf Colloredo, obwohl kein Widersacher Thugut's, hatte doch viel schwächere Nerven als dieser, und über die Umtriebe der Trautmannsdorff und Rotenhan hatte der Minister unaufhörlich zu klagen. Die Bevölkerung, vor Allem die Wiener, war des Krieges gründlich müde, und nahm es mit den Bedingungen durchaus nicht genau, wenn nur auf irgend welche Art Friede würde. Das Schlimmste war, daß diese Gesinnung ganz unverholen auch in dem Heere sich geltend machte, weniger bei den rheinischen, noch nicht von Bonaparte getroffenen Regimentern, um so rückhaltloser aber bei den gegen Italien aufgestellten Truppen, deren Zahl nach Thugut's Angabe [2]) damals zwar auf 90,000 Mann gebracht, deren Kriegsmuth aber völlig erloschen war. Auch General Mack, so gute Dienste er im April gethan, so eifrig er jetzt für Ausrüstung und Zucht der Mannschaften sorgte, erklärte es für Wahnsinn, nochmals loszuschlagen, ehe man durch den Friedensschluß in den Besitz der venetianischen Festungen und Mantua's gelangt sei: wenn man den neuen Kampf ohne diese Stützpunkte beginne, so werde der Feind nach kurzer Frist zum zweiten Male in der Nähe von Wien stehn. Kurz, wohin Thugut blickte, sah er sich ohne Unterstützung. Der Kaiser war langsam, unschlüssig, ohne Festigkeit gegen die sich widersprechenden Einflüsse; die Finanzen waren, wenn nicht völlig auf dem Trocknen, so doch in knappster Bedrängniß, die Heeresrüstungen in schleppendem, täglich stockendem Fortgange. „Bei Gott," schrieb er mehr als einmal an Colloredo, „mit allem Grimm im Herzen, was kann man thun? Die Maschine ist aus allen Fugen."

Wollte er unter solchen Verhältnissen seine Forderungen gegen Bonaparte's Sträuben durchsetzen, so war er um so mehr auf die Hülfe der

---

[1]) Von General Mack dem englischen Gesandten.

[2]) In einer Depesche nach Petersburg, 30. August, höchst wahrscheinlich etwas übertrieben.

früheren Bundesgenossen angewiesen. Hier aber standen die Aussichten nicht besser als im Inlande. Kaiser Paul war und blieb in seiner friedfertigen Laune; er war damals eifrig mit der Umformung seiner Armee und mit der Einübung einer neuen Fechtmethode beschäftigt, und erklärte für diese Schul- und Uebergangszeit jedes kriegerische Auftreten für schlechthin unmöglich. Es blieb also nur noch England übrig, und wir haben wahrgenommen, wie wenig Thugut seit Leoben für ein gutes Verhältniß zu dieser Macht gethan hatte. Ja, unmittelbar vor dem neuen Zerwürfniß mit Bonaparte hatte er in seiner eigensinnigen Weise die Verstimmung des englischen Ministeriums beinahe zur Erbitterung gesteigert. Nachdem der Abschluß der Präliminarien in London bekannt geworden, hatte Pitt begreiflicherweise die Realisirung des früher verheißenen österreichischen Kriegsanlehns unter englischer Garantie nicht weiter verfolgt; statt dessen aber schloß Lord Grenville im Mai einen besondern Vertrag mit dem kaiserlichen Gesandten Stahremberg, nach welchem Oesterreich eine kleinere Anleihe von etwas über 1½ Millionen Pfund Sterling machen würde, um hiemit die monatlichen Vorschüsse zurückzuzahlen, welche England während des Krieges der österreichischen Regierung, unter Vorbehalt ihrer Tilgung aus der Anleihe, geleistet hatte. Obwohl nun die Zahlungspflicht unzweifelhaft war, verweigerte doch unter allerlei Vorwänden Thugut die Bestätigung des Vertrags, was vor allen Dingen die Folge hatte, daß England die vorgeschossenen Summen nicht zurückerhielt. Lord Grenville erschöpfte sich in Vorstellungen bei Stahremberg, Sir Morton Eden bei Thugut; es war Alles vergeblich, und das englische Ministerium begann in sehr hohem Tone von der geschäftlichen Unzuverlässigkeit Oesterreichs zu reden. Es war also äußerst fraglich, wie groß der Eifer Englands zur Unterstützung der österreichischen Politik gegen Bonaparte sein würde.

Indessen machte Thugut den Versuch. Er hatte, nachdem er Bonaparte's heftige Note vom 21. Juni empfangen, mehrere Gespräche mit Sir Morton Eden; er versicherte ihm, daß Gallo niemals befugt gewesen, auf den Congreß zu verzichten, daß Bonaparte die schönsten Vortheile in Aussicht gestellt, wenn Oesterreich mit Uebergehung seiner Bundesgenossen sofort abschließe, daß der Kaiser sich zu einer solchen Rücksichtslosigkeit gegen England und Rußland nicht herbeilassen könne, aber freilich, ehe er zum offenen Bruch mit Bonaparte schreite, Sicherheit haben müsse, daß England nicht vorher seinerseits einen Separatfrieden mit Frankreich mache.

Sir Morton berichtete darüber am 5. und 12. Juli; man kann annehmen, daß er nach den Erfahrungen des April in seinen eignen Aeußerungen gegen Thugut vorsichtig gewesen, nach seiner ganzen Gesinnung aber dem kaiserlichen Minister nicht von vorn herein jede Hoffnung abgeschnitten hat. Wenigstens schritt in den nächsten Wochen Thugut vorwärts, als sei er der englischen Hülfe völlig sicher. Er setzte es jetzt bei dem Kaiser durch, daß Gallo jene polemischen Noten, vom 18. Juli, den Franzosen überreichen mußte; er erwirkte zugleich die Weisung an den Marchese, sich nach Wien zu begeben, und die weitere Verhandlung dem Grafen Cobenzl zu überlassen, und sandte diesem den definitiven Befehl der Abreise von Petersburg, um mit größerer Festigkeit als Gallo dem französischen Eroberer entgegenzutreten.

Aber diesem Eifer war kein langes Leben bestimmt. Denn die Antwort, welche auf Thugut's Eröffnungen aus London erfolgte, war niederschlagend im höchsten Maße. Lord Grenville schrieb am 21. Juli an Stahremberg: „man fängt also an, in Wien die Wahrheit dessen zu erproben, was Sie und ich dort so oft tauben Ohren gepredigt haben, daß man nämlich bei einer Unterhandlung mit Frankreich wohl glänzende Bedingungen, aber niemals die Gewißheit ihrer Erfüllung erlangen könne. Man schlägt uns wirklich vor, die alte Eintracht zu erneuern, und unsern Frieden gemeinsam auf einem zukünftigen Congresse zu unterhandeln. Wir antworten, daß es zu spät ist, auf einen Congreß zu warten. Man hat uns weder über die Präliminarien noch über den Congreß früher eine Mittheilung machen wollen, als bis die Pariser Zeitungen das Geheimniß bereits allen französischen und englischen Kaffeehäusern erzählt hatten. Die Eröffnung, die man uns endlich zukommen ließ, war so dürftig, und so wenig freundschaftlich wie möglich. Dies wäre die Rechtfertigung unserer Separatunterhandlung, wenn eine solche überhaupt nöthig wäre. Möge aber dieser Schritt gut oder schlecht sein, er ist einmal gethan; wir haben die Verpflichtung übernommen, mit redlichem Willen einen definitiven Frieden zu unterhandeln, und Se. Majestät wird dieser Pflicht nachkommen wie jeder andern. Das Ergebniß ist freilich nicht gewiß; der Gegner kann die Gelegenheit benutzen wollen, uns beide zu täuschen, und in diesem Falle könnten wir das alte Einverständniß erneuern". Lord Grenville schloß dann mit den Worten: „Dixi; es ist nun Ihre Sache, diese Skizze auszuführen, und meiner ganz nackten Wahrheit die Kleider und den Schmuck anzulegen, deren sie bedarf, um

sich vor fremden Leuten sehn zu lassen". Ganz in derselben Weise wurde zwei Tage später auch Sir Morton Eden beschieden: schlägt unsere französische Unterhandlung fehl, so sind wir zu ferneren Abreden mit Oesterreich bereit; meint Frankreich es redlich, so schließen wir unsern separaten Frieden.

Diese einfache und kategorische Sprache schlug durch. Bei einer solchen Haltung Englands wäre es mehr als lächerlich gewesen, sich in Udine noch länger hinter die Forderung eines Congresses zu verstecken, und mehr als thöricht, in irgend einem Falle noch auf volles Vertrauen und hingebende Hülfe Englands zu rechnen. Wohl oder übel mußte man also Frankreich gegenüber einlenken. Thugut meinte, vielleicht bei Talleyrand, der eben damals das Ministerium übernahm, einen bequemeren Boden als bei Bonaparte zu finden, und sandte diesem am 31. Juli eine Note, welche in aufgebauschten Wendungen die Friedensliebe und Vertragstreue des Kaisers rühmte, und mit feierlichem Nachdrucke den Rechtsanspruch auf einen Congreß aufrecht hielt, dann aber bemerkte, daß England allerdings sich jetzt auf einen andern Boden gestellt, der Kaiser also nur noch das vertragsmäßige Recht Rußlands auf Theilnahme an den Verhandlungen zu wahren habe. Er hoffe hiernach, schloß darauf die Note, Bonaparte werde solche Weisungen erhalten, daß alle Schwierigkeiten sich ebnen würden. Da Kaiser Paul entfernt nicht gesonnen war, von jenem Rechte Gebrauch zu machen, so war unter allen den stolzen Worten schließlich der Rückzug erklärt, und die Bereitwilligkeit zur Fortsetzung der Udiner Verhandlung ausgesprochen. „Da England für sich allein unterhandelt, sagte Thugut einige Tage später zu Sir Morton, Rußland aber sich völlig gleichgültig verhält, so will der Kaiser den Congreß auf die Reichsangelegenheiten beschränken, und seinen eignen Frieden in Udine zum Abschluß führen."

Eine Woche später, am 9. August, kam Cobenzl in Wien an. Was er aus Petersburg brachte, war nicht geeignet, den Muth zu erhöhen: noch bei der Abschiedsaudienz hatte ihm Paul mit höchster Gelassenheit gesagt, es werde ohne starke Aenderungen in der deutschen Reichsverfassung der Friede schwerlich zu erreichen sein. Gegen derartige Zumuthungen Bonaparte's war also bei Rußland ebenso wenig Hülfe wie bei England zu finden. Wie es scheint, hatte Graf Cobenzl nicht eben großen Eifer, unter so hoffnungslosen Umständen seinen Ruhm an die französische Unterhandlung zu setzen. Obwohl eigens zu diesem Zwecke

von Petersburg zurückberufen, blieb er für's Erste ruhig in Wien. Thugut sagte dem englischen Gesandten, der Graf werde sich vielleicht nach Görz verfügen, um von dort aus Gallo's gar zu lebhaften Eifer im Zaume zu halten. Es war doch wieder der neapolitanische Marchese und dessen alter Genosse Merveldt, die mit dem Gesandten in Basel, Degelmann, am 11. August die ferneren Weisungen für Udine in Empfang nahmen. Diese Instruction zeigte in allen Punkten das Bewußtsein der ungünstigen Lage. Wie wir uns erinnern, hatte Bonaparte Mantua für Cisalpinien und Mainz für Frankreich begehrt, dem Kaiser aber Venedig, Salzburg und Passau angeboten: Thugut dagegen hatte einzelne Stücke des linken Rheinufers Preis geben wollen, dafür aber in Italien die Abtretung der Legationen gefordert. Jetzt wurden immer noch die Gesandten befehligt, die bisherige Position so lange wie möglich zu behaupten, den Anspruch auf den europäischen Congreß sich vorzubehalten, die gemessensten und behutsamsten Formen der Verhandlung zu beobachten: schließlich aber erhielten sie die Vollmacht zu sehr bedeutenden Einräumungen, und zwar durchaus in dem Sinne, daß sie unerschütterlich auf der italienischen, und erst wenn hier gesichert, dann nachgiebig auf der deutschen Seite sein sollten. Für Italien würden sie zunächst die Herstellung der venetianischen Adelsverfassung fordern; wenn dies, wie vorauszusehen, unerreichbar wäre, so wolle der Kaiser, zur Verhütung demokratischen Unfugs, sich herbeilassen, Venedig und die Legationen unter seine eigene Herrschaft zu nehmen, und dann einen Theil der Provinz Brescia der cisalpinischen Republik abtreten; sollte auch dieses System Schwierigkeiten finden, so würden die Gesandten die Franzosen auffordern, anstatt der Legationen ein anderes italienisches Territorium von gleichem Werthe für den Kaiser auszumitteln. Was Deutschland betraf, so sollten sie alle Einzelnheiten auf die künftige Verhandlung des Reichsfriedens verweisen, und nur den Grundsatz der Reichsintegrität nach Artikel fünf der Präliminarien zu wiederholter Anerkennung zu bringen suchen. Würde hier aber die Hartnäckigkeit der Franzosen unbesiegbar sein, so wolle der Kaiser so weit nachgeben, daß er in einem geheimen Artikel Lüttich, Stablo, Malmedy und Logne den Franzosen überließe, und sich verpflichtete, falls dann das Reich dieser Abtretung nicht zustimmte, demselben seine Unterstützung zu entziehn und sein Contingent von dem Reichsheere abzuberufen. Damit aber war die Reihe der eventuellen Zugeständnisse noch nicht geschlossen. „Der Kaiser, sagte die Instruction, liebt es sich zu überreden, daß die Franzosen die

dem Artikel fünf gebührende Rücksicht nicht völlig aus den Augen setzen werden. Indeß um jeden Argwohn gegen seine aufrichtige Friedensliebe zu zerstreuen, will er im Nothfall einen Artikel genehmigen, daß er, wenn die Verhandlung des Reichsfriedens nicht zu dem gewünschten Ergebniß führe, dann zu dem weiteren Reichskriege nicht das ganze österreichische Heer, sondern nur sein Reichscontingent stelle." Also falls die Franzosen mit Lüttich u. s. w. zufrieden sind, gar keine Unterstützung des Reiches weiter durch den Kaiser, wenn sie aber mehr begehren, unter Umständen nur die Leistung des Reichscontingents. Den Worten nach war es eine Abstufung des österreichischen Verhaltens in den beiden Fällen; thatsächlich hatte sie freilich nicht viel auf sich, da ja Thugut selbst in jener Instruction vom 14. Mai bereits das Contingent als höchst geringfügig, ja beinahe als nichtig bezeichnet hatte. Wovon macht nun Thugut diese letzte Einräumung abhängig? Er knüpft sie an zwei Voraussetzungen, eine formale und eine sachliche. Sie muß, sagt er, zunächst in einer passenden Weise ausgedrückt werden, so daß der Kaiser mit ihr dem Reiche nicht etwas zu entziehen, sondern zu gewähren scheine, etwa in der Wendung, daß er in einem solchen Falle sich vorbehalte, unbeschadet seines mit Frankreich geschlossenen Friedens, immer noch sein Contingent zum Reichsheere zu stellen. Sodann schärft er in einem besonderen Schriftstücke den Gesandten ein, die Concession mit der äußersten Zurückhaltung sich abringen, und sie vor Allem nicht eher in das Protokoll aufnehmen zu lassen, bis die italienischen Erwerbungen im österreichischen Interesse unwiderruflich festgestellt seien.

Mit einem Worte: die Franzosen mögen in Deutschland so viel nehmen wie sie wollen, wenn sie in entsprechender Weise der österreichischen Ausdehnung in Italien zustimmen. Schon längst nahm Thugut an den deutschen Reichssachen kein positives Interesse mehr; er war thätig auf diesem Gebiete nur nach dem polemischen Sinne, Preußens Wachsthum im Reiche zu hindern. Dieser Kampf erschien ihm zur Zeit, bei Englands Absage und bei Rußlands Gleichgültigkeit, hoffnungslos. Für den Augenblick wenigstens gab er ihn auf: mochten die deutschen Reichsstände sehen, hatte er schon im Frühling 1795 geschrieben, wie sie zwischen Frankreich und Preußen fertig würden. Er zog sich auf specifisch österreichische Politik zurück, und suchte für diese eine neue Zukunft auf einem Boden, der ja auch ein altkaiserlicher war, auf dem Boden Italiens.

Gallo langte, mit diesen Instructionen gerüstet, am 17. August in

Udine an, wo Merveldt und Clarke anwesend waren, Degelmann am 19. eintraf. Auf Clarke's Meldung darüber, setzte sich denn auch Bonaparte in Bewegung, und kam den 27. August nach Passariano, einem Landhause des Exdogen Manin, in der Nähe von Udine; es wurde darauf beschlossen, die Conferenzen abwechselnd in beiden Orten zu halten. Die Verhandlung begann denn; aber allerdings, Thugut's Vorschriften entsprechend, entwickelte sie sich mit äußerster Langsamkeit. Denn Bonaparte stand fest auf dem seit dem 26. Mai beschrittenen Boden, und hatte so eben, in Folge des Thugut'schen Briefes an Talleyrand, durch diesen neue Instructionen vom 19. August erhalten, welche, im geraden Gegensatze zu Thugut's Wünschen, Oesterreichs italienische Erwerbungen auf das kleinste Maß zurückzuführen mahnten: Bonaparte wurde angewiesen, in Italien den Kaiser wenn irgend möglich auf Istrien und Dalmatien, und falls dies unerreichbar sei, auf die Etschlinie zu beschränken, in Deutschland aber mindestens die 1793 vom Convente reunirten Landschaften, insbesondere Speier, Worms und Mainz für Frankreich zu fordern, die Entschädigung des Kaisers, Modena's und Oranien's auf Säcularisationen anzuweisen, und die venetianischen Festungen in keinem Falle den Oesterreichern früher zu überliefern, ehe diese die rheinischen geräumt hätten. Immer betonte Talleyrand in seiner ausführlichen Erörterung wiederholt, es seien dies Ansichten und Wünsche des Directoriums, keineswegs aber bindende Befehle; man vertraue der Kraft und Weisheit Bonaparte's vollständig, und gebe ihm unbedingt freie Hand, abzuschließen, wie er es für gut und nöthig erachte [1]). So standen die beiden Parteien weit aus einander, als sie am 31. August in ihrer ersten Conferenz die Verhandlung durch Austausch ihrer Vollmachten begannen. Die zweite Sitzung wurde mit Hin- und Herreden über jenen österreichischen Vorbehalt des europäischen Congresses im Fall des Mißlingens der jetzigen Unterhandlung verbracht; die Franzosen wollten denselben nicht zulassen; endlich beschloß man ohne Entscheidung der Frage darüber hinweg zu gehen, und vor Allem die Probe zu machen, wie weit die jetzige Unterhandlung gediehe. In der dritten Conferenz erklärten die Franzosen, daß sie sich nur noch bis zum 1. October an die Präliminarien gebunden erachten dürften, die Oesterreicher aber brachten sofort eine kräftige Verwahrung gegen jede solche Fristsetzung ein. Endlich, in der vierten Conferenz, am 4. Sep-

[1]) Correspondance inédite, VII. 220 ff.

tember, kam man zur Sache. Man legte der Berathung die Artikel der Präliminarien zum Grunde. Die ersten gaben zu keinen Bemerkungen Anlaß; desto ausführlichere Erörterungen führte jedoch der fünfte herbei, der einen Congreß zur Berathung des deutschen Friedens auf der Grundlage der Integrität des Reiches verhieß. Hier fragten zunächst die Franzosen, ob und wann der Congreß Statt finden solle, und beantragten, ihn gleich nach dem Abschluß des österreichischen Friedens in Rastadt zu eröffnen. Die kaiserlichen Gesandten erwiederten, daß sie nur zur Unterhandlung des letzteren bevollmächtigt seien, und für den Reichsfrieden keine Instruction besäßen. Zwei Tage nachher, am 6., in der fünften Conferenz, gelangte man zur Berathung des Artikels, welcher den Franzosen Belgien abtrat und ihre constitutionellen Grenzen anerkannte, und Bonaparte erhob den Anspruch, daß unter dem letzteren Titel nicht bloß die in der jetzigen Verfassung aufgezählten, sondern auch die durch einzelne Conventsbeschlüsse 1793 mit Frankreich verbundenen Landschaften einbegriffen seien. Die kaiserlichen Gesandten führten dagegen aus, daß es sich bei den constitutionellen Grenzen höchstens um einzelne belgische Enclaven handeln, und der Artikel nur die bisher österreichischen, nicht aber die Besitzungen anderer Reichsstände verstehen könne, zumal Artikel fünf die Integrität des Reiches ausdrücklich anerkannt habe. In der siebenten Conferenz, am 9. September, besprach man die venetianischen Angelegenheiten, und fand sich wieder auf völlig entgegengesetzten Standpunkten. Die Franzosen verwahrten sich gegen die österreichische Besetzung der dalmatinischen Inseln und Cattaro's, während die Kaiserlichen diese Landschaften für untrennbare Dependenzen des dem Kaiser überlassenen Dalmatien erklärten. Ihrerseits begehrten sie darauf die Herstellung der venetianischen Adelsherrschaft, worauf aber Bonaparte entgegnete, daß er nicht berufen sei, in die innere Verfassung Venedigs einzugreifen, und zu großem Zorne der Gegner sogar die Behauptung aufstellte, daß ein Vertreter des demokratischen Stadtraths von Venedig zu den Verhandlungen hinzuzuziehen sei. Genug, ein jedes der Sitzungsprotokolle zeigte das trübe Ergebniß, daß man die streitenden Auffassungen sich zwar sehr deutlich entgegengestellt, zur Lösung aber keinen Schritt vorwärts gethan hatte.

Indessen hatte Bonaparte weitere Mittel in Bewegung gesetzt, um auf die kaiserlichen Unterhändler einzuwirken: Mittel sowohl der Ueberredung als der Einschüchterung. Gleich nach den ersten Conferenzen bemerkte er ihnen, daß man zu keiner Verständigung kommen würde, wenn

man an dem bisherigen Verfahren festhielte, sich nur in den amtlichen Verhandlungen unter Aufsicht des Protokollführers zu sehen, und nicht daneben in vertraulicher Besprechung einen Ausgleich der Meinungen suche. Die Gesandten gingen darauf ein, und ließen in diesen Gesprächen nur zu bald erkennen, wie sehr sie persönlich zu friedseligster Nachgiebigkeit bereit wären. Schon früher bei Clarke hatten sie solche Geständnisse gemacht; es war besonders Gallo, der dem Franzosen seinen Kummer über Thugut's Eigensinn nicht verbarg, und ihm selbst seine neapolitanischen Briefe zeigte, in welchen der Wiener Hof zum eiligsten Abschluß auf jede Bedingung ermahnt wurde[1]). Es kam dazu, daß sich damals die Höfe von Parma, Florenz und Neapel sehr eifrig mit Plänen über die Theilung des Kirchenstaats beschäftigten, dafür in Wien durchaus keine Zustimmung fanden, und sich um so mehr um den Schutz des Generals Bonaparte bemühten, zumal Neapel, welches auch noch auf einige der jonischen Inseln begehrliche Blicke warf, und darüber bei dem französischen Gesandten Cacault vernehmlich anklopfte. Bonaparte, welcher diese Wünsche äußerst lächerlich fand, redete mit Gallo darüber in einer, allerdings nicht bindenden, immer aber sehr entgegenkommenden Weise, und gewann hiemit das ganze Herz des leichtgläubigen Diplomaten. Gallo vertraute ihm darauf seinen ganzen Zorn gegen Thugut an, der allein, gegen die Wünsche des Kaisers und des Volkes, den Frieden hindere, und war bereit, durch den Einfluß der Kaiserin das Mögliche zu dem Sturze des zähen Ministers zu thun. Am 5. September gestanden die Bevollmächtigten dem General das letzte Wort ihrer Aufträge, die Forderung von ganz Venetien und den Legationen, als der Bedingung aller rheinischen Abtretungen. Bonaparte fand für gut, hier die rauheste Seite herauszukehren. Er fuhr sie heftig an, fragte, wie nahe ihre Armee bei Paris stände, und trug einen heftigen Zorn über die Unverschämtheit solcher Vorschläge zur Schau; er redete sehr geringschätzig über das österreichische Heer, und versicherte ihnen, daß er binnen vierzehn Tagen Wien erreichen würde, wenn sie es durch so wahnsinnige Forderungen zu neuem Kriege trieben. Um ihnen diesen Eindruck zu schärfen, erließ er zwei Tage nachher einen Heerbefehl, welcher seinen Divisionen ankündigte, daß sie am 23. September in jeder Hinsicht gerüstet, zum Ausmarsch bereit sein müßten. Merveldt war ganz durchdrungen von der hier aufsteigenden Gefahr, und versuchte bei

[1]) Clarke's Berichte im Pariser Archiv des Auswärtigen.

weiteren Gesprächen, am 10. und 12. September, Bonaparte's äußerste Zugeständnisse zu erforschen. Während dieser Erörterungen kam am 11. die Nachricht von dem Staatsstreiche des 18. Fructidor nach Passariano, und Bonaparte ermangelte nicht, den Oesterreichern das Ereigniß als sein eigenstes Werk zu schildern, und die hiermit erfolgte innere Kräftigung der Republik mit Nachdruck hervorzuheben. So sank den kaiserlichen Unterhändlern der Muth vollständig, und Merveldt entschloß sich, selbst nach Wien hinüber zu reisen, um Bonaparte's neueste Vorschläge seiner Regierung zu überbringen, und dringend die Genehmigung derselben anzurathen. Gallo wollte zu diesem Zwecke am Hofe alle Minen springen lassen[1]). Man hatte in den letzten Conversationen verschiedene Entwürfe durchgesprochen, und war dann bei dem Antrage stehen geblieben, daß Frankreich außer Belgien auch Mainz u. s. w., Oesterreich aber Venetien entweder ohne die Hauptstadt bis an den Oglio oder mit derselben bis an die Etsch erhalten sollte. Damit reiste Merveldt am 13. September ab, und die Unterhandlungen wurden ausgesetzt, bis die kaiserliche Entschließung über die Mittheilung einträfe.

Wie wir sehen, es war stets dasselbe Programm, über welches Bonaparte sich schon zu Montebello am 26. Mai mit Gallo verständigt hatte. Nachdem ihm Thugut selbst die Möglichkeit zur Umarbeitung der Präliminarien eröffnet, hatte er rasch die Gelegenheit ergriffen, die Grenzlinien der Etsch und des Rheines für den französischen Machtkreis zu gewinnen: weiter aber wollte er für den Augenblick nicht gehen, und hatte damals den entschiedenen Wunsch, auf solcher Grundlage zum raschen Abschluß zu kommen. Denn mit jeder Woche waren seine orientalischen Entwürfe zu festerer Gestalt gediehen, und seine Ungeduld war groß, dieses neue und weitere Ruhmesfeld zu betreten. Gleich nach der Besetzung der jonischen Inseln hatte er von dort aus Verbindungen auf der einen Seite mit den Griechen und insbesondere mit den kriegerischen Mainotten, auf der anderen mit den Paschas von Janina, Scutari, Bosnien angeknüpft. Während er den Letzteren seine Achtung vor dem türkischen Namen und seine Bereitwilligkeit zur Förderung ihrer persönlichen Interessen betheuerte, trugen seine Agenten die Erinnerung an die alte nationale Herrlichkeit und die Lockungen revolutionärer Freiheit nach Hellas. Schon am 16. August schrieb er dem Directorium, daß die jonischen Inseln wich-

[1]) Bonaparte an Talleyrand 13. September.

tiger für Frankreich seien als ganz Italien. „Das türkische Reich, sagte er, zerfällt mit jedem Tage; der Besitz jener Inseln gibt uns die Mittel, es nach unseren Interessen zu stützen oder uns unseren Antheil zu nehmen. Die Zeit ist nicht entfernt, wo wir finden werden, daß wir uns Aegyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören." Noch ehe diese Depesche nach Paris gelangt war, schrieb ihm Talleyrand am 23. August, das Directorium billige vollkommen die von ihm angeordnete Besetzung der Inseln, und fuhr dann fort: übrigens ist nichts wichtiger für uns, als festen Fuß zu fassen in Albanien, Griechenland, Macedonien und anderen Provinzen der europäischen Türkei, und selbst in allen, welche das Mittelmeer bespült, namentlich in Aegypten, welches für uns eines Tages den höchsten Werth gewinnen kann. Bonaparte bedurfte nicht erst einer solchen Zustimmung, um in seinen Vorbereitungen mit wachsendem Eifer fortzufahren. Die Citadellen von Corfu und Cephallonia wurden emsig befestigt; im Arsenal von Venedig gingen die Arbeiten zur Ausrüstung und Bewaffnung der Kriegsschiffe bei Tag und bei Nacht weiter; Ende August konnte der General über eine stattliche Flotte von zwölf Linienschiffen und den entsprechenden leichten Fahrzeugen verfügen. Auf Anlaß jener neapolitanischen Wünsche verbreitete er sich in einem Briefe an Talleyrand, 13. September, auf's Neue über diese Fragen. „Es muß, rief er, fortan der große Grundsatz der Republik sein, Corfu u. s. w. niemals aufzugeben. Warum sollten wir nicht die Insel Malta hinzunehmen? Admiral Brueys könnte sehr leicht dort anlegen, und sich dann der Insel bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann bilden die ganze Besatzung. Das Volk ist uns geneigt und haßt die Ritter; diese haben nichts zu leben und verkommen im Hunger. Im Besitz von St. Pietro, Malta, Corfu wären wir die Herren des Mittelmeers. Wenn es nöthig würde, beim englischen Frieden das Cap abzutreten, so müßten wir Aegypten besetzen. Dazu würden acht bis zehn Linienschiffe und 25,000 Mann ausreichen. Aegypten gehört nicht dem Sultan; ich wünschte, daß ihr in Paris einige Nachforschungen veranlaßtet, um mich aufzuklären, welchen Eindruck auf die Pforte unsere ägyptische Expedition machen würde. Mit Soldaten, wie den unseren, für die alle Religionen gleich gut sind, Muhamedaner, Kopten, Araber, Heiden, ist uns das Alles höchst gleichgültig; wir würden sie Alle mit gleicher Achtung behandeln." Drei Tage später erließ der General eine Proclamation an die Mannschaft der Flotte. Es galt den Jahrestag der

Gründung der Republik. Er setzte sie in Kenntniß von den Umtrieben der Royalisten und dem glorreichen Tage des 18. Fructidor, und fuhr dann fort: „Kameraden, nachdem wir dem Festlande den Frieden gegeben haben, werden wir zusammen wirken, um die Freiheit der Meere zu erobern. Wer von uns könnte das gräßliche Bild des eingeäscherten Toulon, des rauchenden Arsenals, der brennenden Kriegsschiffe vergessen? Der Sieg wird unsere Anstrengungen krönen. Ohne euch könnten wir den Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel Europa's tragen; mit euch werden wir die Meere durcheilen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen."

Inmitten dieser weit und weiter vorandrängenden Entwürfe hatte er am 11. September die Kunde des Pariser Staatsstreiches mit höchstem Jubel empfangen[1]). In dem Sturze der Clichyisten sah er die Möglichkeit einer kräftigen auswärtigen Politik; er meinte, das einzige Hinderniß, das sich dem raschen Abschluß des österreichischen Friedens entgegengestellt, sei jetzt aus dem Wege geräumt; Oesterreich, seiner Pariser Mitschuldigen beraubt, werde sofort die ersehnte Uebereinkunft zeichnen, und dann den französischen Waffen der unermeßliche Orient offen stehen. Aber bald genug wurden diese Hoffnungen ärgerlich gestört. Er hatte die Jacobiner in ihrer Herrschaft befestigt; er sollte auf der Stelle eine Probe jacobinischer Politik erhalten. Gleich am 2. September, am Tage des Staatsstreiches selbst, hatte ihm Barras geschrieben: „Friede, Friede, aber ehrenhaft und solid, um Alles nicht der nichtswürdige Vorschlag Carnot's, den dir Lavallette übermittelt hat." Da Carnot sich mit den Präliminarien hatte begnügen wollen, Bonaparte aber darüber längst hinausgegangen war, so lag in Barras' Worten für diesen noch nichts Bedenkliches, so daß er am 13. ohne Besorgniß dem Grafen Merveldt die oben erwähnten Bedingungen nach Wien mitgab. Am 8. September aber gingen weitere Depeschen von Barras und Talleyrand aus Paris an ihn ab, die er um den 15. bis 18. erhielt. „Bringe den Frieden zum Abschluß, schrieb Barras, aber einen ehrenhaften Frieden, der uns die Rheingrenze, der

---

[1]) Bourrienne I. ch. 18. Diesem bestimmten Zeugniß gegenüber sind Napoleon's entgegengesetzte Versicherungen auf St. Helena ebenso unhaltbar wie hundert andere Stellen dieser nachträglichen Dictate. Er war nicht der Mann, gestürzte Gegner zu bemitleiden, oder eine Deportation ohne Richterspruch zu verabscheuen; er wurde erst dann verdrießlich über die Directoren, als diese seine eignen Wünsche kreuzten.

Cisalpinischen Republik Mantua, dem Hause Oesterreich aber nicht Venedig gibt: das ist der Wunsch des gereinigten Directoriums und aller Republikaner; das ist das Interesse Frankreichs und deines unsterblichen Heeres.“ Talleyrand ermahnte ihn, den Ton zu steigern, die Oesterreicher vollständig aus Italien zu entfernen, der Republik die Rheinlinie zu verschaffen; dies sei das Losungswort aller Republikaner, dies sei auch die Absicht des Directoriums; in jeder anderen Hinsicht lasse die Regierung seiner bewährten Einsicht freie Hand. Die erste Folge des von Bonaparte hervorgerufenen Staatsstreichs war also eine bestimmte Beschränkung der ihm bisher eingeräumten Machtvollkommenheit; das frisch erstarkte Directorium legte ihm nicht mehr seine Wünsche vor, sondern sandte ihm seine Befehle. Und welche Befehle! Er sollte Oesterreich Alles nehmen und nichts geben; es war der neue Krieg auf dem Continent, die unbestimmte Vertagung des orientalischen Siegeslaufes. In Paris stand eben die edle Gesinnung von 1793 wieder in voller Blüthe, die herrische Begehrlichkeit, das unbesonnene Vorwärtsstürmen, die hastige Revolutionssucht. Die Directoren hatten nichts gelernt und Alles vergessen; nicht gelernt, daß das Treiben von 1793 nur durch die Zwietracht der Gegner vor schnellem Verderben bewahrt worden, und völlig vergessen, daß es auch dann binnen Jahresfrist dem Lande mehr als eine Million streitbarer Männer und ungezählte Milliarden Vermögen gekostet hatte. Sie stürmten vorwärts, als ob es keine Schwierigkeiten gäbe. Sie steigerten die Gefahren und zerstörten die Hülfsmittel. Sie wünschten ganz Italien zu demokratisiren. Sie begannen weitschichtige, möglicher Weise höchst bedenkliche Händel mit der Schweiz. Dagegen den Bundesvertrag mit Sardinien, den Clarke im April unterhandelt, der Frankreich die Insel Sardinien und dem General Bonaparte ein Hülfscorps von 9000 Mann verschaffen sollte, beschlossen sie zu verwerfen, weil die Republik durch denselben in die Lage kommen könnte, einen König gegen dessen rebellische Unterthanen zu stützen. Aus Lille riefen sie die bisherigen Unterhändler Letourneur und Maret zurück, und gaben den Nachfolgern derselben die Weisung mit, den Verzicht Englands auf alle seine Eroberungen, gleichviel ob französischer oder holländischer und spanischer Colonien, zu fordern, und im Weigerungsfalle den Lord Malmesbury binnen vierundzwanzig Stunden nach England zurückzuschicken. Krieg also, Krieg auf allen Seiten, Krieg ohne Ende.

Bonaparte antwortete auf die Briefe vom 8. September umgehend am 19. in einer noch etwas zurückhaltenden, aber äußerst ernsten Weise.

Gewiß, er hatte nichts einzuwenden gegen Krieg und Eroberung; sein mächtiger Ehrgeiz umspannte die Welt mit schärferem Griffe, als es jemals die Brauseköpfe der Revolution gethan. Aber wenn er sie gelegentlich stützte, um sie für sein Interesse zu gebrauchen, so dachte er entfernt nicht daran, seinerseits sich der wüsten Unfähigkeit zu unterwerfen, die so leichtfertig unter tönenden Phrasen das schlechthin Zweckwidrige verfügte. Er schrieb dem Directorium, daß Merveldt möglicher Weise den Frieden aus Wien zurückbringe auf folgende Bedingungen: die Etschgrenze, einbegriffen die Stadt Venedig, für den Kaiser, Mantua für Cisalpinien, Mainz u. s. w. ebenso wie die jonischen Inseln für Frankreich, Aussicht auf die gesammte Rheinlinie beim Reichsfrieden. Er müsse wissen, ob die Regierung darauf abschließen wolle. Weigere sie Venedig dem Kaiser, so bezweifle er das Zustandekommen des Friedens; die Feindseligkeiten würden im October wieder beginnen. Das österreichische Heer, an 100,000 Mann stark, stehe in voller Schlagfertigkeit dicht an der Grenze. Sein Heer zähle allerdings 83,000 Mann, davon aber seien 15,000 in den Spitälern, 5000 gemäß Directorialbefehl auf dem Marsche nach Lyon und Marseille, 15,000 unerläßlich für die italienischen Garnisonen. Es blieben also für die Feldoperationen 4000 Mann Reiterei und 45,000 Mann Fußvolk. Um nicht gleich anfangs der beinahe doppelten Uebermacht des Feindes zu erliegen, sei die Umkehr des nach Lyon abrückenden Corps und die Bestätigung des sardinischen Bündnisses dringend. Hiedurch verstärkt, habe er, nicht die Sicherheit, aber doch die Möglichkeit, dem Feinde eine erste Niederlage beizubringen. Dringe er dann aber nach Steiermark vor, so sei es gewiß, daß alle österreichischen Heere sich gegen ihn wenden würden; er bedürfe dafür einer weiteren Verstärkung von 16,000 Mann, und zugleich müsse das französische Rheinheer zu kräftigem Vorbrechen im Stande sein. „Bleibt ihr, schließt er, bei dem Ultimatum, Venedig dem Kaiser zu weigern, so denke ich, daß die eben angezeigten Maßregeln ohne die geringste Zögerung ergriffen werden müssen."

Es war nicht möglich, die Verantwortung, welche das Treiben des Directoriums in sich schloß, bündiger und wuchtiger zu bezeichnen. Dieser amtlichen Depesche fügte der General an demselben Tage noch ein Privatschreiben an Talleyrand hinzu, welches in politischer Hinsicht ebenso merkwürdig war, wie jenes in diplomatischer. Talleyrand, dem Alles daran lag, in der Macht zu bleiben, und der deshalb jedem Gelüsten der Directoren schmeichelte, urtheilte im Stillen über ihre Fähigkeit nicht günstiger

als Bonaparte, erkannte sehr wohl in diesem den Herrn der nächsten Zukunft, und wünschte aus beiden Gründen eine nähere Verständigung mit ihm. Er begleitete also sein amtliches Schreiben vom 8. September mit einem vertraulichen Briefe, worin er Bonaparte befragte, ob ihm eine Sendung des alten politischen Meisters Sieyès nach Italien genehm sein würde. Der General antwortete, daß ihm nichts Erwünschteres geschehen könne, und zeichnete sogleich in wenigen scharfen Strichen das Programm für die künftige Verfassung Frankreichs, an dessen Grundsätzen er dann sein Leben lang festgehalten hat. „Trotz unseres Stolzes, sagte er, unserer zahllosen Broschüren und wortreichen Reden, sind wir noch höchst unwissend in der politischen Moral; wir haben noch nicht festgestellt, was unter ausübender, gesetzgebender, richterlicher Gewalt zu begreifen ist. Weshalb rechnen wir das Recht der Kriegserklärung, das Recht der Steuerbewilligung zu den Befugnissen der gesetzgebenden Gewalt? Das begreift sich bei einem Königthum, wo das Haus der Gemeinen die einzige Schutzwehr gegen die Habsucht der Hofschranzen bildet. Aber in einer Republik, wo alle Gewalt aus dem Volke ausströmt, wo das Volk der Souverän ist, warum der gesetzgebenden Gewalt Dinge anvertrauen, die ihrem Wesen fremd sind? Hier müßte die Regierungsgewalt als der eigentliche Vertreter der Nation betrachtet werden, welcher in Beobachtung der organischen Gesetze herrschte; er theilte sich in zwei Magistraturen, von denen die eine, sehr zahlreich aus erfahrenen und gebildeten Staatsmännern zusammengesetzt, beaufsichtigte und nicht handelte, in Wahrheit den großen Rath der Nation darstellte, und die leitenden Grundsätze der Verwaltung ermittelte; die andere aber wäre, was heute ausübende Gewalt heißt. Der gesetzgebende Körper hätte dann die großen organischen Gesetze festzustellen; er wäre ohne Rang in der Republik, leidenschaftslos, ohne Augen und Ohren für seine Umgebung, würde uns nicht mehr mit tausend sinnlosen Gelegenheitsgesetzen überschwemmen." Der demokratische Kaiser, als einziger Vertreter der Volkssouveränität, der erhaltende Senat, die stummen Abgeordneten der Departements, wie sie das Frankreich des 19. Jahrhunderts erlebt hat, sind in diesen Zeilen klar bezeichnet. „Hier ist, sagte Bonaparte, ein vollständiges System der Politik, welches durch unsere heutigen Umstände wohl verzeihlich wird. Es ist so traurig für eine große Nation, stets zu den Bajonetten greifen zu müssen, um das Vaterland zu retten. Die Nothwendigkeit gewaltsamer Mittel ist eine Anklage gegen die Verfassung." Er bat Talleyrand, dieses Schreiben allein für

sich und Sieyès zu behalten, und darin einen Beweis seines vollen Vertrauens zu erblicken. Der künftige Herrscher Frankreichs bezeichnete damit seinen leitenden Minister und den Vorsitzenden seines großen Rathes.

Einstweilen zeigte er nach jeder Seite, wie unerschütterlich er auf der einmal eingenommenen Position in der österreichischen Unterhandlung beharrte. Thugut hatte früher, während seiner Taktik des Hinzögerns, an die Ernennung kaiserlicher Bevollmächtigter für den Reichscongreß gedacht, um durch die plötzliche Eröffnung desselben die Unterhandlung scheinbar zu beschleunigen, thatsächlich aber weiter zu verwickeln. Auf die Nachricht, daß die Franzosen in der vierten Conferenz die Instructionslosigkeit der kaiserlichen Gesandten über die Reichssachen selbst beklagt hätten, kam er auf den Gedanken zurück, vollzog die Ernennung, und ließ Bonaparte zu der entsprechenden Maßregel auffordern. Aber Gallo mußte darauf wieder die bittersten Worte hören. Wir haben, rief Bonaparte, die Berufung des Reichscongresses gleich nach der Unterzeichnung des Separatfriedens beantragt; die Eröffnung desselben, während hier noch Alles in der Schwebe ist, würde den Abschluß im höchsten Maße erschweren; ich muß euch sagen, daß das Directorium über die lächerlichen Umtriebe des Wiener Hofes entrüstet ist; ihr müßt euch endlich erinnern, daß der Frieden zu Leoben von dem Sieger dem Besiegten geschenkt worden, daß in euerem Munde der Ton der Ueberlegenheit lächerlich, ja der Ton der Gleichheit unpassend wäre. Gallo, im höchsten Maße erschreckt, zog darauf seinen Antrag zurück.

Wenige Tage später kam die Reihe an das Directorium. Unter dem 16. September hatte der Minister gemeldet, daß man dem General aus Frankreich höchstens 3000 Reiter ohne Pferde zur Verstärkung senden könne, daß er auf die piemontesische Hülfe nicht rechnen dürfe, da das Directorium den Bundesvertrag nicht zu bestätigen denke, daß er aber Venedig, die Terraferma und Friaul dem Kaiser schlechterdings verweigern solle. „Das ist, sagte Talleyrand, das Ultimatum des Directoriums. Wenn ihr glaubt, es nicht durchsetzen zu können, so berichtet weiter. Ihr werdet unbedingt Vollmacht erhalten. Aber nicht stark genug kann ich betonen, wie sehr das Directorium auf jenen Bedingungen besteht. Es ist jetzt mächtig genug im Innern, um einen Frieden nicht auf Grund übereilter Präliminarien, sondern der nationalen Interessen zu fordern." In einem Federstriche also versagte das Directorium dem General seine Verstärkungen, legte ihm die Gewißheit eines neuen Krieges auf, und

redete über seine Friedenspräliminarien mit unverblümter Verwerfung. Dazu kam, daß damals ein Adjutant Augereau's im Hauptquartier anlangte, mit einem Briefe desselben an Bonaparte, worin jener sich über Bonaparte's langes Schweigen und die wenig patriotische Haltung Lavalette's beklagte. — Bonaparte antwortete darauf am 23. mit freundlichen Mahnungen zu politischer Weisheit und Mäßigung — sodann aber mit einem Rundschreiben Augereau's über den 18. Fructidor unmittelbar an die Divisionsgenerale des italienischen Heeres, und endlich einer Depesche Scherer's an den Zahlmeister der Armee, wieder mit völliger Umgehung Bonaparte's. Dieser ergriff die ihm hier gebotene Formwidrigkeit, und meldete dem Directorium am 25. September, daß er seinen Abschied fordere. Keine Gewalt der Erde könne ihn im Dienste festhalten nach einem so abscheulichen und unerwarteten Beweise von der Undankbarkeit der Regierung. Seine Gesundheit und seine Seelenstimmung forderten gleich bestimmt seinen Rücktritt. Im Gegensatze zu diesem zornigen Pathos schrieb er gleichzeitig an Talleyrand einen ausführlichen Brief, worin er mit überlegener Kälte die vollkommene Thorheit der letzten Schritte des Directoriums entwickelte. „Man schwächt mich, sagte er, um 20,000 Mann, weil man nicht Verbündeter eines Königs sein will. Sind wir nicht verbündet mit dem König von Spanien? tragen wir nicht so eben ein Bündniß dem König von Preußen an? Will man etwa Piemont revolutioniren? Nun das einfache und ruhige Mittel dazu ist die Mischung seiner Truppen mit den unsern; der Riese umarmt den Zwerg und erdrückt ihn in seinen Armen, ohne daß man ihn deshalb eines bösen Willens anklagen könnte. Wenn man das nicht begreift, so weiß ich nicht was zu thun; wenn man der weisen und wahren Politik einer großen Nation, die gewaltige Aufgaben gegen mächtige Feinde zu erfüllen hat, die Demagogie eines Clubs unterschiebt, so wird man nichts Gutes zu Stande bringen. Täusche man sich doch nicht über die sogenannten italienischen Patrioten. Ohne uns würde das italienische Volk, das uns gründlich haßt, sie in einem Augenblick zermalmen." Was er hier schriftlich nach Paris hinüber meldete, sprach er schonungslos tagtäglich seiner Umgebung aus. Barras' Secretär Bottot, welcher mit Aufträgen des Directoriums sich ihm vorstellte, erlebte schwere Stunden. Der General behandelte ihn mit eisiger Verachtung. Als er ihm den Wunsch des Directoriums mittheilte, Italien zu republikanisiren, fragte Bonaparte, ob ganz Italien? ob auch das Herzogthum Parma? und da Bottot hierauf nicht zu antworten wußte,

schrieb der General, er müsse das Directorium bitten, seine Befehle deutlicher zu fassen. An der Tafel des Hauptquartiers, vor 30 oder 40 Personen, in Gegenwart Bottot's und der österreichischen Gesandten redete er mit lauter Stimme von der Undankbarkeit des Directoriums, und Bottot konnte sich überzeugen, daß nicht Einer unter den anwesenden Officieren war, der nicht unbedingt zu seinem Feldherrn gestanden wäre.

Die Wirkung war, um dies gleich hier vorauszunehmen, rasch und vollständig. Ehe der Brief vom 25. September dem Directorium zukam, hatte es seine Forderungen noch zweimal, am 23. und 29., in gebieterischer Weise wiederholt. Aber kaum war ihm Bonaparte's Haltung bekannt geworden, so sank sein Uebermuth zusammen wie ein angeschossener Luftballon. Die anstößigen Briefe erklärten sie für einen bedauernswerthen Irrthum untergeordneter Schreiber. Sie betheuerten ihre Verehrung und Ergebenheit für den General, wiesen sein Abschiedsgesuch weit hinweg, versprachen alle seine Begehren zu erfüllen, und waren zufrieden, wenn er ihre Wünsche so weit wie möglich berücksichtigen wollte. Das Directorium, schrieb Bottot bald nachher an Bonaparte, hat vielleicht manchen Fehler gemacht, und nicht immer so richtig wie ihr die Dinge betrachtet: aber mit welcher republikanischen Gelehrigkeit haben seine Mitglieder eure Beobachtungen aufgenommen! Bonaparte, im Voraus dieses Erfolges gewiß, war denn auch mit der Sicherheit voller Selbstherrlichkeit in die wieder beginnende österreichische Unterhandlung eingetreten. In Wien war man von dem bisherigen Verlaufe der Dinge und den Leistungen Gallo's und Merveldt's nicht eben erbaut. Schon am 10. September schrieb Graf Cobenzl seinem Freunde Panin, es stehe jetzt fest, daß binnen wenigen Tagen auch er nach Udine abgehn werde. Wenn damit Thugut einen geübtern Fechter auf den diplomatischen Kampfplatz zu senden hoffte, so war es um so wünschenswerther, ihn auch mit wuchtigen Waffen zu versehn. Immerhin hatte sich für Oesterreich seit dem 11. August die Lage in einer Beziehung verbessert, insofern der Pariser Staatsstreich den englisch-französischen Frieden erschwerte, und damit dem Kaiser Aussicht auf Wiederannäherung des alten Bundesgenossen eröffnete. Indessen gab Thugut, wie wir wissen, seit langer Zeit nicht viel auf die englische Gesinnung; ungleich höher hätte er die russische Hülfe angeschlagen; leider aber lauteten die Berichte des Grafen Dietrichstein, welcher Cobenzl während dessen Abwesenheit in Petersburg vertrat, immer noch wenig ermuthigend. Dies fiel um so schwerer in das Gewicht, als schon im Juli Preußen

auf französisches Befragen erklärt hatte, daß der König ganz einverstanden sei, wenn in Deutschland eine Anzahl geistlicher Staaten säcularisirt würde. Thugut, welchem darüber eine nicht ganz bestimmte Notiz zukam, sah darin wieder viel mehr Feindseligkeit und Gefahr, als irgend einem Menschen zu Berlin in den Sinn gekommen war. Er hielt es ungefähr für gewiß, daß Preußen und Frankreich ihr Offensivbündniß zur Beraubung und Umgestaltung Deutschlands abgeschlossen hätten: während der Antrag auf ein solches Bündniß in Wahrheit gerade im September zum großen Zorne des Directoriums von dem damals todtkranken Könige mit kühlem Mißtrauen abgewiesen wurde [1]). Thugut aber blieb in seinem feindseligen Argwohn gegen den Berliner Hof, und hauptsächlich in dieser Richtung wäre ihm Rußlands thatkräftiger Beistand unschätzbar gewesen. Noch einmal hatte er am 30. August einen Versuch in Petersburg gemacht. In einer eingehenden Depesche wurden alle Gefahren und Verdienste Oesterreichs entwickelt, die größte Festigkeit gegen den französischen Uebermuth verheißen, dann aber um so nachdrücklicher Rußlands Einschreiten gegen Preußens Böswilligkeit begehrt. Der Kaiser, sagte Thugut, will es mit Frankreich allein aufnehmen, aber muß der russischen Unterstützung sicher sein, falls Preußen sich vergrößern wollte. Der Haß gegen Preußen war und blieb der entscheidende Beweggrund seiner Politik. Indessen war es bei dem Stande der damaligen Verkehrsmittel unmöglich, Cobenzl's Abreise bis zum Eintreffen einer russischen Antwort hinauszuschieben. Die Ankunft Merveldt's mit Bonaparte's Ultimatum machte vielmehr eine rasche Entschließung unaufschieblich. Cobenzl's Instructionen wurden endgültig festgestellt; am 20. September schrieb der Kaiser einen eigenhändigen Brief an den General Bonaparte, worin er ihm unter der Betheuerung aufrichtigster Friedensliebe Cobenzl's bevorstehende Sendung anzeigte. Am 26. langte darauf der Graf in Udine an, und hatte am folgenden Tage seine erste Besprechung mit Bonaparte [2]).

Cobenzl begann, wie früher seine Collegen, mit dem Versuche, die österreichischen Behauptungen und Forderungen in vollem Umfang aufrecht zu erhalten. Gallo, sagte er, habe niemals Auftrag gehabt, auf den

---

[1]) Hüffer, Oesterreich und Preußen S. 363 ff. gibt eine ausführliche Uebersicht der völlig sterilen preußisch-französischen Verhandlungen dieser Zeit.

[2]) Ueber die folgenden Unterhandlungen vgl. Hüffer, Oesterreich und Preußen S. 384 ff., dessen Auszüge aus Cobenzl's Depeschen, wo ich sie mit den Originalen verglichen habe, überall genau sind.

Congreß zu verzichten, sondern nur dessen Thätigkeit vorzubereiten: wir wissen aus der Instruction des 14. Mai, wie sehr dies buchstäblich wahr und thatsächlich unbegründet war. Man schob sich dann die erste Anregung des mißlichen Handels über Venedig Einer dem Andern zu; man stritt mit den alten Beweisen über den Sinn der gesetzlichen Grenzen Frankreichs und die deutsche Reichsintegrität. Bonaparte wurde äußerst heftig, erklärte, daß man ihn, der sich allen Königen gleich achte, seine Zeit nutzlos verlieren lasse: Cobenzl hielt sich möglichst kaltblütig, verbindlich in den Formen, fest in den Sachen. In dieser Weise, sagte endlich Bonaparte, werden wir bald genug an die ultima ratio regum gelangen. Noch unwilliger wurde er, als Cobenzl wieder die schleunige Berufung des Reichscongresses nach Rastadt anmeldete, und beruhigte sich erst, als jener ihm eine neue Berichterstattung nach Wien darüber zusicherte.

In der Conferenz des 28. September blieb der Ton ebenso kriegerisch, und Bonaparte gab zwei donnernde Noten über den Congreß und die österreichische Langsamkeit zu Protokoll. Bei der geselligen Unterhaltung aber nach Tische wurde ein erheblicher Schritt vorwärts gethan. Cobenzl besprach die französische Forderung des linken Rheinufers, und bemerkte, daß der Kaiser sie schon deshalb nicht bewilligen könne, weil Preußen darin einen Anlaß zu eigner Vergrößerung in Deutschland finden würde. Bonaparte sagte, daß der König von Preußen der Republik sich äußerst freundlich erzeige, und letztere also keinen Grund habe, ihm entgegen zu sein: „aber setzte er hinzu, wenn wir uns mit Ihnen einigen können, so gibt es für uns keinen Grund mehr, ihn irgend etwas nehmen zu lassen." Cobenzl fragte, ob der General sich zu einem geheimen Artikel dieses Sinnes verstehn würde? „Warum nicht? antwortete Bonaparte, ich sehe gar kein Hinderniß, wenn wir im Uebrigen einig werden." Dies war ein Wort, für Thugut so gewichtig und wohlklingend, wie kein anderes bisher in Udine vorgekommen war. Das Gespräch ging weiter, und Cobenzl kam auf die zweite Hauptfrage. Er habe niemals begriffen, sagte er, warum Bonaparte Oesterreich durchaus nicht den Po überschreiten lassen wollte; er sähe nicht, welches Interesse Frankreich dabei haben könne. „Das Interesse, rief Bonaparte, Sie zu hindern, daß Sie nicht die Herren von ganz Italien werden." Und als Cobenzl die anderwärts von Oesterreich begehrten Opfer hervorhob: „was können Sie, fragte Bonaparte, in Italien noch fordern?" „Die drei Legationen", versetzte Cobenzl. „Ja, sagte der General, und Venedig dazu, und Brescia dazu, und Mantua

dazu." „Gewiß, erwiederte Cobenzl, und das wäre noch sehr wenig für das, was wir in Deutschland einräumen sollen." „Unsere Rechnung geht weit auseinander, erklärte darauf Bonaparte, ich würde in Paris gehängt, wenn ich Ihnen die Legationen gäbe." „Und ich, antwortete Cobenzl, verdiente Festungsstrafe, wenn ich Ihnen Mainz oder nur ein Stück vom linken Rheinufer überließe."

Wie drastisch hier der Gegensatz der Ansichten zu Tage trat, eine wesentliche Voraussetzung für die Verständigung war durch dieses Gespräch gewonnen. Bonaparte hatte sich in Montebello nicht geirrt, wenn er meinte, Oesterreich sträube sich gegen die Abtretung des linken Rheinufers weniger um Frankreichs als um Preußens willen. Als die Sorge vor einer Vergrößerung Preußens für die österreichischen Staatsmänner zu schwinden begann, da schlug die letzte Stunde der Reichsintegrität. Am 29. September, nachdem man in der amtlichen Conferenz wieder äußerst kriegerische Noten eingereicht und fruchtlose Streitreden gewechselt hatte, pflog Cobenzl ein zweites vertrauliches Gespräch mit Bonaparte. Noch einmal wehrte er sich lange gegen Frankreichs übertriebene Forderungen und wies alle Abtretungen am Rheine mit pompösem Nachdrucke zurück, schloß dann aber diese Auslassungen mit dem Satze, welcher den Kern von Thugut's Weisungen zum ersten Male rückhaltlos aussprach: „wenn es möglich wäre, uns einige Nachgiebigkeit für einen Theil Ihrer maßlosen Ansprüche abzugewinnen, so könnte es nur dadurch geschehn, daß man unseren Entschädigungen in Italien etwas hinzufügte." Auf Bonaparte's Frage, wie viel zu diesem Zwecke erforderlich wäre, stellte Cobenzl als kluger Kaufmann seine erste Preisforderung gewaltig hoch; er begehrte die Grenze der Adda, die Stadt Venedig, Modena und die Legationen. Bonaparte bemerkte dagegen, daß das Directorium dem Kaiser gar nichts außer Istrien und Dalmatien einräume; trotzdem aber kam man überein, daß Cobenzl bei der nächsten Zusammenkunft einen förmlichen Friedensentwurf auf jener Grundlage vorlegen sollte. Dies geschah am 1. October. Nachdem Cobenzl sich bereit erklärt hatte, in Italien eine etwas engere Grenze anzunehmen, wenn die Franzosen sich mit Belgien und Lüttich begnügten, Bonaparte aber dabei geblieben war, Mainz sei die unerläßliche Bedingung für jeden Friedensschluß: da überreichte Cobenzl eine Anzahl von Artikeln, welche, wie er sagte, schon in Wien seiner Instruction beigelegen hatten. Sie forderten Venetien bis zur Adda, Venedig selbst, Modena und die Legationen, und boten dafür die Abberufung der öster=

reichischen Truppen vom Reichsheer bis auf das Contingent, so daß Frankreich freie Hand zur Besetzung von Mainz u. s. w. gewänne, Alles unter der Bedingung, daß Preußen seine clevischen Lande zurückerhalte, mithin nicht vergrößert werde, und daß dieser Vertrag auf alle Zeiten geheim bleibe. Bonaparte scherzte über die Ungeheuerlichkeit solcher Forderungen, versprach aber den Entwurf in Erwägung zu ziehen. Noch war man nicht einig; aber der Weg zum Verständniß war betreten. Die Präliminarien und die Reichsintegrität waren aufgegeben. Cobenzl hatte den Kern der damaligen österreichischen Politik offen gelegt, deutsche Parzellen in demselben Verhältniß wegzuschenken, in welchem man italienische Provinzen gewänne. Bonaparte war einverstanden mit diesem Grundsatz; und wenn die Unterhandlung sich dann noch volle vierzehn Tage weiter spann, so hatte sie doch keinen andern Inhalt mehr, als ein wenig erquickliches Feilschen um die Größe der einzelnen Beutestücke auf jeder Seite. Die schließliche Entscheidung kam, wie es nicht anders sein konnte, aus den allgemeinen Verhältnissen, und diese stellten Frankreichs, oder genauer Bonaparte's Uebergewicht fest.

Der General empfing in den ersten Tagen des October jene oben schon erwähnten Depeschen des Directoriums vom 23., 27. und 29. September. Sie wiederholten das Begehren, für Frankreich das ganze linke Rheinufer zu erlangen, an Oesterreich aber nichts als Dalmatien und Istrien nebst beliebigen deutschen Bisthümern abzutreten. Wir bestehn, sagte die letzte Depesche, auf den Grenzlinien des Rheines und des Isonzo; wir wollen die jonischen Inseln behalten; der Kaiser möge auf dem rechten Rheinufer thun was er will: diese Beschlüsse sind unwiderruflich; wenn der Kaiser sie nicht annehmen will, so ist der Krieg nicht zu vermeiden. Dieselben Briefe enthielten aber außerdem auch die eifrige Zustimmung des Directoriums zu Bonaparte's Plänen im Mittelmeer. Wir weisen, hieß es am 23., die lächerlichen Vorschläge Neapels zurück; wir sind nicht nach Italien gekommen, um Städte und Menschen zu verschenken. Um so mehr billigt das Directorium Bonaparte's Gedanken über Malta. Daß der Orden sich jetzt den Grafen Hompesch zum Großmeister gewählt hat, läßt erkennen, daß Oesterreich die Insel seiner Herrschaft zu unterwerfen wünscht. Es will eine Seemacht werden; deshalb hat es in Leoben nach den Küstenprovinzen des adriatischen Meeres verlangt. Groß und wichtig ist der Entwurf über Aegypten; das Directorium behält sich weitere Mittheilung darüber vor. Dieses Land könnte

unsere beste Colonie und unsere wichtigste Handelsstraße werden. Die Depesche des 27. wiederholte die Bestätigung des gegen Malta gerichteten Planes, und gab dem General die bestimmte Vollmacht zu dem Unternehmen. Die Besitznahme Ragusa's durch die Oesterreicher, meinte das Directorium, rechtfertigt vollkommen die Besitznahme Malta's durch unsere Truppen.

Allerdings, wenn man Malta und Aegypten erobern wollte, so durfte man Oesterreich nicht durch ausschweifende Forderungen zu neuem Kriege treiben. Diese einfache Erwägung wurde zwar von den Jacobinern des Directoriums übersehn, um so entschiedener aber von General Bonaparte gemacht. Da er nun für das orientalische Unternehmen gestimmt war, so fand er sich, trotz alles Eifers der Directoren, durchaus nicht gemüßigt den Bogen gegen Oesterreich erheblich stärker zu spannen, als es am 26. Mai und am 11. September geschehn war. Aber ebenso wenig hatte er einen Grund, bei den weiter gehenden Forderungen Cobenzl's große Nachgiebigkeit zu zeigen. Das streitlustige Drängen des Directoriums befreite ihn von jeder Verantwortlichkeit im Falle eines Abbruchs der Unterhandlungen, und so fest er entschlossen war, schließlich nach der eignen Einsicht zu verfahren, immer war zur Zeit noch das Directorium seine Regierung, und wenn es sein konnte, die Eintracht mit ihm besser als ein offenes Zerwürfniß. Für Oesterreichs Wünsche war dies Verhältniß ungünstig im höchsten Grade. Indem Bonaparte unerschütterlich auf der Grenze der Etsch beharrte, indem er eine Parzelle des linken Rheinufers nach der andern den französischen Erwerbungen hinzufügte: stets konnte er wahrheitsgemäß dem Grafen Cobenzl versichern, daß er seine Instructionen auf seine Gefahr zu Gunsten Oesterreichs überschreite, daß er in Paris als Vertreter der Friedenspolitik und der österreichischen Interessen wirke.

Im Uebrigen verfuhr er in Italien, als wenn seine dortige Herrschaft seit unvordenklicher Zeit von Oesterreich und ganz Europa anerkannt sei. Er verwaltete Cisalpinien wie eine ererbte Provinz, gestand es Cobenzl offen ein, daß er das Directorium des Landes sei, und erklärte ihm, daß auch nach dem Frieden 20 bis 25,000 Mann französischer Truppen dort stehn bleiben würden, bis der junge Staat eine dauernde Haltbarkeit und Lebensfähigkeit gewonnen habe. In Ligurien nahm er von drohenden Bewegungen unter den Bauern des Gebirges Veranlassung, die französischen Besatzungen des kleinen Gebietes zu verstärken, und mit

grausamer Strenge die Mißvergnügten in stummer Unterwürfigkeit zu halten. Zugleich war er nach zwei Seiten beschäftigt, wichtige Erweiterungen seines italienischen Machtgebietes vorzubereiten. In Rom war der alte Papst von seiner Krankheit noch einmal genesen, immer aber zeigte sich seine Gesundheit erschüttert und die Möglichkeit einer Sedisvacanz in naher Aussicht. Seine Regierung that was sie konnte, in Rom und den bisher erretteten Provinzen die Kriegsschäden zu heilen, die republikanische Partei niederzuhalten, ihr Heerwesen in bessere Verfassung zu bringen. Sie erbat sich zu diesem Zweck wieder von Oesterreich einen höhern Officier, und erhielt den General Provera, der Ende September zur Uebernahme des Commandos in Rom anlangte. Kaum aber hatte Bonaparte davon gehört, als er seinem Bruder Joseph, der seit dem Sommer den französischen Gesandtschaftsposten in Rom bekleidete, den Befehl zusandte, die Entfernung Provera's binnen vierundzwanzig Stunden, unter der Drohung sofortigen Krieges, zu verlangen. Er setzte hinzu, daß beim Absterben des Papstes Joseph Alles aufbieten müsse, um das Volk zur Revolution zu bringen, und eine Neuwahl zu verhindern; bliebe aber trotz seiner Maßregeln die Bevölkerung ruhig, so müsse bei der Papstwahl die Ernennung des Cardinals Albani um jeden Preis verhindert, und dem Conclave geradezu als Kriegsfall bezeichnet werden. Eine Einmischung Neapels werde er nicht dulden. Eine Verbindung des Königs mit dem Papste wäre ein Bündniß der Ratten gegen die Katze. Bei dieser Gesinnung war die Selbständigkeit des Kirchenstaates nur noch ein leerer Name, und der völlige Zusammensturz eine Frage der allernächsten Zeit. Wie hätte auf solchen Wegen es Bonaparte in den Sinn kommen sollen, den Oesterreichern die Legationen zu überlassen, und damit sich selbst den Zugang zum Kirchenstaate abzuschneiden?

Nicht minder scharf contrastirte in Norditalien sein damaliges Thun mit Cobenzl's Begehren, dem Kaiser die Grenzlinie der Adda zuzugestehn. Der obere Lauf dieses Flusses, nordöstlich vom Comer See, ergießt sich, wie man weiß, durch das Thal des Veltlin. Damals bildete das letztere eine unterthänige Landschaft Graubündens, und hatte wie alle Unterthanen schweizerischer Landgemeinden vielfach über rauhe Behandlung und eigennützigen Druck zu klagen, so daß es den französischen und Mailänder Demokraten keine große Mühe kostete, eine gewaltsame Erhebung der Thalbewohner gegen die Graubündener Herrschaft zu veranlassen. Der französische Geschäftsträger in Chur, Comeyras, suchte darauf bei der dortigen

Regierung einen Beschluß durchzusetzen, welcher das Veltlin als vierten gleichberechtigten Bund mit den drei alten Grauen Bünden vereinigte, und bewirkte zugleich, daß die damals überwiegende gemäßigte Partei die Vermittlung des General Bonaparte für die Veltliner Händel anrief. Der General nahm diesen Auftrag an, und lud darauf Abgeordnete der Streitenden zur Berathung nach Mailand ein. Unterdessen aber gewann in Graubünden die heftigere Partei die Oberhand; die Landgemeinden verwarfen die Erhebung des Veltlin zu einem vierten Bunde, und verzögerten die Abfertigung der nach Mailand bestimmten Bevollmächtigten. Bonaparte zog dann im September eine starke Truppenabtheilung an den Grenzen des Veltlin zusammen, und sprach am 10. October als Vermittler das Urtheil, da die Bündner bei der Verhandlung ausgeblieben wären, so hätten sie ihre Ansprüche verwirkt; im Namen der französischen Republik erkläre er also die Unabhängigkeit des Veltlin, und ertheile zugleich dem souveränen Volke desselben die Erlaubniß, sich mit Cisalpinien zu verbinden. Die Anwesenheit der französischen Truppen gab diesem Spruche unwiderlegliche Rechtskraft. Die Mündung eines militärisch wichtigen Alpenüberganges war damit für die cisalpinische Republik gewonnen.

Während Bonaparte auf diese Art seine Aussichten nach allen Seiten befestigte und erweiterte, zerrann der österreichischen Regierung jede noch so schwache Hoffnung, mit welcher sie den Grafen Cobenzl nach Udine entlassen hatte. Auf die nach Petersburg geschickte Depesche vom 30. August antwortete Graf Dietrichstein am 20. September in völlig trostloser Weise. Paul und seine Minister beharrten bei ihrem Systeme gänzlicher Unthätigkeit; jeder Erörterung des Oesterreichers über die französische und preußische Habgier setzten sie die alte Gleichgültigkeit entgegen; eine große Aenderung in Deutschland, sagten sie, scheine unvermeidlich zu sein. Was England betraf, so hatte allerdings in Lille der Lord Malmesbury jene Zumuthung der neuen Gesandten mit Befremden zurückgewiesen, und dann umgehend die Aufforderung erhalten, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen, und sich bei seinem Hofe bessere Instructionen zu holen: ein Verfahren, sagten die Franzosen, welches nur die Beschleunigung eines gedeihlichen Friedens zum Zwecke habe. Oesterreich war hienach sicher, bei einem Abbruch seiner Unterhandlung im Kampfe nicht allein zu stehn, und in der That wies auch Lord Grenville gleich nach Malmesbury's Rückkehr den englischen Gesandten in Wien an, auf Wiederanbahnung des

alten Einvernehmens Bedacht zu nehmen. Auf Thugut aber konnten diese guten Worte nicht wohl einen erheblichen Eindruck machen, da Lord Grenville an demselben Tage in einem zweiten Briefe an Sir Morton Eden den Befehl erließ, die österreichische Regierung auf das Schärfste an die Bezahlung ihrer Schulden zu erinnern, und im Weigerungsfalle mit einer öffentlichen Anklage auf Wortbruch zu drohn. Der Hauptwerth der englischen Freundschaft bestand für Oesterreich offenbar darin, daß sie Geld einzubringen pflegte: wenn sie statt dessen jetzt Kosten machen wollte, so war sie kein Factor mehr in Oesterreichs Rechnung. Die Bundesgenossen versagten also ringsum, während Bonaparte Tag für Tag in Udine von dem vollen Einverständniß zwischen Frankreich und Preußen erzählte, und dann die Bereitwilligkeit, ja Sehnsucht Würtembergs, Badens, Hannovers, schilderte, gegen fette Säcularisationen das ganze linke Rheinufer abzutreten. Thugut meinte, daß freilich nichts unzuverlässiger sei als Bonaparte's Wahrheitsliebe, daß leider aber den Preußen jede Abscheulichkeit und den kleinen Reichsständen jede Selbstsucht zuzutrauen sei: bei längerem Widerstreben sah er demnach die Möglichkeit eines französisch-preußischen Offensivbündnisses, und hiemit für Oesterreich die geradezu tödtliche Gefahr vor Augen. Er blieb bei seinem Worte vom 30. August: mit Frankreich allein würde der Kaiser es aufnehmen, wenn ihm aber gegen Preußen nicht Rußlands Hülfe sicher ist, so muß er nachgeben. Und nun wies Rußland jeden Gedanken an preußenfeindliche Politik zurück, und Bonaparte erklärte seinerseits höchst bestimmt, daß nach Annahme seines Programms die Republik ungleich lieber mit dem Kaiser als mit Preußen zusammengehn würde. Das Ergebniß dieser Voraussetzungen konnte nicht zweifelhaft sein. Um Venedig und die Legationen zu gewinnen, hatte man die Reichsintegrität Preis gegeben: man entschloß sich jetzt, in Italien Schritt auf Schritt zurückzuweichen, um bei der unvermeidlich gewordenen deutschen Neugestaltung den entscheidenden Einfluß nicht an Preußen gelangen zu lassen.

Das Alles war, unter der Voraussetzung jener abscheulichen preußischen Gesinnung, vollkommen folgerichtig. Aber allerdings, die Voraussetzung war falsch. Am 2. October ließ der hinsiechende König seinem Gesandten in Paris die bestimmte Weisung zugehn, er wolle durchaus kein Bündniß mit Frankreich; keine andere Macht sei so sehr zu fürchten wie diese: sie wolle Preußen völlig von sich abhängig machen, um es dann mit Uebermuth zu behandeln. Am 3. October wies demnach Graf Haugwitz einen

wiederholten Bundesantrag höflich jedoch mit größter Entschiedenheit zurück. Thugut aber wußte das nicht, und, dürfen wir hinzusetzen, hätte er davon erfahren, so hätte er es nicht geglaubt.

So ergab die Unterhandlung in Udine und Passariano von Sitzung zu Sitzung ein stetes Vordringen der französischen, ein ebenso sicheres Zurückweichen der österreichischen Forderungen. In Bezug auf Deutschland hatte Bonaparte mit dem Antrag begonnen, die 1793 reunirten Landschaften unter Frankreichs verfassungsmäßige Grenzen einzubegreifen. Dies durchgesetzt, erklärte er, daß die hierunter fallenden Gebiete eine vielfach unterbrochene und widersinnige Grenze bildeten; es sei für die Gründung eines ruhigen und dauerhaften Zustandes unerläßlich, Frankreich auf dieser Seite eine geschlossene, militärisch brauchbare Grenze zu schaffen. Die Oesterreicher fanden, daß er mit dieser Abrundung einen neuen Gewinn von 300,000 Seelen mache, räumten aber endlich den Grundsatz ein, und ließen sich Bonaparte's Grenze gefallen. Er aber verfolgte seinen Vortheil unabläßig weiter, entdeckte bei jeder neuen Besprechung neue Lücken in der militärisch nothwendigen Grenze, und fügte weitere Bezirke an der Mosel, und dann nördlich der Mosel bis an die Nette dem künftigen französischen Gebiete hinzu. Er war dann einverstanden, daß Oesterreich für sich das Erzbisthum Salzburg und das baierische Land bis zum Inn erhalte. Was Italien betraf, so ließ Cobenzl den Anspruch auf die Addalinie gleich bei der ersten Erörterung fallen, um dann um so fester auf der in Leoben gezogenen Grenze, dem Oglio, und demnach auf dem Besitze Mantua's zu bestehn. Bonaparte erklärte, da er dem Kaiser, über die Präliminarien hinaus, die Stadt Venedig mit dem Dogado zubillige, so müsse es nach Westen bei der Etschlinie bewenden. Cobenzl wehrte sich mit höchster Zähigkeit; er wich vom Oglio auf den Chiese, von dort auf den Mincio zurück: es war Alles vergebens, Bonaparte beharrte unerschütterlich auf der Etschlinie; den Mincio wollte er nur gewähren, wenn Cobenzl das ganze linke Rheinufer abträte, was dieser dann seinerseits weigerte; Bonaparte ließ sich endlich höchstens eine kleine Erweiterung am Gardasee und dann am untersten Stromlauf das Land zwischen Etsch und Po entreißen. Nicht besser erging es den österreichischen Ansprüchen auf die Legationen: Bonaparte's Verneinung war hier noch bündiger und heftiger als sonst. Cobenzl entschloß sich am 7. October, das letzte Wort seiner Instructionen auszusprechen: „laßt uns die Legationen, und nehmt das ganze linke Rheinufer." Es macht keine

Wirkung mehr. Wie es der General dem Grafen schon zu Anfang der Unterhandlung gesagt, er wollte um keinen Preis den Kaiser den Po überschreiten und dadurch zum Herrn Italiens werden lassen: den Rest des linken Rheinufers aber, der nach der erwähnten Abgrenzung noch übrig blieb, hoffte er ohne Mühe bei der Unterhandlung des Reichsfriedens in Rastadt, falls es dann noch zweckmäßig erschiene, von dem Reiche selbst zu erlangen. Welchen Sinn hätte es also gehabt, für eine nach wenigen Monaten jedenfalls gesicherte Beute heute dem Kaiser ganz Italien aufzuopfern? Cobenzl sah, daß hier nicht durchzudringen war, und erklärte mit schwerem Herzen, daß er zum Friedensschlusse auf Bonaparte's Bedingungen nicht befugt sei, aber das bisherige Ergebniß nach Wien berichten und um Vollmacht zur Unterzeichnung bitten wolle. In acht Tagen könne die Antwort da sein. Nach einigem Widerstreben ließ sich der General den Aufschub gefallen. Auch er berichtete die Lage nach Paris, und ließ dabei seine Absicht, trotz aller Weisungen des Directoriums nach seinem Sinne abzuschließen, höchst unverkennbar hervortreten. „Binnen drei Tagen, schrieb er an Talleyrand am 7. October, ist hier Alles geendigt, wir haben den Krieg oder den Frieden. Ich gestehe, daß ich Alles für den Frieden thun werde, mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit und die geringe Aussicht, große Dinge ausführen zu können. Ihr kennt das italienische Volk sehr wenig. Es verdient nicht, daß man für seine Freiheit 40,000 Franzosen opfere. Ihr geht stets von der falschen Voraussetzung aus, daß die Freiheit ein weichliches, abergläubisches, prahlerisches und feiges Volk zu großen Dingen begeistern könne. Was ihr von mir begehrt, sind Wunder, und Wunder kann ich nicht thun." Er schildert ihm weiter die militärische Unbrauchbarkeit der Italiener, warnt vor unbesonnenem Uebermuth, und beklagt die Neigung zum Rückfall in die Politik von 1793, jetzt, wo ein entgegengesetztes System so gute Wirkung gehabt, wo man nicht mehr wie damals über die Massenrecrutirung und die Massenbegeisterung verfüge. „Halten wir uns, schließt er, an die wahre Politik, die nichts ist als die Erwägung der Umstände und Möglichkeiten, so werden wir für lange Zeit die große Nation und der Schiedsrichter Europa's sein, ja wir werden die Wage des Welttheils halten und sie sinken lassen nach unserm Belieben, und, wenn das Geschick es so will, sehe ich die Möglichkeit, in wenigen Jahren jene großen Ergebnisse zu erlangen, welche die erhitzte und begeisterte Phantasie erblickt, die aber nur ein äußerst kalter, standhafter, rechnender Mann erreicht. Ich schreibe

euch wie ich denke: das ist der größte Beweis von Achtung, den ich euch geben kann."

Aber so sicher hier sich sein Gefühl der vollsten Ueberlegenheit nach allen Seiten ausprägte, so ertrug seine ungeduldige Natur es doch nicht, dem Grafen Cobenzl die verheißene Pause von acht Tagen in Ruhe verstreichen zu lassen. Er nahm die eben anlangende Depesche des Directoriums vom 29. September zum Vorwande, Cobenzl zum sofortigen Abschluß zu drängen, ihm noch einen Landstrich des Po-Delta oder des Rheinufers abzuängstigen, die schleunige Ausarbeitung der Friedensurkunde zu fordern. Sonst gefährde man Alles; schon jetzt nehme er durch die Ueberschreitung seiner höchst gemessenen Instructionen die schwerste Verantwortung auf sich; jeden Tag könnten neue Befehle seiner Regierung den ganzen bisherigen Gewinn zerstören. In der That ließ sich Cobenzl bestimmen, schon vor dem Eintreffen des Wiener Couriers zu der Redaction der Artikel zu schreiten. Es ging dabei wieder nicht ohne heftige Scenen ab. Ein gewaltiger Zank erhob sich, als Bonaparte die Anerkennung der französischen Annexion der jonischen Inseln begehrte, und dann Gallo, von Cobenzl unterstützt, die Ueberweisung derselben an Neapel forderte. Cobenzl erklärte zuletzt, ihm sei jede Bestimmung über die Inseln gleichgültig, vorausgesetzt, daß dieselben nicht an Frankreich fielen. Da aber brach Bonaparte, durch diesen Widerspruch in den Mittelpunkt seiner Lieblingspläne getroffen, mit höchstem Zorne los, und gab amtlich die Erklärung zu Protokoll, daß das Directorium die bisherigen Abreden verwerfe, und von den venetianischen Landen nichts als Istrien und Dalmatien dem Kaiser überlassen wolle. Cobenzl war außer sich. Aber vor wenigen Tagen hatte er eine Mittheilung Thugut's erhalten, daß der Kaiser trotz des Abbruchs in Lille bei Rußlands Unthätigkeit den Frieden wünsche, daß ihm ein solcher Friede den Besitz aller venetianischen Festungen und damit sichern Grund in Italien gewähre, daß man ihn übrigens nur als einen Waffenstillstand betrachte, zu dessen Bruche die Verhandlung des Reichsfriedens zwanzigfachen Anlaß, sobald man ihn wünsche, bieten werde. Bei dieser Gesinnung seiner Regierung konnte er unmöglich wegen Corfu Alles auf das Spiel setzen. Er eröffnete die Verhandlung wieder; das Protokoll wurde verbrannt, der französische Artikel angenommen, und dafür die westliche, jenseits der Etsch gelegene Hälfte der Festung Legnago dem Kaiser überlassen.

Die gewaltsame Drohung hatte hier dem französischen General so

raschen Erfolg gebracht, daß er sich in der nächsten Sitzung, am 11. October, eine gesteigerte Wiederholung des Mittels gestattete. Es war Abends nach Tische; Bonaparte zeigte gleich zu Anfang des Gesprächs eine höchst gereizte Stimmung, und setzte sich durch eifriges Punschtrinken in immer wachsende Aufregung. Er hatte einen Vertragsentwurf mitgebracht, der außer den bisher geforderten deutschen Abtretungen noch das Frickthal und die Grafschaft Falkenstein in Anspruch nahm, und für alle die förmliche Anerkennung des Kaisers begehrte (während Cobenzl nur das thatsächliche Geschehnlassen, unter Zurückziehung der österreichischen Armee, anzubieten hatte). Bei einigen Punkten blieb die Besprechung leidlich maßvoll; als dann aber Cobenzl die förmliche Anerkennung verweigerte, gerieth Bonaparte in die äußerste Wuth, ergoß sich in beleidigende Schimpfreden, schwankte wie ein Trunkener im Saale umher, warf ein Porzellanservice vom Kamine hinunter, und stürzte fluchend und schreiend aus dem Saale in seinen Wagen[1]). Dieses Mal aber gab gerade die völlige Ungehörigkeit seiner Formen dem Grafen Cobenzl festeren Muth. Er selbst vermied es, mit Bonaparte persönlich weiter zusammenzutreffen; ohnedies waren die Hauptsachen festgestellt, und Gallo erhielt den Auftrag, die letzten Detailbestimmungen zu bereinigen. Es zeigte sich bald, daß auch Bonaparte nicht gesonnen war, die Dinge zum Bruche zu treiben; er begnügte sich jetzt mit der Zustimmung des Kaisers zu den rheinischen Abtretungen, anstatt der ausdrücklichen Anerkennung, und ließ einige Nebenforderungen ohne Schwierigkeit fallen. So kam denn endlich, nachdem Cobenzl auch Thugut's Genehmigung erhalten, am 16. October die Uebereinkunft zu Stande. Am 13. October hatte Bonaparte die Berggipfel beschneit und darin eine gewaltige Erschwerung für die Ueberschreitung der Alpen gesehn. Dazu kam die Ernennung Augereau's zum Befehlshaber der beiden Heere am Rhein; er erklärte am 15. seinem Adjutanten Marmont seinen verachtenden Unwillen über die Thorheit der Directoren, welche einen so wenig begabten Schwätzer zum Führer der größten Streitmacht der Republik gemacht, und dadurch das Heer von Italien für den Kriegsfall einer völlig unentbehrlichen Unterstützung beraubt hätten. „In Wahrheit, sagte er, das ist erbärmlich; wir wollen uns hüten, das Opfer dieser Dummheiten zu werden; wir wollen Frieden machen.“ Sein Entschluß stand so fest, daß er, als damals in Folge seiner frühern heftigen Vorstellungen

[1]) Hüffer hat die Berichte über diese Scene kritisch erörtert, S. 447 ff.

das Directorium sich zur Bestätigung des sardinischen Bundesvertrags bequemte, heimlichen Befehl zur Unterbrechung des Postenlaufes gab, um nicht durch die amtliche Kunde der so gewonnenen Verstärkung zu neuer Steigerung seiner Begehren an Oesterreich genöthigt zu sein. Die feierliche Unterzeichnung fand dann am 17. October Abends zu Passariano Statt, doch wurde die Urkunde von dem zwischen Udine und Passariano gelegenen, zu diesem Behufe neutral erklärten Dorfe Campo Formio datirt.

Die öffentlichen Artikel des Vertrags bestimmten die Abtretung Belgiens und der jonischen Inseln an Frankreich, die italienischen Erwerbungen des Kaisers, das Gebiet der cisalpinischen Republik, zu welcher jetzt Mailand und Mantua, Bergamo und Brescia, Modena und die Legationen vereinigt wurden, die Entschädigung des Herzogs von Modena mit dem Breisgau, die Berufung des Congresses für den Reichsfrieden nach Rastadt. Die geheimen enthielten die Zustimmung des Kaisers zu der Erwerbung der Rheinlande, von Basel den Strom entlang bis zur Mündung der Nette, darauf dieses Flüßchen entlang bis zu seiner Quelle, dann südlich einer Linie über Erkelenz nach Venlo. Außerdem trat Oesterreich gegen das Versprechen einer angemessenen Entschädigung das Frickthal ab, und sollte für den Breisgau und Falkenstein das Erzbisthum Salzburg und die baierischen Bezirke im Osten des Inn erhalten. Für den Fall, daß Frankreich beim Reichsfrieden weitere Erwerbungen mache, hatte Cobenzl eine entsprechende Ausstattung Oesterreichs durchgesetzt. Die Reichsstände, welche auf dem linken Rheinufer Verluste erlitten, sollten in Deutschland nach gemeinsamer Uebereinkunft mit Frankreich entschädigt werden; es waren die drei geistlichen Kurfürsten, Pfalzbaiern, Würtemberg, Baden, Zweibrücken, die beiden Hessen, Nassau, Wied, Salm, Löwenstein, Leyen. Ebenso sollte Oranien eine Entschädigung auf deutschem Boden erhalten, jedoch weder in der Nähe der österreichischen noch der batavischen Provinzen. Preußen würde seine linksrheinischen Besitzungen zurückbekommen, und demnach keine neuen Erwerbungen machen. Zwanzig Tage nach der Ratification dieses Vertrags hätten die kaiserlichen Truppen die Reichslande und deren Festungen zu räumen, und zu gleicher Zeit die Franzosen die venetianischen Besitzungen an Oesterreich zu überliefern. Das Land nördlich des Mains zwischen dem Rheine und der preußischen Demarcationslinie würde bis zum Reichsfrieden von den Franzosen besetzt bleiben.

Bonaparte unterzeichnete den Vertrag mit höchster Befriedigung, wenn auch nicht in allseitiger Friedensstimmung. Er schrieb den folgenden

Morgen an Talleyrand, und faßte noch einmal die Gründe seines Verhaltens zusammen, die Schwierigkeit eines Winterfeldzugs, die Stärke der italienischen Armee des Kaisers, die Trefflichkeit der neuen Erwerbungen, und vor Allem die Rücksicht auf den englischen Krieg. „Sollten wir, sagte er, unsere Kräfte zersplittern, damit England fortfahren könnte, unsere Colonien zu nehmen, und die Herstellung unseres Handels und unserer Marine zu hindern? Die Oesterreicher sind schwerfällig und knauserig; es gibt kein anderes Volk, welches so wenig beweglich und so wenig gefährlich für unsere inneren Zustände wäre, wie das österreichische. Dagegen der Engländer ist freigebig, rührig und thätig. Unsere Regierung muß die englische Regierung zerstören, oder darauf gefaßt sein, durch das Gold und die Umtriebe dieser ruhelosen Insulaner zerstört zu werden. Der jetzige Augenblick gibt uns leichtes Spiel. Werfen wir alle unsere Thätigkeit auf die Seemacht, zerstören wir England. Dies gethan, und Europa liegt zu unsern Füßen."

Was nun den andern Contrahenten, den Kaiser Franz, betraf, so war durch den Frieden von Campo Formio, nicht ausdrücklich aber thatsächlich, das heilige römische Reich vernichtet. Es verlor unmittelbar an Frankreich einen fast doppelt so großen Landstrich, als Frankreich 1871 an Deutschland überlassen mußte, ohne dabei eine militärisch gedeckte Grenze zu erhalten, wie sie dort im Süden die Vogesen bilden. Verhängnißvoller aber war die hier formell zugestandene Einmischung der Franzosen in die innern Angelegenheiten des Reiches. Daß die Entschädigung der oben genannten Fürsten durch die Säcularisation geistlichen Gutes erfolgen würde, war nicht buchstäblich gesagt, verstand sich aber um so mehr von selbst, als Oesterreich sich bereits in der Friedensurkunde das Erzbisthum Salzburg ausbedungen hatte. Damit fiel die bisherige Reichsverfassung, in welcher die geistlichen Stände den wesentlichen und charakteristischen Theil gebildet hatten, ohne Weiteres zusammen, ohne allen Zweifel zum großen Segen des deutschen Volkslebens: wäre nur nicht bei den dann unvermeidlichen, vielfach bittern Verhandlungen der gewaltthätige Fremde, der revolutionäre Eroberer zum Entscheider und Schiedsrichter ernannt gewesen.

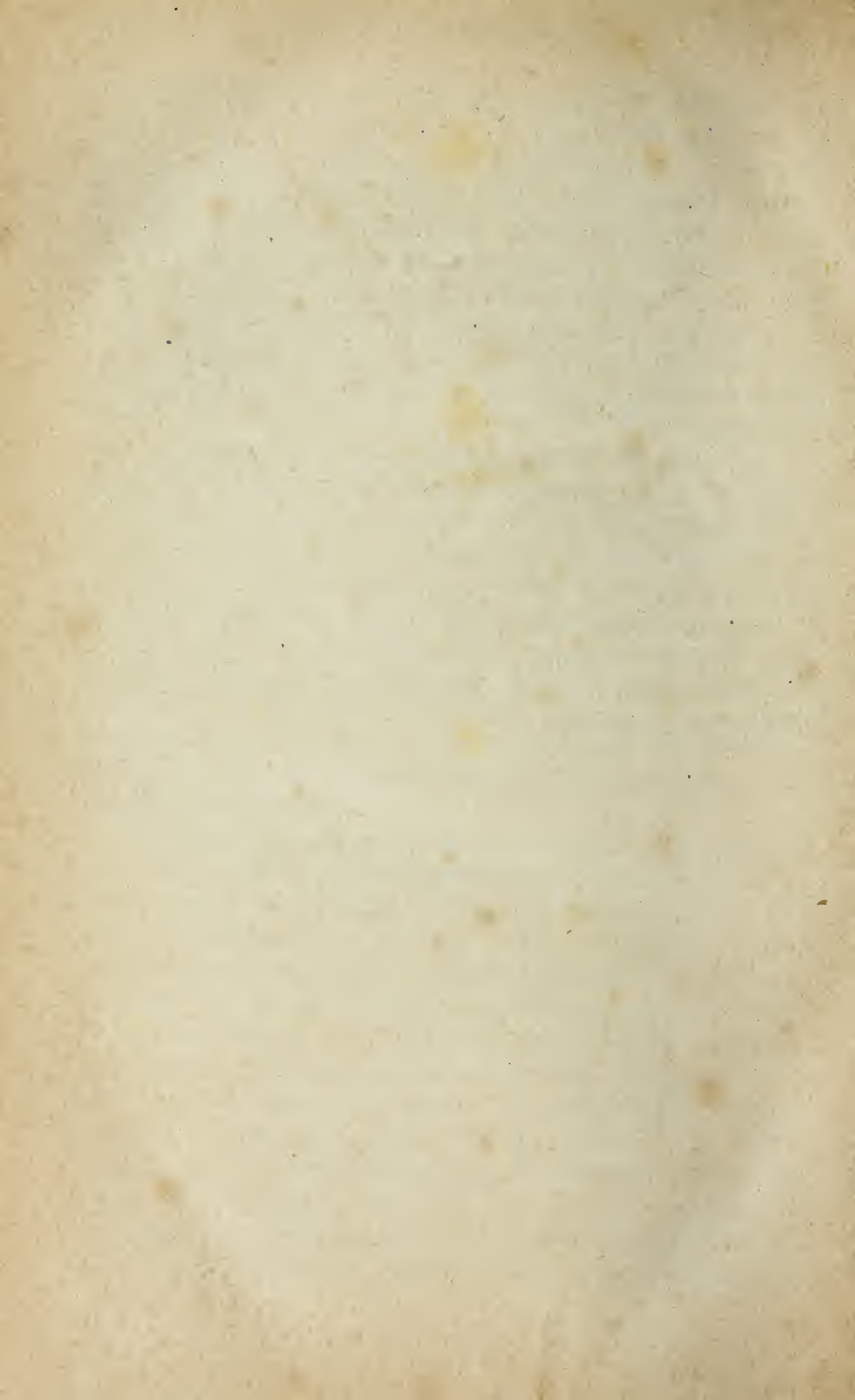
Oesterreich selbst gewann für seine eignen Verluste eine, wenn nicht ganz ausreichende, so doch höchst unverächtliche Entschädigung heraus. Aber im Uebrigen war es kein Wunder, wenn Thugut nur mit Schmerz und Unwillen die Bestätigung des Vertrags beantragte. Die Parzellen des linken Rheinufers, wie wir wissen, hätten ihm wenig Sorge gemacht.

Tief unangenehm aber war ihm die Nothwendigkeit, die ächten Getreuen des damaligen Oesterreich, die geistlichen Stände, Preis zu geben, und vor Allem aufregend das Verfehlen des großen Zweckes, den er durch dieses Opfer zu erreichen gehofft, die Erwerbung der Legationen, und damit des herrschenden Einflusses in ganz Italien. „Dieser Vertrag, schrieb er dem Grafen Colloredo am 22. October, wird durch seine Schändlichkeit in den Jahrbüchern Oesterreichs Epoche machen, wenn nicht, was sehr zu fürchten ist, diese Jahrbücher selbst verschwinden werden. Es gibt nur zu viele Einwürfe gegen die Artikel. Ich habe sie erst rasch durchlaufen; wir werden Zeit genug haben, sie zu beweinen. Cobenzl wird bald ankommen, und wird manches erläutern, was mein armer Kopf, noch dazu durch heftige Schmerzen gepeinigt, nicht begreifen kann." In einem zweiten Billet vom selben Tage ruft er aus: „was ich von den Artikeln gelesen, macht mir Fieber. Meine Verzweiflung wird voll durch den wahnsinnigen Jubel der Wiener auf das bloße Wort Friede. Niemand fragt, ob die Bedingungen gut oder schlecht sind, niemand fragt nach der Ehre der Monarchie und was aus derselben binnen zehn Jahren geworden sein mag. Nur daß man auf die Redoute laufe und Backhähnel speise. Wie sollte man bei solcher Stimmung der Energie eines Bonaparte Widerstand leisten, der fröhlich jedes Wagniß auf sich nimmt? Nur Friede, Friede. Aber wo ist er? Seine Sicherheit sehe ich auch in diesem Vertrage nicht. Die Ausführung desselben wird, dessen bin ich gewiß, den zweiten Theil zu der Ausführung der Präliminarien liefern."

Im Grunde war diese Wahrnehmung sein letzter, guter, grimmiger Trost. Es ist, hatte er ja schon am 5. October dem Grafen Cobenzl geschrieben, nur ein Waffenstillstand, voll von Anlässen zum Bruche, sobald der Bruch erwünscht scheint. Und jetzt, nachdem man alle den Schmerz und Schimpf, hauptsächlich wegen Rußlands Stumpfheit, auf sich genommen, langte eine Depesche Dietrichstein's aus Petersburg vom 13. October an, welche eine plötzliche, und nach Art des Kaisers heftige Sinnesänderung Paul's meldete. Graf Haugwitz hatte dem russischen Gesandten in Berlin erzählt, daß der König das angebotene französische Bündniß abgelehnt habe, dann aber hinzugesetzt, trotzdem sei, wenn jetzt der Friede nicht zu Stande komme, eine weitere Ausdehnung des Kriegsschauplatzes zu befürchten. Auf dieses Wort hatte Paul Feuer gefangen, die preußischen Heere bereits gegen Oesterreich in Bewegung gesehn, sich plötzlich erinnert, daß er kraft des Teschener Friedens Garant der deutschen Reichsverfassung

sei. Sofort war eine Depesche nach Berlin gegangen, ganz freundlich in der Form, aber äußerst bündig in ihrem Inhalt, daß er jene zu Teschen übernommenen Pflichten energisch erfüllen, und Deutschland vor jeder Verletzung beschützen werde. Seine Minister versicherten, es sei jetzt voller Ernst: das Heer habe sich die neue Fechtmethode gründlich angeeignet, die Officiere sehnten sich nach Krieg; man werde von nun an den Kaiser rascher in der Unterstützung seiner Bundesgenossen finden, als es Catharina je gewesen. Paul selbst erwiderte auf Dietrichstein's Dank für die Berliner Depesche: „ich habe nur meine Schuldigkeit gethan; ich bin Garant der deutschen Reichsintegrität, und werde keine Verletzung derselben dulden."

Im Augenblicke der Unterzeichnung eines nach sechsjährigem Blutvergießen zu Stande gekommenen Friedens, welche Aussichten für Europa: das französische Hetzen gegen die Schweiz und Rom, das Drängen des Directoriums auf das linke Rheinufer, die glühenden Entwürfe Bonaparte's gegen den Orient, und auf der andern Seite Thugut's Erquickung bei der Umstimmung Kaiser Paul's, und demnach der Entschluß, sobald wie möglich den neuen Waffengang zu versuchen. Am 17. October war die erste Coalition gegen Frankreich aufgelöst worden; eine Woche später war der Keim zur zweiten gelegt.







23. IV. 89

352

50
52
50
35
1,87


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 117731700